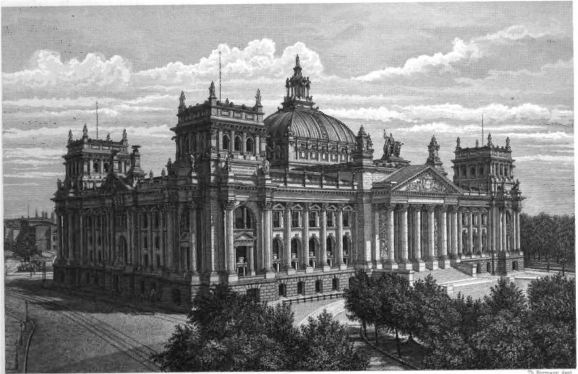
Geographisc... Charakterbild... in abgerundeten Gemälden ...

August Wilhelm Grube

Digitized by Google

Digitized by Google



Druck v. F. A. Brockhaus Leipzig. Th. Bormann gest.

Das Reichstagsgebäude zu Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritter Teil.

Fünfzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1897.

Digitized by Google

KF 11658

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Charakterbilder

deutschen

Landes und Lebens

für

Schule und Haus,

herausgegeben

von

A. W. Grube.

Fünfzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1897.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

(Die in die 15. Auflage aufgenommenen neuen Charakterbilder sind mit einem * versehen.)

Seite

Einleitung. Deutschland das Land der Mitte VIII

Erster Abschnitt.

An deutschen Küsten und auf deutschen Meeren.

1. Königsberg 1
   Die Küste von Samland und die Bernsteingewinnung 10
2. *Die Kurische Nehrung 19
3. Die Insel Rügen 25
4. *Das Fischland und seine Bewohner 38
5. *Der Nordostseekanal (Kaiser-Wilhelmskanal) 45
6. Auf Helgoland 52
7. Die Halligen 56
8. Borkum 60
9. Aus der deutschen Marsch 66
   Das alte Land . . . . —

Zweiter Abschnitt.

1. Oldenburger Land und Leute 72
   Geest und Marsch . . . . —
   Der Oldenburger Bauer 76
   Witz 82
   Lustbarkeiten 84
   Singen und Fluchen 86
2. Die Lüneburger Heide 87
3. Das Moor 97
4. Ein norddeutsches Erntefest 102
5. Westfälische und pommersche Bauernschaft 107
   a. Das soziale Leben der westfälischen Bauernschaft . . . . . . —
   b. Pommersche Dörfer. — Gutsbesitzer 114
6. Die Mark Brandenburg als Kulturland 121
7. Nach dem Spreewald 125
   a. Eine verschwindende Nation . . . . —
   b. Im Spreewald 129
8. Das Oderbruch 135
9. Berlin. (Mit Abbildung) 140
   a. Berlin, die Königs- und Kaiserstadt . . . . —
   b. Berlin als Industriestadt 151

Digitized by Google

Seite
c. Berlin als Pflegstätte der Kunst und Wissenschaft 153
d. Berliner Leben und Einrichtungen 156

Dritter Abschnitt.
Im deutschen Mittelgebirge.

1. Bilder aus dem Harz. (Mit Abbildung) 164
a. *Brockenfahrt im Sommer 169
b. *Brockenfahrt im Winter 170
Eine Grubenfahrt zu Klausthal 174
2. Skizzen aus dem Waldleben des Oberharzes 179
a. Kulturmädchen . . . . —
b. Köhler 181
c. Der Hirt 184
3. Das Riesengebirge. (Mit Abbildung) 187
Die „Bauden“ im Riesengebirge 199
Der Wiesenbau 201
4. Aus dem Böhmerwald 203
a. Der Urwald 204
b. Das Holz und seine Verwendung 210
c. Filze und Auen 213
5. Der Bergbau zu Freiberg im Erzgebirge 217

Vierter Abschnitt.

1. Leipzig. (Mit einer Abbildung des Reichsgerichtsgebäudes) 226
2. Die Elbe 242
3. *Hamburg 255
*Hamburgs Freihafen (mit Ansicht) 271
4. Bremerhaven 278

Fünfter Abschnitt.

1. Thüringen. (Mit Abbildung) 288
Land und Leute . . . . —
Volksfeste 293
Hausindustrie in Thüringen 294
2. Der Spessart 301
3. Der Schwabe 307
4. Der landschaftliche Charakter Württembergs 309
5. Aus dem Schwarzwald 317
Allgemeine Charakteristik . . . . —
Die Uhrenfabrikation 320
Brennende Berge und stürzende Flüsse 321
6. Aus dem Elsaß 324
7. *Die „Arbeiterstadt“ in Mülhausen 328

Sechster Abschnitt.

1. Der Rhein 336
Bilder aus dem Rheinthal. (Mit Abbildung) 347
Bacharach 349
Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ob Rüdesheim 351
2. Das Moselthal 353
3. Aus der Pfalz 364

Digitized by Google

Seite
4. Köln 371
Der Kölner Dom (Titelstahlstich) . . . . —
Das Kölner Hennesschen 381
5. Wanderungen durch die Hauptorte des Bergischen Fabriklandes 383
*Fr. Krupp und seine Gußstahlfabrik. (Mit Abbildung) 397

Siebenter Abschnitt.

1. Nürnberg 408
Geschichte und Bewohner 430
2. Die bayerische Hochebene 436
3. München. (Mit Abbildung) 449
Der neue Königsbau 456
Die Königsschlösser Ludwigs II. von Bayern 458
4. Regensburg 469
Die Walhalla bei Regensburg 474

Achter Abschnitt.

1. Berchtesgaden und der Königssee. (Mit Abbildung von Salzburg) . . 477
2. Aus Oberbayern 489
Über den Volkscharakter im bayerischen Hochland . . . . —
Die Musik in den bayerischen Bergen 495
Das Fingerhakeln 498
3. Das Passionsspiel in Ammergau (1890) 501
4. Mittenwald, das deutsche Cremona 511

Neunter Abschnitt.

1. Der Bodensee. (Mit Abbildung) 516
2. Winterliche Gletscherwanderung im Hochgebirge des Özthales 531
3. Die Deutschen in den Alpen 540

Zehnter Abschnitt.

1. Die Donau 551
Weltstellung der Donau . . . . —
2. Wien als Mittelpunkt des Donauhandels. (Mit Abbildung) 558
Von der Spitze des St. Stefansturmes 562
Der Prater 574
Die Wiener Gesellschaft 581

Einleitung.

Deutschland das Land der Mitte.*)

Wir Deutschen können unser Vaterland das Land der europäischen Mitte nennen mit viel größerem Recht, als die Chinesen das ihre in Bezug auf Asien. Welches Lebensverhältnis wir auch immer nehmen mögen, in Deutschland gleicht sich alles aus, und seien es politische und moralische, oder physikalische und kosmische Extreme, in unserem Vaterlande finden wir das Zentrum aller europäischen Linien.

Wir Deutschen bewohnen den mittleren Hauptkörper Europas, an den sich seine Glieder nach allen Seiten hinaus erstrecken. Von Deutschland geht es nach Italien hinaus zu den heißen Gebieten der südlichen Zonen, und ihnen gegenüber rühmen wir, wenn wir auch ihres schönen Himmels entbehren, die größere Frische und Kühle unserer Wälder und Quellen. Nach Norden in die Nachbarschaft der Polargegenden bauen sich Rußland und Skandinavien hinaus, und wenn sie dort im Winter frieren und Baumstämme gegen die grimmige Kälte in ihren Öfen verlodern lassen, so erscheinen wir ihnen gegenüber als Südländer, spalten unser Holz in kleine zierliche Stückchen und preisen es, daß wir den Frühling vier Wochen früher haben.

Alle Naturformen Europas finden sich in Deutschland zusammen; wir haben eine wahrhaft griechische Mannigfaltigkeit: die Plateaubildung wie Spanien, die Form der Tiefebene wie Rußland; wir haben den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und Ebene der britischen Inseln und die

*) Vgl. J. G. Kohl, Reisen in Steiermark, die Einl., und Th. Schacht, Lehrbuch der Geographie, 2. Aufl., S. 389.

Hochgebirgsform Skandinaviens. Dabei ist Deutschland waldreicher, als die drei Südländer Europas, wo der Wanderer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften klagt. Haben wir auch keine Pomeranzenhaine und Olivenwälder (welche letztere überdies fahl aussehen) und keine Baumarten mit immergrünem Laub; so prangen dafür unsere Wälder mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind als bei uns, und zwar am stattlichsten im Norden (Mecklenburg, Holstein, Insel Rügen), so daß die Dichter nicht ohne Grund das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzen. Tannen- und Fichtenwälder überziehen die höheren Berge; Linden, Ulmen, wilde Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln verschönern selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen. Sümpfe, deren es in der Urzeit zwischen den Waldungen viele gab, sind größtenteils verschwunden, und nur wenige Gegenden durch Moräste ungesund, nirgends in solchem Maße, wie die pontinischen Sümpfe und Maremmen Italiens. Die Heiden und Moore des nördlichen Deutschlands sind reizlos, aber bei weitem nicht so trübselig als die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich, und hält man Abrechnung, so ist unser deutsches Vaterland bei weitem schöner als Frankreich. Die Seine läßt sich weder an Wasserfülle, noch an Herrlichkeit der nächsten Gegenden mit der Elbe vergleichen, nirgends bieten ihre Ufer solche Landschaften, wie die der Elbe bei Dresden. Schon daraus, daß sich in Deutschland viel mehr Gebirge verzweigen, als in dem größtenteils flacheren Frankreich, kann man schließen, wieviel mannigfaltiger und reizender die Natur der Landschaften in Deutschland sein muß. An der Rhone ist's schön, namentlich bei Lyon, doch nicht reizender als im österreichischen Donauthale, und weder Rhone noch Loire dürfen sich mit dem Rheinstrom messen, dessen prachtvolle Ufer mit Weinhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker Europas gern besucht und hoch gepriesen werden.

Freilich wenden der unwissende Provençale und der Italiener ihr Angesicht hinweg von unserem teuern Vaterlande, und schelten es nebelig und feucht, — und der vorurteilsvolle Spanier meint gar, nur in Frankreich könne er es noch allenfalls aushalten; was jenseits liege, sei alles ein nordisches Land ohne Sonne und Sterne. Mit Recht aber können wir diese Leute auf England verweisen, zu dessen Nebeln sich die unserigen verhalten wie zarte Schleier zur Sackleinwand, — mit Gleichmut hüllen wir uns eine Zeitlang in unsere Rhein- und Donaunebel und denken, „die Sonne

sieht nachher wieder um so schöner aus". Ein stets blauer Himmel, eine ewig blitzende Sonne wie in Spanien, kein Deutscher könnte sie ertragen. Wir haben durchaus die Poesie der Wolken nötig, in welche sich unser Firmament bald so, bald so alle Tage mit einem anderen Kostüm vermummt, ohne doch, wie im Lande der Hyperboreer, für immer in eine Nebelkappe gehüllt, gleich einem mürrischen Greise dazusitzen.

Der schroffe, unzugängliche Engländer hat auf seiner rund vom Meere umwogten Insel außer sich selbst keinen einzigen Nachbar. Der Franzose hat nur zweierlei Nachbarn, romanische und deutsche. Wir Deutschen aber haben fast alle Europäer zu Nachbarn, germanische, romanische, slawische aller Art. Mit den Slawen im Osten, mit den Russen, Polen, Böhmen, Serben, Kroaten — ja wer nennt diese Nationen alle! — sind und waren wir in Freundschaft und Feindschaft vermischt. Die Italiener haben, wenn auch wider Willen, in unsere Gemeinschaft treten müssen; mit den Franzosen im Westen haben wir, leider! nur zu sehr fraternisiert, bis das Maß ihrer Eitelkeit und Überhebung voll wurde, und deutsche Kraft und Einigkeit sie in ihre Grenzen zurückwies. Im Norden haben wir stammverwandte germanische Stämme, die nun, nachdem Deutschland wieder ein mächtiges Reich geworden ist, auch sich um seine Freundschaft bewerben müssen. Wir haben daher Gelegenheit, alle europäischen Nationen ganz aus der Nähe zu beobachten und das Gute von ihnen anzunehmen. Wir rühmen uns aber zugleich auch allen Nationen gegenüber irgend einer guten Eigenschaft, die sie nicht haben. Dem englischen Stolz setzen wir Duldsamkeit entgegen, dem französischen Leichtsinn gegenüber rühmen wir uns der langsamen Bedächtigkeit und ruhigen Besonnenheit, wie der französischen Flunkerei gegenüber der Ehrlichkeit und Solidität; — der italienischen glühenden Rach- und Eifersucht gegenüber zeigen wir Versöhnlichkeit und Ruhe, und dem slawischen gewaltthätigen Despotismus gegenüber Rechtssinn und Treue.

Alle religiösen und politischen Systeme Europas ragen mit ihren äußersten Zipfeln und Ausläufern nach Deutschland herein, finden aber auch in deutschen Landen eine gewisse Mäßigung und Milderung —, so das konstitutionelle System Englands, wie die unumschränkte Fürstengewalt des Ostens. Eine Volksherrschaft, die alle Unterschiede in der Gesellschaft aufheben und alle Autorität der Regierung an sich reißen möchte, widerstrebt dem gesunden Sinne des größeren Teils unseres Volkes ebenso, wie die oft zügellose, zwischen republikanischer Ausgelassenheit und straffem Soldaten-

regiment schwankende Freiheit des Westens bei uns gemäßigt und gezügelt wird. Der poetische Katholizismus hat seine Basis in Italien und ragt bis hoch in den Norden Deutschlands hinauf, sowie der kühle Protestantismus, der im Norden seine Quelle hat, bis tief nach Süddeutschland hinabgeht.

Reist man von Rußland nach Deutschland, so glaubt man im Lande der Freiheit zu landen; geht man von Frankreich her über die Grenze, so ist bei aller Schätzung der Vorzüge, welche die Franzosen vor uns voraus haben, es einem doch zu Mut, als sei man von dem Gipfel eines im Innern stets drohenden, unheilbringenden Kraters auf den Boden der Ordnung, Ruhe und Sicherheit gekommen. Naht man sich von Belgien, so freut man sich, der bigotten, finsteren Menschengesichter los zu sein, und lobt im stillen deutsche Aufklärung und Schulbildung, Offenheit und Freimütigkeit. Verläßt man Italien, so dankt man Gott, nun mit weniger leidenschaftlichen und oberflächlichen Menschen zu verkehren, und hat man Ungarn im Rücken gelassen, so ist man herzlich froh, das Land der Mitte zu erreichen, in welchem auch so viele magyarische Steine des Anstoßes sich wegpolieren, so viele Knoten ihre Auflösung finden.

Wenn die meisten europäischen Kriege früher ihre endliche Lösung und Entscheidung in Deutschland gefunden haben, so werden sie fortan ihre Lösung durch Deutschland finden. Das zur Einigkeit und zum politischen Selbstbewußtsein gelangte deutsche Volk ist auch das mächtigste und stärkste, ohne welches fortan keine wichtige Entscheidung in den Staatsdingen Europas getroffen werden kann; die Ruhe und der Frieden Europas sind seit den letzten großen Kriegen und Siegen durch die Haltung Deutschlands bedingt. Unser Vaterland ist das Herz Europas und darum das Herz der Welt, alle tieferen Lebenssäfte des Geistes und Gemütes gehen von diesem Lebensmittelpunkte aus und in denselben wieder zurück. Wie Deutschland die Bildung aller Länder und Zonen, Kunst und Wissenschaft aller Völker in sich aufnimmt und verarbeitet, so geht von seinem Geiste, wenn auch oft unmerklich und unsichtbar, der innere Bildungstrieb über die ganze Erde, gleich einem befruchtenden Tau und Regen. Sollte einst dieses Herz Europas krank werden und dahin siechen, dann wäre es auch mit der europäischen Bildung vorbei. Daraus folgt aber auch, daß der Deutsche seine Freiheit nicht verlieren kann, wofern er nur sich nicht selber verliert. Was ihm aber vor allem not thut, ist Einigkeit, Vertrauen zur eigenen Kraft, die

mit Gottes Hilfe schon so Großes geleistet hat und noch Größeres leisten wird, — Kenntnis der eigenen Mittel und hohen Güter des Vaterlandes. Wir müssen ablassen von den alten Erbfehlern der Parteisucht und Rechthaberei, welche die Ansicht und Neigung des Einzelnen über die Wohlfahrt des Ganzen setzt und bis zu jener Sonderbündelei sich verirrt, die lieber vor den ausländischen undeutschen Mächten sich beugt, als daß sie der Größe des Vaterlandes ein Opfer bringen möchte; — kurz, wir müssen noch Fortschritte machen im Brudersinn, der um alle so mannigfaltigen Lebensrichtungen und Eigentümlichkeiten im lieben deutschen Vaterlande das nationale Band der Einheit schlingt und stark wird durch „vereinte Kraft“.

Erster Abschnitt.

An deutschen Küsten und auf deutschen Meeren.

1. Königsberg. Die Küste von Samland und die Bernsteingewinnung. — 2. Die Kurische Nehrung. — 3. Die Insel Rügen. — 4. Das Fischland und seine Bewohner. — 5. Der Nordostseekanal. — 6. Auf Helgoland. — 7. Die Halligen. — 8. Borkum. — 9. Aus der deutschen Marsch.

1. Königsberg.*)

Nebst Berlin haben noch vier Städte der preußischen Monarchie die Ehre, den Titel einer Haupt- und Residenzstadt zu führen: Breslau, Hannover, Königsberg und Potsdam. Letztere Stadt ist die kleinste, eine ausschließliche Schöpfung seiner Könige; sie ist bevorzugt durch die Nähe von Berlin und durch den Glanz Friedrichs des Großen, der hier sein Sanssouci gründete. Breslau ist nach Größe und Einwohnerzahl die zweite Stadt des Königreichs, als Fabrik- und Handelsstadt, wie als Universitätsstadt bedeutend; ihre geschichtliche Weihe erhielt sie i. J. 1813, als König Friedrich Wilhelm III. in die Hauptstadt Schlesiens seine Residenz verlegte und von dort den Aufruf an sein Volk erließ, das sich wie Ein Mann wider die Zwingherrschaft Napoleons erhob. Hannover verdankt das Prädikat einer Haupt- und Residenzstadt König Wilhelm II. Königsberg ist im Laufe der Zeiten so herangewachsen, und hat an Einwohnerzahl so zugenommen, daß es heutigentags mit zu den größten Städten der preußischen Monarchie zu zählen ist; es ist eine der ansehnlichsten Handelsstädte des Nordens, jetzt auch eine berühmte Festung. An geschichtlichem Ruhm und Glanz übertrifft es Breslau, Potsdam und fast Berlin selber. Nicht unverdient ist ihm die Ehre zu teil geworden, die zweite Haupt- und Residenzstadt der Monarchie genannt zu werden. Denn wie die Provinz Preußen als echt deutsche Schöpfung des tapferen deutschen Ritterordens vorzugsweise die zivilisatorische Kraft des germanischen Geistes und seine Überlegenheit über den slawischen nahe der Grenze des großen Slawenreichs dargethan hat, so hat sich in ihrer Hauptstadt Königsberg eben dieser echt germanische Geist in seinen

*) Von A. W. Grube.

besten Eigenschaften, klarer Verständigkeit, praktischer Tüchtigkeit, unbestechlichem Rechtsgefühl und Freiheitssinn gleichsam verdichtet. Der Königsberger Weise, Immanuel Kant, welcher die Philosophie in neue Bahnen lenkte, indem er sie von leeren Hirngespinsten zur Untersuchung und Prüfung des Thatsächlichen führte und mit aller Strenge zugleich die sittliche Würde des Menschen ins rechte Licht stellte durch seine Lehre vom kategorischen Imperativ, d. h. vom unbedingten Gehorsam, den wir dem Pflichtgebote schuldig sind — er war ein Königsberger Kind und der reinste und klarste Ausdruck des Geistes, der die preußische Monarchie erhoben, groß und tüchtig gemacht hat.

Dieser preußisch-deutsche Geist war schon im Großmeister des deutschen Ritterordens, Albrecht von Brandenburg, lebendig. Seit 1457 hatten die Großmeister Königsberg zu ihrer Residenz gemacht, waren aber in Lehnsabhängigkeit vom Königreiche Polen geraten und als Regenten eines katholischen Ordensstaates standen sie zugleich unter dem römischen Papst. Jener Albrecht, aus einer Seitenlinie des Kurhauses Brandenburg, begriff die neue Zeit, die mit der Reformation Luthers für Deutschland angebrochen war: er wurde evangelisch-lutherisch und verwandelte das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum, mit Bewilligung seines polnischen Lehnsherrn. Das geschah im Jahre 1525. Vergebens protestierten die Ordensritter. Die Reformation verbreitete sich so schnell in Preußen, daß Luther in freudiger Anerkennung an seinen Freund Spalatin schrieb: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe und mit vollen Segeln eilet jetzt das Evangelium nach Preußen!“ Ein neues frisches Leben und geistiges Streben war in die Gemüter gekommen; um dasselbe auf wissenschaftlicher Grundlage zu festigen, gründete Herzog Albrecht die nach ihm benannte Universität, 1544.

Hand in Hand mit dem geistigen Leben ging der Aufschwung Königsbergs als Handelsstadt, trotz der Nebenbuhlerschaft Danzigs, der Hauptstadt von Westpreußen, die mit Neid auf ihre jüngere Schwester im Osten blickte. In früherer Zeit hatte Danzig allen Seeverkehr der Ostsee an sich gezogen; seine Lage an der Mündung der Weichsel war um so vorteilhafter, als sich nach Osten eine lange Dünenkette (die Frische Nehrung) bis an die vorspringende Küste von Samland zog, die keinen Hafenort hatte. Die lange Düne der „Frischen Nehrung“ war anfänglich stark bewaldet, der Wald hielt den Sand zusammen und so blieb das „Frische Haff“ geschlossen. Als die Entwaldung Fortschritte machte, erhielt auch der Dünensand seine Beweglichkeit wieder, die Nehrung zerriß — da wo jetzt Pillau liegt — das Frische Haff war wieder dem Meere geöffnet und Königsberg erhielt freien Zugang zur See. So konnte es sich zur Seestadt entwickeln und es blieb ihm die Handelsblüte, als es aufhörte, die Residenz der Herzöge von Preußen zu sein.

Als nämlich im Jahre 1618 die Nachkommenschaft Albrechts ausstarb, fiel das Herzogtum Preußen an die Hauptlinie der Hohenzollern, nämlich an die Kurfürsten von Brandenburg. Damit war ein neuer Aufschwung

gegeben. Der große Kurfürst erkämpfte die Unabhängigkeit Ostpreußens von polnischer Lehnsherrschaft und bahnte damit seinem Sohne den Weg, daß derselbe 1701 als Friedrich I. auf Grund des Besitzes dieser preußischen, zum Deutschen Reiche nicht gezählten Landesteile in Königsberg sich die Königskrone aufsetzen konnte. So ward die Hauptstadt Ostpreußens die Weihestadt des preußischen Königtums. Von Preußen erhielt die ganze Monarchie Namen und Wappen — der schwarze Adler in Silber, an das weiße Ordensband mit schwarzem Kreuz der deutschen Ritter gemahnend, wurde das Abzeichen der preußischen Gesamtmonarchie. Schon unter dem Enkel des ersten Königs erhob sich diese zur europäischen Macht und als sie nach der ruhm- und thatenvollen Regierung Friedrichs des Großen wieder sank und durch Napoleon der Vernichtung nahe gebracht wurde, da zog sich der schwergebeugte König Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg in sein letztes und äußerstes, aber auch festestes Bollwerk zurück, und in diesem Brennpunkte preußischer Ehrenhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Zähigkeit glimmte der patriotische Funke fort, um, genährt von Männern wie Stein, Wilhelm v. Humboldt, v. York, v. Schön, Graf Dohna, Niebuhr, Nicolovius, bald wieder zu hellster, herrlichster Flamme emporzulodern. Und es war in derselben preußischen Königsstadt, wo unser Heldenkaiser, König Wilhelm I., am 18. Oktober 1861 sich abermals die Krone aufsetzte, die zehn Jahre später im Glanze der Kaiserkrone des wiedergeborenen Deutschen Reiches strahlte. Seit 1871 gehören Ost- und Westpreußen wieder zum Deutschen Reiche, von dem sie der frühere „Deutsche Bund" ausgeschlossen hatte.

So ist der Name „Königsberg", den sie dem Böhmenkönig Ottokar verdankt, für die Stadt von Vorbedeutung geworden. Der mächtige Ottokar ward von den deutschen Ordensrittern zur Bezwingung des Samlandes zu Hilfe gerufen, und er unternahm mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg die Kreuzfahrt wider einen Stamm des unbändigen heidnischen Volkes der Porussi oder Prussi (Preußen), der dort hauste, als ein Werk christlicher Frömmigkeit — im Jahre 1254. Das Land ward bezwungen und zur Sicherung der Grenze auf dem Bergwalde Twangste eine Burg angelegt, welche dem König Ottokar zu Ehren der Königsberg (polnisch Krolewiec, litauisch Karalauzus) genannt wurde. Auch das älteste Wappen der Stadt, ein geharnischer und gekrönter Ritter, soll wohl an den ritterlichen Böhmenkönig erinnern.

Wie vier Jahrhunderte früher die von Karl d. Gr. angelegte Feste an der Niederelbe der Anfang für die mächtige Stadt Hamburg wurde, so legte sich an den befestigten Königsberg allmählich eine Stadt an, die wieder die nahen Dorfgemeinden und Vorstädte in ihr Weichbild zog. Die drei Hauptteile: Altstadt, Löbenicht und Kneiphof, die ihre besonderen Wappen und Magistrate hatten, verschmolzen zu einem Ganzen und die Stadt breitete sich so aus, daß sie jetzt nahezu zwei Meilen im Umfange und 169000 Einw. hat.

Sie liegt in flacher, überall offener Gegend an beiden Seiten des Pregel, dessen rechtes Ufer, wo die Hauptmasse der Stadt gelegen, sich aber derart emporhebt, daß viele Straßen abschüssig erscheinen und mit einiger Sorgfalt sogar sieben Hügel gezählt werden können, weshalb man denn Königsberg auch wohl eine Siebenhügelstadt genannt und mit Rom in scherzhaften Vergleich gesetzt hat. Aber ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Lage bleibt eine solche hügelartige Erhebung in einer Tiefebene, sei sie an sich auch nicht bedeutend. Wer sich der Stadt von Westen her nähert, vor dessen Blick steigt mächtig genug ihre Häusermasse terrassenartig auf und in gewaltiger Ausdehnung ragt fast in der Mitte das altersgraue Schloß mit seinem hohen gotischen Turme empor.

Der Pregel, obwohl er nur ein Küstenfluß ist, hat doch ansehnliche Wasserfülle und ist ein viel mächtigerer Strom, als etwa die Nürnberger Pegnitz oder Leipziger Pleiße. Schon bevor er die Stadt erreicht, giebt der alte Pregel einen Arm ab, der an den südlichen Vorstädten vorüberzieht, in der Stadt vereinigen sich der alte und der neue Pregel und umschließen nebst zwei Verbindungsarmen die Insel Kneiphof, „die Stadt der Kaufleute“. Sie trägt in ihrer Mitte das neue Bankgebäude, dem alten Dome gegenüber, welcher im Jahre 1322 vom Großmeister Lothar von Braunschweig aufgeführt wurde.

Altstadt („die Stadt der Handwerker“) und Löbenicht („die Stadt der Brauer“) liegen auf dem ansteigenden nördlichen Ufer; sie haben enge, abschüssige Straßen mit hohen altertümlichen Häusern. Doch hat die neue Zeit sich auch hier Bahn gebrochen, Raum und Licht geschafft. Wir eilen zu dem ernst und düster sich erhebenden königlichen Schloß, der ehemaligen Ordensritterburg, von welcher jedoch nur der Nordflügel ein Rest ist, denn die anderen Teile wurden im 16. Jahrhundert neu gebaut. Einzelne Nachbesserungen haben dem Ganzen nicht eben eine vorteilhafte Gestalt gegeben. Nicht ohne lebhafte Erregung unserer patriotischen Gefühle betreten wir die Schloßkirche im Westflügel, in welcher der erste König Friedrich und 160 Jahre später unser Kaiser-König Wilhelm I. sich die Königskrone aufs Haupt setzten. An den Wänden hängen große, engbeschriebene Gedächtnistafeln; sie enthalten die Namen der 1813, 1866 und 1870/71 für das Vaterland in den Tod gegangenen Söhne der Provinz, deren Blut in Strömen geflossen ist. Königsberg stellte 1813 die ersten freiwilligen Jäger, als ersten den Sohn seines Bürgermeisters Heidemann; die Provinz Preußen war die Wiege der preußischen Landwehr. Über der Kirche dehnt sich in riesigen Maßverhältnissen (83 m lang, 18 m breit!) der Moskowitersaal, an die Zeiten erinnernd, da Peter der Große darin tafelte und fünfzig Jahre später russische Generäle in der Provinz die Herren spielten. Unter der Kirche ist das „Blutgericht“, von welchem jedoch nichts schrecklich ist, als der Name, da es sich hier um das Traubenblut handelt, das in den weiten Kellerräumen geborgen ist. Es drängt uns aber zur Höhe, und wir be-

steigen den Turm, von dessen Galerie man die schönste Umschau und Überschau von Königsberg genießt. Wir sind nur etwa 100 m über dem Spiegel des Pregel, aber welche weite, umfassende, überraschend wechselreiche Aussicht bietet uns diese Höhe! Wir sehen über die hohen Giebelhäuser des Löbenicht weit hinaus und tief hinein in die Gassen, welche sie bilden. Die riesigen Speicher zu beiden Seiten des Pregels sind herabgesunken, wie auf einer Landkarte, verzeichnet erblicken wir die Pregelarme, die Kneiphofinsel einschließend; der Spiegel des lang sich hinziehenden, von grünen Baumgruppen und Gartenanlagen eingefaßten Schloßteichs liegt malerisch zu unsern Füßen; auf entgegengesetzter Seite, im Süden und Südwesten des Kneiphofs, erstrecken sich am linken Ufer des Pregel die vordere und hintere Vorstadt, der Haberberg und Nasse Garten. Im Gegensatze zu dem dichten Häuserknäuel der Altstadt und der Enge des Löbenicht ist da alles freier und heller; langgezogene Straßen und breite Zwischenräume, nach Westen hin begrenzt durch den Ost- und Südbahnhof mit ihren geschmackvollen, großartigen Bauten und reizenden Anlagen. Der Ost- und Südbahnhof liegen ganz nahe dem Strome, so daß Land- und Wasserstraße sich berühren und ineinandergreifen. Lange Wagenzüge fahren bis nahe ans Ufer heran, um ihren Inhalt in die ihrer schon harrenden Schiffe abzugeben. Das rege Handels- und Verkehrsleben in der Vorstadt, die großen und kleinen Schiffe, welche auf dem vereinigten Strome herabkommen und zum Teil in die Arme desselben eindringen, machen das Stadtbild zu einem der belebtesten und frischesten.

Die Schiffe, Dampfer und Segler, führen den Blick ins Weite. Wir folgen dem Strome, der beim Holländerbaum Königsberg verläßt, nachdem er die Vereinigung seiner Arme vollzogen, auf der kurzen, nur $7^1/_2$ km langen Strecke, die er noch bis zur Mündung ins Haff braucht, sehen die blinkende Wassermasse wie einen gewaltigen Binnensee sich dehnen und erblicken dahinter den schmalen Landstreifen, auf welchem das befestigte Pillau, der Außenhafen Königsbergs liegt, wo die größeren Seeschiffe ihre Ladung löschen. Pillau liegt unmittelbar am Ausfluß des Haffs in die Ostsee und beherrscht somit das ganze Haff. Die Entfernung von Königsberg beträgt 53 km; das Dampfboot fährt in 8 Stunden, die Eisenbahn in $1^1/_2$ Stunden dorthin. Malerisch steigen vom Boote hier und Dampfwagen dort die Rauchwolken empor, in ihrem Zuge noch die verschiedene Geschwindigkeit des Wasser- und Landfahrzeuges kennzeichnend.

Überaus wohlthuend ist der Blick auf das fruchtbare, mit Wäldern und Seen bedeckte hügelige Samland, das im Norden von Königsberg und dem Frischen Haff sich halbinselartig ins Meer schiebt. Wir wünschen Königsberg Glück, das, in vollständiger Ebene gelegen, doch einer solchen Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, eines solchen Reichtums landschaftlicher Reize, die bis in das Weichbild der Stadt selber bringen, sich erfreut, daß manche durch ihre Lage berühmte Schweizer- oder Tirolerstadt sie darob beneiden könnte.

Welch ein großes und schönes, erquickliches und friedliches Bild stellt sich uns dar, wenn wir zu einem einfachen Landhause in der Vorstadt, der „Hufen" genannt, pilgern! Als nach den Unglücksjahren von 1806—7 das schwergeprüfte Königspaar, Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise, sich in die alte Königsstadt zurückgezogen hatten, erwählten sie dies bescheidene Sommerhäuschen zu ihrer Residenz. In dem dazu gehörenden Garten verweilte die unvergeßliche Königin mit ihren Kindern am liebsten. Stundenlang saß sie auf einem etwas erhöhten Platze mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, auf einer einfachen hölzernen Bank. Von dort konnte sie über die weite Ebene hinweg den Lauf des Pregelstromes bis zum Frischen Haff verfolgen, wo Land und Wasser ineinander verschwimmen. Im Jahre 1872 hat der Kaiser Wilhelm I. das Busoltsche Grundstück käuflich erworben und in dem reizenden, dem Publikum geöffneten Parke ward, nachdem schon zuvor auf der „Luisenwahl" (wie das Volk jenes durch Erinnerung geweihte Plätzchen nannte) ein Lindenbaum gepflanzt worden, am 2. September 1874 das Denkmal enthüllt: die Marmorbüste der edlen Königin, der unglücklichen und doch glücklichen Mutter des siegreichen Kaiser-Königs Wilhelm — eingefügt als Medaillon in die monumentale halbkreisförmige Ruhebank.

Doch wir haben noch viel Merkwürdiges und Schönes in der Stadt selber zu betrachten, bevor wir Ausflüge in die Umgegend unternehmen können. Wir steigen von unserer Turmhöhe herab, betrachten vor dem östlichen Schloßportal das lebensgroße Standbild Friedrichs I. — „dem edlen Volke der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue den 18. Januar 1801 gewidmet von Friedrich Wilhelm III." Am Südwestende des Paradeplatzes machen wir der dort aufgestellten Bronzestatue des großen Königsberger Weisen einen Besuch. Sie ist auf hohem Granitsockel in einer Halbrotunde aufgestellt und zeigt uns den Denker und Gelehrten in seinem 30. Lebensjahre, auf dem Höhepunkte seines Lebens. Bei einer solchen geistigen Größe bedurfte es nur des einfachen Namens „Kant" als Unterschrift. Die Anlagen geben dem Denkmal eine freundliche Umgebung. In der nahen Prinzessinnenstraße besuchen wir die Wohnung des Philosophen; eine Marmortafel über der Thür seines Hauses trägt die Inschrift: Hier wohnte und lehrte J. Kant von 1783—1803. Das Grab Kants befindet sich in dem Dom von Königsberg. Die Stoa Kantiana wird jedem Besucher gern geöffnet. Gegenüber steht das prächtige, in den Jahren 1848—49 aufgeführte Postgebäude in Hufeisenform und daneben die nach Schinkels Plan erbaute Altstädtische Kirche. Diese Bauten, aus festgebrannten Ziegeln aufgeführt, machen den Königsberger Baumeistern alle Ehre; sie vereinen, mit trefflicher Benutzung des Baumaterials, Festigkeit mit Zierlichkeit, Sicherheit mit gefälligem Schwung. Die alte Altstädtische Kirche stand früher auf dem Altstädtischen Kirchenplatze. Noch jetzt bezeichnet ein großer Granitblock die Stelle des ehemaligen Altars, gleichzeitig

das Grab eines Sohnes von Luther. Auf demselben Platze steht auch das Wetterhäuschen, das die polytechnische Gesellschaft der Stadt zum Geschenk gemacht hat. Mit sinniger Benutzung des Raumes sind an demselben alle Instrumente angebracht, welche auf die Lufterscheinungen Bezug haben.

Die kurze Theaterstraße führt uns von der neuen Altstädtischen Kirche zum Prachtstück von Königsberg, nämlich auf den großen stattlichen Paradeplatz oder besser Universitätsplatz (früher Königsgarten) genannt, mit reizenden Gartenanlagen, nordöstlich vom Theater, nordwestlich vom neuen Universitätsgebäude begrenzt. Letzteres ist ein in der That großartiger, nach Stülers Entwürfen ausgeführter Renaissancebau mit schöner Bogenhalle. In der Mitte der Hauptfront steht in Hochrelief das Reiterbild des Herzogs Albrecht, des Stifters der Königsberger Hochschule; weiter unten in Nischen die Standbilder Luthers und Melanchthons, hindeutend auf den protestantischen Geist, der die Hochschule ins Leben rief und durch mehr als 300 Jahre beseelte. Hoch oben unter dem Fries erinnern 14 Medaillonbilder an berühmte Lehrer, treu dem Leben nachgebildet. Das Innere enthält 62 größere und kleinere Säle und Zimmer; die große Aula, von einem Sternengewölbe bedeckt, zeigt an ihren Seitenwänden interessante Freskobilder, welche die verschiedenen Seiten der Kunst und Wissenschaft allegorisch darstellen. Der Grund zu diesem Prachtgebäude ward vom kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. 1844 bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Albertina gelegt. König Wilhelm I. vollendete den Bau und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, weihte als Rektor im Jahre 1862 die neue Universität ein.

Die Mitte des Platzes ziert ein 5 m hohes Erzbild, die Reiterstatue Friedrich Wilhelms III., mit Reliefbildern geziert, welche die innere und äußere Erhebung Preußens, die sich in den Jahren 1808—15 vollzog, bildlich darstellen. Die Inschriften auf den vier Seiten lauten:

„Ihrem Könige die dankbaren Preußen 1841. Sein Beispiel, seine Gesetze machten uns stark zur Befreiung des Vaterlandes. Ihm verdanken wir des Friedens Segnungen."

Der Künstler (Bildhauer Kiß) hat den König als heimkehrenden sieg- und ruhmgekrönten Feldherrn mit lorbeerbekränztem Haupte in wallendem Königsmantel darstellt.

Am Schauspielhause, das auf architektonische Schönheit gar keinen Anspruch machen darf, halten wir uns nicht länger auf, sondern eilen dem nahen Schloßteiche zu. Fast 2 Kilometer lang ist er von schönen Gärten eingefaßt mit herrlichen, mehrhundertjährigen Linden. Die Königsberger sind auf dieses liebliche Idyll inmitten ihrer Stadt nicht wenig stolz und mit Recht. Die grünen, in kleinen Terrassen aufsteigenden Ufer, deren Bäume und Gebüsche sich anmutig im Wasser spiegeln und an lauen Sommerabenden ihren Lichterglanz auf den Spiegel senden, der, belebt von einer keinen Flotille schmucker Boote, aus seiner Tiefe die Lichtpunkte heraufzu-

zaubern scheint — das ist, wenn auch nicht ganz so prachtvoll wie das Alsterbassin in Hamburg, doch ein hübsches Stück Poesie im staubigen, mühevollen Alltagsleben. An drei durch ihre Stille sich auszeichnende Logengärten grenzt der belebtere, geräuschvollere Börsengarten, an Konzerttagen der Korso, der die ganze schöne Welt Königsbergs sehen läßt. Im Winter zieht der Eisspiegel die bewegungslustige Welt an und es wimmelt dann von Schlittschuhläufern und -läuferinnen, von Zuschauern, Büffetbuden, die es an Erwärmungsmitteln in fester und flüssiger Gestalt nicht fehlen lassen, von Trägern von Fackeln und brennenden Pechpfannen, wie von Musikanten.

Da der Schloßteich viel länger als breit ist, so konnte ohne viel Unkosten eine Brücke für Fußgänger darüber geschlagen werden. Seine Oberfläche mißt 47 Morgen oder etwa 10 Hektar; seine Höhe über dem Pregel beträgt 12 m und noch 11 m höher liegt der Oberteich, der ihn speist.

Wir gehen, vom Schloßteiche kommend, über den Roßgärtnermarkt in die schnurgerade lange Königsstraße bis zur hohen eisernen Spitzsäule, welche dem Oberpräsidenten und Staatsminister v. Schön zu Ehren errichtet wurde. Sie steht vor der Malerakademie mit dem Stadtmuseum, das eine gewählte Sammlung neuerer wertvoller Bilder enthält, u. a. die Bartholomäusnacht von P. Delaroche. In derselben Straße befindet sich auch die königliche und Universitätsbibliothek mit etwa 250000 Bänden und mancherlei Handschriften, namentlich von Luther. Am Ausgange der Straße stehen als würdige Zierden des Königsthores die Standbilder des Königs Ottokar von Böhmen, des Herzogs Albrecht von Preußen und des ersten Preußenkönigs Friedrich I.

Königsberg ist jetzt eine Festung ersten Ranges, und seine Thore mußten vor allem in anbetracht der jetzigen Feuerwaffen von möglichster Festigkeit und Stärke sein. Und doch hat man bei diesen gewaltigen Bauten gleichfalls das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und diesen Thorbauten auch architektonischen Wert zu verleihen gewußt. Vor den vierziger Jahren war Königsberg noch ohne alle Befestigung mit Ausnahme eines kleinen Forts am Holländerbaum. Seit 1843 begannen die Befestigungsarbeiten und wurden bis auf die Gegenwart fortgesetzt. Die Stadt hat einen starken Hauptwall erhalten mit 5 detachierten Forts und 72 Blockhäusern; auch sind in den letzten Jahren um Königsberg eine Anzahl großer Außenforts angelegt worden, welche die Stadt in etwa einer halben Meile Abstand umgeben. Außer dem genannten Königsthor sind noch andere ähnliche ausgezeichnete Bauten zu nennen: das Sackheimer Thor mit den Bildnissen von York und Bülow, das Roßgärtnerthor mit den Bildnissen von Scharnhorst und Gneisenau, das Steindammer Thor mit der Statue Friedrich Wilhelms IV., des Gründers der Festung. Auch die Türme Dohna und Wrangel sind schöne Bauten.

Königsberg hat den Vorteil, daß es nicht durch die Wälle und Forts

eingeschnürt wird, wie es bei Magdeburg der Fall war, und daß die freie Bewegung des Handels zu Wasser und zu Lande auf keine Weise leidet. Zu seinem Wesen als Handels- und Universitätsstadt ist noch dieses dritte Element, das militärische, hinzugekommen, damit auch in dieser Beziehung eine gewisse Allseitigkeit des modernen Lebens gewahrt bleibt. Zur militärischen Straffheit und Strenge steht der Königsberger durchaus in keinem solchen Gegensatz, wie etwa der Frankfurter und mancher kleine Reichsstädter Süddeutschlands. Der Bau der Festung hat aber vielfach anregend auf die Baulust der Bürger, auf Verbesserung des Materials in den Ziegelbrennereien und auf die Technik der Bauhandwerker und Baumeister gewirkt.

Nicht minder wirkten die großen Speicherbrände von 1839 und 1845 auf Verbesserung und Verschönerung der Bauten zu beiden Seiten des Pregel. Anstatt des form- und stillosen Riegelbaues der alten Zeit entstanden massive Bauten von einfachen, aber edeln Formen; so das neue Kornmagazin. Der große, ziemlich plumpe Holzkrahn mit einem Trittrade ward durch einen geschmackvolleren von Eisen ersetzt. Auch die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten sind nicht zurückgeblieben und bilden eine nicht kleine Zahl stattlicher Gebäude. Einen durchaus modernen prächtigen Stadtteil aus einem Guß, wie ihn z. B. Hamburg in seinem alten und neuen Jungfernstieg besitzt, hat Königsberg nicht, aber dafür hat es auch kein Brandunglück von solcher Ausdehnung zu beklagen, wie Hamburg. Und was ihm an einheitlicher architektonischer Wirkung abgeht, das wird ihm wieder reichlich ersetzt durch die Gunst der Lage, durch seinen Wasserreichtum, durch die malerischen Fernsichten, die ganz besonders auf den vielen Brücken, die über die Pregelarme geschlagen sind, in überraschend eindringlicher Weise sich darbieten.

Stellt man sich auf die sogenannte Grüne Brücke, die breiteste und ansehnlichste von allen — sie ist das Bindeglied zwischen der vorderen Vorstadt und dem Kneiphof — so liegt linker Hand vor uns die neue Börse. Dieser Prachtbau in italienischer Renaissance wurde 1875 nach dem Plane von Müller in Bremen vollendet, und ist das großartigste Gebäude Königsbergs. Wenden wir uns von der Grünen Brücke dem Haffe zu, so ist der Blick wahrhaft überwältigend. Durch die Vereinigung der Pregelarme, die sich um die Kneiphofinsel schlingen, wird der Strom zu einer breiten Wasserfläche, der die Tiefe keineswegs fehlt. An beiden Ufern erheben sich in stattlicher Reihe die hohen Speicher, die auf der linken Seite in den Festungsbauten, auf der rechten im Zollhaus des Holländerbaums ihren Abschluß finden. Durch die Packhofs- oder Lizentgebäude, durch die Balkone des Dampfschiffahrtslokals, durch das neue Prachtgebäude der Börse hat dieser Stadtteil eine größere Mannigfaltigkeit gewonnen, die eiserne Drehbrücke ist sehr stattlich. Den größten Reiz behält aber die Fläche des ruhig und sicher nach Westen ziehenden Stromes; sie wechselt mit jeder Minute das Bild und im ganzen genommen bleibt dieses sich dennoch gleich. Zu beiden

Seiten der Brücken liegen Holzschiffe aus Elbing und anderen Orten. Die Schiffer haben runde Hüte, große, lange Westen und über enge Tuchhosen noch weite leinene Pluderhosen gezogen. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln, weißem Sand. Sobald sie anlegen, ist auch ihr Publikum da, aus kauflustigen Köchinnen und Hausfrauen der unteren Volksklasse gebildet. Die Vordinge hängen schwarze Tafeln aus, auf denen der Name des Schiffers und der Ort, wohin er fährt, zu lesen ist. Hier geht mit möglichster Langsamkeit die Pfennigfähre über den Pregelarm am Kai hin und her, dort fliegt ein Boot pfeilschnell über den Fluß, von einem Matrosen gerudert, dem ein so kleines Fahrzeug wie ein Spielzeug vorkommt. Größere Segelschiffe und Dampfer mit voller Ladung kreuzen ihren Lauf, lange und tiefe Kähne legen bei den Speichern an, um deren Schätze zur See zu führen. Andere liegen hinter dem Holländerbaum vor Anker, um ihren Ballast auszukarren, der den Boden Amerikas, Norwegens, Dänemarks, Hollands mit preußischer Erde mischt. Deutsch, englisch, holländisch, polnisch, dänisch wird durcheinander gesprochen und die Brückenwärter und Aufseher am Bohlenwerk wissen sich mit allen zu verständigen. Neben zierlich gebauten Schiffen erscheinen die plumpen Wittinnen, welche die Rohprodukte des großen Nachbarreiches: Getreide, Holz, Hanf vom oberen Pregelgebiete herabbringen. Ihre Mannschaft sind die originellen „Dschimken" (Polen), rohe aber lustige Naturkinder, deren Kleidung in Hemd und bauschiger Hose von grauer, grober Leinwand besteht. Auf ihrem Kopfe tragen sie eine pelzverbrämte Mütze oder auch einen abgetragenen Cylinderhut, der ihnen irgendwo geschenkt wurde. Ein Kessel mit dampfender Erbsen- oder Mehlsuppe, die womöglich mit Speckstücken und Brotschnitten gewürzt ist, wird auf einer Stange herbeigetragen, der Inhalt desselben in ein trogartiges Gefäß geschüttet und nun beginnt die fröhliche Mahlzeit. Ist Feierabend, dann läßt eine Geige ihre dünnen und schrillen Töne hören, jauchzend springt das Völklein empor und beginnt den Tanz, mit Händen und Füßen, Augen und Mienenspiel arbeitend, so daß jeder Muskel am Tanze teilnimmt. Es ist eine Lust, dieser überströmenden Freude zuzuschauen. Nur der Befehlshaber und oft auch zugleich Eigentümer des Fahrzeugs, vom Stamme Juda, schaut ernst und finster drein; er berechnet indessen seine Prozente, welche die Ladung ihm eingebracht hat.

Die Küste von Samland und die Bernsteingewinnung.*)

Die Umgegend von Königsberg bietet manche landschaftlichen Reize. Das breite Thal des Pregels, zu einer Zeit entstanden, als noch der Memelstrom sich in das heutige Frische Haff ergoß und den Pregel nur als Nebenfluß aufnahm, ist heute mit Moor und Flußschlick angefüllt und

*) Von Dr. Richard Klebs in Königsberg i./Pr.

daher vollständig eben und wenig anziehend. Doch wenn man die alten Ufer erstiegen hat, wird das Terrain bald hügelig und reizvoll. Namentlich das nördlich vom Pregel gelegene Land, das ehemalige Samland, bietet Schönheiten, die ihresgleichen suchen dürften.

Schon bei Galtgarben, das von der Bahnstation Powayen leicht zu erreichen ist, steigt das Terrain in dem Rinauberge bis zu 110 m an. Zwar ist dieses keine bedeutende Höhe, aber immerhin bietet der fast isolierte Bergzug mit seinen schönen, dichten Eichenbeständen, seinen reizenden Fernsichten, einen recht lohnenden Ausflug. Auf der höchsten Stelle erinnert ein großes eisernes Kreuz an die Befreiungskriege 1813 und 14, und am Johannisabend lodern hier zahlreiche Feuer empor, ein Andenken der Begeisterung, welche damals von Osten ausgehend das gesamte Vaterland ergriff, jeden neu belebte und den Schlachtruf: „Mit Gott für König und Vaterland" durch alle Gauen ertönen ließ.

Die schönsten Landschaften der Provinz, vielleicht des ganzen Ostseestrandes bietet jedoch die Nordküste des Samlandes. Die Ostsee hat hier seit Jahrtausenden an den hohen Ufern gezehrt, sie unterspült, abgerissen und äußerst mannigfaltig gestaltet.

Bei Cranz, an der Wurzel der Kurischen Nehrung, sind die Ufer noch niedrig, die Gewalt der See ist daher so stark, daß die kostspieligsten Steinbauten aufgeführt sind, um dem Untergange dieses Ortes entgegenzuarbeiten.

Cranz, noch vor kaum fünf Jahrzehnten ein Fischerdorf, das sich allein durch seine geräucherten Flundern, durch seinen äußerst kräftigen Wellenschlag, seine schlechten Wohnungen und seinen Mangel an landschaftlichen Schönheiten auszeichnete, hat sich zu dem hervorragendsten Badeort Ostpreußens emporgeschwungen. Es besitzt seine großen Logierhäuser, seine Hotels, seine Plantage mit täglichen Konzerten, seine Uferpromenade. Von Königsberg aus in einer Stunde Eisenbahnfahrt zu erreichen, ist Cranz jetzt ein Ort geworden, welchen jährlich viele Tausende zu ihren Ausflügen benutzen. Kurgäste dagegen weist Cranz etwa 6000 auf, meist solche Leute, die neben dem Genuß heilkräftiger Seeluft und kräftigen Seebades, auch den Glanz der großstädtischen Gewohnheiten nicht entbehren wollen.

Bei Neukuhren beginnen die schönen Uferpartieen des Seestrandes. Neukuhren ist ein Badeort, der Cranz wenig nachgiebt, es an landschaftlichen Reizen aber weit übertrifft. Dabei lebt man hier ungezwungener und billiger.

Gerade das Gegenteil von Cranz ist Rauschen. Bescheiden und freundlich liegt dieses niedliche Dörfchen an den Uferterrassen einer nicht tiefen Schlucht, deren Höhen meist von Wald bestanden sind. Niedrige Preise, ländliche Zurückgezogenheit, herrliche Landschaften machen Rauschen zu einem Lieblingsaufenthalt der Gelehrten- und Künstlerwelt, welche hier Gesundung für angestrengte Nerven und Anregung zu neuer Schaffenskraft reichlich erhalten. Rauschen bietet alles, was zu einem friedlichen, erquickenden

Sommeraufenthalt an der See gehört. Der schöne, alte Wald mit wohlgepflegten Gärten und Anlagen, der Mühlenteich mit seinen Ufern, die vom Haidekraut gerötete Düne, die hohen See-Ufer und das erquickende Bad geben dem Örtchen, trotz seiner Abgelegenheit und Stille einen hohen Reiz.

Hier rauscht der Wald, hier rauscht die See,
Hier rauscht's am Mühlenrade,
Es ist ein Rauschen, wo ich geh'
Im Thal, am Meergestade.

sagt Ernst Wichert, ein ständiger Besucher dieses Badeortes.

In kaum zwei Stunden Fußweg, durch schönen Wald und tiefe Schluchten (Gausup und Detroitschlucht) mit zum Teil reizenden Bildern erreicht man von Rauschen aus die Perle am ostpreußischen Strande: Warnicken. Warnicken, eine Oberförsterei und ein Logierhaus, bietet durch beschränkten Raum nur wenigen Gästen einen ständigen Sommeraufenthalt. Dagegen durchschreiten viele Tausende jährlich von Rauschen oder Großkuhren aus diesen Ort mit seiner berühmten Wolfsschlucht. Die fast 50 m hohen Ufer, gekrönt mit einem herrlichen, wohlgepflegten Wald, fallen hier steil zur See ab. Die anfangs wenig tiefe Wolfsschlucht sinkt auf kurze Entfernung schnell mit ihrer Sohle fast auf die Höhe des Meeresspiegels herab. Ein kleiner Gießbach hat sich in die Höhen hineingewaschen und die zum Teil sehr großen Blöcke aus dem Erdreich freigespült und auf dem Grund der Schlucht als Zeichen seiner Thätigkeit zurückgelassen. Die Ufer der Wolfsschlucht sind mit üppigem Unterholz bestanden; die schönsten Partieen durch Gänge und Treppen zugänglich gemacht. Die Höhen selbst, namentlich die Wolfsspitze, gewähren prachtvolle Fernsichten. Die Ufer bestehen hier zum Teil aus rotem und blaugrauem Diluvialmergel, welcher in seinen Farben, trocken — an die weiße Kreide von Rügen, feucht — an verschiedene harte Gesteine erinnert. Schon diese Färbung giebt den Abhängen ein eigentümliches Aussehen, welches noch durch die Vegetation wechselvoller gestaltet wird. Hier hängt eine heruntergestürzte Kiefer, dort steht eine Gruppe grausilbern schimmernder Strandweiden, dort wieder hat sich ein üppig grünes Erlengebüsch angesiedelt. Abgeschlossen wird dieses Bild durch die See, deren Wellen sich an den unzähligen erratischen Blöcken des Ufers brechen. Treten hierzu noch die Beleuchtungseffekte einer klar untergehenden Sonne, so bietet sich ein Naturgemälde dar, wie es erhabener und schöner nicht gedacht werden kann.

Hat man Neukuhren, Rauschen und Warnicken gesehen, so werden die weiteren Strandpartieen sehr verlieren, obwohl sie noch manches Interessante aufzuweisen haben. Das Dörfchen Großkuhren bietet äußerst belehrende Belege für die durch Verwitterung und Erosion hervorgebrachten geologischen Erscheinungen. Der vollständig kegelförmig sich 47 m über den Seespiegel erhebende Zipfelberg, mit seiner gelb-braunen, turmförmigen Spitze, seiner

schneeweißen Abdachung und seinem rotfarbenen Fundament, gewährt einen Anblick, der nie aus dem Gedächtnis schwindet.

Brüsterort oder das Vorgebirge zur Brust liegt auf der Scheitelspitze des Samländischen Nord- und Weststrandes. Außer seinem Leuchtturm und den mannigfaltigen Wolkenbildungen, welche durch die sich hier begegnenden Luftströmungen beider Küsten erzeugt werden, bietet Brüsterort wenig Bemerkenswertes. Der Anprall der Wellen ist hier so groß, daß ganz bedeutende Strecken Landes abgerissen sind, deren Reste das Vorgebirge in einer tief in die See hineingehenden Steinklippe umlagern. Diese Klippe, den Schiffern äußerst gefährlich, bildet gegenwärtig den Schutzwall für Brüsterort und war durch ihren Reichtum an Bernstein berühmt und geschätzt. Die Gewinnung des Bernsteins im großen Maßstabe durch Taucher brachte ein schnelles Emporblühen von Brüsterort mit sich. Es entstanden in wenigen Jahren Baulichkeiten für Wohnungen, Fabriken und Lagerräume, die aber auch schnell verschwanden, als der Bernstein seltener zu werden anfing. Gegenwärtig ruht die Taucherei seit zehn Jahren dort gänzlich und dürfte nicht früher in Angriff genommen werden, als bis Sturm und Wellen im Laufe der Zeit wieder neue Bernsteinvorräte in den Steinklippen aufgespeichert haben. — Dagegen hat sich die Bernsteingewinnung am Weststrande des Samlandes bei den Ortschaften Groß-Kuhnicken, Kraxtepellen und Palmnicken in den letzten zwanzig Jahren großartig entwickelt.

Soweit wir die Küste bis jetzt betrachtet haben, vielleicht schon von Cranz, sicher aber erst von Rantau beginnend, lagert bis über Palmnicken hinaus im Niveau des Meeresspiegels, etwas darüber oder etwas darunter eine grünblaue thonig-sandige Erde in einer Mächtigkeit von 1—6 m. Diese sogenannte Blaue Erde ist das einzig bekannte Muttergestein des Bernsteins. Lange vor unserer Weltperiode, zu einer Zeit, welche der Geologe Eocän nennt, war das Antlitz der Erde ein ganz anderes. In dem uns hier interessierenden Teil des Globus lag fast ganz Deutschland, weite Strecken Rußlands, Englands, Frankreichs, Belgiens unter Wasser, dagegen dehnte sich Skandinavien zum Teil inselartig nach Süden weit aus und berührte etwa die heutigen Grenzen unseres ostpreußischen Vaterlandes.

Auf den südlichen Teilen dieses Festlandes wucherte damals eine Vegetation, deren Charakter der heutigen nordamerikanischen und japanischen entsprechen dürfte. Wir finden in den erhaltenen Resten nebst Kampher- und Lorbeerbäumen, zahlreichen Eichen, Cypressen, auch eine Anzahl Nadelhölzer, von welchen eins in seinem Harz den Bernstein lieferte. In tausendjährigem Generationswechsel häufte sich das Harz dieser Bernsteinbäume in großen Mengen in dem damaligen Waldboden an, während die Bäume vermoderten. Bei einer Senkung dieses Festlandes kam der Waldboden in das Bereich der Wellen, wurde zerspült und seine Reste einschließlich des wohlerhaltenen Harzes als eine Schicht abgesetzt, die wir jetzt Blaue Erde nennen.

In späteren geologischen Perioden kamen noch mannigfache Veränderungen vor, welche Teile des damaligen Absatzes wieder umlagerten und dadurch den Bernstein mehr zerstreuten. Auch heute noch löst jeder Sturm dieses Material von den in der See ausstreichenden Partieen blauer Erde los, und wirft es als sogenannten Strandsegen den Bewohnern ans Ufer. Nicht „in den Schoß“ will ich sagen, denn es erfordert die größte Ruhe und Wetterfestigkeit kerniger Strandbewohner, um das losgelöste ostpreußische Gold dem aufgeregten Meere abzuringen. Wenn der geeignete Wind recht braust und wütet und Bernstein zu erwarten ist, bemächtigt sich eine große Lebendigkeit der beteiligten Strandbewohner. Alles eilt den Uferbergen zu, mit Netzen bewaffnet, und sieht erwartungsvoll in die See hinaus. Jetzt zeigt sich die dunkelgrüne Tangmasse, welche den Bernstein umhüllt und schwimmend erhält, als schmaler Streifen am Horizont; jetzt wirft die Brandung ihn näher und näher; sie kann nicht landen, weil die rückkehrenden Wellen sie immer wieder zurückziehen. Nun ist der Zeitpunkt gekommen. Beherzt gehen die Männer bis unter die Arme in die schäumende See, um mit den langgestielten Netzen (Kätschern) die schaukelnden Tangmassen ans Ufer zu werfen, woselbst Frauen und Kinder den Bernstein auslesen.

Außer bei diesem Fischen gewinnt man das versteinerte Harz bei ruhigem und klarem Wetter durch das sogenannte Stechen. Hierbei wird der aus den Tangmassen auf den Seegrund gefallene Bernstein mit langgestielten Kratzen von Booten oder vom Eise aus in die Höhe geholt.

Diese Gewinnungsarten waren früher die allein gebräuchlichen. Die ältesten Nachrichten über das Graben des Bernsteins aus der Erde der Uferberge stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. 1781 wurde das erste Bergwerk angelegt, welches auch bis 1805 bestand und dann aufgegeben wurde. Die Anlage desselben beschränkte sich auf die Ausbeutung des in jüngeren Schichten vorkommenden Bernsteins, ohne daß die blaue Erde in wirklichen Angriff genommen wurde.

Seit alten Zeiten, unsere Nachrichten reichen bis ins 12. Jahrhundert, war der Bernstein in Ostpreußen Regal*). Derselbe wurde vom Staate, indem dieser die Strandbewohner zum Sammeln zwang, selbst gewonnen und verkauft. 1811 entschloß man sich, die Ausnutzung des Regals an Privatpersonen und 1837 an die am Strande liegenden Gemeinden zu verpachten. Diesen räumte man auch die Rechte ein, den Bernstein aus der See zu schöpfen, am Strande zu lesen, in den Uferbergen zu graben und freihändig zu verkaufen.

Mit dieser pachtweisen Freigabe begann die Zeit der Tagebauten auf Bernstein. Zu diesem Zwecke wurden mehrere Morgen große Landstrecken der Uferberge, die stellenweise eine Höhe von 40 m erreichen, bis zum Seespiegel und unter demselben abgeräumt, um zur blauen Erde zu gelangen.

*) Staatliches Eigentum.

Bedenkt man, welche hohen Kosten es erforderte, diese zu erreichen, so erhält man einen Begriff von dem Reichtum der blauen Erde an Bernstein, da dieser Abbau immerhin erträglichen Vorteil brachte.

Aus einem solchen Tagebau entstand auch 1875 das erste Bergwerk auf Bernstein in Palmnicken. Ganz in althergebrachter Weise hatte man hier 1874 zu graben angefangen und war tief unter dem Meeresspiegel bis zur blauen Erde vorgedrungen. Alle die wasserführenden Schichten über der blauen Erde, welche die Anlage eines anderen Bergwerkes bei Nortycken einige Jahre früher unmöglich machten, hatte man in Palmnicken möglichst abgedämmt. Das Wasser, welches bei Durchbrüchen sich doch ansammelte, floß in die ausgehobene Grube, welche durch einen stehengebliebenen Damm gegen die See geschützt war und wurde mit großen Schaufelwerken ausgepumpt. So gelang es, des Wassers Herr zu werden. In die fester stehende blaue Erde wurde dann ein Stollen getrieben, wodurch die gefährlichen Schichten unterfahren und ein Abfluß des Wassers nach der offenen Grube hergestellt werden konnte. Später stieß man Schachte nieder, deren Wasser denselben Weg nehmen mußte. Erst als im Inneren der ganze Bau mit Wasserhebemaschinen ꝛc. soweit gesichert, daß eine Verbindung mit der offenen Grube nicht mehr dringende Notwendigkeit war, wurden die offenen Stollen geschlossen und der Tagebau durch die geförderte blaue Erde zugeschlemmt.

Es ist interessant, in welcher Weise aus den Massen zu Tage gebrachten Erdbodens der Bernstein gesondert wird. Alles, was zu Tage gefördert ist, wird mit äußerst kräftig wirkenden Strahlen von Grubenwasser zerwaschen und fließt über lange Rinnen, deren Boden aus Sieben bestehen. Hier wird der Sand fortgespült und der Bernstein in Netzen aufgefangen. Nachdem dieser zur letzten Reinigung noch große, sich drehende Fässer durchlaufen hat, kommt er in die Sortierungssäle, woselbst er nach Größe, Farbe und Qualität in etwa 150 Handelssorten geteilt wird.

Aber nicht allein durch den Bergbau ist die Gewinnung des Bernsteins in ein anderes Stadium getreten als früher, auch die anderen alten Gewinnungsmethoden sind durch neuere verdrängt. An Stelle des Stechens sind die Taucher getreten. Hunderte, bereits vorzüglich geschulte Littauer betreiben dieses Handwerk, und suchen jetzt wie ehemals bei Brüsterort auf dem Seegrunde zwischen Palmnicken und Hubnicken das kostbare versteinerte Harz.

Die Bernsteingroßhandlung Stantien & Becker, welcher der so großartige Aufschwung der Bernsteinproduktion allein zu verdanken ist, hat noch als drittes Arbeitsfeld das Kurische Haff in ihre Thätigkeit gezogen. Hier lagert unter dem Schutz der Düne bei Schwarzort etwa 4—5 m im Haffgrund Bernstein. Bevor wir näher auf die Gewinnung desselben eingehen, wäre es am Platz, wenigstens in Kürze eine dortige Landschaft zu skizzieren.

Die Kurische Nehrung, dieser schmale Landstreifen, welcher von Cranz bis Memel das Haff von der See trennt, bietet durch seine großartigen Dünenbildungen eine Naturerscheinung, wie sie einzig in der Welt dasteht. Die Dünen der Kurischen Nehrung übertreffen die der jütländischen und holländischen Küste fast um das Dreifache. Während diese eine durchschnittliche Höhe von 10—16 m, im höchsten Punkt 34 m besitzen, hat die Düne der Kurischen Nehrung eine Kammhöhe von 40—50 m. Wer diese Nehrung gesehen, wird erstaunt begreifen lernen, welche wirklich unermeßlichen Sandmassen der durch die Wellen gerollte Kiesel liefert, welche gewaltige Umänderung der Erdoberfläche der Wind erzeugen kann. Unter spitzem Winkel von der See ansteigend, erhebt sich der Sandwall bis zu 70 m Höhe, steil zum Haff abfallend, ein frisch geschütteter Grabhügel, unter welchem Flecken und Dörfer bedeckt liegen.

Großartig, aber schauerlich öde erscheint uns die Nehrung von ihrer Kammhöhe bei Nidden oder bei Schwarzort. Soweit das Auge reicht, können wir zwischen Haff und See den gelben Sandstreifen verfolgen, der in der Niederung nach der Seeseite meist durch ein schmales Band von Birken eingefaßt ist. Kein Leben herrscht hier auf der Höhe, so freundlich auch See und Haff herüberlachen, nur bei Schwarzort quälen sich vereinzelte, mit großen Kosten angepflanzte Stauden von Sandhafer um ihr Dasein. Früher einmal ist die Kurische Nehrung fast ganz bewaldet gewesen, aber eine zum mindesten unvorsichtige Hand hat diese Waldung zum großen Teil niedergelegt und dadurch den losen Sand freigegeben, der, jetzt ein Spielwerk des Windes, sich der jedesmaligen Stärke und Richtung desselben in seiner Lagerung anpassen und im ganzen haffeinwärts wandern muß, vermehrt durch Neubildungen am See-Ufer. Die Wanderung der Düne ist recht beträchtlich, da sie im Durchschnitt etwa 5 m jährlich beträgt. Fast alle an der Haffseite gelegene Ortschaften sind dem Untergange geweiht, und werden, gelingt es nicht die Düne festzulegen, über kurz oder lang unter ihrem 50 m hohen Sandwalle begraben sein. So lag anfangs dieses Jahrhunderts die Kirche des früheren Dörfchens Kunzen etwa 100 m von dem östlichen Abhange der Düne entfernt, 1839 bereits unter der Kammhöhe, heute ist die Düne lange darüber hinweggeschritten, die Ruinen der Kirche liegen etwa 600 m vom Westabhange. Es giebt unzählige Beispiele für die großartigen, sichtbaren Wanderungen dieser ungeheuren Sandmassen der Kurischen Nehrung. Nur an einer kleinen Stelle bei dem Badeort Schwarzort hat der ursprüngliche Urwald an der Haffseite dem Anprall der Düne bis jetzt noch standgehalten, weiter auf der Höhe allerdings fängt auch er bereits an zu wanken. Vielfach sieht man dort Stämme, welche bis zur Spitze von der Düne beschüttet sind. Zahlreiche, einst mächtige Kiefern strecken ihre zwar grünen, aber kranken Zweige wie verzweifelnd aus dem Sande empor; ein trauriges Bild des Kampfes um Leben oder sicheren Untergang.

In der Nähe von Schwarzort befindet sich, etwa 15 m unter dem Spiegel des Haffes, ein Bernsteinlager, welches zu einer Zeit durch die See zusammengeschwemmt und aufgespeichert wurde, als die Nehrung vielleicht nur als Untiefe der See, von den Dünen selber noch keine Spur vorhanden war. Die Ausbeutung dieses Bernsteinlagers begann aus kleinen Anfängen in den fünfziger Jahren und hat jetzt eine große Ausdehnung angenommen. Zwanzig eiserne doppelte Dampfbagger, fünf große Dampfer, etwa 200 Prähme und viele hundert Menschen sind jetzt in Thätigkeit, um das kostbare Mineral zu Tage zu fördern. Die Bagger heben den Haffgrund in die Höhe, werfen ihn auf große Siebe, durch welche der Sand durchfällt, während der Bernstein zurückbleibt. Durch diesen Betrieb hat sich auch Schwarzort selber gänzlich verändert. Wir finden dort eine vollständig eingerichtete Maschinenbau- und Reparaturanstalt und zahlreiche Beamten- und Arbeiterwohnhäuser. Diese industrielle Thätigkeit, die ganze Flotte von Baggern und Dampfern geben so Schwarzort einen großartigen und doch wieder durch die einsame Lage mitten in den öden Dünen und durch das ganze Landschaftskleid eigentümlichen Charakter. Hierdurch hat sich Schwarzort, vor kurzem noch ein kleines kaum bekanntes Dörfchen, zu einem recht belebten Badeort aufgeschwungen.

Allerdings sind die Mengen Bernstein, welche hier gewonnen werden, auch recht bedeutend und bringen dem Fiskus eine jährliche Pacht von 200000 Mark ein.

Für die großartige Steigerung der Bernsteinproduktion in den letzten Jahren überhaupt sprechen am besten die Summen, welche für die Ausbeutung des Regals, und zwar i. J. 1870 99,5 Prozent allein von der Firma Stantien & Becker, an den Staat gezahlt wurden. Die Pachtsumme betrug 1865 40000, 1873 250000, 1874 400000, 1880 über 800000 Mark.

Es ist einleuchtend, daß bei dieser in Hinsicht der Menge fast um das vierzigfache gesteigerten Produktion des Rohbernsteins auch der Handel mit demselben ein ganz anderer geworden ist. Da in früheren Zeiten selten und dann auch nur ein ganz oberflächliches Sortieren des Rohbernsteins stattfand, war jeder Fabrikant gezwungen, die Ware meist so zu kaufen, wie sie gefunden wurde. Was er davon nicht für seine Fabrikation brauchen konnte, mußte er anderweitig zu verwerten suchen. Jetzt besteht ein nach Größe und Form so feststehendes Sortiment, daß jeder Industriezweig stets genau sein Material erhält. Hierauf kann er bauen und sein ganzes Geschäft einrichten. Sogar den Geschmacksrichtungen der verschiedenen Länder in Bezug auf Farben des Bernsteins ist bei der gegenwärtigen Sortierung Rechnung getragen.

Die gesamte Bernsteinindustrie zerfällt in drei Zweige. Die Fabrikation der Rauchrequisiten verbraucht die größten flachen, die Fabrikation der Perlen

und Bijouterieen die mittleren runden, und die Fabrikation des Bernsteinlackes die kleinsten Bernsteinstücke.

Als Fabrikationsort für Rauchrequisiten nimmt Wien bei weitem die erste Stellung ein, weil es den Meerschaummarkt vollständig in Händen hat und eine sehr große Anzahl geübter Arbeiter und Schnitzer besitzt. Wien verarbeitet jährlich für 2000000 Mark Rohbernstein und für 1500000 Mark Meerschaum. In Deutschland will diese Industrie nicht festen Fuß fassen. Ruhla, Lemgo, Nürnberg, Danzig u. s. w., überhaupt ganz Deutschland, liefert zusammen etwa $^1/_8$ der Rauchrequisiten, die Wien herstellt. In den letzten Jahrzehnten fabriziert auch Südrußland, namentlich Schitomir, Cigarrenspitzen; ebenso sind in New York Fabriken für Ansatzspitzen entstanden. Auch Konstantinopel fängt gegenwärtig an, selbst zu fabrizieren und macht den Versuch, sich von Wien wenigstens etwas unabhängig zu machen.

Deutschland beherrscht die Perlenfabrikation und verarbeitet etwa 75 Prozent der gesamten hierhergehörigen Bernsteinsorten. Die Hauptabsatzgebiete des deutschen Marktes sind: der Orient, Sibirien, Ostafrika, England und Japan. Kleinere Fabrikationsorte für Schmucksachen besitzen die russischen Ostseeprovinzen. Auch Paris liefert besonders fein geschliffene Perlen.

Zu Lack wird der Bernstein namentlich in Deutschland verarbeitet. Die Industrie hat hier im letzten Dezennium einen sehr großen Aufschwung genommen. Auch in Holland, namentlich aber in England und Nordamerika beginnt der Bernstein dem Kopal ganz erheblich den Rang abzulaufen.

Fast der gesamte Bernstein, welcher in der ganzen Welt verarbeitet wurde und noch verarbeitet wird, stammt aus Ostpreußen. Mit ihm schmückte sich der Mensch der Steinzeit, ihn holten die kundigen phönizischen Seefahrer in Triest ab. Die Prachtliebe eines Nero ließ Expeditionen nach dem Norden ausrüsten, damit das kostbare Harz seiner krankhaften Verschwendungssucht nicht entgehe. Im Mittelalter blühten die Gewerke der sogenannten Paternostermacher (Bernsteindreher) in Lübeck, Brügge, Antwerpen und Venedig. Gegenwärtig ist er in der ganzen Welt beliebt. Cigarrenspitzen oder Mundstücke aus Bernstein zieht jeder Raucher allem andern Material vor. Perlschnüre aus den reinsten, trüben, mattgelben Bernsteinsorten lieben besonders die Orientalen und Engländerinnen, die mehr knochigen, weißlichen Arten schmücken die Bewohner West- und Ostafrikas, die hellklaren bezieht der Kaukasus, die feinsten klaren gehen nach Frankreich, Braunschweig und der Tartarei, die minderwertigen verbrauchen Rußland und Afrika. Der Beamte Chinas und Koreas setzt wohl einen eben solchen Stolz in den Besitz einer langen Mandarinenkette aus Bernstein, wie der Indianer in seine Ohrkolben aus demselben Material. Etwa 100000 Betkränze aus Bernstein gehen jährlich in die Hände frommer Mohammedaner und eine noch weit größere Anzahl von Rosenkränzen nach

Südfrankreich, Spanien und Italien. Der Krieger in Marokko trägt sein geweihtes Bernsteinamulett auf der Brust, ebenso wie der Krieger Chinas. Ja viele Perser schmücken nicht nur sich und ihre Toten, sondern auch ihre Pferde mit Schnüren von klaren, rissigen, oft eiergroßen Bernsteinperlen. Kurz, zu allen Zeiten finden wir den Bernstein in der Geschichte der Völker erwähnt, sei es in wohlerhaltenen schriftlichen Dokumenten oder in Beigaben alter Kultur- und Grabstätten. Überall, wo er gefunden wird, deutet er mit Sicherheit auf seine nordische Heimat. Dadurch ist er zum beredten Zeugen geworden nicht nur für geologische Perioden, sondern auch für die Zeiten, in welchen Sage und Geschichte eng verquickt sind, und giebt durch seine Originalität Aufschlüsse über Beziehungen der Völker zu einander, wie es kein anderer Stoff imstande ist. Mit großem Recht nennt daher Alexander von Humboldt den Bernstein den Vater des deutschen Handels im höheren Sinne des Wortes.

---

2. Die Kurische Nehrung.*)

Wir nehmen den Wanderstab zur Hand, um vom Bade Cranz aus eine der ödesten und doch auch interessantesten Stellen des deutschen Vaterlandes zu durchwandern: die Kurische Nehrung, die sich 96 km lang zwischen Cranz und Süderspitze bei Memel erstreckt. Wir benutzen die ehemalige Straße der Personenpost, welche die schmale Landzunge durchzog, um die Provinz Preußen mit Kurland zu verbinden, und deren Richtung nur hier und da noch einige Weidenbäume andeuten; übrigens wird man wohlthun, von der Vorstellung dieser Poststraße alle nebensächlichen Merkmale wie Chaussierung, Pflaster ꝛc. vollständig fernzuhalten. Über die schmale Landbrücke sind einst auch die littauischen Heerhaufen hereingebrochen ins alte Ordensland, bis ihnen die Deutschherren durch Gründung von Burgen wie Rossitten den Weg verlegten, und unmittelbar nach dem Aufhören der kriegerischen Berührungen sind die heutigen lettischen Einwohner eingezogen und haben die äußerste Scholle deutschen Bodens in ihrer ganzen Länge mit Siedelungen bedeckt.

Eine Urkunde vom Jahre 1258 giebt uns Aufschluß über die Entstehung des Namens „Nehrung“, sofern sie zwei Inseln erwähnt, nämlich Nergia (d. i. Nehrung) und Nestland; da die Frische Nehrung auch sonst Nergia (Nerga, Neria) genannt wird, so ist über die Bedeutung des ersten Namens kein Zweifel; ob aber unter Nestland die Kurische zu verstehen,

*) Quelle: Dr. A. Bezzenberger, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner in Bd. III. der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Prof. A. Kirchhoff. Stuttgart, Engelhorn 1889.

bleibt eine offene Frage. Übrigens könnte auch der Name Neſtland für unſer Gebiet nie allgemein geweſen ſein, weil man ſonſt die Übertragung von Nergia (woraus Nährung, Nehring) auf dasſelbe nicht verſtehen würde. Allerdings fügte man zur Unterſcheidung hinzu: curisch, da ſie in der Richtung nach Kurland zeigt, oder nannte ſie Neria versus Memlam (nach Memel hinzeigend), Memelſche Nehrung, preußiſchen Strand oder auch kurz den „Strand“, welch letztere Benennung noch heute im Munde der deutſch redenden Bewohner zu finden iſt.

Wer durch das Studium der bezüglichen Litteratur bereits aufmerkſam geworden iſt, wird $^1/_4$ Meile hinter Cranz eine leichte Senkung und bald darauf eine kleine Erhebung des Bodens bemerken; hier liegen die Maſſen des Dünenſandes unmittelbar auf dem Moorboden. Dieſe Stelle deutet uns ein altes Tief an, eine ehemalige Waſſerſtraße, mittels deren Meer und Kuriſches Haff in Verbindung ſtanden; man kennt heute 5 bis 6 ſolcher Stellen, ſo daß die lange Zunge der Kuriſchen Nehrung früher eine Reihe von Inſeln dargeſtellt haben muß, die durch Verſandung verkettet wurden. In $1^1/_2$ Meile Entfernung von Cranz treffen wir das erſte Dörfchen: Sarkau, das vom Haff aus wie in einer flachen Sandwüſte zu liegen ſcheint, während man beim Wandern zu Fuß bemerkt, daß es an eine ſchöne grüne Anpflanzung, die ſogenannte Plantage, die ſich weithin nach Norden zieht, angeſchmiegt iſt. Von Sarkau aus, in deſſen Nähe die Nehrung ihre geringſte Breite (0,5 km) beſitzt, ändert ſich der Landſchaftscharakter inſofern, als hier die Hauptdüne einſetzt, jene weißen Berge, die wie eine ſtattliche Kette von 30 bis 60 m Höhe die ganze Länge der Nehrung durchziehen.

Ihr Querdurchſchnitt zeigt an der weſtlichen Seite eine ganz allmähliche Steigung (5 bis 10°), nach der öſtlichen oder Haffſeite hin dagegen ſteilen Abfall. Es iſt daher ſelbſtverſtändlich, daß nur nach der Seeſeite hin ein größerer Raum übrig bleibt, an deſſen äußerſtem Rande die Vor- oder Schutzdüne, eine künſtliche Schöpfung, nach Norden zieht. Hier bläſt der Wind faſt regelmäßig aus Weſt, das Meer ſetzt das ganze Jahr hindurch längs unſerer Landzunge ſeine Sandfracht ab, die nach dem Abtrocknen wie Nebel nach Oſten treibt. Dieſer Sand hat eine frühere Walddecke vollſtändig erſtickt, was uns die im Sande begrabene Humusſchicht deutlich beweiſt. „Mit dem Schwinden dieſes alten Waldes bekam der Sand freieren Flug und überſtrich ganze Berglehnen regelmäßig. So begann das Wandern der Dünen. Vom Winde bald horizontal, bald in der Diagonale getroffen, aufgerührt und getrieben, fegt der Sand des Strandes und der Dünen die Lehnen der Berge hinauf, der ſchwerere langſamer, der leichte raſcher, und während dieſer oft weit in das Haff fliegt, rieſelt jener von den Bergkämmen, die er eben erreicht hat, oſtwärts hinunter. Vom Haff aus geſehen, erinnert dieſer Vorgang an das Dampfen der Wälder; jedoch iſt hier das dem Dampfe Vergleichbare ſtets ſcharf begrenzt, und die Konturen der Berge ſind, wenn auch verwiſcht, doch in voller Ausdehnung ſichtbar. Geht man

über eine im Wandern begriffene Düne — nichts Leichtes, denn man muß sich dabei gegen die volle Gewalt des Sturmes halten, und der fliegende Sand trifft Gesicht und Hände wie mit tausend Nadelstichen — so sieht man die Bodenoberfläche unter sich in deutlicher Bewegung: der feine Sand schwirrt, der grobe rollt gleichsam bergaufwärts, und die träge Bewegung des letzteren erfolgt in langgestreckten Wellenlinien, weil die feineren Mengen aus ihm herausgeweht sind. Kauert man sich dann, um etwas zu Atem zu kommen, hinter eine Kuppe, so merkt man bald, daß man versandet und ist überrascht von der Schnelligkeit und Vollständigkeit, womit dies vor sich geht." Mit welcher Gründlichkeit Wind und Sand ihre Arbeit besorgen, dafür ist die sogenannte Hirschwiese — zum Rittergut Götzhöfen bei Memel gehörig, aber auf der Nehrung gelegen — ein schlagender Beweis; sie gab in früheren Zeiten bis 40 Fuder Heu, versandete aber in einigen Jahren dermaßen, daß man 1788 nur noch Sandhügel und -berge entdecken konnte.

Wenn man hier die Dinge ihren Lauf hätte gehen lassen, so wäre möglicherweise die Berechnung des Geologen unserer Nehrung (Berndt) eingetroffen, der in etwa 215 Jahren die Dünen im Haff liegen und dieses versandet sah. Aber die Dünenbefestigung hat, besonders in unserem Jahrhundert, den Naturgewalten mit Erfolg Halt geboten, indem sie Vordünen errichtete, um den vom Meere ausgeworfenen Sand festzubinden und als Schutzwehr zu benutzen, und indem sie die Bepflanzung einführte, um die Wanderdünen zur Seßhaftigkeit zu nötigen. Wohl meldete die Kriegs- und Domänenkammer bereits Friedrich II. von dem trefflichen Wachstum der Billionen Gewächse, welche sie ausgepflanzt, aber der große König, der seine Leute trefflich kannte, schrieb an den Rand des betreffenden Berichtes: „ist alles ser feyn und löplig zu lesen, wenn es nur nicht wider wirt gelogen seyndt, wie Jäger Art." Was aber bis heute in dieser Hinsicht geschehen ist, verdient als ein Stück wertvollster Kulturarbeit, als ein Sieg des Menschen, dem die rohe Naturgewalt schon die Kehle zudrücken wollte, unsere volle Bewunderung.

Um die Hauptdüne festzulegen, teilte man einen für die Bepflanzung in Aussicht genommenen Bezirk in kleine Quadrate, die man rings mit Kiefernzweigen absteckte und so „beruhigte". Nun wurde Lehm, Bagger- und Moorerde herbeigeschafft, um die kleine Fläche zu düngen; dann erst konnten die 1-, 2- und 3jährigen Pflanzen von Strandhafer (Elymus arenarius), Strandroggen (Arundo arenaria) und später die Krüppelkiefer (Pinus montana, aus Dänemark) gesetzt werden. Besonders mit dieser Kieferart sind treffliche Erfolge erzielt worden, da sie ebenso genügsam als wetterhart ist und sich armleuchterartig über große Flächen so ausbreitet, daß diese vollständig im Windschatten liegen.

Soll die Bepflanzung das Weiterschleppen, so die Vordüne die Anfuhr des Sandes von seiten des allzu freigebigen Meeres erschweren. Der regel-

mäßig wehende West würde auch heute noch die Fracht des Meeres landeinwärts peitschen, wenn man nicht von Cranz bis Süderspitze durch die Anlage eines niedrigen Flechtzaunes parallel zur Küste und unmittelbar am Strande die eben flügge gewordenen lockeren Vögel festhielte, so daß der Sand nach und nach an der Küste eine neue und zwar eine Schutzdüne bildet, deren Bepflanzung ebenfalls eifrig betrieben worden ist; teilweise sind diese Arbeiten an der Vordüne älter als diejenigen an der inneren Hauptdüne; war doch das Stück von Cranz bis 1 Meile hinter Sarkau schon 1829 fertig gestellt! Und um der Nehrung das alte Waldkleid vollends wiederzugeben, hat die Dünenverwaltung den Zwischenraum zwischen äußerer und innerer Düne zur Anlage von Plantagen, von Holzanpflanzungen, benutzt, so bei Sarkau, Rossitten, Nidden und Preil, die in kurzer Zeit einen zusammenhängenden Waldstrich bilden werden, da nur an zwei Stellen noch kurze Zwischenräume vorhanden sind. Der Waldbestand weist zum größten Teil Kiefern, doch auch Birken, Erlen, Espen, Weiden auf und verträgt stellenweise schon die Durchforstung; ja auch Elchwild, Reh, Fuchs, Schnepfe und Krammetsvogel (letzterer fällt auf seinem Zuge nach Rußland hier ein) haben sich eingestellt, und der Rindviehbestand der Nehrung findet in den Weiden am Haff und in den Plantagen ausreichendes Futter.

Drei Meilen nordöstlich von Sarkau wartet unser in Rossitten jedenfalls die größte Überraschung: ein Dorf mit Acker- und zwar zum Teil weizenfähigen Feldern auf der an dieser Stelle 4 km breiten Nehrung.*) Wie ist das möglich? Der Erdbohrer, welcher beispielsweise 1822 bei einer Brunnenteufung in Anwendung kam, ging durch eine Lehmschicht von etwa 18 m Mächtigkeit, dann folgte grauer Mergel mit Sandboden gemischt und endlich bis zu etwa 30 m Tiefe große Steine von 4 und 5 Fuß Durchmesser, ehe man auf das Wasser stieß. Das Lehmlager erklärt aber nicht nur die landwirtschaftlichen Erscheinungen bei Rossitten, sondern weist uns auch als Diluvialbildung mit darauf ruhendem Dünensande hin auf die ganz ähnlichen geologischen Verhältnisse in der weiteren Umgebung des Haffs, an der ostpreußischen Küste. In der That ist die kurische Nehrung nichts anderes, als der alte Rand der preußischen Küste und das Haff eine Einbruchsstelle; kurz — es liegen hier im äußersten Osten Deutschlands dieselben geologischen Verhältnisse vor, die uns an der deutschen Nordseeküste mit ihren Inselreihen, ihren Watten und Einbruchsstellen in genügender Weise bekannt sind, und die wir um so mehr vergleichsweise anziehen dürfen, als wiederholte Senkungen und Hebungen des Bodens auch an der Kurischen Nehrung nachweisbar sind. Die Hauptdüne, die den Eindruck eines Sandgebirges macht, ist bei Rossitten das erste Mal unterbrochen, wohl weil in alter Zeit hier ein Tief sich befand. Sie löst sich auf in 6 Einzelberge, tritt aber eine halbe Meile weiter nordwärts schon wieder geschlossen auf, um bei

*) Es ist dies die größte Breite.

Pillkoppen zum letztenmal unterbrochen zu werden, und zwar ist diese Unterbrechung wohl eine Windkehle, nicht eine alte Wasserstraße.

Bei Nidden, einem verhältnismäßig wohlhabenden und von altem Walde überragten Fischerdorfe, eröffnet sich besonders dem Altertumsforscher ein lohnendes Arbeitsfeld. Wohl treten auf dem unter Dünensand ruhenden Waldboden einer früheren Vegetationsperiode die Wohnsitze (oder vielmehr deren Reste) einer längst abgestorbenen Bevölkerung in wenig unterbrochener Reihenfolge auf der ganzen Halbinsel hervor; aber die reichsten Funde liefern doch die vier Hügel an der Niddener Plantage: Urnen in grober und feiner Arbeit, gehenkelt, mit Verzierungen, die durch Fingereindrücke und in den weichen Thon gepreßte Schnüre und Bindfäden hervorgebracht sind, Steinhämmer, Pfeilspitzen, Netzsenker, Mühlsteine, Bernstein in rohen Stücken, aber auch geformt in Röhren und Ringen, ja sogar in eine kleine menschliche Gestalt, Geräte aus Stein und Knochen, Abfälle wie Knochen, Fischreste, Kohlen. Grabstätten sind nicht zu bemerken, da die Leichen in jener kulturgeschichtlichen Periode — der Steinzeit — nicht verbrannt, sondern beerdigt wurden, so daß die Urnen einem anderen als dem sonst üblichen Zwecke gedient haben müssen. Bei Rossitten jedoch fand sich eine Leiche, die mit Streitaxt, Feuersteinmesser, stumpfer Knochennadel, Bernsteinring, runder Steinscheibe (sogenannte Imatrasteine) und kleiner versteinerter Koralle begraben worden war. Ohne Zweifel war schon in der ostbaltischen Steinzeit die Nehrung von einer verhältnismäßig zahlreichen und geschickten Bevölkerung in einer Kette von Siedelungen bewohnt, die sich durch die ganze Halbinsel hindurchzog.

Sobald wir noch weiter nordwärts vordringen, begegnen wir in Preil und Perwelk den armseligsten Fischerdörfern, während sich das wohlhabendere Schwarzort eines Waldes aus alter Zeit und neuzeitlicher Industrie erfreut, auf die wir sogleich eingehen werden. Nördlich von diesem Ort aber ist die Düne unbewohnt, bis wir Memel gegenüber die letzten Vorposten unter den Besiedelungen antreffen: den Sandkrug (Wirtshaus), eine Försterei, einige Fischerhäuser, einen Rettungsschuppen (für Schiffbrüchige), ein Fort und ein Quarantänehaus; dies alles zusammengenommen bildet — mit alleiniger Ausnahme des Forts — den Gemeindebezirk Süderspitze oder Süderhaken.

Unter den etwa 2700 Seelen, welche die Nehrung bewohnen, sind die Letten vorwiegend, indes Deutsche und Littauer zurücktreten. Im Hochdeutschen wie im samländischen Platt ist den drei Volkselementen ein Mittel der Verständigung gegeben. Was die Letten, die nach Beendigung der Kämpfe zwischen dem Deutschorden und den Littauern hier einwanderten, besonders anlockte, das war ihre Vorliebe für die Fischerei, der sie denn auch mit wenig Ausnahmen obliegen, sei es in der See, wo dieselbe freigegeben ist, sei es im Haff, wo nur die Realberechtigten und solche, die eine bestimmte Abgabe erlegen, Fischereigerechtigkeit besitzen. Das gesamte Haff-

gebiet ist in 9 Aufsichtsbezirke geteilt und es liefert einen Gesamtertrag von jährlich etwa $^3/_4$ Mill. Mark, besonders Bars, Zander, Aal, Neunauge, Stör, aber auch die weder gewogenen, noch gezählten, sondern mit Scheffeln gemessenen Weißfische. Daß der Anbau von Körnerfrüchten in Rossitten und die unbedeutenden Kartoffelgärten bei Sarkau, Nidden und Schwarzort den Bedarf nicht zu decken imstande sind, leuchtet ohne weiteres ein; doch bietet er wie auch die Dünenkultur und besonders die große Bernsteinbaggerei in Schwarzort manchem Bewohner guten Erwerb. Die Firma Stantien & Becker arbeitet seit 1862 in Schwarzort, weil man daselbst beim Baggern im Interesse der Schiffahrt durch Zufall den Bernstein in beträchtlichen Mengen fand, die nach Vermutung der Sachverständigen einem alten Bernsteinlager entstammen mußten. Um in bestimmten Bezirken den Haffboden ausbaggern zu dürfen, schlossen die Firmeninhaber mit der Regierung einen Vertrag, nach welchem sie für jeden Arbeitstag (sie arbeiteten mit 6 Baggermaschinen) 30 M. zu entrichten verpflichtet waren. Derselbe ist vielfach abgeändert worden, und gegenwärtig zahlt die Firma, die in Schwarzort Hunderte von Arbeitern, Beamte, Maschinenwerkstätte, Werft, große Küchen unterhält, jährlich 200000 M., und erzielt eine Ausbeute bis zu 100000 kg. Sonst aber fand unser Gewährsmann von Industrie blutwenig: in Rossitten einen Schmied, und im Dienste des Krugwirtes von Nidden einen Schneider- und einen Bäckergesellen. Der Kramhandel ist mit dem Kruge verbunden, und das Hausieren besorgen polnische Juden.

Daß die unfreundliche Natur schwer auf den Gemütern lastet, das zeigt der schweigsame Ernst, der sich selbst im Kruge kaum verleugnet und weder hier noch in der Famlie den Mund zu einem frischfrohen Liede sich öffnen läßt — nur drei Volkslieder sind in der Sprache dieser Letten vorhanden, — das zeigt auch ihre Neigung zum Aberglauben, der sich in unzähligen Bräuchen kundgiebt: an Festtagen, am Johannistage und am Donnerstag abend darf man nicht auf den Fischfang fahren; wenn ein Kahn fertig gebaut ist, muß man ihn umgekehrt hinlegen und kreuzweise über seinen Boden schießen; ehe man neue Aalschnüre in Gebrauch nimmt, schlägt man im Hause heimlich das Kreuz über ihnen und speit auf sie, ehe man sie auswirft; will man ein Netz zum erstenmale im Jahr in Gebrauch nehmen, so legt man eine Axt auf die Schwelle und trägt es darüber; wenn einer wenig fängt, muß er seine Netze mit Schießpulverdampf räuchern oder aus dem Netz eines andern, der mehr fängt, Stücke herausschneiden und in die seinigen einsetzen ꝛc. Tritt er dir entgegen, der Kure, auf der Schwelle seiner Hütte, so ist in dem bartlosen Gesicht eine gewisse gemessene Höflichkeit zu lesen; doch rede ihn in seiner Sprache an, und gastfreundlich wird er dich einführen in seine Familie, wo du den Ton ruhiger Freundlichkeit im Verkehr mit den Seinigen wohlthuend empfinden wirst. Daheim trägt er in der Regel die Strickjacke (aus blau-weißer Wolle gestrickt) oder ein Jacket von dunkler Farbe, Drillichhosen und Mütze, und an den Füßen, sofern er

nicht barfuß geht, die schweren Holzpantoffeln. Doch stattlicher sieht er aus, wenn er in Wasserstiefeln und grauer Friesleidung, den Südwester auf dem kurzgeschorenen Kopfe aus dem Hause tritt, um seinem Gewerbe auf der sturmbewegten See nachzugehen. Die weiblichen Glieder der Familie tragen unter der Jacke ein buntes Mieder und gestreifte Röcke, deren Zahl zugleich den Maßstab für den Wohlstand bildet; die verheirateten Frauen trennen sich nie von ihrem Kopftuch, während man die Mädchen wenigstens im Hause ohne diese Hülle sieht.

3. Die Insel Rügen und ihre schönsten Aussichtspunkte.*)

Nordwestlich von den Odermündungen und von ihnen nur wenige Meilen entfernt liegt die größte deutsche Insel, das wegen seiner Naturschönheiten viel bewunderte und viel besuchte Rügen. Der Reisende, welcher aus der flachen, sandigen Mark oder den pommerschen und mecklenburgischen Ebenen kommend, den Strand des meerumschlungenen Eilandes betritt, wird auf das angenehmste überrascht und erfreut durch den Gegensatz, welchen die rügensche Landschaft mit den verlassenen Ebenen bildet. Zwar hat die Insel kein wirkliches Gebirge aufzuweisen, zwar sind die Höhen, welche der Rügener als Berge bezeichnet, nur ansehnliche Hügel, dennoch aber tragen einzelne Partieen mit ihren Thälern und Schluchten, ihren rasch strömenden Bächen, ihren rauschenden Bergwäldern entschieden den Charakter einer Gebirgslandschaft und der Bewohner des benachbarten Flachlandes findet auf dieser hügeligen Insel einen reichen Ersatz für die Gebirgswelt, deren Anblick er entbehrt. Und selbst der Tourist, der die Gebirge Deutschlands durchwandert und die Schneeberge der Alpen erstiegen hat, wird nicht unbefriedigt von der Insel scheiden: denn hier begrüßt ihn das mächtige, brausende Meer, das sich bis in die weiteste Ferne dehnt und dessen unbegrenzte Fläche nicht minder als die hohen Berggipfel den Eindruck des Erhabenen hervorruft. Rings umgürtet es die Insel, dringt mit seinen Buchten und Busen tief in dieselbe ein und zerspaltet sie in viele oft nur durch schmale Landengen miteinander verbundene Glieder, so daß es keinen zweiten Punkt an den deutschen Küsten giebt, wo Meer und Land sich gegenseitig so durchdringen und sich zu einem so wunderbaren Bilde vereinigen, wie hier. Der Blick in die tiefe Kreideschlucht von Stubbenkammer, mit dem unendlichen Meere als Hintergrund, die Rundschau von dem Turme des Jagdschlosses über die Wipfel des Waldes auf die zahlreichen Landzungen und Meeresarme bieten im ersten Falle ein so erhabenes, und im zweiten ein so liebliches Bild, daß auch ein durch die Schönheiten des Hochgebirges verwöhntes Auge sich befriedigt fühlen wird.

*) Von Dr. W. Schütte in Stralsund.

Auch der Altertumsfreund, der von den Schönheiten der Natur gern den Blick in die Vergangenheit zurück wendet und ihren Spuren nachgeht, findet hier mannigfache Ausbeute. Hier war die letzte Zuflucht des von den Germanen und dem Christentum immer weiter zurückgedrängten heidnischen Wendenvolkes; auf der nördlichsten Spitze der Insel stand der Tempel des Swantewit, nach dessen Zerstörung durch die Dänen das Heidentum auf Rügen zu Grunde ging und die Wenden bald mit den Deutschen verschmolzen. Wer nicht allzukritisch zu Werke geht, der kann hier den heiligen Hain der Hertha begrüßen und den See betrachten, der die Sklaven der Göttin verschlang, wie es Tacitus berichtet. Gelingt es ihm, den schweigsamen und verschlossenen Insulanern Vertrauen abzugewinnen, und lernt er ihre Sprache verstehen, so kann er einen reichen Schatz von Sagen sammeln und seine Kenntnisse von Riesen und Kobolden, verzauberten Jungfrauen und argem Teufelsspuk auf das reichlichste erweitern. Kurz, die Insel bietet des Schönen und des Interessanten so viel, daß es sich schon der Mühe lohnt, einen Blick auf dieselbe zu werfen.

Rügen wird im Westen von dem Festlande nur durch einen schmalen Meeresarm, den Strelasund, getrennt, dessen Breite an einzelnen Stellen kaum eine Viertelmeile beträgt, und über den hinweg sich die pommersche Küste leicht erreichen läßt, auch der Greifswalder Bodden, welcher den Südrand bespült, hat nur eine Breite von wenigen Meilen, so daß man von der Insel aus bei klarem Wetter die gegenüberliegende Küste deutlich als dunklen Streifen am Horizonte erkennt. Dagegen sind die Nord- und Ostküste dem offenen Meere zugewendet und haben alle Unbill zu ertragen, welche der ewige Anprall der Wogen mit sich bringt. Wie ein Sturmbock und Wellenbrecher stemmt sich hier die Insel dem Andrange des Meeres entgegen und bildet für das westlich gelegene Neuvorpommern ein schützendes Bollwerk gegen die zerstörende Thätigkeit der Wogen. Durch diese Lage ist ein wesentlicher Unterschied in der Gestaltung der rügenschen Küsten bedingt. Der dem offenen Meere zugewendete Ostrand der Insel hat nur zwei große, sanft geschweifte Busen, die Tromper und Prorer Wiek, aufzuweisen, während der Süd- und Westrand durch zahllose Buchten und Inwieken zerschnitten werden; dort liegt der Strand ganz frei und keine kleineren Inseln schwächen die Kraft des Wogendranges, hier in dem ruhigen Binnenwasser haben sich mehrere Eilande abgelagert, Ummanz, Hiddensöe und andere kleinere Inselchen. An den Ufern der Ostküste nagen die Wellen unablässig, und große Steine, die von den unterwaschenen und weggespülten Wänden herabgestürzt sind, geben Kunde von dieser zerstörenden Thätigkeit des Meeres; an der Westküste dagegen lagern die Meeresströmungen mitgeführten Sand und Schlamm ab, so daß das schmale Fahrwasser fortwährend versandet und durch Baggerungen für größere Schiffe offen erhalten werden muß.

Durch das Eingreifen des Meeres wird Rügen in viele einzelne Glieder

gespalten, welche zum Teil nur lose untereinander verbunden sind. An den Kern der Insel, das eigentliche Rügen, schließt sich im Süd-Osten die Halbinsel Mönkgut, die selbst wieder von schmalen Meeresarmen in verschiedene Landzungen zerschnitten wird; der von Westen her tief eingreifende Jasmunder Bodden trennt von dem Hauptkörper der Insel im Norden und Nord-Osten die beiden großen Halbinseln Wittow und Jasmund, welche durch zwei flache und sandige Landengen, die Schaabe und die schmale Heide, untereinander und mit Rügen verbunden sind. Auch der Rand des Kerns selbst ist vielfach ausgezackt und sendet zahlreiche Halbinseln in das Meer und den Jasmunder Bodden hinaus, Zudar, Drigge, Liddow u. s. w., daß von einem hochgelegenen Punkte, wie dem Rugard, aus, von dem man die ganze Insel übersieht, sich dem Auge ein wunderbares Gemisch von Land und Wasser darbietet. Die einzelnen Glieder erheben sich zu sehr verschiedenen Höhen. Die flachen Bindeglieder zwischen Wittow, Jasmund und den einzelnen Teilen von Mönkgut überragen nur wenig das Niveau des Meeres, außer wo der Wind den losen Sand zusammengetrieben und zu Dünen aufgetürmt hat, während die Insel selbst zu ansehnlichen Hügeln aufstrebt und die östliche Halbinsel noch bedeutendere Höhen aufweist. Deutlich zeigt sich eine Erhebung des ganzen Bodens in der Richtung von Süd-West nach Nord-Ost. Auf dem eigentlichen Rügen, dessen Westküste keine nennenswerten Höhen aufzuweisen hat, liegen die höchsten Punkte sämtlich nach Osten hin, so der 102 m hohe Rugard bei der Stadt Bergen und der Fürstenberg in dem Bergwalde der Granitz, dessen 140 m hoher Gipfel das Jagdschloß des Fürsten Putbus trägt. Auch auf Hiddensöe, Wittow und Jasmund macht sich dies Aufschwellen nach Nord-Osten hin bemerkbar. Die Nord-Ostspitze der ersteren Insel, der Dornbusch, erreicht eine Höhe von 80 m, das berühmte Vorgebirge Arkona, welches sich weit nach Nord-Osten hin in das Meer hinausschiebt, strebt 54 m hoch auf, und endlich steigt das ebenfalls nach Nord-Osten gewendete stolze Kreidevorgebirge Stubbenkammer auf Jasmund 130 m hoch aus dem Meere empor. Der höchste Punkt der Insel ist ein kegelförmiger Hügel, ein sogenanntes Hünengrab, bei dem Dorfe Promoissell unweit von Stubbenkammer, dessen Spitze 148 m hoch über dem Spiegel der Ostsee liegt.

Diese einzelnen Glieder, in welche die Insel zerschnitten ist, gehören verschiedenen geologischen Formationen an. Auf Rügen selbst und auf Mönkgut herrschen Lehm und Mergel vor; dagegen bestehen die Schaabe und die Schmale Heide ganz aus Sand und Grus, während sich auf Wittow und Jasmund die Kreide einstellt und entweder frei zu Tage tritt, oder doch in einiger Tiefe den Untergrund des Bodens bildet. Ursprünglich lag an der Stelle des jetzigen Rügens ein Archipel zahlreicher kleiner Inseln. Um die größte derselben, den jetzigen Kern, gruppierten sich Wittow, Jasmund, die Lehmberge von Mönkgut, der Vilm, der Dornbusch von Hiddensöe und noch manche andere kleine Inselchen. Zwischen denselben bildeten sich

Meeresströmungen und lagerten mitgeführten Sand zu langgestreckten Bänken ab, welche sich allmählich erhöhten, aus dem Meere emporwuchsen und als sandige Landengen die Verbindung zwischen den einzelnen Inseln herstellten. Unzweifelhaft haben die Nord- und Ostküste früher sich weiter erstreckt, als jetzt, wovon die Steinblöcke Zeugnis ablegen, welche bis auf bedeutende Entfernung hin den Meeresboden bedecken. Der Wellenschlag unterhöhlt die Uferwände und spült allmählich so viel von ihnen los, daß die oberen Teile ihren Halt verlieren; so löste sich in den dreißiger Jahren bei Arkona eine gewaltige Kreidemasse von etwa 230 Kubikmeter Inhalt, die in einem schroffen Winkel überhing, los und blieb noch jahrelang am Strande sichtbar, bis die Wellen sie gänzlich zertrümmerten. Die zerstörende Wirkung der Wogen wird wesentlich durch den Regen unterstützt; heftige Güsse spülen den weichen Lehm und die erdige Kreide los, und man sieht die Kreide-Ufer durch lange Rinnen gefurcht, welche sich das Regenwasser nach und nach gegraben hat. Nicht minder verderblich wirkt der Frost: das in die Spalten der Kreide eingesickerte Wasser dehnt sich beim Gefrieren aus und zersprengt die wenig feste Masse ungleich leichter, als die Felsen der Gebirge, welche doch ebenfalls unter dem Einfluß der Kälte gespalten werden. Bei Lehmufern macht das in den Boden dringende Regenwasser die Thonschichten, welche es nicht durchlassen, so schlüpfrig, daß sie, wenn ihre Lage nicht horizontal ist, aufhören, für die darüber lagernden Erdmassen eine sichere Unterlage zu bilden. Es entstehen in einiger Entfernung von dem steilen Küstenrande und mit ihm parallel kleine Risse, die sich allmählich erweitern, so daß endlich das ganze Bruchstück in das Meer gleitet, dessen Wellen es bald zerkleinern und spurlos wegwaschen. Auch heftige Stürme, die den Wogendrang ungewöhnlich steigerten, haben zerstörend eingewirkt. Die Südspitze Rügens reichte in früheren Zeiten bedeutend weiter als jetzt und stand mit der südlich gelegenen kleinen Insel Ruden in Verbindung. Im Anfange des 14. Jahrhunderts zerstörten die Wellen während eines heftigen Sturmes jenes wahrscheinlich nur schmale Bindeglied, an dessen Stelle sich jetzt das sogenannte Neue Tief befindet. Auch in unseren Tagen hat die Insel eine ähnliche Heimsuchung durch die furchtbare Sturmflut erlitten, welche am 13. November 1872 die deutschen und die dänischen Ostseeküsten so arg verwüstete. Fast 14 Tage lang hatte anhaltend starker Westwind geweht und das Wasser aus der Nordsee in das Ostseebecken gegen die russischen Küsten hin getrieben, so daß in den östlichen Häfen ein hoher Wasserstand beobachtet wurde, während in dem westlichen Teile der Ostsee der Wasserspiegel unter den gewöhnlichen Stand sank. Als nun der Wind nach Ost umsetzte und zum heftigen Orkan anschwoll, da strömten die Wassermassen nach Westen zurück und stürzten sich mit unwiderstehlicher Gewalt über die Westküsten der Ostsee, wuschen die Dünen weg, zerstörten die Häuser, ertränkten die Herden und schleuderten Schiffe weit auf die Felder hinauf. Die Insel Hiddensöe wurde von der

furchtbaren Kraft der Wogen zerrissen und der flache südliche Teil von der höheren nördlichen Hälfte abgetrennt. Als ob das Meer den armen Fischern, die jenes Eiland bewohnen, einen geringen Ersatz für die angerichtete Zerstörung bieten wollte, schwemmten die Wogen nahe bei der Stelle des Dammbruches ein kostbares, wunderlich gearbeitetes goldenes Geschmeide an den Strand, dessen einzelne Glieder nach und nach aufgefunden und von dem Museum in Stralsund erworben wurden. Ist es der Königsschmuck eines alten Wikings, der hier mit seinem Seedrachen zu Grunde ging, oder stammt es aus dem Raube der kühnen Freibeuter Klaus Störtebeker und Michael Gödicke, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts an den Ostseeküsten ihr Unwesen trieben, und deren Schatzkammer die Sage zwischen die Kreideklippen von Stubbenkammer verlegt?

Die langsame, aber stetige Einwirkung der Wellen und des Regens hat die hohen Kreide-Ufer von Wittow und Jasmund in mannigfacher Weise umgestaltet und ihnen ein eigentümliches Aussehen verliehen. An manchen Stellen, wie z. B. bei Kleinstubbenkammer, bildet das Ufer eine lange, zusammenhängende Wand, anderwärts ist es auf das wunderlichste zerrissen und zerklüftet, indem große Säulen und Pyramiden sich vor der zurücktretenden Wand erheben. Nirgends aber steigt das Ufer senkrecht vom Meere auf, vielmehr sind die unteren Teile stets erheblich geneigt und erst die obere Hälfte erhebt sich bisweilen fast senkrecht wie eine Mauer. Selbst der so steil abfallende Königsstuhl bei Stubbenkammer ist noch so stark geneigt, daß man von seiner Höhe nur mit einem kräftigen Wurf einen Stein in das Meer schleudern kann, obschon nur ein schmaler Strand den Fuß der mächtigen Kreidemassen von dem Wasser trennt. Das etwa zwei Meilen lange hohe Kreideufer Jasmunds hat ungefähr die Gestalt eines Halbkreises, dessen erhabene Seite dem Meere zugewendet ist, erleidet aber mehrfache Einbiegungen, während einzelne Spitzen, die Orte, weiter ins Meer hinaustreten. An einzelnen Stellen ist es durch größere Schluchten und kleinere Rinnen, die Lithen, unterbrochen; in ihnen ziehen kleine Waldbäche zum Meere hinab und schneiden ihr Bett tief in den Boden ein. Die Farbe der Kreidewände ist fast rein weiß, nur an einzelnen Stellen, wo Regengüsse von oben her lehmiges Wasser herabspülen, zeigen sie ein schwach gelbliches Aussehen. Durch die ganze Masse ziehen sich horizontale dunkle Streifen von Feuersteinlagern, die in die Kreide eingebettet sind. Dieselben bestehen meistens aus schwarzen und graugelben Knollen und bilden Schichten von einem halben Fuß Dicke. Der ganze Strand ist mit solchen Steinen bedeckt, welche mit den losgetrennten Kreidemassen herabgestürzt und zurückgeblieben sind, als die Wellen diese letzteren zerstörten. Bei hohem Wasserstande und bewegter See, wo die Wogen bis an den Fuß der Kreidewände herantreten, werden diese Steine gegeneinander geschleudert, zertrümmert und endlich zu Grus zerrieben. Außer diesen Feuersteinen liegen am Strande und weit in das Meer hinein große Blöcke von Granit, welche ebenfalls auf der Höhe

des Ufers lagerten. Bei der fortschreitenden Zerstörung stürzten sie herab und bilden jetzt an manchen Stellen eine Art Wall, der den Anprall der Wellen bricht und dem Ufer einigen Schutz gewährt. Solche Steinmassen, die in der ganzen norddeutschen Tiefebene vorkommen und als erratische Blöcke bekannt sind, finden sich in sehr großer Anzahl auf Rügen und fehlen nur auf den jüngsten, der Alluvialformation angehörigen Gliedern, wie auf der Schaabe und der Schmalen Heide. Sie stammen aus den Gebirgen Schwedens und wurden durch die Gletscher der Eiszeit hierher getragen. Am zahlreichsten finden sie sich auf Jasmund, wo an manchen Stellen der Boden noch immer förmlich mit ihnen besäet ist, obschon sie vielfach als Baumaterial verwendet werden. In der Dworside, einer malerischen von dem Tribber Bach durchflossenen Waldschlucht bei Krampas, lagert ein ungeheurer erratischer Block, dessen Inhalt auf mehr als 34 Kubikmeter geschätzt wird. Ein anderer noch weit größerer Felsblock wurde im Anfange dieses Jahrhunderts gesprengt und aus seinen Trümmern eine fast 300 m lange Mauer aufgeführt, welche einen Raum von mehr als 120 Kubikmeter einnimmt. Einzelne solcher Blöcke werden als Opfersteine bezeichnet und der Fremde wird auf flache Rinnen aufmerksam gemacht, die von dem oberen Teile hinabziehen, und in denen das Blut der geschlachteten Tiere abgeflossen sein soll.

Der Uferrand von Jasmund wird von einem Buchenwalde gekrönt, der an mehreren Punkten seine Bäume so dicht an den Rand herantreibt, daß einzelne Stämme über den letzteren hinüberhängen. An anderen weniger abschüssigen Stellen, wo die Kreide mit einer Lehmschicht überdeckt ist, wie z. B. in der Schlucht zwischen dem Königsstuhl und Kleinstubbenkammer, ziehen die Bäume bis unmittelbar an den Strand herab und von dort aus bilden ihre grünen Kronen einen eigentümlichen Gegensatz zu den vereinzelt zwischen ihnen hervortretenden weißen Kreideblöcken. Wittow dagegen ist fast ganz baumlos und hat kein zusammenhängendes Gehölz aufzuweisen. Landeinwärts ist der kreidige Untergrund beider Halbinseln mit Lehm überlagert, aus welchem nur an vereinzelten Stellen die Kreide frei zu Tage tritt. Das Erdreich ist daher für den Ackerbau vortrefflich geeignet, wofür die üppigen Weizenfelder zeugen, welche im Sommer weit und breit hier wogen. Auch das eigentliche Rügen, namentlich der nordwestliche Teil, hat im allgemeinen einen sehr ergiebigen Boden und fette Wiesen, wenn auch einzelne sandige Heiden und kleine Moore sich zwischen dem fruchtbaren Ackerlande ausbreiten. Dagegen sind die Schmale Heide und die Schaabe, die fast ganz aus zusammengetriebenem Sande bestehen und deren dem Meere zugewendete Ränder von einer niedrigen Dünenkette eingefaßt werden, im höchsten Grade unfruchtbar, und vergebens müht sich die fürstliche Forstverwaltung seit länger als 20 Jahren ab, auf der ersteren Landenge einen Wald von Kiefern und Fichten anzubringen.

Bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts war Rügen ebenso wie Pommern ausschließlich von Wenden bewohnt, welche die früher hier seßhaften Germanen verdrängt hatten und seit dem 11. Jahrhundert mit den Dänen und den von Westen her andrängenden Deutschen in unaufhörlichem Kampfe lagen. Die Eroberung der Burgfeste Arkona, welche das Nationalheiligtum der Ostseewenden, den Tempel des Swantewit in sich barg, und deren 14 m hoher Wall noch heute die Nordspitze Wittows nach dem Lande hin abschließt, machte diesem Kampfe und zugleich dem Heidentum auf Rügen ein Ende. Die Germanisierung der Insel, deren Fürsten bis 1325 unter dänischer Lehnshoheit standen, vollzog sich so rasch, daß nach 200 Jahren die wendische Sprache ausgetilgt war, und im Jahre 1404 als Merkwürdigkeit der Tod einer alten Frau gemeldet wird, die noch das Wendische verstanden habe. Heute erinnern nur noch die wendischen Namen vieler Dörfer, Höhen und Waldstrecken an die früheren Herren des Landes, wie beispielsweise der deutschklingende Name Stubbenkammer aus den wendischen Worten stupien und kamen verderbt ist und Stufenstein bedeutet. Die jetzigen Bewohner Rügens, deren Zahl etwa 50000 beträgt, sind in überwiegender Mehrzahl in kleinen Dörfern und einzelnen Gehöften angesiedelt; die wenigen Städte haben alle nur geringe Einwohnerzahl, ja eigentlich verdient nur das fast im Mittelpunkt der Insel gelegene Bergen den Namen einer Stadt. Die Beschaffenheit des Bodens weist die Rügener auf den Ackerbau hin, und dieser ernährt nebst dem Fischfang den bei weitem größten Teil, während Handel und Industrie nur in sehr geringem Grade entwickelt sind. Die letztere beschränkt sich fast ganz auf den Betrieb einiger Kreideschlemmereien, in welchen die Kreide von ihren sandigen Beimengungen gereinigt und zum weiteren Gebrauch fertig gestellt wird. Die Erzeugnisse des Ackerbaues werden meistens nach den Häfen des gegenüberliegenden Festlandes geschafft, um von den dortigen Getreidehändlern nach England ausgeführt zu werden. Die Ländereien sind meistens zu großen Landgütern vereinigt oder in ganz kleine Parzellen zerschlagen, so daß ein eigentlicher Bauernstand fehlt. Die rügenschen Bauern besitzen meistens nur wenige Morgen Feld und würden in Mittel- und Süddeutschland nicht einmal als Halbbauern angesehen werden. Die meisten Dörfer haben nur ein ärmliches Aussehen, die Häuser sind selten aus Stein gebaut, haben oft nur Lehmwände und tragen meistens ein Strohdach. In den Dörfern, welche am Strande oder doch nahe dem Meere liegen, erwartet und empfängt die ganze Einwohnerschaft ihren Lebensunterhalt von der See, und von jung auf tummeln sich die Knaben und wohl auch die Mädchen in den Booten auf dem Wasser umher. Indessen zählt die Bevölkerung dieser Seedörfer verhältnismäßig nur wenige Matrosen unter sich, welche auf großen Seeschiffen fremde Meere und Länder besuchen; fast alle beschränken sich auf den Betrieb der Fischerei oder auf Fahrten nach den nahegelegenen Küsten Pommerns. Nur wenige Kapitäne größerer Schiffe leben auf der Insel, die Fahrzeuge sind fast sämtlich einmastige

Küstenfahrer, sogenannte Jachten, oder Boote von verschiedener Größe. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt nicht darin, daß es der Insel an guten Häfen fehlt und die Küsten von langgestreckten Sandbänken umzogen sind, welche größeren Schiffen die Annäherung verbieten. Im Gegensatz zu Rügen gehen auf den nahe gelegenen Halbinseln Zingst und Darß, deren Küsten für größere Schiffe ebenso unnahbar sind, fast alle jungen Männer als Matrosen auf Schiffe der deutschen und auch der englischen Handelsmarine und durchkreuzen die entferntesten Meere, während nur die älteren Männer den Fischfang und die Binnenschiffahrt betreiben. Die großen Dörfer der genannten Gegenden verdanken ihre Wohlhabenheit und ihr behäbiges Aussehen dieser seetüchtigen Bevölkerung und namentlich den zahlreichen dort angesessenen Schiffskapitänen, deren große Seeschiffe in den pommerschen und mecklenburgischen Häfen ankern.

Infolge der abgeschlossenen Lage der Insel und des Verzichtes ihrer Bewohner auf weitere Seefahrten ist der Gesichtskreis der Rügener nur beschränkt und reicht nicht über die nahegelegenen Küsten hinaus. Die Pommern sind überhaupt zurückhaltender und schweigsamer Natur und lassen sich nicht leicht mit Fremden in ein längeres und lebhaftes Gespräch ein, wie es der bewegliche Mitteldeutsche liebt. Der Rügener namentlich ist im höchsten Grade phlegmatisch, dem Fremden gegenüber verschlossen und ohne jede Zuvorkommenheit, ganz verschieden von dem dienstfertigen Thüringer und Schlesier. Er fragt wenig nach den Zuständen außerhalb seiner Heimat und weiß so gut wie nichts von den Verhältnissen anderer Länder. Es schließen sich sogar die Bewohner der einzelnen Teile Rügens voneinander ab; der Mönkguter z. B., der sich noch eine eigene unschöne Nationaltracht bewahrt hat, sieht den Jasmunder als Fremden an und wird nicht leicht ein Mädchen von einem anderen Teile der Insel als Frau heimführen. Ebenso wählen die jungen Männer der ziemlich vereinsamt gelegenen Jasmunder Dörfer Krampas und Saßnitz fast niemals eine Frau aus einem anderen Dorfe, und die einzelnen Familien haben sich durch Zwischenheiraten so miteinander verschwägert, daß die Bewohner beider Dörfer gewissermaßen eine einzige große Familie ausmachen. Dem Fremden wird überdies der Verkehr mit den Rügenern ganz erheblich durch die plattdeutsche Sprache erschwert, in welcher Mundart hier wie in ganz Neuvorpommern die unteren Stände reden, und welche selbst von den Gebildeten noch mit einer gewissen Vorliebe gesprochen wird. Die letzten 30 Jahre haben allerdings in dieser Beziehung vieles verändert, und die Kriege, welche in dieser Zeit geführt wurden, haben die Rügener mit der Außenwelt in mannigfache Berührung gebracht. Noch im Jahre 1848 erregte es ungeheures Aufsehen, als einige Kompanieen Infanterie und eine Schwadron Kürassiere nebst zwei Geschützen nach der Insel verlegt wurden, um einen etwaigen Landungsversuch der Dänen abzuwehren. Seit den französischen Kriegen 1806—15 hatte keine geschlossene Truppe Rügen betreten, und jetzt strömte alt und jung herbei, um die Panzerreiter

anzustaunen und die in Putbus aufgefahrenen Geschütze zu betrachten. Kopfschüttelnd sahen damals die Rügener auf die schwerfälligen Ruderkanonenboote, die als schwacher Anfang der preußischen Marine in dem engen Fahrwasser kreuzten und der einen dänischen Korvette auswichen, welche ganz allein alle Häfen Vorpommerns blockierte. Sechzehn Jahre später (1864) waren sie Augenzeugen des ersten Seegefechtes der deutschen Marine, welches die Korvetten Arkona und Nymphe nebst dem Aviso Lorelei gegen fünf schwere dänische Schiffe auf der Höhe von Saßnitz bestanden und sahen in demselben Jahre eine ganze Flotille von Dampfkanonenbooten sich bei Hiddensöe mit dänischen Fregatten herumschießen. Noch in den fünfziger Jahren betrachteten die Insulaner mit ungläubigem und mißtrauischem Auge den Fremden, der ihnen von mächtigen breiten Strömen oder von Bergen erzählte, die in die Wolken hineinragen und deren Gipfel auch im Sommer mit Schnee bedeckt ist; jetzt haben viele ihrer jungen Männer als Soldaten die Donau, den Rhein und die Seine gesehen und lernten die Schnee- und Eisberge aus eigener Anschauung kennen, als das pommersche Armeekorps im Februar 1871 die Scharen Bourbakis in die Schweiz hineindrängen half. So hat der Krieg, der arge Zerstörer, hier als Lehrmeister gewirkt! In den letzten Jahren hat überdies der Fremdenverkehr auf Rügen eine sehr bedeutende Höhe erreicht, und die Dörfer an der Ostküste empfangen jetzt selbst aus Mittel- und Süddeutschland zahlreiche Besucher, welche hier während mehrerer Wochen die Seebäder benutzen. Infolge dieses Zuspruchs streifen diese Dörfer allmählich ihr altes einfaches Aussehen ab und fangen an, einen modernen Anstrich zu gewinnen. Bei dem kleinen Fischerdorfe Saßnitz z. B., welches höchst malerisch am Fuße des waldigen Fahrenberges in einer von dem Steinbach durchflossenen Schlucht liegt, sind bereits große Gasthöfe und mehrere Häuser im modernsten Villenstil erbaut. Daß eine solche längere Berührung mit den Fremden ganz merklich auf die Anschauungsweise der Insulaner einwirken und ihren Gesichtskreis erweitern muß, ist natürlich; zunächst zeigt sich diese Wirkung in einer oft bis an Unverschämtheit grenzenden Steigerung aller Preise. Wenn der Fremdenzufluß auch ferner in demselben Maße zunimmt, so wird, wie Riehl es vor Jahren voraussagte, in nicht ferner Zeit die Natürlichkeit und Sitteneinfalt der Rügener vollkommen „fortgebadet“ sein. Freilich verwendet auch jetzt noch die bei weitem größere Zahl der Reisenden nur wenige Tage, um die schönsten Punkte der Insel in Augenschein zu nehmen. Es sind dies vorzugsweise Putbus, das fürstliche Jagdschloß und Stubbenkammer. Zwar bieten noch manche andere Teile der Insel sehenswerte Aussichten, wie der Rugard, Thiessow auf Mönkgut und Arkona, werden aber doch verhältnismäßig nur wenig besucht. Betrachten wir denn jene drei Punkte etwas näher und beginnen wir mit dem freundlichen **Putbus**.

Dasselbe liegt auf einer etwa 50 m hohen Bodenwelle, welche sich langsam zu der 3000 Schritte entfernten Lauterbacher Bucht abdacht. Ein weiter,

fast zum Kreise geschlossener Ring von prächtigen Häusern umgiebt einen freien Platz, auf welchem sich ein aus mächtigen Sandsteinblöcken errichteter Obelisk erhebt. Die freie nicht von Häusern besetzte Sehne des Kreises schließt der fürstliche Park ab, welcher sich von hier nach Süden und Westen bis auf eine bedeutende Entfernung erstreckt und zuletzt in einen Wald, die Medars, übergeht. Von jenem ringförmigen Platze, dem Zirkus aus, läuft eine lange Häuserreihe nach Westen neben dem Park hin und wird nur durch den Marktplatz unterbrochen, an den sich eine zweite Straße anschließt. Diese unmittelbare Nachbarschaft des herrlichen Parkes, dessen Betreten einem jeden freisteht, verleiht dem Orte seinen hauptsächlichsten Reiz. Die weißen Häuser leuchten zwischen dem Grün der mächtigen Lindenallee hervor, welche diese ganze Seite des Parkes einfaßt und weit über die Häuserreihe hinausreicht. Ihre gewaltigen Bäume, schön wie man sie selten findet, streben zu bedeutender Höhe empor und verschlingen hoch über dem Boden ihre Zweige, so daß man in dieser wundervollen Allee wie in einem Säulengange wandelt, der mit einem grünen Gewölbe überdacht ist. Der Park ist mit einem seltenen Geschmack angelegt und birgt eine Fülle der edelsten Baumgestalten in sich, welche in einer für das Auge höchst wohlthuenden Weise geordnet sind. Hier zieht sich eine Allee von prachtvollen Roßkastanien hin, dort schließen kräftige Weißbuchen einen gewundenen Gang ein. Uralte Eichen heben ihre Kronen hoch über die niedrigeren Bäume empor; ihre Stämme sind vom Alter gehöhlt und zerrissen, und man hat, um die Zerstörung aufzuhalten, diese Wunden künstlich geschlossen und dem Auge verdeckt. Auf den samtartigen Rasenplätzen erheben sich vereinzelte Tannen, Edelkastanien und Platanen, oder zeichnet sich das dunkle Laub der Blutbuche von dem grünen Hintergrunde ab. Eine erfrischende Luft, vermischt mit dem Duft der Lindenblüten, durchzieht diese Alleen und Gehölze und selbst in dem heißesten Sommer vermögen die Strahlen der Julisonne nicht, die köstliche Kühle zu vertreiben, die unter dem kühlen Blätterdache waltet. In der Mitte des Parkes erhebt sich das neue Schloß und wendet seine prachtvolle Front mit den zierlichen, blumengeschmückten Terrassen einem seeartigen Teiche zu, aus welchem ein Springbrunnen eine Wassergarbe emporschleudert. Vor der Rückfront dehnt sich ein weiter, rings von Bäumen umschlossener Rasenplatz und trägt die von Drakes Meisterhand gefertigte Marmorstatue des im Jahre 1854 verstorbenen Fürsten Malte, welchem der Ort Putbus seine Entstehung verdankt.

Verleiht nun auch dieser Park, welcher sicher eine der schönsten Schöpfungen der Gartenkunst ist, Putbus den Hauptreiz, so wird dieser letztere doch wesentlich durch die herrliche Lage des Ortes erhöht. Überall, wo man aus dem Park hinaustritt und eine freie Übersicht nach Osten gewinnt, blickt man auf die Lauterbacher Bucht hinab, die sich wie ein großer tiefblauer See ausbreitet und durch eine waldige Insel, den Vilm, abgeschlossen wird. Über die niedrige Landenge, welche die beiden bergigen Teile dieser kleinen

Insel miteinander verbindet, sieht man hinaus auf das Meer und die in dasselbe vorspringenden Landzungen von Mönkgut, die sich gelblich-rot aus der blauen Flut erheben; links erglänzen die weißen dorischen Säulen, welche die Vorhalle des Friedrich Wilhelmsbades zieren und werden von den buchengekrönten Höhen der Gora überragt. Schon mancher Reisende hat diese Aussicht mit dem Blick auf den Golf von Neapel und die Insel Capri verglichen, indessen muß wohl die Phantasie ihr Bestes thun, um den Vergleich dieser nordischen Landschaft mit dem farbenreichen Süden aufrecht zu erhalten. Ein nicht minder anziehendes Bild bietet sich vom Südrande des Parkes aus, von wo der Blick über die seeartige Wrechener Bucht und das Meer hinweg bis nach der pommerschen Küste schweift. Deutlich erkennt man das einfache Denkmal, welches die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1678 der Große Kurfürst landete, um nach einem siegreichen Gefechte die Schweden nach Stralsund hineinzutreiben. Eine ähnliche Denksäule ist eine Meile südöstlich von Putbus bei dem Dorfe Stressow errichtet worden, zur Erinnerung an die Landung der Preußen unter dem Alten Dessauer im Jahre 1715 und an den nächtlichen, siegreich abgeschlagenen Überfall, bei welchem die Schweden unter Karls XII. persönlicher Führung das preußische Lager zu überrumpeln hofften.

Putbus wird gewöhnlich als Seebad bezeichnet, verdient aber diesen Namen nur in beschränktem Maße. Zwar sind bei dem erwähnten Friedrich-Wilhelmsbade alle nötigen Vorkehrungen getroffen, allein einerseits erschwert die weite Entfernung des Badeplatzes die Benutzung desselben, andererseits entbehrt das Wasser der ruhigen Bucht des Wellenschlages, da der Vilm den Wogendrang auffängt. Es finden sich daher auch nur wenige Badegäste in Putbus ein, und es herrscht dort nicht das bunt bewegte Treiben, wie man es in eigentlichen Badeorten sieht. Wer aber einige stille Wochen in einer paradiesisch schönen Natur verleben und eine gesunde erquickende Luft atmen will, der kann keinen schöneren Sommeraufenthalt wählen, als dies freundliche Städtchen.

Eine Rundschau über die ganze Insel gewährt der Turm des **fürstlichen Jagdschlosses**, welches auf einem der höchsten Hügel Rügens, inmitten eines herrlichen Buchenwaldes, der Granitz, von Schinkel erbaut worden ist. Der Turm erhebt sich 180 m hoch über den Spiegel der Ostsee, und ist somit der höchste Standpunkt, welchen man auf Rügen einnehmen kann. Von seiner Galerie schweift der Blick über die Kronen der Buchen weg, zwischen denen, wie aus einem grünen Meere, der Turm inselartig aufstrebt, und umfaßt das ganze Rügen, welches mit allen seinen Bodden, Buchten und Inwieken, seinen Halbinseln, Landzungen und Vorgebirgen, wie eine Karte ausgebreitet daliegt. Aus dem flachen westlichen Teile heben sich die weißen Häuser von Putbus und der Rugard mit dem Städtchen Bergen hervor, im Norden ragen die weißen Kreide-Ufer Jasmunds und jenseits dieser Halbinsel Arkona mit seinem Leuchtturm empor,

während sich im Osten das Meer bis zum fernsten Horizonte ausdehnt und im Südosten das in viele Landzungen zerschnittene Mönkgut sich als ein wunderbares Gemisch von Land und Meer darstellt. Jenseits Mönkguts erkennt man die kleine flache Insel Ruden und die höher aus dem Meer aufsteigende Oie mit ihrem schlanken Leuchtturm und kann am Südrande des Horizonts den Zug der pommerschen Küste von der Peenemündung bis Stralsund verfolgen. Das weite Panorama, welches sich hier entrollt, ist von einer seltenen, fesselnden Schönheit, die hauptsächlich auf dem Gegensatz beruht, welchen das Blau des Meeres, die weißen und gelblich-roten Farbentöne der Ufer und das Grün des Waldes und der Felder bilden, zwischen denen die Spiegel einzelner Seen hervorblicken.

Der am meisten bewunderte Punkt Rügens, den so leicht kein Besucher der Insel unberührt läßt, ist das Vorgebirge **Stubbenkammer**, dessen Name wohl in ganz Deutschland bekannt ist. Im Gegensatz zu dem freundlichen und heiteren Rundgemälde, welches sich auf dem Turm des Jagdschlosses entfaltet, stellen sich hier mehr ernste Bilder dar, welche durch ihre einfache Erhabenheit wahrhaft ergreifend wirken. Der dichte Buchenwald der Stubbenitz, welcher den nordöstlichen Teil von Jasmund krönt, zieht sich über das hügelige, von Schluchten durchschnittene Gelände bis unmittelbar an den steil abfallenden Uferrand hinein. Etwa 1500 Schritte von diesem letzteren entfernt liegt tief im Walde versteckt ein kleiner von Rohr und Binsen umkränzter See, an dessen östlichem Ufer sich hoch und steil ein halbmondförmiger Hügel erhebt. Es ist der bekannte Herthasee mit der Herthaburg. Auf ihn wird, mit Recht oder mit Unrecht, die bekannte Stelle des Tacitus bezogen, in welcher derselbe erzählt, daß in einem heiligen Haine auf einer Insel des Ozeans die Göttin Hertha (Nerthus) verehrt werde, deren von Rindern gezogener Wagen von den Priestern geleitet zu gewissen Zeiten durch das Land fahre; nach der Rückkehr werde der Wagen in einem verborgen liegenden See von Sklaven abgewaschen, worauf der See diese letzteren verschlinge. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde zum erstenmale gemutmaßt, daß hier der von Tacitus erwähnte Hain mit dem versteckten See zu suchen sei, mit demselben Rechte, mit welchem die Dänen den Schauplatz des Herthakultus nach Seeland verlegen und dort einen ähnlichen See als Herthasee bezeichnen. Der halbmondförmige Hügel verdankt seine Entstehung sicher nicht Menschenhänden und ist kein Burgwall, als welcher er gewöhnlich angesehen wird, sondern ein Werk der Natur. Von seiner nördlichen Spitze, einem der höchsten Punkte Rügens, sieht man über den Wald hinweg auf die Tromper Wiek und das Meer hinaus nach Arkona und hat hier einen vorzüglichen Standpunkt, um den Sonnenuntergang zu bewundern.

Nähert man sich von der Herthaburg aus dem Uferrande, so lichtet sich zunächst der Buchenwald und umschließt halbkreisförmig einen freien Platz, indem die Bäume zu beiden Seiten bis unmittelbar an den Rand herantreten. Überschreitet man diese Lichtung, so steht man plötzlich an der

berühmten Schlucht von Großstubbenkammer, ohne Zweifel dem reizendsten Punkte von ganz Rügen. Sie gleicht einem ungeheueren Trichter, der nach dem Meere hin nicht geschlossen, sondern teilweise geöffnet ist. Von rechts und links senken sich die Kreidewände jäh abwärts und streben demselben, tief unten liegenden Punkte zu, welcher durch zwei hochaufragende Kreidepfeiler bezeichnet wird. Sie gleichen einem Thor und lassen zwischen sich einen schmalen Durchgang erkennen. Jenseits dieses Pfeilerthores erhebt sich rechts die gewaltige Masse des Königsstuhls und zeichnet ihr zackiges Profil auf dem Hintergrunde der See ab. Auf der Uferhöhe drängen die Buchen bis hart an den Rand; die meisten steigen stolz und gerade empor, andere neigen ihre Stämme und Wipfel über den Rand weg, als wären sie dem Sturze in die Tiefe nahe, alle aber bilden mit ihrem Grün einen wunderbaren Gegensatz zu der im Sonnenlichte rein weiß schimmernden Kreide und dem tiefen Blau der See. Denn weit, bis auf ungeheure Entfernung hin, dehnt sich das Meer, der Horizont reicht über die Kreide-Ufer hinauf und scheint hoch in der Luft zu liegen, gleich als ob das Meer eine ansteigende Ebene bilde. Und wie tief liegt es doch unter uns! Von der Höhe des Königsstuhls aus gleicht das stolze Schiff, das in der Nähe der Küste ankert, einem Boote, die riesigen am Strande lagernden Felsblöcke kleinen Steinchen; selbst bei bewegter See erscheinen die Wogen, die in langen gleichlaufenden Zügen zum Ufer rauschen, wie unbedeutende Furchen auf der weiten Wasserfläche, bei schwachem Winde aber gleicht das Meer, von hier aus gesehen, einem vollkommenen Spiegel. Wie sehr sich das Auge bei der Abschätzung der Höhe täuscht, erkennt man recht deutlich, wenn man das Ufer vom Strande aus betrachtet. Ein schmaler Fußweg führt in vielfachen Windungen durch den Wald, der sich in einer schluchtenartigen Einsenkung zwischen dem Königsstuhl und der jähen Kreidewand von Kleinstubbenkammer bis zum Meere hinabzieht. Von dem mit Steinen und Geröll bedeckten Strande aus sieht man, daß der Königsstuhl keineswegs senkrecht aufsteigt, wie es von oben den Anschein hatte, daß vielmehr seine Krone ziemlich weit zurücktritt; von dem Rande der Schlucht aus schien das Pfeilerthor unmittelbar am Strande zu stehen und sich aus dem Meere zu erheben, dagegen scheint es von unten aus gesehen gar nicht weit von dem oberen Rande entfernt zu sein. Eine tiefe, vom Regenwasser ausgewaschene Rinne zieht von den Pfeilern zum Meere hinab und macht es leicht, bis zu jenem Thor vorzudringen; ein weiteres Emporklimmen ist sehr beschwerlich, da oberhalb der Pfeiler sich keine Rinnen finden; auch ist das Klettern auf der abschüssigen Kreidewand nicht ohne Gefahr. Übrigens ist der Blick von unten auf weniger großartig, als die Ausschau vom Rande der Schlucht; auf dem schmalen Strande steht man der Kreidewand zu nahe, und dieselbe erscheint bei dem Aufblick so stark verkürzt, daß ihre gewaltigen Ausdehnungen nicht ihre volle Wirkung auf das Auge ausüben. Überdies fehlt hier der Hintergrund, und man sieht über die weiße Kreide und den grünen Kranz der Bäume weg in die

leere Luft, während bei dem Blick von oben herab das Bild seinen Abschluß findet in der weit hinausreichenden Meeresfläche.

So ruht dies in seiner Einfachheit so erhabene Vorgebirge inmitten der wogenden See. Die Wellen umspülen seinen Fuß und branden an den schützenden Felsriffen, die Wipfel der Buchen rauschen über seinem Scheitel, Mythe und Sage umweben es mit ihren Dichtungen. Mit geheimem Schauer blickt mancher gläubige Besucher auf den dunklen, im Walde verborgenen See und läßt sich den Opferstein zeigen mit dem steinernen Becken daneben, in welches das Blut rann; in der Johannisnacht sehen Sonntagskinder auf dem größten der am Ufer lagernden Blöcke ein bleiches schönes Weib unter heißen Thränen blutiges Leinen waschen, versäumen aber stets, das erlösende „Helf Gott" zu sprechen. Doch unaufhaltsam schreitet die Zerstörung vorwärts, von Jahr zu Jahr weichen die Uferränder zurück und die Zeit wird kommen, wo die unersättliche Flut diesen herrlichsten Punkt des ganzen Ostseegestades verschlungen haben wird.

---

4. Das Fischland und seine Bewohner.*)

In der That, ein ärmliches Stück Land beim ersten flüchtigen Beschauen, jene geknickte Halbinsel, die ihr Knie bei Darßer Ort herausdrückt und ihre beiden Schenkel nach Vorpommern und Mecklenburg zu streckt. Jener größere östliche ist unter dem Namen der Halbinsel Zingst, dieser kleinere westliche als das „Fischland" bekannt. Diesem Landstreifen, der wie ein schmales Brett zwischen Ostsee und Ribnitzer Bodden nach Nordosten sich erstreckt, gilt unser Besuch, weil wir hier lernen können, was ein wetter- und willensfestes Geschlecht von etwa 2000 Seelen im Bunde wie im Kampfe mit der heimatlichen Landesnatur zu leisten imstande ist. Hohe Dünen, deren blendende Weiße einen lebhaften Gegensatz zu dem dunklen Grün des Meeres bildet, werden durch Strandhafer und dürftige Kiefern festgebunden an verschiedenen Stellen, an anderen erhebt sich der Sand in gewaltigem Wirbel in die Luft, sobald ein Windstoß brausend in die Dünen hineinfährt. Und Wind giebt es hier fast immer und von erster Güte. Zahllose Möven aller Art bewohnen diese Dünen und beleben die sonst öde Küstenlandschaft. Wäre das widrige heisere Angstgeschrei dieser Vögel nicht, es wären sonst in jeder Weise schöne Tiere. Wie schneeweiß und dann wieder perl- oder isabellenartig ist ihr Gefieder; welche Leichtigkeit, ja selbst Anmut liegt in ihrem wilden Herumtummeln! Gleich einem Pfeil, so schnell taucht eine in die Flut, einen armen Fisch als Beute zu erhaschen, kreischend

*) Quelle: Unser deutsches Land und Volk. Bd. XI. unter Verwertung des früheren Artikels.

stürzt sich der Gefährtinnen Schar auf dieselbe, um den Raub ihr streitig zu machen. Welche Wendungen macht nicht die Verfolgte, ihren Feindinnen zu entgehen, bald ist sie tief unter denselben und scheint fast von den Wellen verschlungen, dann wieder hoch oben über den Dünen! So treiben sie es ganze Stunden, in immer neuer Abwechselung, nie im Fluge ermüdend, nie im Hunger gestillt, nie in der Kehle verstummt. Wenn aber gar ein Sturm im Anzuge ist, wenn dunkle Wolken den fernen Horizont bedecken, wie verdoppelt sich dann ihre Thätigkeit, wie schreien sie dann so gellend und kreischend, als ob eine innere Angst ihnen diese Klagetöne auspreßte! Und der kleine Fischländer Bube läuft dann zur Mutter und ruft: „Moder, et wat weihn, dee Meev de schriet so doull!“ (Mutter, es wird wehen, die Möve schreit so toll.)

„Swante-Wustrow“ (heilige Insel) muß, wie aus dieser ältesten Bezeichnung des Fischlandes sich ergiebt, in alter Zeit ein Eiland mit einem wendischen Heiligtum gewesen sein. Der brackige Ribnitzer Bodden an der Binnenseite der heutigen Halbinsel hat ehemals durch einen Mündungsarm der Recknitz*) mit dem offenen Meere in Verbindung gestanden; doch ist diese Durchfahrt schon längst durch Versandung gesperrt. Die Ribnitzer Bucht gewährte im Mittelalter Strandräubern, Vitalienbrüdern sicheren Versteck, so daß einst Stralsund seinen Hauptmann Karsten Sarnow zur Bestrafung derselben aussenden mußte. Mag immer dieses Raubrittertum zur See den und jenen Fischländer angelockt haben, so sind sie doch bald zu ehrlicher Hantierung zurückgekehrt, indem sie die Schätze des Meeres als Fischer sich nutzbar machten. Auch heute noch stechen ihre Zesenkähne hinaus in die Salzflut, jene großen Boote, die mit dem daran befestigten Schleppnetz (Zese) durch Segel vor dem Winde treiben, um besonders den Hering und Lachs zu fangen. In früheren Zeiten konnte man im Frühjahr Kärrner aus allen fünf oder sechs Dörfern des Fischlandes auf den Wegen sehen, die den Inhalt der Räuchereien nach Rostock führten. Tief bis an die Achsen sanken die Wagen in den Sand, und man konnte sich nur wundern, wie die kleinen, mageren, zottigen „Fischländer“ bei einer Fütterung von Heu, Fisch, ja gestoßenen Fischgräten die Karren vorwärts brachten. Und doch sind diese Fischländer Pferde, die übrigens bei kräftiger Ernährung von Jugend auf den dänischen Stammeltern nicht nachstehen, von einer Flinkheit und Ausdauer, daß die Kosaken 1813 ihre Remonten gern aus dem Fischlande nahmen.

Die Fischerei ist heute ebensowenig die Haupterwerbsquelle, wie der Landbau, der zwar einen leidlichen Roggenboden zur Verfügung hat, aber durch den fliegenden Sand leidet, so daß die Hafer-, Buchweizen- und Kartoffelfelder den Reisenden aus der Börde oder Marsch jedenfalls wenig erbauen werden. Daß es mit den Wiesen nicht viel besser bestellt ist,

*) Den Störtebeckshafen der alten Karten.

zeigt sich am klarsten bei einem ländlichen Fest, der sogenannten Morgensprache, der Verteilung des verauktionierten Grases auf den Ribnitzer Stadtwiesen. Alles, was Kühe besitzt, besonders hochgeschürzte, barfüßige Frauen und Mädchen machen sich in Scharen dorthin auf, lagern sich auf dem mit Erfrischungsbuden besetzten Sammelplatze in Gruppen und warten sehnsüchtig auf das Aufziehen der Flagge, das Zeichen der Ankunft des Magistrats, der die Verteilung vornimmt, und sofort gehen dann die aus dem Binnenlande angekommenen Mäher an die Arbeit.

Nein, die Orte wie Wustrow, Dierhagen, Dänendorf*) müssen andere Quellen des Wohlstandes haben; denn nicht die Bauerngehöfte machen den Eindruck der Wohlhabenheit, sondern andere Wohnungen, die schon von außen sorgfältig geputzte Backsteinmauern, rotes Steindach, hohe Zimmer, spiegelnde große Fensterscheiben aus bestem, zum Teil holländischem Glas mit grüngestrichenen Rahmen, Glasthüren mit blitzblanken Klinken und zur Seite ein sauber gepflegtes Gärtchen mit Blumen und Obstbäumen erkennen lassen. Wir treten ein, um auch dem Departement des Innern unsere Aufmerksamkeit zu schenken: da stehen auf der mit Fliesen ausgelegten Hausflur die alten gebohnten Koffer von Eiche, welche die Leinenschätze der Hausfrau enthalten. Doch, da öffnet sie selbst die Thür, sich entschuldigend, daß nicht der Gatte uns willkommen heißt, da er auf weiter Fahrt abwesend. Die Kinder kommen herzu und schließen sich dem Rundgange durch alle Räume des Hauses an, um so lieber, als während der Reise des Vaters nur das bescheidenste Hinter- oder Dachstübchen ihnen und der Mutter zum Aufenthalt dient. Doch schon hier steht ein Sofa, über ihm hängt das Ölbild mit Goldrahmen, das des Vaters Schiff darstellt, auf der Kommode pickt die Pendeluhr — umrahmt von schön geordneten Muscheln fremder Zonen, und an der Decke schwebt ein ausgestopfter Delphin, Kokosnüsse und ein vollständiges Schiffsmodell. Wir betreten das Allerheiligste des Hauses: schöne Mahagonimöbel, ein großer Spiegel, Polsterstühle! Doch ohne ein Zeichen der Benutzung. Mit leuchtendem Auge aber öffnet die Fischländerin den nächsten Raum: ihre Küche, eigentlich ihren Küchensalon; denn alles, was hier steht und hängt: der Kochherd mit weißen Kacheln und blankem Messingrand, die Wände und Schränke voll des feinsten englischen Porzellans, ist nur zur Augenweide. Der Herd, auf welchem die Hausfrau die Tageskost bereitet, liegt in einem Anbau nach dem Hofe zu. Sie nötigt uns, ein Gläschen Rum anzunehmen, da der Sturm uns durchschüttelt hat; es ist echter Jamaika in feingeschliffenem Gläschen; doch so leichten Kaufes kommen wir in dem gastfreien Hause nicht davon; wir dürfen auch eine Tasse Kaffee nicht ausschlagen und sind nicht bloß überrascht von dem vorzüglichen Aroma und Geschmack, sondern auch von der Feinheit des Services,

*) Obwohl die beiden letzten am Ribnitzer Bodden liegen, rechnet man sie doch gewöhnlich zum Fischlande.

in dem er uns dargereicht wird; da ist alles: Präsentierbrett, Tasse, Kanne, Sahnengießer vom feinsten englischen Porzellan, die Zuckerdose kristallen und mit Silberrand eingefaßt, der Kaffeelöffel schwer und gediegen. Die Kinder erzählen mit Stolz, daß das der Vater von seinen Reisen mitgebracht und jedesmal etwas Neues hinzufügt. Es ist ein schöner Zug im Charakter dieser Fischländerinnen, daß sie während der Abwesenheit des Mannes in treuer Arbeit, zurückgezogen und in einfachster Lebensweise mit den Kindern die Tage zubringen, und erst nach der Wiederkunft des Hausherrn sich ihres Wohlstandes freuen. Am Tage nach der Heimkehr spricht der Neuangekommene bei den Nachbarn vor, überall begrüßt mit einem herzlichen: „Woll tau seihn!“ (Eigentlich: Wir freuen uns, dich wohl zu sehen.), und stattet an der „Börse“, dem täglichen Sammelpunkte der fahrenden und ausgedienten Seeleute, Bericht ab über die Fahrt und knüpft zugleich alle die Fäden über die Dinge der Heimat an, die mit seinem Weggange zerrissen wurden.

Schon aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß in der Seefahrt die hauptsächlichste Quelle des Wohlstandes zu suchen ist. Hier im Fischland quält die Eltern nicht die Frage über die Berufswahl des Sohnes: der Ahne, Großvater, Vater, Bruder, Onkel, Nachbar, die Kameraden — alle, die es zu etwas gebracht oder zu bringen gedenken, sind und werden Schiffer, also wird er es auch. Ist ihm nicht die Handhabung von Segel und Steuer ebenso leicht, ja leichter als diejenige von Griffel und Feder! Wie hat er leuchtenden Auges und fast mit verhaltenem Neide den älteren Bruder angestaunt, als er nach dem Examen an der Navigationsschule zu Wustrow hereintrat, mit dem Patent des Schiffers in der Tasche, von allen gelobt und gefeiert, der Stolz der Eltern! Von diesem Tage an steht auch sein Entschluß felsenfest. Er tritt mit 14 Jahren als Schiffsjunge in dieselbe Schule ein, bildet sich im Sommer praktisch im Seedienst, im Winter aber, wo die Schiffe im Hafen liegen, theoretisch aus als Jungmann und Matrose. Will er seine Steuermannsprüfung ablegen, so werden 33 Monate Fahrt verlangt, wovon 12 im Matrosendienst. Bei eifriger Fortsetzung der Studien und nach 24monatlicher Bewährung im Dienste kann er die letzte Prüfung ablegen: das eigentliche Schifferexamen, und nun liegt die Ehrenstaffel offen vor ihm. Übrigens nährt das Schiffergewerbe seinen Mann von Anfang an; der Schiffsjunge erhält die halbe Monatsheuer des Matrosen (40 Mk.) = 20 Mk., als Steuermann das $1^1/_2$fache der Matrosenheuer, als Schiffer das Doppelte, also 80 Mk. monatlich und dazu noch 5% der rauhen Fracht, das sogenannte Kaplaken. Er hat schon auf einem mittelgroßen Schiff ein Jahreseinkommen von mindestens 2000 Mark.

Doch das eigentlich Bewundernswerte an diesen Fischländern ist nicht etwa, daß sie im Dienste fremder Reeder in Rostock, Wismar rc. Hervorragendes leisten, sondern darin, daß sie auf dem Wege der Assoziation, des

genossenschaftlichen Zusammentretens und Zusammenlegens von Kapital sich selbst in die Reihe der Reeder stellen. Nehmen wir an, daß ein Segelschiff 100 000 Mk. Baukapital verlangt, so legen — gewöhnlich bei der Heirat des Seemanns — die Eltern und Verwandten des jungen Paares „Parten“, d. h. Kapitalanteile zusammen zum Ankauf eines Fahrzeugs. Der Schiffer selbst beteiligt sich mit einem Achtel der Bausumme, der Baumeister desgleichen, ja auch die beim Bau beschäftigten Handwerker nehmen kleine Anteile. Sie alle haben in wichtigen Schiffsangelegenheiten mitzusprechen und am Reinertrag der Fracht ihren prozentualen Anteil. Dies ist der Grund der verhältnismäßigen Wohlhabenheit, da die Reederei — wenn auch nicht mehr 20 und 30% wie früher, so doch immer ein Erkleckliches abwirft. Für den Schiffspark von etwa 90 Schiffen des Fischlandes wird ungefähr eine Besatzung von 2000 Köpfen nötig sein, wovon das Fischland selbst nur 400 liefert; so findet also auch eine zahlreiche Mannschaft aus den umliegenden Bezirken in Wustrow Lohn und Brot.

Schon frühzeitig führten die Bauern des Amtes Ribnitz ihr Getreide selbst zu Wasser nach Lübeck, zum nicht geringen Verdruß von Rostock und Wismar, welche das alleinige Hafenrecht für Mecklenburg erworben hatten, und gar oft wurden die Fischlandsboote, die mit Gerste nach Lübeck fuhren, bei Warnemünde angehalten. Doch da Wustrow 1669 aus klösterlichem in den Besitz der Herzöge von Mecklenburg überging, so erfreute es sich von da ab gegen die fortgesetzten Belästigungen mächtigen Schutzes, und es tauchte sogar (1776) der Plan auf, den vorerwähnten Mündungsarm der Recknitz wieder zu öffnen, den Ribnitzer Bodden wieder in direktere Verbindung mit der Ostsee zu setzen und den Hafen von Ribnitz auszubauen. Der Bauplan war fertig, der Kostenanschlag lautete auf 56 711 Thaler 6 Schilling. Leider wartet der schöne Gedanke noch heute auf die Ausführung, und die Schiffe des Fischlandes sind dem Rostocker Hafen zugeteilt. Die Reederei hat sich jedoch trotz dieser Enttäuschung fröhlich weiter entwickelt, besonders auf Grund des unbedingten Vertrauens, das man dem am Gelingen der Fahrt persönlich interessierten Schiffer und seiner seetüchtigen, nüchternen Mannschaft entgegenbringt. Man verfrachtet heute nicht mehr bloß Holz von Darß und Getreide von Ribnitz nach Kopenhagen, wie im vorigen Jahrhundert, sondern löscht die Ladungen für Rostocker, Hamburger und andere Firmen in den Häfen Preußens, Rußlands, Schwedens, Dänemarks, Hollands, Englands, Brasiliens, Westindiens, in Alexandria und Odessa, auch als Grönlandfahrer genießen die Fischländer eines ausgezeichneten Rufes; nicht selten ist, besonders beim Suchen nach einer vollen Rückfracht, die Mannschaft jahrelang abwesend von der Heimat, und der Knabe, den der Kapitän als Säugling im Wickelbett zurückließ, springt dem Vater entgegen und weiß flink wie eine Katze die Schiffsleiter zu erklettern.

Daß bei aller Seetüchtigkeit der Leute und der Sorgsamkeit des Ka-

pitäns das Meer trotzdem seine Opfer an Gut und Leben fordert, liegt auf der Hand. Aber auch dann zeigt sich der Charakter dieses Völkchens von der erfreulichsten Seite, sofern Alle für Einen einstehen. Dieser Geist der Solidarität, der zugleich auch die Zeit begreift und zeitgemäße Forderungen auf jeden Fall durchsetzt, hat auch in neuester Zeit Gelegenheit gehabt, sich zu bethätigen; da nämlich die Segelschiffe gegenwärtig auf dem Weltmarkte nur noch geringe Erträge erzielen, so ist ein Rückgang der Segelflotte im ganzen wie im einzelnen bemerkbar*). Ob die rührigen Fischländer in der Lage sein werden, auf dem Wege genossenschaftlichen Zusammengehens auch eigene Dampfer zu erwerben, wird die Zeit lehren. Aber sobald man jene trübe Erfahrung machen mußte, sind fast alle Bewohner zu einem Verein zusammengetreten, um ihrem Heimatlande neue Erwerbsquellen zu öffnen und zwar durch Errichtung eines Seebades in Wustrow. Fünf bis zehn Minuten vom Strande entfernt, besitzt es am Meere schöne Promenaden und herrliche Fernsicht, durchsichtiges klares Wasser (Mitteltemperatur 16° C.) auf festem Sandgrunde, vorherrschende Westwinde und kräftigen Wellenschlag. Man baute Badezellen und eine Warmbadeanstalt, legte Spazierwege an von Wustrow nach dem Strande, errichtete hier einen Pavillon und brachte die Häuser in einen Stand, daß sie den Badegästen ein behagliches Heim boten; die Hotelwirte statteten ihre Räume mit Billards, Flügeln, Salons ꝛc. aus, man sorgte ferner für Dampfschiffahrtsverbindung nach Ribnitz und hatte die Freude, die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr wachsen zu sehen.

Daß den Leuten auch sonst das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, zeigt sich gar manchmal in schöner Weise, zumal im Winter, wenn der größere Teil der Matrosen daheim ist und draußen ein pfeifender Nord die mächtigen Eisschollen durcheinandertreibt. Dunkle Wolken verkündigen ein nahes Schneegestöber. Da wird ein Schiff, zwischen den Eisschollen eingefroren, sichtbar, das durch Notzeichen andeutet, daß ihm der Mundvorrat ausgegangen. Sowie die Matrosen im Dorfe, die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, dies sehen, bereiten sie sich vor, Hilfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20 bis 30 junge Burschen, jeder einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Rücken gebunden, aus, um das Schiff zu erreichen. Mit Eissporen, die das Ausgleiten verhindern, an den großen Wasserstiefeln, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr, abzugleiten oder den Sprung zu kurz zu machen. Sind die Schollen zu weit auseinander, um den Sprung zu wagen, so legen sie Bretter hinüber, deren sie zu diesem Zwecke stets einige mit sich führen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff, bringen der Mannschaft darauf die ersehnte Zufuhr, wofür sie bloß den Preis, den

*) Im gesamten Ostseegebiet 1875: 2000; 1880: 1800; 1883: 1500; in Mecklenburg insbesondere: 1875: 410; 1880: 380; 1883: 355 ꝛc.

sie selbst dafür bezahlt haben, nehmen, sprechen derselben Mut ein, wenn sie dessen bedarf, und treten dann getrost den Heimweg wieder an. Oft überfällt ein alles verdunkelndes Schneegestöber sie dabei, was die Gefährlichkeit des Weges, den sie dann nur vermittelst ihrer Taschenkompasse zu finden vermögen, sehr erhöht. Mitunter hat es sich wohl auch ereignet, daß die Eismasse sich unterdes vom festen Lande trennte und so die Abgeschnittenen mehrere Tage darauf umhertrieben, bevor sie wieder die Heimat erreichen konnten. Alles dies wird aber die Fischländer nicht abhalten, eingefrorenen Schiffen im Winter alle mögliche Hilfe zu bringen, sobald nur irgendwie eine Aussicht vorhanden, dieselben zu erreichen.

Wir gedenken zum Schlusse eines eigentümlichen Sports, der zwar keineswegs auf das Fischland beschränkt ist, aber daselbst sich besonderer Gunst erfreut: es ist der Segelschlitten-Sport. Ein Segelschlitten sieht genau wie ein Boot aus, das auf zwei starken eisernen Schlittenkufen ruht. Die Takelage besteht aus dem Mast und gewöhnlich zwei Segeln. Von besonderer Wichtigkeit ist das Steuer, ein 1—$1^1/_2$ m langer, fingerdicker, mit scharfen Zähnen versehener Eisenstab, der in einem Scharnier läuft und durch Eindrücken ins Eis das Anhalten wie das Wenden bewirkt. Das Lenken erfordert dieselbe Geschicklichkeit, Umsicht und Kaltblütigkeit wie die Handhabung des wirklichen Bootes; unter geschulter Leitung saust man im Segelschlitten gefahrlos dahin wie ein Sturmvogel, unter ungeschickter Führung giebt es kaum etwas Gefahrvolleres. Folgende kleine Episode aus einer solchen Schlittenpartie möge das erhärten:

„Ich machte im Stillen meine Betrachtungen über die heftige Steigerung des Windes. Da klopfte es an die Thür und das verwitterte Gesicht Klaassens wurde sichtbar. Er mahnte zur Heimkehr und zwar dringend. Der Wind blase beinahe zu grob, und das Eis hätte bei Nienhagen eine „Borst" bekommen. Das schien nun freilich allen bedenklich, und die Gesellschaft rüstete sich eiligst zum Aufbruch.

Die Kunde von dem Riß im Eise hatte der Steuermann eines nach uns eingelaufenen Schlittens unserem Klaassen gebracht und natürlich die Lage desselben genau angegeben; es handelte sich nun darum, mit dem Schlitten die Richtung des Risses rechtwinklig zu durchschneiden, weshalb Klaassen einen etwas anderen Kurs steuern mußte.

Klaassen hatte mit Genugthuung meine aufmerksame Beobachtung seiner Geschicklichkeit und meine Freude über solche Sturmfahrt bemerkt. Lächelnd bedeutete er mich, es solle erst recht losgehen; wenn wir vor den Wind kämen, dann wolle er zeigen, was ein guter Segelschlitten vermöge. Auf seinen Zuruf wurden alle Segel gewendet; kreischend drückte sich das Steuereisen in das Eis ein.

„Setten Se sick rittlings, Herr!" rief Klaassen; ich that es widerstrebend; da faßte der Wind die Segel, und mit rasender Eile jagte der Schlitten dahin.

„Mit Gott! — Klaassen!“ stöhnte die gute Frau Försterin, „de Borst — de Borst!“

„Ach wat, de het nicht Tid tau bräken!“

„Klaassen, hollen S' vor de Borst an, un unnersöken S' dat Is!“

Ein pfiffiges Lächeln war seine Antwort.

„De Borst in Sicht!“ rief einer seiner Jungen.

„Treckt de Segels fast an!“ schrie Klaassen.

Wie ein Pfeil schoß der Schlitten heran; hochauf spritzte die Flut aus dem Riß — wahrlich das Eis hatte keine Zeit zum Brechen. Die Frau Försterin atmete erleichtert auf. Klaassen lachte; der Förster zündete sich die Pfeife wieder an, und ich bedauerte das nahe Ende der Fahrt. Bald fiel das Hauptsegel; das Eisen kreischte im Eise und wir waren daheim.“

5. Der Nord-Ostseekanal*) (Kaiser-Wilhelmskanal).

„Zu Ehren des geeinigten Deutschland!
Zu seinem fortschreitenden Wohle!
Zum Zeichen seiner Macht und Stärke!“

Mit diesen Worten begleitete Kaiser Wilhelm I. seine drei Hammerschläge bei der Grundsteinlegung des Kanals am 3. Juni 1887. „Zu Ehren des geeinigten Deutschland!“ In der That! Nur das unter seiner glorreichen Führung neuerstandene Reich war imstande, sich ein solches Ehrenmal zu setzen; was die Zeit der Kleinstaaterei geschaffen, zeigt uns der Eiderkanal, eine immerhin achtungswerte Leistung der Jahre 1777—84; er benutzte von Tönning an der Eidermündung bis Rendsburg den Lauf dieses Küstenflusses und strebte sodann im gegrabenen Bette der Kieler Bucht zu, war mit scharfen Krümmungen, $3^1/_2$ m Tiefe, 31 m Breite und sechs Treppenschleusen ausgestattet, verschlang 9 Mill. Mark Baukosten, beschäftigte ein Arbeiterregiment von 3000 Mann und konnte wohl Schiffen aus dem Jahrgang 1800, aber nicht solchen Kolossen genügen, die das Jahr 1900 mit einem Deplacement von 14000 Tons für zeitgemäß erachtet. Seine östliche Hälfte (von Rendsburg ab) ist geschwunden; die westliche kann auch heute noch durch Kanonenboote und andere kleine Kriegsfahrzeuge benutzt werden, da mittels einer neuen Schleuse dieser frühere Schiffsweg auf der Untereider nach der Nordsee erhalten geblieben ist.

Das Deutsche Reich hat unter den 16 Plänen, die im Laufe von fünf Jahrhunderten (1398—1886) über die geeignetste Verbindung zwischen Nord- und Ostsee ausgearbeitet worden sind, die ferner bezüglich der Lage

*) Unter Zugrundelegung der Arbeiten vom Bauinspektor Eiselen, C. Beseke, A. Sartori, Der Nord-Ostseekanal und die deutschen Seehäfen 2c.

das ganze Gebiet von Hamburg-Lübeck einerseits bis zur deutschen Nordgrenze andererseits umfassen, und die zu ihren Förderern auch den Admiral der Ostsee und Herzog von Mecklenburg Wallenstein, ja den großen Cromwell zählen — denjenigen zur Ausführung gewählt, der auf Grundlage der Arbeiten von Oberbaurat Lentze und Großkaufmann Dahlström von einer kaiserlichen Kanalkommission unter dem Vorsitz des Oberbaurates Baensch ausgearbeitet worden ist. Am 16. Mai 1886 erteilte der Deutsche Reichstag diesem Projekte seine Genehmigung; es stellt im Interesse der Großschiffahrt Anforderungen in technischer wie in finanzieller Hinsicht, deren Erfüllung nur einem geeinigten Deutschland möglich war.

„Zu seinem fortschreitenden Wohle!“ sollte nach des Kaisers Wort die neue Wasserstraße ebenfalls dienen. Daß ihm dabei die größere Annäherung des industriereichen Westens an den landwirtschaftlichen Osten, eine regere wirtschaftliche Berührung beider Hälften unseres Reiches und dadurch Mehrung des Wohlstandes und Emporblühen der nächstgelegenen Handelsplätze vor der Seele geschwebt, wer wollte das leugnen? Aber in seiner Erinnerung haftete zweifelsohne auch so manches schwere Unglück, das Mann und Schiff auf der Fahrt um Kap Skagen ereilt. Nennt man doch schon seit langer Zeit die jütische Westküste die „eiserne“ und „den Kirchhof der Schiffe!“ Zeigt doch die sogenannte „Kaviarkarte“, welche mit schwarzen Punkten und Ringeln**) die Schiffsverunglückungen auf dem alten Seeweg um Jütland herum angiebt, nicht weniger als 8215 Unfälle, die sich in den dänischen Gewässern auf 28, in den deutschen gar nur auf 15 Jahre verteilen! Und eine andere Statistik berechnet den jährlichen Durchschnittsverlust in jenen Gewässern auf 200 Schiffe und 14 Mill. Mark, ganz abgesehen von den unersetzbaren Menschenleben. Der Nord-Ostseekanal sollte hierin Wandel schaffen.

„Zum Zeichen seiner Macht und Ehre!“ Konnte der Begründer des neuen deutschen Reiches auch nicht ahnen, daß sein kaiserlicher Enkel in Gegenwart der Repräsentations-Geschwader aller großen seefahrenden Nationen und in Anwesenheit der deutschen Bundesfürsten und der Volksvertreter die Eröffnung in den Tagen der Sommersonnenwende 1895 mit auserlesener Pracht vollziehen werde, so wollte er doch mit diesem letzten Weihworte der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die neue Wasserstraße die Konsequenz der seit 1867 begonnenen Entwickelung einer deutschen Marine und zugleich die Voraussetzung für ein militärisches Zusammenfassen der Streitkräfte zur See und eben dadurch eine Stärkung unserer Defensiv- und Offensivstellung in den Kriegen der Zukunft bedeutet. Daß der Kanal auch als eine Errungenschaft deutscher Geistes- und Willenskraft, als ein Sieg der Technik nach einer andern Seite hin die Macht und Stärke des deutschen Reiches bekundet, mag nicht unerwähnt bleiben. Erklärt doch

*) Die in ihrer Häufung dem Kaviar nicht unähnlich sich ausnehmen.

der berühmte belgische Ingenieur A. Dufourny das Unternehmen für das mächtigste maritime Werk seit Fertigstellung des Suezkanals und will mit seiner Bewunderung nicht hinter dem Berge halten in anbetracht dessen, daß in außerordentlich kurzer Frist (1887—95), ohne jede Überschreitung der Voranschläge (156 Mill. Mark), unter trefflichst organisierter Fürsorge für die 7—8000 Arbeiter hinsichtlich der Unterkunft, Verpflegung, Krankenunterstützung, der Nüchternheit und Sittlichkeit — ein Werk zustande gekommen ist, das er als ein mustergiltiges bezeichnet, und dem er ein besser geleitetes nicht an die Seite zu setzen weiß. In der That sind Nordostsee- und Panamakanal, besonders unter dem letzteren Gesichtspunkte, schreiende Gegensätze!

Treten wir nun der technischen Seite etwas näher! In einer Gesamtlänge von 98,65 km reicht der Kanal von der Unterelbe bei Brunsbüttel bis Holtenau nördlich von Kiel. Man wählte jene Stelle als westliches Eingangsthor, weil daselbst auch zu Zeiten des niedrigsten Wasserstandes bei Ebbe eine Tiefe von 10—11 m vorhanden ist. In der Richtung Nord bezw. Nordost durchschneidet die Kanallinie die tiefgelegene Elbmarsch, die durch Deiche vor den etwaigen Hochwasserständen im Kanal geschützt werden mußte, um bei Grünenthal die etwa 24 m über den Ostseespiegel emporragende Wasserscheide zwischen Elbe und Eider zu durchdringen. Die Schwierigkeiten, welche die Technik zu überwinden hatte, lagen also nicht sowohl in gewaltigen Durchbohrungen hoher Felsbarrièren, als vielmehr in den Ausschachtungen sandigen, mergeligen, besonders aber des moorigen Bodens, welcher bei dem Ausheben seitlich nachquoll und Sanddämme zu beiden Seiten nötig machte, die durch das weiche Moor bis auf den Untergrund hindurch sanken. Von Grünenthal ab tritt die Kanallinie in das Gebiet der Untereider ein, deren Hochwasser Schutzdämme für den Kanal nötig machten; derselbe umgeht sodann die Stadt Rendsburg im Süden, durchquert die Seen der oberen Eider und folgt nun bis Holtenau dem Bette des alten Eiderkanals, indem er die scharfen Kurven desselben sämtlich abschneidet im Interesse der modernen Riesenfahrzeuge.

Das Profil weist eine Sohlenbreite von 22 m, eine Spiegelbreite von 64 m, eine Mindesttiefe von $8^1/_2$ m auf*) und bedingte eine Bewegung von 80 Mill. cbm Boden; das ist eine so ungeheure Masse, daß das ganze Weichbild Berlins in Größe von 6400 ha etwa $1^1/_4$ m hoch damit beschüttet werden könnte. Man bediente sich dazu der neuesten und größten Bagger, die teils im Trocknen, teils schwimmend täglich Tausende von Kubikmetern aushoben und die Ausschachtungsmasse unmittelbar in die Erdtransportzüge ausschütteten, welche sie entweder nach den aufgekauften Flächen oder an die

*) Vergl. damit den Suezkanal: 160 km lang, 22 m Sohlenbreite, 58—100 m Spiegelbreite, 8 m mittlere Tiefe, Bauzeit 10 Jahre, Kosten 400 Mill. Mark, Tarif jetzt 6 Mark per Tonne Nettogewicht, 8 Mark Personentaxe für jeden Passagier, Durchfahrtszeit $23^1/_2$ Stunde.

Stellen, wo Dammschüttungen stattfanden, beförderten. Überhaupt umfaßte der Park für Arbeitsmaschinen 70 Dampfbagger, über 120 Schleppdampfer und Wasserfahrzeuge, 90 Lokomotiven, 2500 Transportwagen, riesige Krane und zur Bereitung des Betons eine große Anzahl Mörtelwerke längs der fünf Sektionen der Strecke.

Etwas über und unter dem gewöhnlichen Kanalspiegel sind die Böschungen abgepflastert, damit der Wellenschlag nicht zerstörend einzuwirken vermag. Ein großes Panzerschiff nimmt die ganze Breite des Kanals in Anspruch, alle entgegenkommenden müssen daher Gelegenheit haben, zur Seite zu treten, daher die Ausweichestellen in etwa 12 km Entfernung. Zwei Handelsschiffe aber von 12 m Breite können bequem aneinander vorbei. Im Becken der Obereider-Seen ist Gelegenheit zum Wenden gegeben. Sowohl im Interesse einer raschen, sicheren Durchfahrt als auch in Rücksicht auf die ungeheure Größe der Kriegsschiffe geschah die Ausführung ohne Treppenschleusen im Niveau des mittleren Ostseespiegels, und die Kanalfurche ist durchgängig so tief in das Gelände eingeschnitten, daß der Kanalspiegel stets dieselbe Höhe besitzt wie die mittlere Ostsee und darunter mindestens $8^1/_2$ m Wassertiefe. Naturgemäß treten an beiden Ausmündungen die Fluten der Endmeere herein, welche Niveauunterschiede bis zu 7 und 8 m aufweisen. Ließe man diese Flutwellen frei im Kanal spielen, so könnte der Fall eintreten, daß jede Uferbefestigung sich als unzulänglich erwiese und das Schiff vergeblich gegen dieselben ankämpfte. Diesem Umstande sollen die Riesenschleusen an beiden Einfahrten Rechnung tragen.

Die Schleusenkammern sind beiderseitig doppelt und in riesigen Maßverhältnissen angelegt: 150 m lang, 25 m weit, ihr Boden ist eine mehrere Meter dicke Betonschicht. Eine $12^1/_2$ m dicke Scheidewand trennt Ein- und Ausfuhrschleuse. Die größten Panzerfahrzeuge finden darin genügenden Raum; nur die Schnelldampfer der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft (18,3 m breit und 158 m lang) würden, wenn sie je in die Lage kämen, nur bei geöffneten Thoren die Schleusen durchfahren können. Die durchaus eisernen Schleusenthore haben nicht weniger als 17 m Höhe, sind mit Luftkammern versehen, so daß sie schwimmen und sich leichter drehen lassen. Übrigens sind dieselben an der Kielerbucht nur an etwa 25 Tagen jährlich, die von Brunsbüttel indessen fast dauernd zu schließen, da sie täglich nur zweimal zur Zeit der Ebbe auf 3 bis 4 Stunden geöffnet werden dürfen. Die maschinelle Bedienung der Thore erfolgt unsichtbar — in den Kammern der Schleusenmauern stehen die Maschinen — und durch hydraulische Kraft. Dieselben Maschinen liefern auch das elektrische Licht für die Leuchttürme wie für die Kanalstrecke, da der Betrieb Tag und Nacht ununterbrochen erfolgt. Vor und hinter den Schleusen entdeckt das Auge geräumige Hafenbecken mit Ladestellen an beiden Ufern für Handels- und Kriegsschiffe. Zur Fahrt durch den Kanal stehen Lotsen, zum Bugsieren der Segler außerdem Schleppdampfer stets bereit.

Da der Kanal bei der Durchquerung der jütischen Halbinsel eine Menge Kommunalwege, Chausseen und Eisenbahndämme zerschneidet, so mußten selbstverständlich die zerschnittenen Teile durch Brücken wieder verbunden werden. Die Zusammenknüpfung der durchbrochenen Gemeindewege geschieht durch 16 Fähren, von denen jedenfalls die von Sehestadt die interessanteste ist, sofern sie die beiden Hälften des vom Kanal zerteilten Dorfes verbindet. Für die vier Eisenbahnen und die stark in Anspruch genommene Chaussee bei Rendsburg waren Brücken nötig, von denen weniger die drei niedrigeren, eisernen Drehbrücken — beim Nahen des Zuges schließt sich durch hydraulische Maschinen die 50 m weite Öffnung derselben — unser Staunen herausfordern, als vielmehr die beiden kühnen Hochbrücken von Grünenthal im W. (für die westholsteinische Bahn Neumünster—Heide) und die von Levensau im O. (für die ostholsteinische Linie Kiel—Flensburg). Da die Segelschiffe mit stehenden Masten 42 m Höhe im Lichten erfordern, die Ufer an jenen beiden Stellen aber nur 20 m über den Kanalspiegel sich erheben, so mußten Anrampungen von 22 m Höhe geschaffen werden. Hierauf ruhen die massiven Widerlager, die durch kräftige Türme belastet sind. In einem einzigen kühnen Bogen von 156,5 m Spannweite bei Grünenthal und 163,4 m bei Levensau ist die Brücke von einem Ufer zum andern gespannt. Die letztere ist die größte Bogenbrücke der Welt und macht als Trägerin einer doppelgleisigen Bahn und Fahrstraße den Eindruck des Festen, Dauerhaften, indes die erstere, die nur für eine eingleisige Bahn bestimmt ist, schlank, zierlich, kühn vor uns aufragt.

Was die Bedeutung des neuen Wasserweges anlangt, so wird man wohlthun, bei deren Würdigung zuerst von der nationalen Aufgabe zu reden, welche derselbe nach der klar ausgesprochenen Absicht der Erbauer in erster Linie erfüllen soll und wird. Bezüglich alles anderen wollen wir uns in Mutmaßungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht gar zu tief einlassen, sondern die Ergebnisse der Statistik abwarten. Kaiser Wilhelm I. und sein Generalstabschef Moltke stellten dem Nordostseekanal zunächst eine strategische Aufgabe auf Grund folgender Erwägungen: Schon in Friedenszeiten ist den in Kiel und Wilhelmshaven stationierten Geschwadern der deutschen Marine eine Vereinigung in der Kieler Bucht oder der Unterelbe erschwert zufolge der ungünstigen nautischen Verhältnisse des Seeweges um Jütland; wesentlich schwerer würde dieselbe, falls in Kriegszeiten Dänemark auf Seite unserer Gegner stehen sollte, weil der Sund durch die Geschütze der neuen Seefrontbefestigung Kopenhagens und die Torpedosperre bei der Insel Sprogö, der große Belt durch die Batterieen von Korsör und Nyborg, der kleine Belt durch den Panzerturm und die Geschütze bei Middelfahrt verschlossen werden würde. Ganz unmöglich aber würde sie werden, wenn eine mit Dänemark verbündete Macht, beispielsweise Frankreich, dort festen Fuß faßte. Heute kann sich die Vereinigung auf deutschem Boden ungestört in 13 bis 14 Stunden vollziehen. Die Küstenbefestigungen Kuxhavens und die Batterieen von

Westerdeich und Brunsbüttel an der westlichen, sowie diejenigen von Kiel an der östlichen Einfahrt bilden gesicherte „Deboucheepunkte“ für die vereinigte Flotte.

Die Aufgabe des Kanals in einem Zukunftskriege nach zwei Fronten ist nach der Ansicht eines höheren Marineoffiziers folgende: Rußlands Ostseegeschwader in Kronstadt umfaßt 213 (nicht durchgängig vollwertige) Schiffe; die französische Flotte mit ihren 444 Fahrzeugen kommt nicht ganz in Betracht, doch ohne Zweifel auch nicht bloß das Nordgeschwader von Cherbourg (14 Schiffe). Kronstadt und Cherbourg sind in der Luftlinie 300 Meilen weit auseinander, das letztere aber uns wesentlich näher als das erstere. Ist die Offensive möglich, so würde die in 14 Stunden vereinigte deutsche Flotte (89 größere Fahrzeuge) dem französischen Geschwader entgegenfahren und könnte sich nach einem etwaigen Siege in ganzer Stärke dem östlichen Feinde zuwenden. Muß man sich auf die Defensive beschränken, so bieten die Beschaffenheit des Wattenmeeres, die befestigten Stützpunkte Wilhelmshaven, Helgoland, Cuxhaven und die übrigen Elbbefestigungen Gelegenheit, die Verbindung der feindlichen Streitkräfte zu bedrohen, dieselben an die Mündungen der Elbe und des Kanals zu fesseln, und der Kanal kann den Abzug eines Teiles der Flotte in ausgezeichneter Weise maskieren. Möchte die Zeit noch fern sein, wo er diese Aufgabe zu erfüllen haben wird!

Kaiser Wilhelm II. weihte den Kanal auch nicht zuerst zu einem Werkzeug des Krieges, sondern des Friedens für alle Völker. Und in der That! Wenn er auch nicht als Seitenstück zum Suezkanal hinsichtlich der meer-, länder- und völkerverbindenden Kraft gelten kann, so wird er doch die wirtschaftlichen, den Frieden fordernden und fördernden Bestrebungen in einer ziemlich bedeutenden Interessenphäre unterstützen, sofern er besonders dem Großverkehr einen kurzen und sichern Weg aus der Nordsee in die Ostsee und umgekehrt darbietet, um so mehr als die Kanalabgaben mäßig bemessen sind.*) Es liegt auf der Hand, daß der Handel und die Reederei Hamburgs, das nach dem Ausspruche eines seiner Bürgermeister für sein Hauptorgan, die Elbe, eine zweite Mündung in die Ostsee erhält, und der Ostsee auf den Leib gerückt ist, den wesentlichsten Vorteil daraus ziehen wird; doch ebenso wird sich der Einfluß Bremens weit mehr als seither in der Ostsee geltend machen. Die Ostseehäfen werden sich nach dem Vorgange Stettins aufraffen müssen, ebenfalls in den transatlantischen Verkehr einzutreten, ebenfalls große Industrieen zu schaffen, deren Rohmaterialien sie ein-, deren Halb- und Ganzfabrikate sie ausführen. Sie werden ferner Freihafenbezirke einrichten müssen, wo keine, auch noch so coulant gehandhabte Zollkontrolle Zeitverlust, Kosten, Hemmnisse herbeiführt; sie werden

*) Für Schiffe bis zu 600 Tons 60 Pfg. per Tonne und 40 Pfg. Schleppgeld, bei Schiffen über 600 Tons für den überschüssigen Tonnengehalt 40 Pfg. per Tonne und 40 Pfg. Schleppgeld, für Registertonnen über 600 nur 30 Pfg. Diese Sätze sind nur vorläufige.

endlich Sorge zu tragen haben für einen Umschlagsplatz in der Kieler Bucht, der ihnen die Füglichkeit bietet, die Ladung großer Schiffe — denn nur solche lohnen in der transatlantischen Reederei — zu vervollständigen. In dieser Hinsicht kann ihnen Kopenhagen ein Muster sein. Diese Beherrscherin des Transitverkehrs zwischen den beiden deutschen Binnenmeeren hat alles aufgeboten, um sich seine Stellung nicht ohne weiteres entziehen zu lassen. Mit einem Aufwand von 20 Mill. Mark hat es Freihafenanlagen im größten Stil, und dazu ganz erhebliche Erleichterungen in der Zollbehandlung geschaffen. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß es ihm gelingen wird, einen Teil des seitherigen Nordostseeverkehrs für sich zu retten. Ein Sachverständiger — A. Sartori in Kiel — berechnet für das laufende Jahr 1895 einen Gesamtverkehr zwischen baltischem Meere und Nordsee von rund $18^1/_2$ Mill. Registertonnen, wovon er 63 % oder 11,7 Mill. dem Kanal, 37 % dem alten Seeweg, also Kopenhagen zuweist. Den besten Aufschluß über die kommerzielle Bedeutung des Unternehmens giebt uns folgende kleine Tabelle, welche die Weg- und Zeitersparnis darlegt für die verschiedenen Nordseehäfen, sofern sie die neue Wasserstraße wählen. Das allgemeine Gesetz, das sich aus derselben ableiten läßt, würde sich so fassen lassen: Alle die Nordseehäfen, die südlich von Hull liegen, erfahren eine nennenswerte Wegverkürzung und dürften den künftigen Kanalverkehr bestimmen, während die Plätze nördlich von Hull bloß um der größeren Sicherheit der Durchfahrt willen die alte Fahrstraße durch den Sund nicht aufgeben werden.

Von	in die Ostsee in Seemeilen (bis Moen gegenüber)		in die Ostsee in Stunden		Ersparnis	
	via Kanal	via Kap Skagen	via Kanal	via Kap Skagen	In Seemeilen	In Stunden
Hamburg	221,2	646	33,30	78,20	424,8	44,91
Bremerhafen	272,2	595	39,55	72,12	322,8	32,51
Amsterdam	450,2	687	61,15	83,27	236,8	22,12
Antwerpen	540	777	72,06	94,18	230	22,12
London	591,2	830	78,24	100,60	238,8	22,36
Hull	536,2	717	71,56	86,90	180,8	15,34
Newkastle	591,2	698	78,25	84,60	106,8	6,35

So steht nach einer Bauperiode von acht Jahren der „Kaiser-Wilhelmskanal“ als ein Bauwerk da, „welches deutsche Herzen und deutscher Geist seit langem sehnsüchtig erstrebt und geplant haben, welches zunächst bestimmt ist, die nationale Wehrkraft zu stärken und den deutschen Handel und Verkehr zu fördern. Wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß das gelungene Werk auch seinen weiteren Zweck im reichsten Maße erfüllen werde, den Zweck, dem internationalen Verkehr einen nutzbringenden Weg zu erschließen.“ Möge er erfüllen die dreifache Aufgabe, die ihm Kaiser Wil-

4*

helm II. bei der Schlußsteinlegung am 21. Juni 1895 zuwies: „Im Namen des dreieinigen Gottes:

Zur Ehre Kaiser Wilhelms!
Zum Heile Deutschlands!
Zum Wohle der Völker!"

6. Auf Helgoland.*)

Über gischtsprühende Wogen, welche das Schiff in schaukelnde Bewegung versetzen und unser Inneres zu gewaltsamer Entladung veranlassen, waren wir der unter dem Namen „Lästerbrücke" bekannten Landungsbrücke von Helgoland nahegerückt. Geschäftig drängen sich die Insulaner heran, nachdem wir kaum von den Blicken der vor uns Angekommenen streng gemustert worden sind. An Wohnungsanpreisungen und Hotelempfehlungen ist kein Mangel. Mit einem „Dankeschön", „Habeschon" retten wir uns in unsere beiden kleinen Zimmerchen in der Thames Street; dieser Name, sowie die Berlin-, Dessau-, Stuttgart-Street rufen uns die Zeit von 1807 bis zum 9. August 1890 ins Gedächtnis, wo auf Helgoland die englische Flagge wehte, während am letzterwähnten Tage auf der Landungsbrücke zwischen Flaggenmasten der riesige Willkommengruß „Helgoland grüßt Dich, Kaiser", die Abtretung der Insel an das Mutterland weithin verkündete. Die Insel war eine Entschädigung für Zugeständnisse deutscherseits in Ostafrika und ihren Wert — als Schlüssel zur Einfahrt in Elbe und Nordostseekanal, als Bollwerk auch für unsern westlichen Kriegshafen, als Stützpunkt für unsere Fischer — kann nur Verblendung ableugnen. Das kleine Inselchen, mit 0,59 qkm Areal und 2200 Bewohnern, ist jedenfalls ein Glied in der Reihe jener friesischen Inseln, welche als Dünenreste die deutsche Nordseeküste umgürten. Es besteht aus dem dreieckigen, senkrecht aufsteigenden Felsen des „Oberlandes", an den wie ein Gesims der Sandstreifen des „Unterlandes" angeklebt ist. Der grüne Teppich auf der höchsten Plattform, die roten Felswände (aus Thon und Mergel) und der weiße Sand sind die Wahrzeichen Helgolands, auf die auch jener alte Spruch hindeutet:

Grön is det Lunn (Land),
Road is de Kant,
Witt is de Sunn (Sand)
Deet is det Woapen
Van't „Hillige Lunn".

Der Helgoländer, durch seine Vereinsamung in der Nordsee und die frühere Zugehörigkeit zu England in mancher, bes. sprachlicher Hinsicht von den friesischen Genossen abweichend, zeigt den Typus derselben nach

*) Quelle: Der treue Eckart, Brünn 1887.

seiner äußerlichen und innerlichen Seite: Entschlossenheit, Willenskraft, trotzige Kühnheit sprechen aus den durchwetterten Gesichtern; während die schlanken, wohlgestalteten Frauen durch Natürlichkeit, Zuvorkommenheit, Zartgefühl und peinliche Sauberkeit in allen ihnen unterstellten Arbeitsgebieten dem germanischen Namen Ehre machen. Die Kinderschar ist munter und von Jugend auf auf kindlichen Erwerb bedacht. Wir haben kaum die Landungsbrücke verlassen und den Fuß in den Sand des Unterlandes gesetzt, als auch die Knaben sich uns nähern und die Beute ihrer Strandstreifereien: Seeigel und Muscheln zum Kaufe bieten; wieder andere stellen ihre Dienste als Führer zu dem Theater, den Gast- und Speisehäusern, dem Konversationshaus, die sämtlich im Unterland gelegen sind, zur Verfügung; sie sind ferner bereit, den Ankömmling, welcher den modernen Aufzugsturm nach dem Oberlande verschmäht, die 190 Stufen empor zu geleiten und dabei begrüßen sie jubelnd die glücklichen Genossen, welche auf dem Treppengeländer in rascher Fahrt von der Höhe hinabgleiten. Wir haben die 190 Stufen hinter uns, wir stehen auf der Felsenklippe, und trunken schweift der Blick hinaus in das wogende Nordmeer.

Orientieren wir uns jedoch vorderhand in unserer nächsten Umgebung! Der rote Felsen des Oberlandes stellt ein Dreieck dar; die Grundlinie erreichten wir bei unserer Ankunft vom Unterland her; sie ist also die Südseite und wird durch eine Häusergruppe gebildet, zu welcher auch Kirche, Schule und Statthalterei zählen. Die übrigen Häuser lassen sich freilich in solche zerlegen, „die groß und geräumig und aussehen wie ein viereckiger Pappkasten, und solche, die klein und nicht geräumig und aussehen wie eine Hundehütte mit großem Ziegeldach". Hinter dieser die Grundlinie des Dreiecks darstellenden Häusergruppe liegt nun die kahle Fläche desselben; die Spitze der Figur ist auf zwei Wegen erreichbar, deren einer an der linken Kante des Felsens hinführt, und zwar so nahe dem Absturz, daß ein Drahtseil gezogen werden mußte; der andere geht mitten durch die berühmte „Kartoffelallee"; der Spottname deutet auf den Umstand hin, daß die Nordstürme kein anderes, höheres Gewächs aufkommen lassen als die geschätzte Knollenfrucht. Haben wir die Kartoffelallee durchschritten und nähern uns der Nordspitze, so bemerken wir einen dürftigen Rasenplatz, wo einzelne Ziegen um ihre Pflöcke kreisen, von den armseligen Halmen jedoch weder satt noch froh werden. Sobald die Sonne sich neigt, erscheinen die Weiber in rotem, gelbgeränderten Rock, Futter und Melkeimer tragend. Während sie den letzteren füllen, erheben die Gehörnten ein vielstimmiges Geblöke — und das sind die Abendglocken von Helgoland, da der Kirchturm leider dieses Schmuckes noch entbehrt. Wir sind endlich an der Nordspitze des Oberlandes, dem Nordkap, angelangt; hehre Stille umgiebt uns. Sehnsuchtsvoll schweift das Auge über die ruhige See, dieses Sinnbild der Unendlichkeit. Je mehr sich die Himmelskönigin dem westlichen Horizonte nähert, um so mehr Gäste steigen vom Unterlande herauf, um vom Nordkap aus jenes

wunderbare Schauspiel zu genießen, wenn die Sonne den Horizont berührt, das Meer mit Flammenschein überzieht, und je weiter die rote Kugel hinabtaucht, das Gold in Rot, das Rot in Purpur verwandelt. In dieser Beleuchtung erscheinen uns alle Gegenstände auf dem Meere deutlicher; da zieht von Hamburg ein großes Auswandererschiff heran; da flattert manches winkende Tuch zu uns herüber, zu uns, die wir stehen auf dem letzten deutschen Eiland mit deutschen Bewohnern, unter den Schwingen des deutschen Aares. Wehmut beschleicht das Herz, und segnend rufen wir im stillen ihnen Freiligraths Wort nach: „Zieht hin in Frieden: Gott schütz' euch. Mann und Weib und Greis. Sei Freude eurer Brust beschieden und euren Feldern Reis und Mais."

Im Statthaltereigebäude haben die beiden Vertreter der militärischen und bürgerlichen Verwaltung ihren Sitz, die mit schonender Hand den neuen Unterthanen den Übergang in den Reichsverband erleichtern. Wir suchen in der Häusergruppe der Grundlinie jenes Gebäude auf, dessen rings von Häusermauern und Holzplanken umhegter Garten den vielversprechenden Namen „Helgoländer Gehölz" führt. Zehn niedrige Weißdornbäumchen und ein Kirschbaum kämpfen in dieser Umschanzung den Kampf gegen die Nordstürme; der Kirschbaum hatte noch Ende des Juli winzige, grüne Früchte, und die Weißdornstämmchen waren verbogen, die Äste und Zweige zerzaust, geknickt, verworren und verfilzt, und doch grünen sie mit jedem neuen Sommer und versetzen die unter ihrem Schattendach Schmausenden (die berühmten Münchner Biere haben sich auch hier Eingang verschafft) in liebliche Träume von Waldesschatten, Eichenrauschen, Buchengrün und Waldesdunkel; freilich gehört dazu ein deutsches Gemüt.

Der Abend dunkelt; wir eilen vom kühlenden Abendtrunke aus dem Gehölz der Treppe zu, die uns nach dem Unterlande verhilft. Welches seltsame Schauspiel bietet sich da dem staunenden Auge! 63 m unter uns rauschen die Wogen, aber ihre Kämme sind mit Flimmergestein geschmückt. Jedes Boot zieht glänzende Furchen, jedes Ruder ist gesäumt mit magischem Schimmer und taucht ein in die leuchtende Meerflut. Das ist das Meeresleuchten in der Nordsee; was ist gegen dieses das Leuchten der Kaufläden in den Hauptstraßen des Unterlandes (der Viktoria- und Dessau-Street), die sich ununterbrochen aneinanderreihen und bis Mitternacht ihre Auslegefenster ins beste Licht stellen! Wir sind am Ende der langen Stiege und es entsteht die Zweifelsfrage, ob wir uns in die Reihe der nächtlichen Spaziergänger mischen wollen, die, in den Straßen auf- und abwandelnd, der kräftigen Seeluft noch genießen, oder ob wir der Linde am Fuße der Treppe unsere Aufmerksamkeit zuwenden, dem einzigen stattlichen Baume des Unterlandes, der zudem noch zu einem recht lauschigen Erfrischungsplätzchen, dem „Münchner Kindl", gehört. Die Wahl ist schnell getroffen, doch nach dem Schlaftrunk nun auch zur Ruhe, denn um 6 Uhr ruft die Pflicht zum schönsten und zugleich wichtigsten Genuß, zum Seebad.

Zu beiden Seiten der Lästerbrücke liegen die Boote bereit, um je 15—20 Badegäste hinüberzuführen nach der Düne. Für schwächliche Kurgäste ist ein Badehaus mit Bassin und Wannen im Unterland errichtet, alle übrigen lassen sich von den kundigen Fischern zur Düne bringen, die früher mit der Insel verbunden war, jetzt aber eine Viertelstunde entfernt liegt als lange, schmale Sandinsel, auf welcher nur Dünengras wächst und die mit jedem Orkan an Umfang einbüßt. Sobald sich Nord- oder Nordweststurm erhebt, brauchen die tanzenden, schaumbespritzten Boote allerdings eine volle Stunde zur Überfahrt, bis der bis an den Gürtel im Wasser stehende Seemann das schaukelnde Boot ergreifen kann. Alles springt mit dem Gefühle der Erleichterung in den tiefen Sand. Einzelne Gruppen spazieren auf den zum Zweck bequemeren Fortkommens gelegten Brettern, andere üben sich, den tiefen Sand watend zu überwinden und Muscheln, Seesterne und dergl. aufzulesen; andere, nämlich Nimrodsnaturen, müssen Tod und Jammer senden in die Scharen flatternder Möwen, und wieder andere stehen bewundernd um einen Kübel, den ein Fischer einem jungen, von den Wellen verschlagenen Seehunde zum Wohnsitz angewiesen. Wir wandern die Dünenhügel und Dünenthäler entlang, bis wir in einer Mulde neben dem Häuslein des Arztes Halt machen. Nicht ihm, sondern dem unmittelbar neben seiner Wohnung gelegenen kleinen Friedhofe gilt unsere Aufmerksamkeit: öde Sandhügel, umwachsen mit Dünengras, eingefriedigt von zierlosem Holzzaun; so liegt er da, und gewährt jenen Unglücklichen eine Behausung, die von der Nordsee ans Ufer der Insel oder Düne ausgespieen werden.

Hell beleuchtet die Sonne den weißen Sand, kosend leckt ihn die nur leicht sich kräuselnde See; es ist ein Morgen, so recht geschaffen zum Bade. Wir eilen der Südseite der Düne zu, wo in langer Reihe die zweirädrigen grünen Badekarren stehen, in denen man sich entkleidet, und auf ein Glockenzeichen erscheint der aufmerksame Wärter, um den Karren knapp ans Wasser zu schieben, so daß nur wenige Schritte nötig sind, um uns der Salzflut in die Arme zu werfen. Wie kühlend, erfrischend, stärkend für den erholungsbedürftigen Körper! „Vor uns die stolze Felseninsel Helgoland so klar und nah, daß man die Häuser unterscheiden könnte auf dem Unterland, darüber rechts die Kirche, links der „Falm“ (der schönste, aussichtsreichste Steig des Oberlandes); zwischen Düne und Felseninsel das Wasser, belebt von kommenden und absegelnden Booten, welche die Badenden her- und zurückbringen; am fernen Horizonte, durch eine langgestreckte Rauchwolke kenntlich, ein mächtiger Dampfer, näher heran ein hohes schwedisches Segelschiff, mit vollen Segeln einherziehend. Jubeln und Jauchzen schallt aus den Fluten; so oft eine breite, schaumgekrönte Woge einherrollt, begräbt sie für einen Augenblick die Badenden, die gleich darauf wieder emportauchen, um Brust und Arme gekräftigt zu regen in dem rauschenden brausenden Gischt. Immer rascher folgt heute Wog' auf Woge, immer höher steigt

eine über die andere, ein leichter Flor umzieht den Himmel allgemach — und da wir uns nach rückwärts, nach dem Badekarren konzentrieren, da zeigt uns ein Blick auf die gegenüberliegende Felseninsel, daß der Kirchturm bereits im Nebel versunken liegt. Im nächsten Augenblicke schon ist das ganze Oberland verschwunden. Rasch ziehen die Wärter ihre Karren dünen-einwärts, um sie vor der Wut des heranrasenden Sturmes zu schützen. In Eile angekleidet, entsteigen wir dem Badewagen; doch da ist von Helgoland „überall nichts mehr zu sehen"; eine dunkelgraue Wand hat sich zwischen Düne und Felseninsel geschoben, und horch! der erste Kanonenschuß dröhnt von drüben an unser Ohr, den etwa in der Nähe Vorbeisegelnden die Lage der dem Auge entschwundenen Klippe anzudeuten; ein zweiter Schuß darauf, ein dritter, in je fünf Minuten einer: vom Felsrand des Oberlandes werden sie abgefeuert, den sonnberaubten Schiffen ein Warnungszeichen vor Riff und Sandbank. Alles eilt nun dem Dünenpavillon zu, einer gut eingerichteten Wirtschaft in der Mitte der Düne auf dem höchsten Sandhügel; denn an Rückfahrt ist nicht mehr zu denken. Mit mächtigem Getose haben die gepeitschten Wogen bereits die untersten Teile der Düne überschwemmt, im dunklen Grau schwimmen die Fluten, ein lebendiges Wassergebirg — hier ein Abgrund, dort eine weißköpfige Höhe — wogt rings die See, während die Möwen ängstlich schreien und der feine Dünensand uns in dichten Wogen umwirbelt."

Doch auf Nacht folgt Licht; der Nebel zerreißt, der Sturm nimmt ab an Heftigkeit, die wildbewegten Wogen glätten sich, bald bricht die Sonne wieder lächelnd durch die Wolken, und die Boote können getrost die Rückfahrt von der Düne nach dem Eiland wagen.

---

7. Die Halligen.*)

An den klassischen Schilderungen von Masius und Biernatzky möchten wir nichts ändern und lassen daher beide Verfasser mit eigenen Worten reden.

„Wir hatten Hamburg verlassen. Der vielstimmige, vielsprachige Lärm des Handels verklang, und im Fluge führte uns das Eisenroß durch stille Auen und noch stillere Heiden der schleswigschen Küste zu. Hier, in Husum, endigte die Bahn. Aber ehe es mir möglich ward, das kleine Städtchen zu durchstreifen, das als Geburtsort Theodor Storms mit hellerer Schrift in meinem Gedächtnis verzeichnet stand, rief schon vom Hafen her die Glocke des Dampfschiffes zu neuer Fahrt. Noch einige Minuten — das Schaufelrad begann zu schwingen und langsam schwammen wir dahin.

Wir hatten zunächst vollkommen Zeit, uns jenen schwelgenden Vor-

*) Nach Masius, Naturstudien II. Bd. S. 90 ff. u. J. Chr. Biernatzky.

ahnungen zu überlassen, mit denen der Mensch des Binnenlandes zum erstenmale einen Hafen oder ein Seeschiff zu betreten pflegt, indem unser Dampfer nur dem Saume der Küste folgte, so daß man allerdings auch etwa hätte meinen können, auf einem Teiche zu fahren, wenn nicht der Wellenschlag bereits in jenen mächtigen und schweren Hebungen erfolgt wäre, welche dem Meere eigentümlich sind. Aber allmählich rückte die „faste Wall“ (das Festland) in weitere Ferne, und bald schweifte Auge und Seele in ungehemmter Freiheit über das große Bild. Und doch war, was wir sahen, noch lange nicht das eigentliche Meer, sondern nur ein vielgewundener, breiter Sund. Denn ringsum in Nord und West tauchte jetzt, wie eine Reihe von Wasserburgen, der Archipel der Halligen auf.

Wer hätte nicht schon von diesen Eilanden gehört, die als letzte Reste einer untergegangenen Küste auf einer Strecke von mehreren Meilen hin das jetzige Westgestade von Schleswig begleiten? Anscheinend kaum einen bis zwei Fuß über die Meeresfläche erhoben, bilden sie einförmig lange, nackte Linien und verschwinden schon bei geringer Entfernung im Dufte des immer bewegten Elementes; nur das einsame Haus des Halligbauern ragt auf seiner Werft noch lange hervor wie ein schwimmendes Wrack. In der That ein seltsam märchenhafter Anblick! Da — mitten aus der Flut steigt, mitten auf der Flut schwebt die Wohnstätte des Menschen; du siehst das Strohdach, siehst die Fenster, siehst darüber den weißen Bogen, und mit dem Fernglase erkennst du auch wohl ein paar weidende Schafe oder einen Knaben, der jetzt wahrscheinlich ebenso gleichmütig dein Schiff betrachtet, als du verwundert seine Insel. Aber indem noch zwischen Trug und Wahrheit dein Auge zweifelt, versinkt alles wie eine Fata Morgana, um plötzlich etwa nach halbstündiger Kreuzfahrt wieder zu erscheinen oder von einer neuen Hallig verdeckt zu werden. So geht es an zehn, fünfzehn Eilanden vorbei, oft so dicht, daß du glaubst, hinüber rufen zu können. Ja einmal tauchte eines derselben bis zum Greifen nahe neben dem Schiffe auf. Von rosenroter Heide ganz überdeckt, glich es einem Blumenkissen, das, von keinem Fuß betreten, seine stillen Blüten aus der wogenden Flut emportrieb. Auch war sie wirklich die einzige ganz unbewohnte Insel, während jede der anderen ein oder mehrere Häuser trug.

Hat man sich so endlich überzeugen müssen, daß es nicht bloße Nebelbilder sind, welche die Sinne täuschen, und hat man nicht bloß gesehen, sondern auch beobachtet, dann erst beginnt man zu staunen. Man fragt bewundernd, woher dem Menschen der Mut kam, auf dieser Spanne Land ein Dasein zu gründen? wie er vermochte, sein Geschlecht Jahrhunderte hindurch fortzuerhalten auf einem Boden, wo ihm alles fehlt, was sonst die Erde gewährt? wie es möglich, eine Heimat zu lieben und mit allen Fasern des Herzens an ihr zu haften, die den Menschen überall nur mit Gefahr und Not umgiebt? Denn hier lohnt kein Acker die Mühe des Säemanns; hier spendet kein Baum die wärmende Flamme; hier ist mitten im Wasser kein

Brunnen, kein Quell. Sand und Heide, höchstens auf thoniger Erde ein spärlicher Graswuchs: das ist die Hallig. Und nicht einmal das Fundament eines Hauses bietet der trügerische Grund. Erst wenn der arme Insulaner mit schwerer Mühe Rasen, Steine, Balken und Lehm, zum Teil vom Festlande her, herbeigeholt und die Werft aufgetürmt hat, kann er daran denken, sich selbst den Herd und seinen Tieren ein Obdach zu bauen. Vielleicht, daß er daneben auch ein erhöhtes Plätzchen für sein Heu beschafft, das er wörtlich mit Stricken festbinden und mit Blöcken belasten muß, damit Sturm und Flut ihm nicht diese einzige Ernte entreißen. Das Wasser aber, welches die Erde versagt, kann nur der Himmel geben. Darum sind allenthalben Zisternen gegraben, den Regen zu sammeln, und aus ihnen trinkt der Halligbauer und seine Herde. Es ist ein karger Ersatz für das notwendigste der Bedürfnisse, und doch darf selbst auf ihn nicht mit Sicherheit gerechnet werden; vielmehr versiegt er nicht selten in der Dürre des Hochsommers, oder er wird auch für die Tiere ungenießbar, wenn herbstliche Hochfluten sich über die Insel wälzen und mit Schlamm und Salz die Grube füllen. Und dann muß der Mann von der Hallig hinübersegeln nach der Küste oder nach einer der größeren Inseln, um Wasser zu kaufen, wie er da sonst Brot, Feuerung und das Wenige kauft, was seine Genügsamkeit bedarf.

In Wahrheit, wer müßte nicht ein solches entsagendes Leben bewundern? Aber denkt man nun weiter über die nächste Notdurft des Tages hinaus, denkt man an Gesittung und Bildung, an Kirche und Schule, so erschrickt man. Hier sollte man meinen, unter ewigen Entbehrungen, Sorgen und Gefahren könne der Mensch nicht anders als verrohen und verkümmern. Und doch wäre ein solches Urteil ein falsches. Dort jenes Haus, auf der einen Seite fest vermauert, auf der andern eine Flucht größerer Fenster zeigend, ist die Kirche; daneben der taubenschlagähnliche Holzbau bedeutet den Turm, von dem auch hier eine Glocke den Sonntag begrüßt, und beiden gegenüber wohnt der Pfarrer; er ist der eigentliche Herr der Insel. Denn er ist eben nicht bloß Prediger, sondern auch Lehrer, Seelsorger, Richter, unter Umständen selbst Arzt. Seinem Ausspruche folgen wie dem Worte eines Patriarchen die Alten, und zu ihm segeln von den andern Halligen her die Kinder, um sich unterrichten zu lassen. Unter solcher Pflege gedeiht denn eine sittliche Tüchtigkeit, welche Achtung gebietet, ein bei aller Abgeschlossenheit offener, freier Geist, ein Sinn der Ordnung und des Maßes, der jedem Elend wehrt.

Freilich wider die Übermacht der Elemente vermag die Menschenkraft den ungleichen Kampf immer nur bis zu einem gewissen Punkte fortzusetzen, um ihr dann zu erliegen, und wie einzelne der Halligen schon von früheren Sturmfluten spurlos hinabgerissen wurden, so droht dasselbe Schicksal auch noch allen übrigen. Niemand hat die Schrecken dieser Katastrophen mit größerer Wahrheit geschildert, als J. Chr. Biernatzky, der hier selbst Pfarrer war."

Er mag daher im folgenden selbst das Wort ergreifen:

„Nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen flutenden Meeres hat der Halligbewohner, — ein widriges, trübes Gelbgrau ist die gwöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgiebt, und so oft überwogt, ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit der Höhepunkt ihrer Gefährdung bezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Überschwemmungen geworden, die alles flache Land überflutend bis an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schlamm anschlagen. Dann blicken diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch her sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den andrängenden Ozean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als diese Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das lange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen 20 Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeitlang zitternd widerstand, giebt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht ebenso tief in die Werfte hineinsenkte, als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach, und hohe Zeit war es! Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesmut schalten nun die Wogen in dem untern Teile des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, schlagen sich immer freieren Durchgang, um alles hinauszureißen, auf den weiteren

Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger — des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Traulichkeit miteinander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers nebeneinander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Ängstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme, ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen sich die Unglücklichen zusammen. In der Finsternis sieht keiner das entsetzte Antlitz des andern; im Donnergeroll der Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz. Ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerszene, die, von seinem bleichen, zuckenden Licht beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken! Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine matervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite, ein neuer Flutberg schäumt herauf und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphierenden Wogen schleudern einander Trümmer und Leichen zu.

Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat, liebt sie über alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an als auf dem Fleck, wo er alles verlor, und wo er in kurzem alles und sein Leben mit verlieren kann."

8. Borkum.*)

Das Ziel meiner diesjährigen Ferienreise sollte die See und zwar nicht die gelinde, mehr dem weiblichen Charakter entsprechende Ostsee sein, sondern die männlich rauhe Nordsee, in deren Antlitz die Grundzüge eines wirklichen Meeres viel kräftiger ausgeprägt sind, als im Baltischen Meer. Die Eisenbahnfahrt nach Emden in glühender Julihitze war allerdings geeignet, die Reiselust abzudämpfen; doch sobald Emden erreicht war, jene in ihrem ganzen Gepräge schon holländische Stadt mit zahlreichen Kanälen, stieg die Aufmerksamkeit mit jeder Minute. Im Wasser der Westerems stach ich in See, und mit Wollust sog die Brust die frische, kräftige Seeluft ein. Dem Schiffe war durch zahlreiche farbige Schwimmtrommeln der

*) Quelle: R. Arnim, Borkum. Wissensch. Beilage der Leipz. Zeitg. 1888.

Weg durch das seichte Wattenmeer genau angegeben, und schon nach drei Stunden war die Überfahrt glücklich bewerkstelligt. Man landete in der Nähe des Südostrandes der Insel, und die Reisenden wurden, da früher eine Hafenbrücke fehlte, durch Boote ans Festland geführt oder vielmehr nur bis in die im Wasser stehenden hochrädrigen Wagen. Durch Pfützen und Lachen und später durch tiefen Sand schaukelten die Fahrzeuge dem Inseldorf, dem Packhause zu. Wenn auch urwüchsig, so ist diese Art der Landung nicht für nervenschwache Naturen; eine Hafenbrücke und die von ihr ausgehende Pferdeeisenbahn erleichtern jetzt die Ausschiffung wesentlich.

Auf der Südstraße hielten wir — nämlich ich und meine Mitreisenden — unseren Einzug ins stille Inseldorf; unsere Personen- und Gepäckwagen hatten keineswegs Eile, und so war den Einheimischen wie den Badegästen reichlich Gelegenheit gegeben, uns in Augenschein zu nehmen. Am Packhause wurden alle Kisten, Koffer und Schachteln niedergelegt, bis zur Erledigung der Wohnungsfrage, die bald entschieden war, weil ein Verzeichnis der leerstehenden Logis am schwarzen Brett des Gepäckhauses angeschlagen war. Der Preis für ein sauberes Stübchen mit Kämmerchen und Bedienung war mäßig zu nennen, und sehr bald fühlte ich mich heimisch. Die ersten Ausgänge galten dem Zurechtfinden auf dem kleinen Eilande, das die westlichste der deutsch-friesischen Inseln darstellt. Es ist zwischen beiden Mündungsarmen der Ems, der Oster- und Westerems, gelegen und wird durch einen tiefen Meereseinschnitt in ein größeres West- und ein kleineres Ostland geteilt. Durch Dünen und Deiche ist dem Nagen der unersättlichen Nordsee ein Ziel gesetzt. Das von den Badegästen besuchte Inseldorf liegt im Westland, während im Ostlande nur eine einzige, aus wenig Gehöften bestehende, einsame Ortschaft zu finden ist. Auf diesem Vorposten Deutschlands leben gegen 1000 unserer Landsleute, vom nervigen, sturmfesten Stamme der Friesen, meist blond, stets rotwangig oder wetterbraun, zwar ohne nationale Tracht — man müßte denn die holländische Kopfbedeckung der Frauen als Rest derselben ansehen —, aber doch in Gestalt, Gesichtszügen und Sprache sofort von den Zugewanderten unterscheidbar. Im Verkehr untereinander bedienen sie sich nur des gemütlichen Platt, während sie dem Fremdling ganz ungerechtfertigter Weise mehr zu gefallen glauben, wenn sie hochdeutsch radebrechen. Die Land- und Viehwirtschaft, vor allem die See, bieten ihnen die Mittel zum Lebensunterhalt. Die Reicheren unter ihnen treiben Reederei, die Ärmeren verdingen sich als Matrosen; mein eigener Hauswirt war 23 Jahre hindurch als Matrose auf den verschiedensten Meeren gefahren und hatte sich nun mit den Ersparnissen das kleine Grundstück für die Tage des Alters erworben. Mit Ausnahme des Herings-, Kabliau- und Schellfischfanges wird der Fischfang nur als Nebenbeschäftigung angesehen;*) vorzeiten allerdings müssen die Borkumer

*) Der Schellfischfang wird mittels der Grundangeln betrieben und beginnt bald nach Beendigung der Badesaison. Die Frauen haben das Gerät zurechtgemacht: den „Hoek-

sogar dem weit nach Süden vorstoßenden Walfisch zu Leibe gegangen sein; denn die zahlreichen Walfischknochen in den Gartenzäunen erzählen von erfolgreichem Fange. Übrigens bietet gegenwärtig der Fremdenverkehr die beste, leichteste Erwerbsquelle, wenn auch nur für die Sommermonate.

Das Hauptdorf der Insel besteht in der Hauptsache aus roten Backsteinhäuschen; das Material zu den einstöckigen Gebäuden muß aus der Gegend von Leer geholt werden. Neben den Wohnräumen liegen Zelte, Lauben, Gartenhäuschen für die Sommergäste, hinter denselben die aus Brettern gefügten Ställe für einige Kühe, Schafe oder ein Schweinchen, ferner der Ziehbrunnen, aus dem man ein grünliches, den Badegästen wenig zusagendes Trinkwasser heraufbefördert. Die Dorfgassen weisen in der Mitte Dünensand, am Rand Trottoir von roten Backsteinen auf. Üppige Gärten als Einfassung der Straßen sucht man vergebens; der Boden läßt in den kleinen Hausgärtchen wohl wenige sorglich gepflegte Zierblumen, meist aber nur Kraut, Rüben, Kartoffeln, Möhren („Wurzeln") und grobe Bohnen aufkommen. Obst und die feineren Gemüse müssen vom Festlande bezogen werden. Der Sandboden ist ebensowenig geeignet, einen üppigen Baumwuchs zu befördern; Alleen, Laubgänge, Parks sind nicht zu finden. Doch herrlich ist das Grün der reichen Wiesengelände, wo der Viehstand der Borkumer: gegen 800 Rinder, Schafe und Pferde, den ganzen Tag über, manchmal sogar die Nacht hindurch weidet. Wie Fremdlinge erheben sich über das stille Inseldorf die höchst einfach ausgestattete reformierte Kirche, die sich den alten Leuchtturm zu Nutze gemacht, der herrliche neue Leuchtturm, die durch äußeren Glanz von der Schwesterkirche sehr abstechende katholische Kapelle, endlich einige im größeren Stil angelegte Hotels. Wohlthuend ist die Sonntagsstille, die Tag für Tag über dem Inseldorfe lagert. Nur zwei Plätze heben sich durch etwas regeres Leben einigermaßen aus der allgemeinen Stille heraus: der vor Bakkers Hotel in der neuen Straße

---

want", eine ungemein lange Leine, an welcher 3000 schwächere Schnüre, unten mit Angelhaken versehen, befestigt sind. Sind sie mit dieser Arbeit zustande, so schreiten sie in hohen Wasserstiefeln, mit einer dreizinkigen Gabel bewaffnet, in die zur Ebbezeit trocken liegenden Watten zum „Wurmgraben"; denn den Köder bildet ein wurmähnliches, im Schlick der Watten aufhältliches Gliedertier. Sind alle Angelhaken mit Köder versehen, so werden die Leinen sorgfältig aufgerollt, und je vier oder fünf auf ein Brett gelegt, um nun nach dem Boote gebracht zu werden. Oft stechen 80 Schaluppen mit je drei oder vier Mann besetzt, hinaus in See, um die Fischereigründe aufzusuchen. Man befestigt das eine Ende der Leine an eine Boje, rollt sie auf, so daß die Angeln ins Meer hineinragen und nur das andere Ende des Hockwant bleibt in der Hand des Fischers, der schon nach kurzer Zeit die Leine wieder aufnimmt und in nicht seltenen Fällen die Freude hat, daß gegen 1500 Schellfische, dazu auch Steinbutten, Kabliaus, Seezungen rc. angebissen haben. In einer durchlöcherten Abteilung des Bootes, in welche das Meerwasser wie in einen Fischkasten eindringt, werden die Gefangenen lebendig ans Ufer gebracht, die benutzten Leinen an die Frauen abgegeben, neu vorgerichtete in Empfang genommen und die Beute an die Händler veräußert. (Vergl. Bd. X von Unser deutsches Land und Volk. (Leipzig und Berlin, Spamer.)

und der auf dem Plateau der westlichen Dünenkette am Ende der Strandstraße. Der erste Platz ist eingefaßt durch Bakkers Hotel, das Gepäckhaus mit Güterexpedition, die Post, das Telegraphenamt und die Apotheke; erhält er schon hierdurch naturgemäß ein regeres Leben, so nicht minder durch die beiden im rechten Winkel von ihm auslaufenden Straßen: die große und neue, in denen sich andere Mittelpunkte des Verkehrs, wie Kirche, Pfarre, Schule, die meisten Hotels und Pensionen, die Buchhandlung, der Bazar, die Verkaufsläden der Emdener Firmen befinden. Der zweite, vielleicht noch wichtigere Sammelpunkt der Badegäste auf der Insel ist das schöne Plateau der dort 10 m hohen Dünenkette, gelegen in der Nähe des Badestrandes, von dem aus man eine prächtige Aussicht auf Strand und Meer genießt. Auch dieser Platz ist von Hotels eingefaßt; neben Sternen erster Größe unter ihnen befinden sich bescheidene Restaurants, sogenannte „Giftbuden", deren Namen genau so wenig Abschreckendes hat wie die reiche Mitgift einer Braut.

Das Meer mit seiner Unendlichkeit und Erhabenheit, seinem schmeichelnden Gekose und seinem Löwengebrüll, seinen bald leichtfüßig heranrollenden, leicht sich kräuselnden, bald wie eine Wand sich auftürmenden Wellen, seinen langen Atemzügen — der Ebbe und Flut: ja es wird nie alt und langweilig. Und dort auf einer Anhöhe an der Strandstraße ragt 60 m hoch der neue Leuchtturm in Gestalt eines abgestumpften Kegels auf. In Zwischenräumen von je zwei Minuten werfen nachts die auf seinem höchsten Punkte angebrachten Blinkfeuer einen grellen Lichtschein auf die dunkeln Meeresfluten, 38 km im Umkreis sichtbar, um vor Untiefen und dem Borkumer Riff zu warnen. Die drei Blinkfeuer erfordern jährlich 5000 kg Petroleum; auf 315 Stufen steigt man zu ihnen empor. Am Südstrande wurde ein zweiter Leuchtturm errichtet, dessen elektrisches Bogenlicht weithin die Nacht durchbricht. An der ganzen Insel entlang aber befinden sich die Fahrrichtung angebende Türmchen (Baken), Rettungsboote liegen für den Notfall in eigens dazu erbauten Häuschen bereit, und weit draußen im Meer glüht verankert das Leuchtschiff, um vor der gefährlichen Sandbank zu warnen, auf welcher 1882 die Cimbria das gräßliche Unglück erlebte.

Einen eigenen Reiz, eine eigene Poesie haben auch die Dünen Borkums, die „Alpen des norddeutschen Flachlandes", mit ihren Kämmen und Gipfeln, ihren Parallelketten, Längsthälern, Einsattelungen, Päſſen oder auch Querthälern. Freilich erfordert das Vordringen in diese eigentümliche Welt starke Schenkel, da der Sand dem Watenden fast unter den Füßen hervorquillt; aber schon ein Erklimmen niedriger Hügelzüge gestattet überraschende Ausblicke auf Meer und Insel, während die Mulden, Kessel und Thäler mit ihrer ärmlichen Pflanzenwelt das Gemüt so recht zur Sammlung und zur Ruhe kommen lassen, weil den äußeren Sinnen so ziemlich alles fehlt, was ihre Aufmerksamkeit erregen könnte; denn die wenigen Blümchen um uns herum, mit den dieselben umgaukelnden Schmetterlingen, den summenden

Käfern und Mücken können den in angenehme Träume versunkenen Wanderer nicht stören. Nur zwei Punkte in den Dünen haben das allgemeinere Interesse erregt, die Kiebitzdelle in den südöstlichen und die Vogelkolonie in den nördlichen Ketten des Ostlandes. Die erstere ist ein schönes breites Längsthal, berühmt durch seinen Reichtum an lieblichen Blumen, besonders an wohlriechenden Pyrolas, die sehr oft in Äschen mit nach der Heimat der Badegäste wandern. Die Vogelkolonie dagegen liegt in den äußersten Dünen des kleinen Ostlands und ist nicht so leicht zu erreichen; zwar in den ersten 20 Minuten wandert sich's leicht in Wiesenwegen bis zur Meierei und Kaffeewirtschaft Upholm, die in schattigem Garten liegen; aber dann geht's bergauf bergab im tiefen Dünensande, bis man die einsamen Gehöfte des Ostlandes erreicht. Nachdem man sich hier gestärkt, legt man das letzte Stück Weges bis zum Wärterhause zurück, wo uns der Wärter gegen Aushändigung des Billets in die Vogelkolonie geleitet. „Tausende von Möwen, Brand-Enten und Seeschwalben umschwärmen uns von allen Seiten und geben durch ihren hastigen Flug und ängstlichen Ruf zu erkennen, daß ihnen an der Störung gar nichts gelegen ist. Überall sieht man in den Dünenhügeln die kunstlosen Nester mit einigen graugrundierten und schwarzgesprenkelten, großen Eiern oder Jungen. Die Möwe legt nie mehr als drei Eier ins Nest. So oft ihr aber eins vom Wärter genommen wird, ergänzt sie die Dreizahl wieder. Da trifft man Junge in allen Entwickelungsstadien, und — wenn uns das Glück begünstigt — kann man wohl auch eins gerade mit seinem Schnäblein das Ei durchstoßen und ausschlüpfen sehen. Nicht selten sah ich auch tote umherliegen und erfuhr, daß dies Unerfahrene gewesen seien, die sich fremden Vogelfamilien genähert und von diesen totgehackt worden waren."

Außerhalb der Dünen liegt jener Landstreifen, der unter dem Einflusse von Ebbe und Flut steht, der Strand. Er erscheint uns als schöne, ebene langsam zum Meere sich neigende Sandfläche, die das Meer bei jeder Ausatmung mit buntgefärbten, zierlich gestalteten Muscheln, mit Tangen und Algen überschüttet; doch auch Äste von Nadelholz und Birke, aus Pfahlrosten ausgespülte Pfähle, Reste von gestrandeten Schiffen wirft das Meer aus. Der Strand von Borkum ist auffallend arm an tierischen Bewohnern des Meeres: Krebse, Quallen, einige zwischen den Steinen festgeklemmte Seesterne: das ist alles. Und doch ist er trotz dieser Armut der eigentliche Reichtum von Borkum; denn des Strandes wegen sucht man die Insel auf, um sich in Wasser und Luft gesund zu baden. Jeder Tag ist für den gewissenhaften Kurgast verloren, den er nicht zum guten Teil badend, laufend oder im Strandkorbe sitzend am Strande zugebracht. Am meisten besucht ist der Weststrand, der einzige übrigens, an dem gebadet wird. Man steigt von den hohen Dünen auf Holztreppen hinab zu dem durch ein unbenutztes Gebiet getrennten Herren- und Damenstrande. Auf beiden Abteilungen bemerken wir die Badekutschen zum Auskleiden; in denselben wird man bis

in die Nähe des Wassers geschoben. Man weilt nicht lange im Seebad, da dasselbe zu sehr angreifen würde; das größte Vergnügen besteht darin, die ankommenden Wellen mit dem Rücken aufzufangen. Jedem Bade folgt eine tüchtige Abreibung und — gleichfalls um dem Körper wieder zu höherer Temperatur zu verhelfen — ein kurzer Spaziergang im feuchten Sande. Kinder suchen und finden ihr Glück weniger im Bad, als auf dem Strande. Im Wasser zu waten, den feuchten Sand zu formen, zu schaufeln, Löcher zu graben, mit Wasser zu füllen und Blech- und Holzschiffchen darauf schwimmen zu lassen, Gräben zu ziehen und abzudämmen, im Sande sich wälzen und doch nicht schmutzig zu werden: was kann es für ein Kind wohl Köstlicheres geben? Da hat eine Anzahl von ihnen eine lange, schmale Grube ausgeschachtet, an dem einen Ende wird der Spaten mit wehendem Tuche aufgepflanzt, und die kleine Gesellschaft steigt nun ein in den Bauch ihres Schiffes, die Schaufeln werden wie Räder verwendet, und so beginnt in ihrer kühnen Phantasie die Fahrt nach Norderney. Am Strande von Borkum wechseln ruhige, sonnenklare Tage mit stürmischen Regentagen. Jede Art hat ihre Verehrer, die letztere zählt zu den ihrigen vor allem die alten Seemannsnaturen, während dann die verwöhnten Landratten unstet auf- und abeilen, in Überrock und Plaid gehüllt, um in die Wärme zu kommen. Für sie sind mehr die warmen, ruhigen Sonnentage, wo sie in den Strandkörben und auf den grünen Ruhebänken ein beschauliches Dasein führen. Aus den 200 Strandkörben — Korbhäuschen, aus zwei Körben bestehend, deren einer umgestürzt als Sitz, deren anderer als Rückenlehne und Sturmhaube dient — bilden sich dann durch beliebiges Zusammenrücken Gassen und Plätze von stets sich ändernder Form; denn jeder Badegast trägt gleich der Schnecke seinen Korb zu der Gruppe, die ihm am besten paßt. Mit guten Freunden rückt man ganz nahe zusammen und pflegt vertrauliches Zwiegespräch.

Borkum ist kein Weltbad, keins von denen, die alles andere bieten, nur keine Ruhe und Erholung. Jede Woche konzertiert einmal die Emdner Kapelle; an das Konzert schließt sich ein Ball. Gleichgesinnte finden sich wöchentlich einmal zusammen, andere vereinigen sich auch wohl zur magenumwälzenden Seefahrt nach Norderney; Nimrode jagen auf Seevögel, Seehunde oder liegen dem edlen Weidwerk an den zahlreichen Bauen wilder Kaninchen ob, die in den Dünen massenweise hausen. Das ist das Programm der Vergnügungen, die das freundliche Borkum seinen Besuchern bietet. Möchte es immer das friedliche Eiland bleiben, wo die von den Stürmen eines uns rastlos aufpeitschenden Lebens arg Mitgenommenen die Ruhe über den Wellen wiederfinden!

9. Aus der deutschen Marsch.*)

Das alte Land.

Auf dem linken Ufer der Unterelbe zwischen Harburg und Stade dehnt sich eine, mit dem Meeresspiegel fast in gleicher Höhe gelegene, vollkommen ebene Fläche, ohne Quellen und Wälder, ohne Sandstrecken und jegliches Steinchen: es ist die Marsch und zwar das alte Land, eine einzige weite, grüne, fruchtbare, fast waldbaumlose Ebene. Die fette, dunkle Humusschicht ist ein Geschenk des Elbstroms, der, ermattend in seinem kaum geneigten Bette, die ihm beigemengten Schlemmteilchen, seine letzte Fracht, seit alters hier niedersetzt, weil in den Übergangszeiten zwischen Ebbe und Flut (den sogenannten Stauzeiten) die tragende Kraft des Stromes vollständig aufgehoben wird. Es mag übrigens auch durch chemische Ausscheidung, herbeigeführt durch Vermischung von Süß- und Salzflut, sowie durch das Absterben kiesel- und kalkgepanzerter Infusorien im Brackwasser eine wesentliche Vermehrung der Niederschläge, des Bodensatzes herbeigeführt werden. Aus diesen Vorgängen aber erklärt sich die Höhe, die Schichtung in den feinsten schiefrigen Blättchen und die rein erdige Beschaffenheit des Marschbodens. Ein wildwachsender, ein Waldbaum gehört hier zu den größten Seltenheiten; die Gehöfte beschattend und die Wege besäumend, finden wir nur den Fruchtbaum. Daß von diesem köstlichen Boden jegliches Winkelchen ausgenutzt wird, darf uns nicht wundern; da reiht sich Wiese an Wiese, Acker an Acker; nach der Schnur gezogene Gräben, Kanäle und Wege teilen die üppige, mit Dörfern und Höfen übersäte Landschaft; ein riesenhoher Damm bezeichnet am Horizonte die Grenze der Marsch gegen den Strom hin; er ist Schutz- und Trutzwall, er ist dem Marschbewohner Berg und Burg, er ist die Lebensfrage der hinter ihm wohnenden Siedler.

In einer Höhe von 5—10 m begleitet er die Flußufer, gegen die Mündung des Stromes hin seine Stärke verdoppelnd, nach innen zu steil, nach außen hin sanft geböscht. Die Böschungen sind in der Regel mit einem filzartigen Rasen bekleidet, der den Erdwall sowohl gegen die gierige Flut als auch gegen die Abbröckelung zur Zeit der Dürre schützt; kein Mausloch, kein Maulwurfshaufen darf die Rasennarbe verunzieren; denn auch derartige kleine Unebenheiten können der Flut Angriffspunkte darbieten. Ist die Rasendecke, die zugleich gute Viehweide giebt, bei heftigem Wogendrang abgeschürft, so wird durch jährliches „Besticken“ oder „Benähen“ eine dauerhaftere Bekleidung geschaffen: man breitet langes Schilf oder Stroh auf der schadhaften Stelle der Böschung aus und heftet dasselbe durch querüber gelegte Strohreifen, die man vermittelst der Deichnadel in kurzen Zwischenräumen fußtief in die Erde drückt, fest an den Boden. Falls

*) Quelle: Allmers, Marschenbuch.

auch diese Mattenverkleidung noch nicht zum gewünschten Ziele führt, wird die Böschung mit Granit- und Sandsteinquadern oder sehr hartgebrannten Ziegeln (holländischen Klinkern) belegt, denen man durch Zement die nötige Verbindung giebt.

Eine Wanderung auf der Kappe (dem 2—4 m breiten, etwas erhabenen Rücken) des Deiches zeigt uns überraschende Gegensätze: auf der einen Seite die neuesten Anschwemmungen des Meeres mit Binsen, nickendem Schilf, leckender Flut, brausenden Wellen, kreischenden Möwen, und in der Ferne geblähte Segel und rauchende Schlote; und auf der anderen eine große, gesegnete Ebene, übersät mit schattigen Dörfern, ragenden Turmspitzen, mit wogenden Saatfeldern und im Grase sich streckenden Rinderherden, mit Wagengerassel, mit blinkenden Sensen, mit Taubenschwärmen und Lerchengetriller. Unter dem Deiche hinweg sind Stollen geführt, die entweder mit Balken oder Sandstein ausgekleidet sind. Diese Stollen, auch Schleusen oder Siele genannt, sollen das Wasser aus den Gräben und Kanälen der Marsch ins Meer führen, aber auch die Verbindung mit dem Meere für die Bewohner des Marschgebietes offen halten. An jeder dieser Siele sind Thore angebracht, die sich nur nach außen öffnen, also durch das ausmündende Wasser aufgestoßen, durch die andrängende Flut aber geschlossen werden.

Die eigenartigste der Marschen ist das alte Land, eigenartig durch das Aussehen und die Benutzung des Bodens, durch die Bauart der Häuser, durch die Sitten, die Tracht und den Gesichtsschnitt seiner Bewohner. Während im allgemeinen die Marsch nichts besitzt, was den Horizont beengen könnte, so ist im alten Lande ein freier Ausblick vom Deiche aus ein Ding der Unmöglichkeit, da ein Wald von Obstbäumen die ganze Marsch bedeckt; nicht bloß die Gärten hinter dem Hause, sondern auch die Wege, die Ränder der Äcker, die Höfe und die Deiche der kleinen Binnenflüsse sind besetzt mit Kirschen-, Äpfel- und Zwetschenbäumen, zwischen denen hier und da auch ein Riese von einem Walnußbaum aufragt. Die Baumblüte hüllt die ganze Landschaft in einen weißen oder rotangehauchten Schleier, in welchem Legionen summender und schwirrender Insekten Nektar aus den Blütenkelchen trinken, und wenn zur Zeit der Obstreife die Kirschbäume unter der Last der Tausende rubinroter Früchte sich neigen, die rotbackigen Äpfel wie gemalt aus dem grünen Laube hervorschauen, die violetten, mit zartem Schmelz überhauchten Zwetschen uns verführerisch anblicken, während in ihrem Schatten Ährenfelder wogen und wohlgenährte Rinder dem Geschäfte des Wiederkäuens obliegen, da faßt uns Erstaunen über die Freigebigkeit, mit welcher die Natur über diese Gegend ihr Füllhorn ausgeschüttet. Der gute Boden, die Milde des Klimas, — stehen doch die Deiche wie Windfänge vor der Marsch — machen die Obstzucht neben der Schiffahrt zur Hauptnahrungsquelle der Altländer, deren schmackhafte Erzeugnisse auf den Märkten von Bremen und Hamburg ebenso gesucht sind,

wie in Amsterdam, London, Stockholm und Petersburg. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein Bauer den Ertrag seiner Obsternte auf 2000—2400 Mark jährlich bewertet, wogegen die Ergebnisse des Landbaues (Raps und Roggen) und der Viehzucht zurückstehen.

An den mit Obstbäumen besetzten Wegen ziehen sich in langen Zeilen die bunten Häuser hin, so daß man stundenlang zwischen den menschlichen Wohnungen hinwandert, ohne den Übergang eines Dorfes ins andere zu merken. Daß der Altländer von den friesischen Bewohnern der benachbarten Marschgebiete wesentlich verschieden ist, das zeigt uns zunächst seine Wohnung; im Gegensatz zu den friesischen und niedersächsischen Häusern liegt bei ihm das große, doppelflüglige Thor zum Einfahren des Kornes, die Dreschdiele oder Tenne, sowie die Stallungen nach dem Hofe zu, an der Straße dagegen befinden sich die Wohnräume. Massive Mauern sucht man vergebens; die Hauswände haben zur Grundlage weiß oder hellgrün gestrichenes Fachwerk, dessen einzelne Felder mit künstlichem Gemäuer ausgefüllt sind; in diesem Fach sind ineinander geschachtelte Quadrate, in jenem Rauten oder Zickzackfiguren, auch Kreuze, Dreiecke oder eine Windmühle zu sehen. Man meint, vor Mosaikarbeit zu stehen. Im Erdgeschoß bildet die große, hellgrüne Thüre mit dem Prachtfenster darüber das Hauptstück; das letztere zeigt in der Mitte auf blauem Grunde den goldenen Namen des Besitzers, umrankt von künstlerisch geschnitzten Arabesken, die durch ihre reiche Vergoldung sowie durch die verschiedenen grünen, roten, blauen, weißen Farbentöne den besten Eindruck machen und zugleich Zeugnis ablegen von dem sicheren Reichtum, der sich hinter Thür und Fenster birgt, nämlich in den Schränken, Bettkisten und Leinenkoffern der Vorratskammer. Merkwürdig ist aber der Umstand, daß die Thür ohne Schloß und Klinke und von außen weder zu öffnen, noch zu schließen ist; sie ist nämlich nur eine Notthür, bestimmt, die schnelle Rettung jener Schätze bei Feuersgefahr zu ermöglichen: daher ist sie nur von innen durch Zurückschieben des Doppelriegels zu öffnen. Über dem Prachtfenster läuft der Hauptbalken hin, welcher Giebel und Unterbau scheidet, und der gleichfalls durch Schnitzerei und Malerei auffällt; er weist außer der Jahreszahl der Erbauung und dem Namen des Bauherrn auch die Devise der Inwohner auf, gewöhnlich in Form eines kindlich frommen Spruches: „Dat ewige Got (Gut) maket rechten Mot“, oder: „Wat frag' ik nah de Lü (Leute), Gott helpet mi“. Die schrägen Balken, welche den Giebel umfassen, sind über den First hinaus verlängert, und diese Verlängerungen bilden das sogenannte Schwanenzeichen, das — da es in keiner Marsch und keinem Geestlande der Umgegend, sondern erst in Nordflandern angetroffen wird — jedenfalls die flämische Abkunft der Altländer andeutet, eine Vermutung, die durch andere Umstände gestützt wird.

So spricht entschieden dafür die Farbenliebhaberei, die nicht bloß an der Außenseite des Hauses, sondern auch an der Decke, den Wänden —

sofern diese nicht mit Fayencefliesen belegt sind —, den Fensterrahmen, Thüren und den geschnitzten Thüreinfassungen Gelegenheit gesucht hat, sich zu bethätigen. Der Künstler ist der Bauer selbst, der kein größeres Vergnügen zu kennen scheint, als mit Pinsel und Farbentopf das Innere seines niedrigen Wohnraumes immer mit neuem Kleide auszustatten.

Gegen Fremde ist der Altländer zunächst mißtrauisch, zurückhaltend; erst wenn man ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen versteht, indem man sein Heim und seine Heimat bewundert, verschwinden die Wolken des Mißtrauens von seinem Gesicht; ein selbstgefälliges Schmunzeln zuckt um die Mundwinkel; Küche und Keller sowie die Schleusen seiner Beredsamkeit thun sich auf, und gern schreitet der Bauer in Jacke und Manchesterhose seinem Gaste voran, um ihm Obstgarten, Scheune, Viehstand, besonders den reich geschnitzten, bunt bemalten Schlitten, zu zeigen, und die geschäftige Hausfrau geleitet ihn durch die Abteilung des Innern, wo er die scharlachroten, zierlich gedrechselten Stühle mit goldverzierter Rücklehne und bunten Sitzkissen aus Teppichstoff, die lange Reihe der messingbeschlagenen Leinenkoffer mit Rädern, die großen Kachelöfen, die uralten, braunen Kleiderschränke bewundern muß. Jeder dieser ehrwürdigen, oft kunstvoll geschnitzten Spinde hat seine Geschichte; der eine ist von der jungen Frau ins Haus gebracht worden, der andere von der Schwieger- und der dritte von der Urgroßmutter. Die Farbenliebhaberei des Altländers hat namentlich auch in den Kirchen ihren Ausdruck gefunden, sofern diese in ihrem buntscheckigen Gewande an die japanesischen Tempel erinnern.

Für die Abstammung der Altländer von den Flamländern spricht ferner ihre äußere Erscheinung; jene herkulischen Gestalten mit rotem, vollem Gesicht, reckenhaften Gliedern und fleischiger Fülle, wie wir sie in den übrigen deutschen Marschen antreffen, suchen wir hier vergebens; nur mittelgroß, schlank, mit schmalem, durchgearbeitetem Gesicht, gerader oder schwachgebogener Nase, buschigen Brauen und schlauen Augen tritt uns der Mann entgegen, während an Frauen und Mädchen das Ebenmaß der Gestalt, die Zierlichkeit der Glieder, der schwebende Gang, die rosige Frische der Haut, das feingeschnittene Profil und die Klarheit des hellblauen Auges den Beschauer mit stillem Entzücken erfüllen. Und in der Kinderwelt würde jeder Maler Typen genug zu Engelsgesichtern finden. In späteren Jahren stellt sich bei dem weiblichen Geschlecht wohl eine Neigung zu größerer Körperfülle ein; erstaunlich aber wird es immer bleiben, wie jugendlich und mädchenhaft schlank sich die meisten Frauen erhalten. Die Altländer teilen mit ihren Stammesverwandten in Holland das Phlegma des ganzen Behabens, sind aber trotzdem gerade wie jene Freunde der Lebenslust, des Gesanges und Tanzes; sie haben ferner teil an dem stark konservativen Zuge der Niederländer und bekunden diesen in der Verbannung alles modischen Luxus, in Bezug auf Hausgerät, Bauart, Kleidung, auch darin, daß der Altländer nur eine Altländerin heimführt und nichts anderes sein will als ein Bauer.

Streng wahrt er die althergebrachte Sitte, so auch jene, daß der Bräutigam bei der Verlobung statt des Ringes — der Braut die sogenannte „Echte“ überreicht, die meist in großen, alten Münzen oder eigens zu diesem Zweck geprägten Medaillen besteht, worauf die Symbole der Liebe und Ehe geprägt sind: ineinander gelegte Hände, flammende Herzen, kosende Tauben ꝛc. Diese Münzen sind Familienschätze und vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Dieselbe alte, ehrwürdige Sitte ist auch bei der Hochzeit gewahrt worden. Unter 500—800 Hochzeitsgästen kann sich der Altländer keine rechte Hochzeit denken. Die Feier nimmt drei Tage in Anspruch und findet nicht im Hause der Braut, sondern des Bräutigams statt. Der erste Tag vereinigt die Gäste zum „Ochsenschlachten“; natürlich kommen sie nur zum Probieren der Speisen und Getränke und dehnen schon diese Vorfeier bis in die Nacht aus. Am zweiten Tage, dem des „Brotbackens“, tragen die Gäste Milch und Butter ins Hochzeitshaus, um sich dann an dem von Rosinen strotzenden, schweren Hochzeitsgebäck zu erlaben. Am Abende dieses zweiten Tages bringen vierspännige, hochgetürmte Wagen im Galopp, unter Peitschenknall, Musik und Pistolenschießen die Aussteuer der Braut angefahren, stattliche, schwere Leinenkoffer, stilvolle, mächtige Kleiderschränke, Berge von Bettzeug, altertümliche, rote Tische und zierlich gedrechselte Stühle, und obenauf thronen Besen und Spinnrad, sinnig die Bestimmung der wirklichen Hausfrau andeutend. In bestimmt vorgeschriebener Form beginnt der Bräutigam mit dem anfahrenden Knecht um die Mitgift zu handeln, und endlich wird sie ihm ausgehändigt, nachdem er versprochen, seine Verlobte hoch in Ehren zu halten und den kundigen Rosselenker durch Trunk und Trinkgeld zu befriedigen.

Am dritten Tage, dem eigentlichen Hochzeitstage, wird die Braut in festlichem Zuge aus dem Elternhause abgeholt; die Landessitte schreibt ihr schwarze Kleidung vor an ihrem Ehrentage, und auf dem Kopfe trägt sie die vom Prediger verwahrte und gegen Leihgebühr überlassene Brautkrone, einen Kopfputz aus unzähligen, künstlichen Blumen, Früchten, Zitternadeln, Gold- und Silberkugeln; das Merkwürdigste an demselben sind aber die beiden aufrecht stehenden Flügel aus Goldbrokat. Der kirchliche Akt der Trauung ist auch hier der kürzere Teil der Feier, während Schmausen, Zechen, Tanzen und Jubeln den übrigen Teil des Tages und die Nacht in Anspruch nehmen. Die Braut legt den steifen Brautanzug ab und stellt sich den Gästen im zierlichen Mützchen aus Goldbrokat, im Jäckchen von feinem schwarzen Tuch mit echten Goldtressen, im kurzen Faltenrock vom schönsten kirschroten Tuche, in hochhackigen Schuhen mit großen Silberschnallen, in feiner weißer Spitzenschürze, mit der sechsfachen Halsschnur aus Silberperlen und der zwölf Ellen langen Silberkette um die Taille vor, und Sachverständige haben diesen Schmuck, den übrigens auch die anderen als Gäste geladenen Frauen tragen, auf 1800—2000 Mark geschätzt. (Die Silberketten gehören nicht zum allsonntäglichen Schmuck, sondern an ihre

Stelle treten für gewöhnlich solche von mächtigen Bernsteinperlen, und auch der Wert solcher Ketten wird auf 200 und mehr Mark angegeben.) Gegen das Ende der Feier wählen Braut und Bräutigam noch einmal ihre liebsten Jugendfreunde zum Tanz und nehmen auf diese Weise gewissermaßen Abschied von Jugend nnd Jugendlust. Die Musik spielt sodann die althergebrachte Weise: „Nu gewt de Gaw", worauf die Braut an der Spitze des Tisches Platz nimmt, ein weißes Tuch auf dem Schoße ausbreitet und die Hochzeitsgeschenke in Geld oder Silberzeug entgegennimmt. Am Ende der Feier wirft sie das Tischtuch von sich und erkennt aus der Richtung der Zipfel, welche ihrer Freundinnen die nächste ist, die Hochzeit machen wird.

Zweiter Abschnitt.

1. Oldenburger Land und Leute. Geest und Marsch. Der Oldenburger Bauer. Witz. Lustbarkeiten. Singen und Fluchen. — 2. Die Lüneburger Heide. — 3. Das Moor. — 4. Ein norddeutsches Erntefest. — 5. Westfälische und pommersche Bauernschaft. — 6. Die Mark Brandenburg als Kulturland. — 7. Nach dem Spreewald. — 8. Das Oderbruch. — 9. Berlin.

1. Oldenburger Land und Leute.*)

Geest und Marsch.

Wir haben es hier natürlich nur mit den Bewohnern des Großherzogtums, nicht denen der Enklaven zu thun, also mit dem von der Provinz Hannover und der Nordsee eingeschlossenen Hauptlande, ohne die Fürstentümer Eutin und Birkenfeld. Die Bevölkerung dieses Landstriches ist eine sehr dünne, denn es wohnen nur 55 Menschen auf dem Quadratkilometer; dazu ist sie ungleich verteilt, denn während man in der besten Marschgegend (Kreis Ovelgönne im Butjadinger Lande) 62 Köpfe auf dem Quadratkilometer zählt, rechnet man auf der oldenburgischen Geest 53 und auf der münsterschen Geest, wo noch etwa zwei Dritteile mit Heide bedeckt sind, 30.

Wir begegnen hier dem Gegensatze zwischen Geest und Marsch, der für das ganze Oldenburger Land charakteristisch und auch für unseren Zweck von Wichtigkeit ist, indem die Art und Lebensweise der Bevölkerung wesentlich auseinandergeht, je nachdem sie dem mageren oder fetten Boden angehört, wie denn auch die Volksstämme verschieden sind; denn während in der Marsch sich überall Friesen niedergelassen haben, werden die Geestdistrikte von dem alten Stamme der Sachsen bewohnt.

Berg und Ebene, Heide und Sumpfland bedingen nicht allein die Natur der Pflanzen und Tiere, die ihnen entstammen, sondern auch der Menschen. Der Tiroler und Schweizer ist das, was er ist, nicht allein durch gewisse Abstammung und Rassenkreuzung, sondern wesentlich auch

*) Grenzboten II., S. 177 ff.

durch die Alpennatur, die sein Lebenselement ist. Will man ihn verstehen, so muß man die Landschaft verstehen, in die ihn der Künstler „überm Sternenzelt“ als Staffage gesetzt hat. Ebenso wird sich uns der Oldenburger aus seinem Lande und dessen Gegensätzen, der Geest und der Marsch, entwickeln.

Unter Geest versteht man in dem ganzen nordwestlichen Deutschland, das von ähnlicher Beschaffenheit wie Oldenburg ist, das höher gelegene, meist sandige, mehr oder weniger magere und trockene Land, wie denn geest oder güst in der plattdeutschen Sprache trocken bedeutet. Es tritt dieser Ausdruck nur im Gegensatze zu den von der Geest überall scharf abgegrenzten Niederungen jener Länder, zu Marsch und Moor, auf. Die Oldenburger Geest hat im Süden des Großherzogtums ihre größte Breite, von da zieht sie, durch große Moore zur Rechten und besonders zur Linken eingeengt, in Gestalt einer niedrigen Hügelkette nordwärts an der Stadt Oldenburg vorbei, und läuft, den Jadebusen zur Rechten lassend, auf die Stadt Jever zu, welche auf einer schmalen Geesthalbinsel gelegen, wie von einer Zinne in die üppige Marschfläche von Jeverland hinabschaut. Die Ähnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich; ja die Dünengestalt ist an vielen Orten, wie z. B. in den Osenbergen, noch vollkommen erhalten, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Geest das ältere, die Marsch das jüngere Land ist, dem die Fische eine gute Zeit später Lebewohl gesagt haben, als jenem. Die großen Heideflächen, die einen beträchtlichen Teil des Oldenburger Landes ausmachen, wiederholen im kleinen den Charakter der Lüneburger Heide, der wir im folgenden eine besondere Betrachtung widmen.

Man könnte den Großherzog von Oldenburg den Pharao mit den sieben fetten und den sieben mageren Kühen nennen; die sieben mageren sind die Geest, die sieben fetten die Marsch. Marsch, ein Wort, das sprachlich und sachlich an das lateinische mare und das französische marais erinnert, heißen die fetten Niederungen an den Flußmündungen und Meeresküsten, die jenen Mündungen benachbart sind. Ein eigentümlicher, durch Anschwemmung gebildeter, schwerer Thonboden, Klei genannt, der neben Thon, Lehm und Sand auch Torf und andere Pflanzenteile, Muscheln, Infusorien und überhaupt verschiedene tierische Überreste enthält, verleiht der Marsch die außerordentliche Fruchtbarkeit, wovon Weiden und Fruchtfelder ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Ist der Süden des Großherzogtums das Gebiet der Geest, so ist der Norden das der Marsch. Der großen, im Nordwesten und Nordosten gelegenen Marschen Jeverland und Butjadingen ist schon oben gedacht. Ein dritter Marschbezirk ist das Stedinger Land an der Weser und untern Hunte, das, im Gegensatze zu jenem, bloße Flußmarsch ist. In alten Zeiten erstreckte sich die Wesermündung über dieses dem Wasser abgetrotzte Gebiet.

Alles Marschland muß durch hohe, sehr kostbare Dämme, Deiche ge-

nannt, gegen das andringende Meer geschützt werden. Besondere Gefahr bringt das Zusammentreffen von Spring- und Sturmflut, wenn nämlich der höchste Standpunkt der Flut, der beim Voll- und beim Neumond ungewöhnlich schnell eintritt, durch einen auf das Land wehenden Sturm noch gesteigert wird. Zu verschiedenen Zeiten sind Sturmfluten für das Oldenburger Tiefland verderblich gewesen, ja der ganze Jadebusen ist ein ungeheures Grab, worin eine Menge Ortschaften, deren Namen noch bekannt sind, seit drei, vier und sechs Jahrhunderten versunken liegen.

Um die Marsch zu entwässern, sind eine Menge Kanäle, sogenannte Sieltiefen, die sich in immer kleinere Gräben verzweigen, ins Land geschnitten und mit Sielen, d. h. Schleusen versehen, die sich dem abfließenden Binnenwasser öffnen, dem von der Flut aufwärts getriebenen Meer- oder Flußwasser aber schließen, das die Entwässerung vergeblich machen würde. Diese Deich- und Sielanlagen müssen natürlich von ganzen Bezirken, Deichverbänden, gemeinschaftlich unternommen und unterhalten werden; ein von der Regierung gesetzter Deichgräfe und zahlreiche Unterbeamte überwachen und leiten die Deicharbeiten. Dennoch bieten die Schutzmittel, obgleich sie immer weiter vervollkommnet werden, keine vollständige Sicherheit, und das Meer, die Marsch als altes Eigentum betrachtend, pocht mahnend jeden Winter an und scheidet selten, ohne nicht wenigstens kleine Opfer mit sich zu führen. Fast jeden Winter hört man von Deichbrüchen. Da die Häuser nicht selten landeinwärts dicht hinter dem Deiche, wo sie Schutz vor dem Winde suchen, erbaut sind, hat ein solcher Deichbruch den unmittelbaren Untergang jener Wohnungen zur Folge. Da gilt es verzweifelte Gegenwehr, wenn der Sturm heranbraust, um sich zu den Opfern auf der See auch Opfer auf dem Lande zu holen. Ist es doch bei einer Sturmflut vorgekommen, daß eine Oldenburger Gemeinde einen gefährdeten Deich an einer schwachen Stelle stundenlang mit den eigenen Leibern bedeckt hat, damit nicht die Kappe, d. i. der Rücken des Dammes, hinweggespült werde, und ein Deichbruch Verderben über Felder, Vieh und Menschen bringe. Eine der furchtbarsten Sturmfluten der neueren Zeit war die von Weihnachten 1717. Der Wind hatte 24 Stunden lang aus Südwest geweht, und das Wasser aus dem Atlantischen Ozean durch den Kanal in die Nordsee gepeitscht; darauf war der Südwest plötzlich in Nordwest umgeschlagen und hatte das Wasser, das so schnell nicht durch den Kanal ablaufen konnte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Halem, ein oldenburgischer Schriftsteller, der uns eine Schilderung jener Weihnachtsflut hinterlassen hat, sagt, die See sei mit der Geschwindigkeit des Wassers in einem Topf, das zu sieden beginnt, aufgelaufen. Schon um 3 Uhr in der Nacht zerrissen die Deiche von Butjadingen und das Wasser stieg innerhalb einer Viertelstunde 3—5 m im niedrigen Lande. Das Vieh ertrank in den Häusern; viele Menschen fanden in den Betten, oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod; viele, die halbnackt

auf Böden und Dächer geklettert waren, kamen durch Zusammensturz der Gebäude um oder starben vor Frost und Hunger. In den damaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, einem kleinen Teile des Großherzogtums, wurden allein 150 Häuser zerstört; 2471 Menschen und fast doppelt so viel Pferde und Hornvieh kamen ums Leben; wie groß mag erst die Zahl der Opfer in der Butjadinger Marsch gewesen sein! Ist die Deichlast in gewöhnlichen Zeiten schon beträchtlich, so steigt sie in solchen Unglücksjahren ins Unerschwingliche. Darum pflegt auch der Marschbewohner zu sagen, ohne die Deichlast könne er mit einem silbernen Pfluge pflügen. Den Deich selber aber nennt er seinen goldenen Ring, um den Wert, den er auf ihn legt, zu bezeichnen.

Während die Geest einige Waldungen besitzt und reich an schönen Baumpartieen ist, die dem wellenförmigen Lande zu einiger Zierde gereichen, zeigt sich die Marsch fast baumlos und flach wie eine Tafel; dennoch geben ihr die weit zahlreicheren, sehr stattlichen Häusergruppen, die üppigen Fruchtfelder und vor allem das reinliche Vieh, das Tag und Nacht bis zum Winter auf der Weide geht, ein lachendes, wenn auch einförmiges Ansehen. Es ist eine holländische Landschaft, ungemein reizend, wenn die Weiden mit frischem Grün bedeckt sind, aber ermüdend durch die beständige Wiederholung. Man denke sich den saftig grünen Rasenteppich bis zum fernsten Horizont aufgeschlagen, gestickt mit bunten Blumen und durch blinkende Wassergräben in Hunderte von Feldern geteilt; man denke sich auf diesen Feldern die stattlichsten Rosse in wilder Freiheit, schwarz und weiß geflecktes Hornvieh, gegen das Helios seine Rinder tauschen würde; riesige Schafe, deren Vlies an Weiße dem Schnee nicht nachsteht, und um die Wohnungen noch anderes Vieh in gleicher Größe und Schönheit; man denke sich diese Tiere, wie sie einzeln oder gruppenweise verteilt, die schöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder behaglich gelagert oder, wie es die Örtlichkeit erlaubt, bis ans Knie im Wasser stehend; die Pferde, von munteren Füllen umschwärmt, umhergaloppierend und den Rossen deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurufend, und an den Deichen hinauf und hinab die schimmernden Schafe mit ihren Lämmern, die aus dem Euter der Mutter gierig saugend, die leckere Kost sich holen:

Ist irgendwo ein Paradies
Bestellt für Tiere, so ist es dies.

Die Studenten gebrauchen das Wort ochsen im tadelnden Sinne; von dem Oldenburger kann man aber nicht verlangen, daß er ein Tier, dem er so manchen schönen Thaler verdankt, in Redensarten mißhandle. Ochsig groß heißt bei ihm nur gewaltig groß, und wer von starkem Körperbau ist, muß es sich schon gefallen lassen, ein ochsiger Kerl genannt zu werden. Vergleichen sich doch die Bauersleute selbst untereinander sehr oft mit Tieren. In Goldschmidts „Kleinen Lebensbildern aus der Mappe eines deutschen Arztes“, welche reich an Oldenburger Skizzen sind, äußert eine

Bauersfrau gegen ihn: „As ick jung weer, sä min Mann to mi: Deern, Deern, wat bist du minn um 'n Kneeb! Man kunn di wol uffpusten. Ick heww di as Faselswin krägen; un nu bist doch rein so fett as n' Masswin." (Dirne, Dirne, was bist du so schmal um die Taille! Man kann dich wohl abblasen. Ich habe dich als ein ungemästetes Schwein bekommen; — und nun bist du völlig so fett wie ein Mastschwein.")

Schließlich bemerke ich noch, und damit wollen wir von den Bestien Abschied nehmen, daß in der baumlosen Marsch der getrocknete Dünger häufig einen Brennstoff für die ärmere Klasse bildet, ein Gebrauch, der bekanntlich in Steppenländern allgemein ist.

Neben Geest und Marsch stellt sich ein dritter Gegensatz: das Moor, das wir dem Leser in besonderem Bilde vorführen.

Der Oldenburger Bauer.

Ich wende mich jetzt von dem Lande zu den Menschen. Wer als Neuling das Oldenburger Land betritt, dem muß es notwendig auffallen, daß dort das Wort Bauer von schwerem Gewicht ist.*) Dies hat seinen Grund darin, daß der Bauernstand der herrschende, fast, möcht ich sagen, der einzige Stand ist. Außer Oldenburg, der Residenz, die 24000 Einwohner zählt, giebt es nur Landstädtchen, die im allgemeinen eine sehr geringe gewerbliche Thätigkeit entwickeln. Ackerbau und Viehzucht sind daher die Hauptnahrungszweige. „Ich will Bauer werden," sagt der Sohn des Beamten oder Offiziers, der nicht Lust hat, den Stand des Vaters zu ergreifen. In Süddeutschland würde man in demselben Falle die Ausdrücke: Landwirt, Gutsbesitzer gebrauchen. Der Oldenburger Bauer oder Hausmann (im Münsterland auch Wehrfester, Zeller und Kolonus genannt) ist aber auch wirklich Gutsbesitzer, indem seine ansehnliche Stelle — so heißt sein Gut — nach uraltem, heiligem Gebrauche gewöhnlich ungeteilt auf eins der Kinder, den sogenannten Grunderben, übergeht. Er bildet im Gegensatz zu den Köthern und Brinksitzern, die nur kleinere Stellen besitzen, zu den Heuerleuten, die in den Nebengebäuden des Hofes zur Miete (Heuer) wohnen, zu den Handwerkern, Tagelöhnern und Dienstboten, die Aristokratie des Dorfes. „Ick bin 'n Buer", sagt er mit Stolz; „de annern sünd all lütje Lü" (die andern sind alle kleine Leute).

Bis zum Jahre 1873 war jedes größere Bauerngut eine Grunderbstelle, das heißt, es ging ungeteilt auf einen Sohn und im Fall keiner vorhanden war, auf eine Tochter über, und die übrigen Kinder erhielten zu-

*) In den bayerischen und deutsch-österreichischen Alpenländern hat das Wort „Bauer" wiederum den vollsten Klang und die größte Ehre; nicht minder die „Bäuerin" als gebietende Frau des Hofbesitzers.

sammen nur einen geringen Prozentsatz vom Wert der Stelle. Eine solche Erbteilung war zweifelsohne ungerecht, und der gerechte Sinn des Volkes fühlte das auch recht wohl, wie denn das Sprichwort: „De Buer het man een echt Kind; de annern sünd alltomal Hoorkinner," sich derb genug darüber aussprach. Diese Ungerechtigkeit ist nunmehr durch gesetzliche Bestimmungen beseitigt worden. Bis zum 1. Januar 1874 konnte jeder Grundeigentümer über die Bildung, Veränderung oder Auflösung einer Grunderbstelle durch eine entsprechende Willenserklärung bei dem betreffenden Verwaltungsamte verfügen. Dadurch wurden die Grundbesitzer von den Banden eines alten, mit gewissen Härten verbundenen Herkommens befreit, indem es in ihren freien Willen gestellt war, ob sie aus ihrem Grundbesitz eine Grunderbstelle bilden wollten oder nicht. Die meisten Grunderbstellen sind nun wohl aufgehoben, so daß der Grundbesitz in gleiche Teile geht. Aber selbst da, wo es nicht geschehen ist, wurde doch durch das Gesetz die überkommene Härte des mittelalterlichen Gebrauchs abgeschliffen. Denn das Grunderbrecht besteht fortan nur darin, daß der Grunderbe zwar das Alleineigentum der Stelle erwirbt, jedoch gegen die Verpflichtung, den vollen Wert derselben zur Erbteilungsmasse einzuschießen. Nur gewisse Prozente des schuldenfreien Wertes der Stelle erhält er im voraus, und zwar in der Marsch 15, auf der Geest 40 Prozent. Alles übrige wird gleichmäßig unter die nachgebliebenen Kinder oder Erben verteilt. Auf diese Weise ist es möglich gemacht worden, die Stelle unzerstückelt im Besitz der Familie zu erhalten, ohne eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die übrigen Kinder zu begehen.

Wo noch Grunderbstellen geblieben sind, da wird der Grunderbe bestimmt durch den Vorzug des männlichen Geschlechts vor dem weiblichen. Auf der Geest haben die älteren Kinder oder Anverwandten den Vorzug, in der Marsch die jüngeren. Dort kann der Grunderbe einer zur Landwirtschaft benutzten Stelle auch den sog. Beschlag derselben, das heißt, das Vieh, Geschirr, Acker- und Hausgerät ꝛc. beanspruchen.

Das Haus des Oldenburger Bauern liegt, nach altsächsischem Brauche, in der Regel einsam mit seinen Nebengebäuden inmitten des Grundstücks oder es bildet mit Häusern ähnlicher Art eine lose Gruppe. Solche fleckenartig geschlossene Dörfer wie in Mitteldeutschland, wo der Unterschied zwischen Stadt und Dorf fast aufgehört hat, findet man nicht häufig. Nicht allein die Felder, Kampe, sind zum Schutz gegen die heftigen Winde mit Hecken auf Erdwällen umgeben, auch der Bauernhof erscheint manchmal in dieser Verschanzung; auch zu ihm führt, wie zu jenen, ein niedriges Gitterthor, das Heck, dessen Hauptbestandteil ein schwerer, auf zwei Pfosten horizontal ruhender Balken ist, der auf der einen Seite ausgehoben wird. Hat man diese Schranke hinter sich, so betritt man einen weiten Rasenplatz, auf dem sich ein Eichenhain erhebt. Beides, der frischgrüne Rasen und die gewaltigen Eichen, gehören zu den Vorzügen des Oldenburger Landes. Der Rasen verdankt seine Schönheit der Feuchtigkeit des Klimas, die Eiche der Eigentüm-

lichkeit des Bodens und den Stürmen, welche die Faser durch spiralförmige Drehungen kräftigen. Während schwächere Bäume, wie die Ulmen, mitten in ihrem kräftigsten Wachstum plötzlich gehemmt werden und absterben, weil sie eine sehr häufig vorkommende unfruchtbare und eisenhaltige Thonschicht, Two genannt, nicht mit ihren Wurzeln zu durchbrechen vermögen, so überwinden die Eichen dieses Hindernis. Nirgends habe ich so gewaltige Bäume gesehen, als auf der Oldenburger Geest, und mancher Bauernhof bewahrt, neben jungen schlanken Stämmen, noch manchen Prachtstamm aus alter Zeit, der den patriarchalischen Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht. Die knorrigen Äste derselben tragen häufig das Nest der Elster, während Gevatter Storch auf dem Dach des Bauernhauses sich eingerichtet hat. Ein kleiner, von den Eichen umstandener Teich auf dem grünen Hofe dient dem Kleinvieh, das hier weidet, als Tränke und den Enten als Schwimmplatz, so lange es nicht einem der riesigen Schweine gefällt, sie daraus zu vertreiben. Auf der Hochebene des Düngerhaufens ergeht sich Sultan Hahn mit seinen Weibern; er weiß, daß er des Hausmanns und Wehrfesters Hahn ist, und kräht stolzer als die Hähne der umwohnenden Heuerleute.

Jedem Fremden wird die Größe und das ungemein stattliche Aussehen der Oldenburger Bauernhäuser auffallen. Inmitten des Eichenkamps, zu beiden Seiten umgeben von sehr stattlichen Schaf- und Schweineställen, die sich oft in langer Reihe fortsetzen, mit den geringeren Heuerwohnungen, die halb im Grünen versteckt sind, im Hintergrunde, machen sie entschieden den Eindruck behaglichen Wohlstandes. Die Seitenwände des Hauses, zu dessen Erbauung nicht selten der eigene Grund und Boden das Holz liefert, sind ganz niedrig und aus Ziegelsteinen, im Münsterlande aus Fachwerk mit Lehm, aufgeführt. Das aus Ried oder Stroh, bei neueren Häusern auch wohl aus Ziegeln bestehende Dach steigt tief herab. Die dicke Lage von Ried giebt dem Hause das Aussehen eines Bären, der sich tief in seinen Pelz steckt. Die große Thür oder Einfahrt, über welcher besonders im Münsterland, unter bunten Holzverzierungen, die Namen des Erbauers und seiner Frau mit einem frommen Spruche zu lesen stehen, liegt auf der Giebelseite, meist nach Westen sehend. Von da gelangt man auf eine breite Tenne, die, ganz wie die Tenne unserer Scheunen, zum Dreschen dient. Rechts und links ist dieselbe von hölzernen Verschlägen eingeschlossen, in welchen Winters die Pferde und das Rindvieh, letzteres mit dem Kopfe nach innen, stehen. So ist das Haus des Oldenburger Bauern Wohnung, Stallung und Scheune zugleich. Es ist auch Hühnerstall, um nichts zu vergessen; denn über den Verschlägen für das große Vieh haben Hahn und Hennen ihr Unterkommen.

Gehen wir auf der Tenne weiter, so folgen die Milch- und Speisekammern und die offenen oder auch geschlossenen, oft kojenartigen Räume, wo die Dienstboten und einzelne Familienglieder des Nachts ein hochgetürmtes

Bett empfängt. In der Mitte des Hauses, wo die Tenne in ihrer ganzen Breite frei ist, brennt auf ganz niedriger, runder Herdmauer das Feuer, dem Vorübergehenden durch die meist offenstehende Einfahrt sichtbar. Auf der einen Seite des Feuers ist der Spül- und Waschort, auf der andern ein großer Eichentisch, der Mannsiedel, wo der Bauer mit seiner Familie und dem „Volk“ Mahlzeit hält. Sowohl in der Richtung des Spülorts, als des Mannsiedels führen Seitenthüren aus dem Hause.

Hinter dem Feuer stehen die Kisten mit den Kleidungsstücken der Hausbewohner und die künstlich geschnitzten Schränke. Hier auf der Ostseite, finden sich auch, zumal in neueren Häusern, wirkliche Stuben; von dieser Seite beginnt überhaupt die moderne Kultur die alten Sachsenwohnungen umzugestalten. Neben einer schmutzigen Wohnstube, Döns genannt, findet man da nicht selten Prunkzimmer mit Mahagonihausrat und feinem Geschirr, die freilich dumpfig genug sind, da man sich ihrer nur bei außerordentlicher Gelegenheit bedient.

Das ungeheuere Dach, unter dem der Segen des Feldes aufgespeichert wird, gewährt im Sommer Kühle, im Winter Wärme, die noch durch das zu dieser Jahreszeit anwesende Vieh vermehrt wird, daher die Bewohner des Hauses, selbst bei scharfem Frost, sich nur selten in den Stuben aufhalten. In den älteren Gebäuden ist kein Schornstein vorhanden, und der Rauch zieht unter dem Dache her durch die Einfahrt, indem er die schweren Speckstücke, Schinken und Würste bestreicht, die in unendlicher Menge umherhängen — ein lachender Anblick für jeden, der ihre Güte erprobt hat.

Diese Häuser haben eine länglich viereckige Form. Denkt man sich ein Kreuz durch sie gelegt, so geht der Stamm desselben in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Eingangsthore nach den Stuben im Hinterhause; der Querbalken aber, der den Stamm auf der Feuerstelle schneidet, endet rechts und links mit den Seitenausgängen und Seitenthüren.

An dem Herde sitzt, ihr Kind auf dem Schoße oder die Arbeit in der Hand, die Hausfrau, während die Feldarbeit den Mann und das Gesinde nach außen ruft. Hier kann ihr wachsames Auge alles erreichen, ohne daß sie sich vom Stuhl erhebt. Vor sich hat sie das Thor, rechts und links die Seitenthüren, so daß niemand, von ihr unbemerkt, aus- und eingeht. Die Kinder, die vor ihr auf der Tenne spielen, die Pferde und Kühe zu beiden Seiten der Flur, der große mit Heu und Getreide gefüllte Dachboden, alles steht unter ihrer Hut, indes sie ruhig das Spinnrad tritt oder den weiten, schwarzbauchigen Kessel beschickt, der über dem Feuer hängt.

Der Sitz am Herde in diesen altertümlichen Häusern ist mit Recht der Lieblingsplatz aller; hier sammeln sich die arbeitsmüden Hausbewohner am Abend um das glimmende Feuer; hier wird dem Gastfreunde und einkehrenden Wanderer ein Stuhl gestellt. Abends, wenn draußen der Sturm die Heide fegt, ist es doppelt schön in der weiten, behaglich warmen Halle, inmitten eines Kreises seltsam beleuchteter Menschen, die um das Feuer gruppiert

sind. Vielleicht berichtet einer von den Gefahren und Heldenthaten des letzten großen Krieges gegen Frankreich, den er in den Oldenburger Regimentern mitgemacht, oder von den Abenteuern, die er als Matrose auf der See und in fremden Landen erlebte, indes die anderen, ihr Pfeifchen schmauchend, um ihn sitzend und stehend lauschen, indes das Vieh, teils aufrecht, teils auf den Knieen ruhend, die Köpfe nach den Menschen wendet, als ob es auch an der Erzählung teil nähme.

Die wichtige Rolle, die das Feuer in diesen Häusern spielt, drückt sich auch im Sprichwort aus. „Er geht mir vors Feuer", sagt der Vater von einem Freier, der gerade um die Tochter wirbt. Oft bedingt sich der abtretende Kolonus von dem neuen Hausbesitzer „einen Platz beim Feuer". Dies ist nicht wie der coin du feu der Franzosen zu verstehen, sondern bedeutet den freien Aufenthalt im ganzen Hause.

Das Herdfeuer brennt oder glimmt wenigstens Tag und Nacht; ist doch der Torf ein sehr billiger Brennstoff. Überdies haben sehr viele Bauern ein Stück Land auf ihrer Stelle, von dem sie den nötigen Torf gewinnen; selbst in der Marsch sind, wo dies irgend angeht, die Stellen so angelegt, daß sie bis ins Moor reichen, damit der Bauer seinen Brandbedarf nicht zu kaufen nötig habe, wie denn überhaupt die Verbindung der Marsch-, Moor- und Geestkultur der Landwirtschaft den meisten Vorteil bringt. Nur bei des Hausherrn Tode wird nach altem Brauche das Feuer gelöscht; selbst die Heuerleute thun dies und fordern den Erben auf, die Glut auf ihrem Herde wieder zu wecken. Der Wehrfester selbst führt dann im Münsterlande seinen Heuermann dreimal ums Feuer, um ihn einzufesten.

Vor der Ostseite des Hauses, also vor den Stuben, wenn solche vorhanden sind, liegt der Gemüsegarten, worin auch einigen Blumen eine Stelle vergönnt ist. Weiterhin umschließen den Hof die Ackerfelder, Wiesen, Weiden und Holzungen der Stelle. Die Gemeindeflur führt den Namen Esch; unter Mark versteht man dagegen das ungeteilte, meist unangebaute Land der Gemeinde, das durch Wall und Graben abgegrenzt zu sein pflegt.

Die oben gegebene Beschreibung der Oldenburger Bauernwohnungen paßt übrigens auch auf viele Pfarreien und andere Häuser auf dem Lande, die eben nicht Bauern angehören, wenigstens dem Grundcharakter nach, insofern Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt sind. Ich habe indessen bei dieser Beschreibung mehr die Geest als die Marsch und besonders das Münsterland im Auge gehabt. Mancherlei Abweichungen und Neuerungen kommen natürlich hier, wie an anderen Dingen, vor; besonders weicht die Marsch, die überhaupt vornehmer und hoffärtiger als die Geest ist, von dem aufgestellten Vorbilde ab, und natürlich wird die Neuerung, besonders insoweit sie Verbesserung ist, noch weiter greifen. In der Marsch erheben sich die Mauern, die das dicke Riedbach tragen, schon höher und sind immer fest aus Ziegelsteinen erbaut, die niemals verputzt, sondern nur in den Fugen mit weißen, sorgfältig gezogenen Mörtelstreifen ausgefüllt sind, was

sich recht gut ausnimmt. Die anstoßenden Schweine- und Schafställe möchten manchen armen Teufel, der, aus Schwaben durch Hunger vertrieben, an diesen Marschen vorüber auf dem Dampfschiffe die Weser hinabschwimmt, um sich in Bremerhafen nach Amerika einzuschiffen, eine sehr schöne, einladende Wohnung dünken. Das Holzwerk des Daches ist meist mit grüner Ölfarbe bemalt, die, wie auch aller Anstrich und Verputz in der Stadt, sehr oft erneuert wird. Die Fenster sind größer, und ihre Scheiben glänzen rein und neu. Oft läuft eine Bretterwand quer durchs Haus, um den Wind von der Feuerstelle abzuhalten. Sind Stallung und Scheune gar neben das Wohnhaus gestellt, wie das der größere Vorrat, der hier aufzuspeichern ist, oft gebietet, und nur etwa durch ein gebrochenes Dach mit ihm vereinigt, so ist der uralte Charakter dieser Wohnungen zerstört. — Mehrere Häuser in den Marschen sind, wie Burgen, ganz mit Wassergräben umgeben, worüber niedliche Brücken führen.

In dem Gange des Menschen spricht sich vorzugsweise die Lebendigkeit seines Wesens aus. Franzosen, Italiener, Spanier, Ungarn, Griechen zeichnen sich vor dem Deutschen und überhaupt vor den Völkern germanischer Abstammung — man denke nur an den Grenadierschritt der Engländerinnen — durch leichteren Gang und gefälligere Haltung aus. Unter den Deutschen weiß der Tiroler seinen Körper gut zu tragen; er ist ebenso frei von dem steifen Nacken des Soldaten, wie von der hohlen Brust der meisten Landleute. Der Oldenburger ist sein volles Gegenteil. Nicht bloß der Marschbewohner, auch der Geestländer, schreitet wie mit bleiernen Füßen. Es mag dies zum Teil von den Holzschuhen herrühren, die von der ärmeren Klasse von klein auf die ganze Woche hindurch häufig getragen werden. Aber auch in Frankreich giebt es viele Gegenden, wo beide Geschlechter von klein auf Holzschuhe tragen, wo sogar, was man im Oldenburgischen niemals sieht, in Holzschuhen getanzt wird, und zwar der Tanz der Grazie, die Quadrille; aber dort hat es nicht dieselbe Wirkung, weil quecksilberne Glieder in den sabots stecken.

Rasch zu gehen, erlaubt dem Oldenburger seine Naturanlage nicht, wie man ihn denn auch höchst selten laufen sieht. „Jetzt wollen wir einmal auskratzen," hörte ich neulich zwei Pfälzer Landmädchen sagen, die abends von Mannheim aus nach ihrem Dorfe zurückkehrten; und nun fegten sie, ohne ihr Geplauder zu unterbrechen, auf dem Fußwege die Straße dahin, als ob sie Flügel an den Sohlen hätten. Zwei Oldenburgerinnen an ihrer Stelle, zu derselben Eile gezwungen, wären in der ersten Viertelstunde außer Atem gewesen und in Butter zerronnen. In dem köstlichen plattdeutschen Märchen: „Dat Wettlopen twüschen den Hasen und Swinegel" besiegt der Schweinigel den Hasen dadurch im Wettlauf, daß er sich am oberen und seine ihm ganz ähnliche Frau am unteren Ende des Ackers aufstellt und so den Hasen, der durch die Furche des Ackers auf- und niederjagt, jedesmal glauben macht, daß er vor ihm an das Ziel gelangt sei. Dieser Triumph

der schlauen Ruhe über die rastlose Eile ist so recht aus der Seele des Oldenburgers genommen.

Das Temperament der Menschen, welche feuchte Niederungen bewohnen, ist das phlegmatische. Dieses Phlegma zeigt sich zunächst in einer großen Mundfaulheit. Stundenlang sitzen die Bauern ums Feuer, starren, ihre Pfeife rauchend, stumm vor sich hin und spucken hin und wieder in die Glut, wobei sie sich nach ihrer Meinung gut unterhalten. Das viele Sprechen ist ihnen sogar an andern lästig; denn, sagen sie, väl Spräken giwwt väl totohören, und ein Mensch, der häufige Fragen an sie stellt, und ihnen so die Pflicht der Antwort auferlegt, ist ihnen ganz zuwider. He fragt noch de Koh dat Kalf ab, heißt es. Selbst bei Stadtkindern braucht der Lehrer die doppelte oder dreifache Anzahl von Fragen, um zu erfahren, was er wissen will. Die Jungen sind wie Pumpen mit wenig Wasser, bei denen man den Schwengel immer bewegen muß. Läßt es sich der Lehrer gar einfallen, eine Frage zu stellen, die ein Entweder — Oder in sich schließt, so wird der Schüler ihm regelmäßig nur das Entweder bringen.

Wenn der Südländer redet, so spricht jeder Muskel des Gesichts, so sprechen der Kopf, die Schultern und die Hände mit; der Lazzarone nennt kaum eine Zahl, ohne daß seine Finger nicht wenigstens die Einer in die Luft schreiben. Kein Sterblicher ist weiter von solchem Telegraphieren entfernt, als der Oldenburger Landmann. Sein ganzer Körper, ja selbst sein Auge, bleibt teilnahmslos bei seiner Rede. Wie redselige, so machen ihm überhaupt bewegliche Naturen Mißbehagen; er nennt sie Quicksteerte (Bachstelzen, von quick, lebendig, und Steert, Schwanz), und wer gar seiner Lust durch Jauchzen Luft macht, gilt ihm für einen ahnwäten (d. h. tollen, eigentlich unwissenden) Keerl; denn er mag es nicht, daß sich Fröhlichkeit oder Schmerz laut äußere, und prophezeit den Jubelnden einen schlimmen Ausgang: De Vägels, de froh morgens singt, holt abends de Katte (Die Vögel, die früh morgens singen, holt abends die Katze). Nirgends geht es stiller zu, als auf einem Oldenburger Bauernhofe; indessen wenn man dort wenig Gesang und Gelächter vernimmt, so ist dafür auch der Zank selten.

Witz.

Hat der Oldenburger nicht die poetische Ader des Schwaben, so zeichnet ihn eine andere Eigenschaft aus, die dem Schwaben abgeht: er ist witzig. Es ist dies „der langsame Spaß und die fortspielende Ironie“, die Arndt einen hervorstechenden Zug des Niedersachsen nennt, und der auch in dem niederdeutschen Reineke Fuchs ein Denkmal gesetzt ist. Kurzen, treffenden Antworten, wie man sie den Spartanern nachrühmte, wird man in diesem Lande leicht begegnen, ja es giebt Witzbolde, wie der Förster Frerichs,

welche um dieser Eigenschaft willen einer gewissen Berühmtheit durch das ganze Großherzogtum genießen. Beispielsweise führe ich die dem französischen Präfekten von Kaversberg erteilte Antwort eines Bauern an. Der genannte Präfekt hatte den Oldenburgern bei der Besetzung von 1810 in einer hochtrabenden Bekanntmachung alles Heil unter dem glorreichen Szepter des Kaisers zugesagt, und in Bezug auf die Heidestrecken sich wörtlich so geäußert: „Ces landes arides, ces déserts affreux qui couvrent encore la moitié de votre sol, seront rendus à la culture, et ne tarderont pas à se parer de bois et de moissons“. Zugleich fragte er bei jenem Bauer, der als erfahrener Landwirt bekannt war, nach, wie die Aufgabe zu lösen sei. Der Bauer antwortete: „Lassen Sie vierundzwanzig Stunden lang Mist regnen, und dann fragen Sie wieder nach.“ — Als vor längeren Jahren die Körungskommission sich die Hengste im Oldenburger Münsterlande vorführen ließ und über die geringe Beschaffenheit derselben in großen Eifer geriet, ohne zu bedenken, daß sich das Münsterland zur Pferdezucht wenig eignet, und daß nichts von seiten der Kommission geschehen war, um die Zucht zu veredeln, unterbrach ein Bauer das Schelten mit den trockenen Worten: „Es wird dem Übel, so weit es möglich ist, bald abgeholfen sein, wenn der Großherzog künftig statt der Herren von der Kommission ebensoviel gute Hengste schickt.“

Der Leser wird Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß auch in den Sprichwörtern des Oldenburgers der Witz sich überall geltend macht; zugleich blickt aus ihnen ein klarer Verstand, der scharfen Auges um sich schaut. Will der Oldenburger ausdrücken, daß er gegen eine höhere Macht, etwa gegen die Behörde, nichts vermag, so sagt er sehr bezeichnend: Wer kann gegen Backawen jahnen? (Wer kann gegen den Backofen angähnen?) Auch hat ein solches Wort, an der rechten Stelle angebracht, über den Oldenburger Landmann mehr Macht als die schönsten Reden. Besonders beliebt ist eine Art von Witzworten, wodurch die direkte Rede einer Person mit ihrem Thun oder Leiden in Gegensatz gebracht wird, z. B.: Is man 'n Äwergang, sä de Voß: da trukken se em dat Fell äwer de Ohren (Es ist nur ein Übergang, sagte der Fuchs: da zogen sie ihm das Fell über die Ohren). Wat olt is, dat rit, sä de Düwel: da reet he sin Grotmoer 'n Oor af (Was alt ist, das reißt, sagte der Teufel: da riß er seiner Großmutter ein Ohr ab). Dickdohn is min Lewen. Broer, lehn mi 'n halwen Groten (Dickthun ist mein Leben. Bruder, leih mir einen halben Groten, d. h. $^1/_2$ Kreuzer). Up de Viglin let sick goot spälen; sä de Affkat: do kreeg he 'n Schinken (Auf der Violine ist gut spielen, sagte der Advokat: da kriegte er einen Schinken). It is nich ganz miß, harr de Jung seggt: da harr he na 'n Hund smäten un sin Steefmoer rakt (Es ist nicht ganz übel, hat der Junge gesagt: da hat er nach einem Hunde geworfen und seine Stiefmutter getroffen). Dat holt hart, sä de Buck: do schull he lammen (Das hält

hart, sagte der Bock: da sollte er lammen). Ähnlich ist: He is so egensinnig as Jan Fink de an Galgen schull, und wull nich (der an den Galgen sollte und wollte nicht).

Lustbarkeiten.

Daß das Oldenburger Volk kein frohes Zechen, wie in Weinländern, kennt, habe ich oben gesagt. Andere öffentliche Lustbarkeiten, wie Kirchweihen, Jahrmärkte, Tanz (oder Ball, wie der Oldenburger vornehm sagt), bieten sich einsam hausenden, der Geselligkeit ungewohnten Menschen seltener dar. Das Phlegma des Oldenburgers zeigt sich auch im Wirtshause darin, daß er, wenn er einmal sitzt, nicht leicht wieder zum Aufstehen kommen kann; namentlich gilt dies, auch in höheren Ständen, von den Jeveranern. Wie Fische auf dem Trocknen, werden sie erst lebendig und zutraulich, wenn sie gründlich angefeuchtet sind. Die Aristokratie des Landes, die reichen Bauern, schlagen bei solcher Gelegenheit furchtbare Schlachten, und die Zahl der leeren Weinflaschen, die den Morgen nach der Festlichkeit aufgeschichtet liegen, ist ungeheuer.

Eine durch alle Stände sehr beliebte Unterhaltung ist das Kegeln, das auf wohlgepflegten Bahnen, deren Brett die ganze Tenne hinabläuft, mit außerordentlich großen und schweren Kugeln in allen Jahreszeiten betrieben wird. Es bestehen, besonders in den Städten, zahlreiche Kegelgesellschaften, deren Mitglieder auf ihrer Bahn so wohl eingekegelt sind, daß ein Fremder, Wilder genannt, unmöglich mithalten kann. Sie haben eine Menge Kunstausdrücke und entwickeln in ihrem Holz-auf-Holz-Spiel eine Feinheit und, was wirklich merkwürdig ist, eine Begeisterung, daß ich oft darüber erstaunt gewesen bin.

Im Butjadinger- und Jeverlande ist die Bevölkerung zur Winterszeit sehr der Belustigung des Klotschießens ergeben. Es besteht im Werfen von schweren, hölzernen, mit Blei ausgegossenen Kugeln. Nur im Winter, wenn ein tüchtiger „Kahlfrost“, d. h. ein nicht mit Schneefall verbundener Frost, die weite Marschebene zu einer felsenharten Tafel umgeschaffen, kann dieses eigentümliche Spiel stattfinden. Zwei Parteien, meistens die Bewohner zweier Dörfer, fordern sich dabei zum Wettkampfe heraus und bringen eine Preissumme, manchmal 300 Mark und darüber betragend, zusammen, ihren höchsten Stolz darin suchend, wer von ihnen den besten „Klotschießer“ zu stellen vermag. An einem anberaumten Tage kommen in großer Zahl die Mitglieder der beiden Parteien unter Zuströmen vieler Zuschauer an einem bestimmten Orte zusammen. Ein oft stundenweit vom Platze des Auslaufs entferntes Ziel wird festgesetzt, und jede Partei stellt ihren Kämpfer; oft auch hat jede deren zwei, die sich ablösen, denn das Werfen ist ungemein anstrengend. Die Kugel, „Klot“ (hochd. Kloß) genannt, wiegt meistens 1—$1^1/_2$ Pfund.

Der erste Klotschießer holt jetzt weit aus, nimmt einen kräftigen Anlauf und wirft dann mit aller Leibesmacht die Kugel von sich, welche mit ungeheurer Heftigkeit erst eine Strecke durch die Luft saust, dann den harten Boden trifft, nun heftig wieder aufschnellt, eine Weile aufprallend vorwärts hüpft und endlich noch eine tüchtige Strecke rollt. Kaum liegt die Kugel, so tritt der zweite Klotschießer auf und sucht die seine noch möglichst weiter zu werfen. Dann geht's vorwärts, um von neuem anzufangen, wo das Ende des ersten Wurfs war, und so abwechselnd Wurf auf Wurf weiter, bis die Bahn durchmessen ist.

Die Gewalt, mit welcher die Klotschießer werfen, ist so mächtig, daß sie häufig durch den Schwung heftig zu Boden stürzen und mancher sich schon einen Bruch geworfen hat. Daher sind immer Leute bestimmt, die den Klotschießer vor gefährlichem Niederstürzen zu bewahren und ihn aufzufangen suchen. Auch werden, wo der Boden es fordert, wohl Decken und Matten ausgebreitet. Die Klotschießer sind im Augenblick des Wurfes oft nur mit Hemd und Beinkleid bekleidet. Meistens sind es junge Knechte oder Handwerker, seltener Söhne der Bauern. Die Partei, deren Kämpfer das Ziel zuerst mit seiner Kugel und in den wenigsten Würfen erreicht, ist Sieger. Alles begleitet die Werfenden. Von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof schwillt der Zug lawinengleich an. Unaufhörlich werden die Kämpfer durch ihre Partei angefeuert, gebeten, geliebkost und geschmeichelt, doch die Ehre des Dorfes zu retten. Jeder herrliche Wurf wird mit lautem Jubel und Hurra begrüßt, ja der Schleuderer mit den freudigsten Umarmungen und Händedrücken belohnt, jeder matte und verfehlte aber mit Unwillen und Schelten von der einen, mit Hohn und Gelächter von der anderen Partei begleitet.

Abends krönt dann ein großes Siegesgelag in irgend einem Gasthofe die Freude des Tages. Der Sieger ist der Held und Abgott aller; wehe aber dem armen Burschen, dessen Kugel nicht mit konnte. Verhöhnt von der Siegespartei, gescholten und verlassen von seiner eigenen, hält er es meistens für das Geratenste, sich heimlich davonzumachen, ehe die Geister des Grogs und Weins loskommen.

Von den Schützengesellschaften und Schützenfesten — letztere werden besonders im Münsterlande festlich begangen — rede ich nicht, weil sie nichts Eigentümliches darbieten, und sage schließlich noch ein Wort über das Schlittschuhlaufen, das beinahe wie in Holland zu den Volksvergnügungen gehört, weil hier wie dort das schöne Eis, das die überschwemmten Niederungen oft in unübersehbarer Weite bedeckt, eine Gelegenheit bietet, die nicht günstiger gedacht werden kann. Auf den Weiden, welche die Stadt Oldenburg, die Nordseite ausgenommen, umgeben, kommen dann die Knaben, die morgens die Milch bringen, auf Schlittschuhen angefahren, und mancher Landmann, der ein Geschäft in der Stadt hat, kehrt abends stundenweit auf dem Stahlschuh nach Hause zurück. Unter den schlittschuhfahrenden

Herren giebt es natürlich viele Virtuosen; mitunter thut sich auch eine kleine Gesellschaft zusammen und macht, wenn das Eis von guter Beschaffenheit und der Wind günstig ist, mit Eisenbahnschnelle weitere Touren. Schlittenpartieen nach den benachbarten Dörfern werden jeden Winter ausgeführt. Die Damen werden dann in Stuhlschlitten von schlittschuhlaufenden Matrosen geschoben; die Herren umschwärmen sie in kühnen Bogen, und abends kehrt man mit Fackeln zurück. Häufig sieht man Knaben, die kaum aus dem Ei gekrochen sind, mit unternehmenden Mienen die ebenso gesunde als ergötzliche Übung treiben. Seit langen Jahren liegen auch die Damen der Stadt Oldenburg diesem Vergnügen ob; man sieht die junge Welt in Mantel und Muff sich scharenweise auf der Bahn tummeln, nachdem sie auf einem entlegenen Teiche die Anfangsgründe überstanden hat, und selbst Schöne von reiferem Alter schreiben Schnörkel ins Eis.

Singen und Fluchen.

Über den Gesang der Oldenburger habe ich schon oben andeutend gesprochen. Trotz Luthers Reimspruch von den Narren, welche Wein, Weib und Gesang verachten, trotz Methfessels Wahlspruch:

> Wo man singt, da laß dich ruhig nieder:
> Böse Menschen haben keine Lieder —

sind die gesanglosen Oldenburger weder Narren noch böse Menschen. Das feuchte Klima, bei dem die Stimmen nicht gedeihen, und das Phlegma, das dem Gesange beinahe gram ist, mögen die Schuld tragen. Zwar gedeihen seit einiger Zeit in den Städten und größeren Orten die Liedertafeln, es sind dies aber nur Treibhauspflanzen; das Volk, das den Gesang nicht künstlich erlernt hat, singt auch nicht, und wenn sich einmal junge Leute bei außerordentlicher Gelegenheit, etwa bei einer Brautfahrt, in größerer Anzahl zusammenfinden und, vielleicht vom Branntwein aufgeregt, ausnahmsweise ein Lied anstimmen, so singen die Mädchen meist mit so schrillen Kehlstimmen und die jungen Männer murren und knurren in so tiefem Baß dazu, daß man sich die Ohren verstopfen möchte. Wenn die Oldenburger Soldaten auf dem Marsche singen, so geschieht es ebenfalls weniger aus freiem Antriebe als auf Veranlassung eines Vorgesetzten, der den Gesang bei seinen Leuten als ein Kulturmittel pflegt.

Kann der Oldenburger nicht singen, so kann er auch nicht fluchen: er ist zu ruhig dazu. Zu ausgeführten Verwünschungen, woran lebhafte Völker so reich sind, fehlt ihm die Phantasie. Die wenigen Schimpfwörter, die er gebraucht, sind fast alle von Fremden geborgt, wie K u j o h n (cochon), K a n a i l l e, B e e s t. Plattdeutsche Schimpfwörter sind: D o n n e r s l a g und D u m m s n u t (Dummschnauze, du dummer Schwätzer), wovon man besonders das erste, das noch mit dem Gotte Thor oder Donar zu-

sammenhängen mag, auch als Ausdruck der Verwunderung hört: Sla mi de Donner! Gah na 'n Satan! Was für kurze, zahme, ich möchte sagen unschuldige Formeln sind das nicht neben den nicht nur rein scherzhaften, sondern oft auch wirklich teuflischen, aber meist launigen Erzeugungen, die wie ein Feuerwerk aus dem Munde der Italiener rauschen. Freilich hat Oldenburg auch keinen Pöbel, der natürlich das Fluchen vorzugsweise pflegt.

2. Die Lüneburger Heide.*)

Wenn an sonnigen Tagen der Wanderer vom Gipfel des Brockens herab das Auge über das dunkele, hercynische Waldpanorama mit seinen Schluchten, Kuppen und Klippen gesättigt dahinschweifen läßt: so zieht im Norden, jenseits der Berge, eine lichte, weit aufgeschlossene Fläche seine Blicke an. Vom Glanz der Sommersonne übergoldet, fernhin in blaues Gedämmer verloren, breitet sie sich aus wie der Spiegel des Meeres. Es ist die große nordische Ebene. Sie erscheint hier nur als der Saum des gewaltigen Bildes; aber könnte man sie in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen, dann würde sich ein fast ununterbrochenes Flachland von mindestens 3000 km Länge aufdecken. Denn von der Westgrenze der Normandie beginnend, über Belgien, Norddeutschland, Dänemark sich ausbreitend, reicht diese Landschaft bis zu den sibirischen Tundras (Moossteppen) hinauf.

Einst wogte hier der Ozean, aus dem nur die Höhen Mitteldeutschlands, Skandinaviens und Englands als Berginseln hervorragten, und von einzelnen Strecken wich die Flut sogar erst bei Menschengedenken zurück. Daher ist denn auch dieses Schwemmland zu einem beträchtlichen Teile mit dem Male der Unfruchtbarkeit gezeichnet. Wo nicht Flüsse den Boden tränken und befeuchten, oder Laubwälder ihr feuchtes Dunkel verbreiten, da streckt sich meist dürrer, lebensunfähiger Sand oder verwesender, sumpfiger Moor, oft beide unmittelbar aneinander grenzend.

Doch auch hier deckt die Natur ein Gewand über die Blöße, sie hat in diese Öde ein Pflanzenleben eigentümlicher Art gesetzt: es sind die Heidekräuter, die uns hier entgegentreten und die jenen Landstrichen den Namen der „Heiden" gegeben haben. In ihrem holzig dürren, starren Charakter kündigen sie sich sogleich als Steppengewächs an, finden sich durch alle Vegetationsgürtel des alten Kontinents vom Kapland bis zur Bering-Insel und zeigen überall diese unentwickelte, in Stamm und Zweig gleichsam stecken gebliebene Erscheinung. Doch die Eriken des Kaps, gezeitigt von der afrikanischen Sonne, bilden in ihrer reichen Mannigfaltigkeit (man zählt schon 450 Arten), mit der Farbenpracht ihrer Blüten und

*) Naturstudien von Dr. H. Masius (Leipzig, Fr. Brandstetter), 9. Aufl. 1880.

ihrem baumhohen Wuchs einen großen Gegensatz zu den auf zwei kleine winzige Spezies (Erica vulgaris und Erica tetralix) herabgesunkenen Heidekräutern unserer norddeutschen Steppe; sie ersetzen, was ihnen an Mannigfaltigkeit der Arten abgeht, durch ihre große Anzahl, denn sie bedecken das Land zu millionenmal Millionen, haben allen anderen Pflanzenwuchs verdrängt, ihn ganz unter ihre Herrschaft gebracht und ihm das eigentliche Aussehen gegeben.

Wir haben es hier nur mit einem Teile des nordischen Heidelandes zu thun, nämlich mit dem im hannoverschen Herzogtum Lüneburg belegenen. Diese „Lüneburger Heide" ist weithin berüchtigt; der Dichter Platen*) wußte in Deutschland kein öderes, poesieloseres Stück Erde aufzufinden als dieses. Von der Elbe durchschnitten, setzt sie sich durch Holstein bis nach Skagenhorn, der Spitze Jütlands, fort und kann in zahlreichen Sandbänken selbst noch tief unter die Nordsee hinab verfolgt werden. Die Grenze derselben gegen das Kulturland ist oft sehr scharf gezogen — ein Fluß bildet dann wohl die Scheide — meist aber verliert sie sich allmählich. Man schreitet aus der fruchtbaren Ebene heraus, die Wiesen werden magerer, der Boden sandig gehügelt, die Dörfer liegen weit zerstreut von dürftigem Acker umgeben, die Kiefer tritt auf und verkündigt mit Birken gemischt den Übergang zur Heide, die schon einzelne Ausläufer entgegensendet. Endlich verschwindet die menschliche Nähe und mit ihr der betretene Pfad, und nach stundenlanger Wanderung über kahle, von Riedgras und Immortellen bewachsene Höhenzüge sieht man sich mitten in der Heide.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl ergreift den Fremden, der sie zuerst betritt. Beklemmt steht er still, als sei er plötzlich auf einen verödeten ausgestorbenen Planeten geworfen. Da sprießt kein Halm, da grünt kein Baum, da rankt sich keine Blume hinan; da ist nur Himmel und Heide. In der That, man mag fragen, ob das noch die Erde sei, der ein Schöpferwort zugerufen, daß sie Gras hervorbringe für das Vieh und Saat zu Nutz dem Menschen, und Wein, daß er erfreue des Menschen Herz.

Allerdings weckt auch der Anblick des Meeres ein ähnliches Bangen in der Brust, und selbst starke Menschen fühlten sich davon bis zur Ohnmacht überwältigt. Aber wie erhaben und schön ist dort das ewige Kommen und Gehen der Wellen! Wie reizvoll wechselt das Spiel des Lichts und der Wolken im Widerschein des feuchten Elements! Wie freundlich und stolz beleben die windgeschwellten Segel den unendlichen Spiegel! Da muß auch ein stumpfer Sinn sich gehoben fühlen; an die große Straße der Völker gestellt, hat noch jedem der Odem der Freiheit und der Gottesgröße durch die Seele geweht.

*) Er läßt seinen „romantischen Ödipus" — ein satyrisches, gegen Immermann gerichtetes Stück — auf der Lüneburger Heide spielen und Immermann dort den Gedanken dieses Dramas fassen, umgeben von den Heidschnucken, die im Chor ihm huldigen.

Und hier? Überall dieselben langgestreckten wüsten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermütige Stille. Alles ist mumienhaft erstorben. Auch die Vegetation, die mit unüberwindlicher Zähigkeit das Land unterworfen, gleicht fast nur einem Pflanzengespenst, das kein Wechsel der Jahreszeit lebenweckend berührt. Als sei plötzlich der Meeresgrund emporgehoben und die am Boden wurzelnden Tanggestrüppe unter dem ungewohnten Strahl der Sonne versengt: so stellt sich diese ununterbrochen von dem graubraunen Zweigwerk der Erica überzogene Fläche dar, das Bild eines verfallenen Gemütes, das aus sich selbst alles Leben gelöscht hat. Und dennoch ist es nicht bloß dieses Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit, welches uns beherrscht. Mitten in diese unheimliche Stille mischt sich leise ein heimlicher Reiz — und dieser Reiz heißt Natur. Ja, auch diese sonnverbrannte, ausgezehrte Heide fesselt, denn sie ist doch Natur. Uns, den reichen armen Erben der Zivilisation, ist sie allgemach fremd geworden; wir hören fast nur noch von ihr; denn was wir sehen, ist nichts als eine dienstbare, entmannte Erde. Pflug und Axt sind die Gleichmacher, unter deren Schneide das Dickicht der Wälder und die tausendfältige Flora der Wiesen sinken muß, damit zinsbar Feld an Feld und Dach an Dach sich reihe. Zwar heftet sich auch an den Pfad der Kultur noch ein Gefolge freiwuchernder Pflanzen, aber wer möchte sich mit der schmutzigfahlen Sippe der Melden und Chenopodien, mit dem lichtscheuen Bilsenkraut, dem giftigen Nachtschatten, dem plattgetretenen Wegerich befreunden? Kaum daß noch Kornblume, Feldrose, Radel und anderes „Unkraut“, das wie eine neckende Koboldschar hinter dem Sämann einherläuft, da und dort ein erfreuendes Farbenspiel in die gleichen Wogen der Ähre werfen darf. — Hier aber, in der offenen Heide, ist kein Kornfeld, keine Straße, kein Dorf; die Erde ist da noch frei vom Joche der Kultur. Eine einzige kleine Pflanze sperrt ihr den Weg, und zwingt sie, machtlos ihre Waffen zu strecken. Und so ist denn wirklich die Heide ein Stück reiner, ursprünglicher Natur, und darf man auch nicht sagen die einzige, doch sicherlich die am meisten eigentümliche Landschaft unseres Nordens, die zu Wald und Wiese die bedeutsame Ergänzung bildet.

Der Boden der Heide ist großenteils Sand, der sich entweder in gerader Fläche hinstreckt oder schwache, lang auslaufende Hügelwellen aufwirft. Über das unfruchtbare Element ist eine sparsame Humusschicht gestreut, und diese genügt dem Heidekraut, um sein flachausgebreitetes, filzzähes Wurzelnetz hineinzuweben. Es ist Erica vulgaris (Sandheide). Wird der Boden sumpfig, wie in den abflußlosen Niederungen, so tritt an ihre Stelle die Moorheide (Erica tetralix). Häufig finden sich beide gemischt, doch herrscht im ganzen die erstere Art entschieden vor. Es ist bereits oben bemerkt worden, wie sich bei dieser Pflanze der Steppencharakter sofort in der mangelhaften Blattvegetation und in der strauchartigen Entwickelung der Stengel ausprägt: ein Charakter, der sich, nur gesteigert, in

den Euphorbien und Kakteen der warmen Zone wiederfindet. Saftlos und spröde entladet der Oberstock sich in einem Übermaß von Zweigen, die in dichtem Busch nach oben drängen und so dem Unterstock nicht Kraft genug lassen, um einesteils einen aufstrebenden Stamm zu entwickeln, oder anderenteils die zahlreichen Zweige mit grünem Blätterschmuck zu umkleiden. Dieser letztere findet sich nur in der dürftigsten Andeutung. Hart und kaum unterscheidbar schiebt sich Blättchen an Blättchen, so daß das Ganze wie ein ziemlich gepreßter, feingezähnter oder geschuppter Stengel aussieht, der hier nur die Farbe verleugnet. Sie sticht in ihrer grünen Moosfrische sehr merkwürdig von dem lebsosen Braun der ganzen Pflanze ab und müßte außerordentlich belebend wirken, wenn sich nicht die Blätter unbemerkt in dem Wulst des Krautes verlören. Desto anmutiger tritt die Fülle der Blütenglöckchen hervor, die bald lila, bald zartrot, dichte Ähren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrottinten ausgießen. Am schönsten sind diese bei Erica tetralix, wo sie zu Trauben vereint von der Spitze zahlreicher Stengel zierlich errötend herabnicken. Überhaupt ist diese Art weicher und mehr Sumpfpflanze. Daher heftet sie ihre Wurzeln nur locker in den Boden, der Seitenzweige sind wenige, alles schießt schlanker auf. Die feingewimperten Blättchen treten wirtelförmig um den Stiel, den sie von unten bis oben besetzen, aber ihr Grün ist sumpfig-trüb und grau, so daß sie den melancholischen Ton der Landschaft besonders bedingen.

So weit das Auge reicht, decken diese Kräuter die Fläche. Stellenweise, etwa im Schatten einer Krüppelbirke, drängt sich das Gestrüppe der Stechpalme (Stecheiche, Ilex aquifolium) dazwischen, deren scharfgezacktes Blatt, starr und glänzend wie Stahl, ganz zu dem harten Äußeren dieser Vegetation paßt. Die heilkräftige Arnika streckt ihren Blütenstern empor, ein Stiefmütterchen duckt sich ins Moos, auch die Ginster (Genista germanica und tinctoria) zeigen sich. In unentwirrbarem Gemenge, von einer drohenden Lanzenbewaffnung rings umhüllt, richten sie ihre Rutenbündel empor, und ihre flackerndgelbe Blüte — dieselbe, die einst Hugo Plantagenets Helmzierde war — vermag nur wenig die unliebliche Erscheinung zu heben. Ebenso wie sie harmoniert mit den anderen Heidegestalten auch der Wacholder (Juniperus communis). Dieser verkümmerte Koniferenstrauch, unnahbar umstarrt von struppigen Nadeln, deren kaltblauer Schimmer den Eindruck des Metallischen fast bis zur Täuschung steigert, liegt meist igelartig zusammengerollt am Boden. Der Oberstock setzt in zahllosen, eigensinnig durcheinander geflochtenen Zweigen gleichsam ebensoviel Füße zur Erde und stemmt sich jeder Gewalt entgegen. Das Ganze ist undurchdringlich geschlossen und nimmt gern eine runde, seltsam geschorene Perücken- oder Pilzgestalt an, als habe Flora oder ein neckischer Rübezahl die Taxusfiguren eines altfränkischen Parks nachgeahmt. Auch in dem herben Duft der Nadeln und mehr noch der reif und unreif durcheinander gemischten Beeren spricht sich die strenge Natur des Strauches aus. Erhebt dieser sich zu

baumartiger Höhe, dann bildet er wohl eine Pyramide oder setzt gotische Türmchen aneinander; immer bleiben seine Formen hart und seltsam, und nur die Schößlinge, die troddelartig spielend herabhängen, geben ihm etwas Weiches. Der Stamm ist von zäher Lebenskraft — daher auch sein Name — und ohne der Rinde sehr zu bedürfen, wirft er diese leicht ab, indem er nun seine im Sturmkampf gehärteten und gleichsam zu Spiralen zusammengedrehten Holzmuskeln aufdeckt. Ohne Zweifel ist der Wachholder die bedeutendste, wenn auch nicht die herrschende Charakterpflanze der Sandheide. Um ihn her, genährt durch den verdorrten, rostfarbenen Nadelabfall, siedeln sich Vaccinien an, besonders Heidel- und Preißelbeere (Vaccinium Myrtillus und Vacc. Vitis idaea), die bekanntlich einen wichtigen Handelsartikel bilden. Ihr lederartiges, dem Buchs ähnliches Blatt legt sich in einen dichten Teppich zusammen, dessen Immergrün gemischt mit den blauen und scharlachroten Beeren und der schämig versteckten weißlichen Blüte Auge und Fuß des Wanderers freundlich verweilen heißt.

Durchschreitet man in der Hitze des Spätsommers die Heide, so folgt man gern diesem Winke. Unbewegt, wie eine kristallene Glocke, steht das Himmelsgewölbe, die Sonnenstrahlen spinnen flimmernd über der Steppe, aus der da und dort einzelne Sandblößen — Rinnsale einer versiegten Lache — wie gebleichtes Gebein hervorstarren, indes der Horizont sich in fahles, dunstiges Halblicht hüllt, das der wasserlose Boden und das bräunliche Rot der Blüten nur erhöht. Keine Wolke zieht durch die Luft, kein Schatten über die Erde. Umsonst horcht das Ohr nach einem andern Laute, als dem Geschrill der Heuschrecke, das in seinem eintönigen Gezitter ganz zu der zitternden Mittagshitze stimmt und, von Schritt zu Schritt den Wanderer begleitend, gleichsam das singende Sieden der Atmosphäre darstellt. Das Gefühl der Einsamkeit ergreift die Seele. Aber es ist nicht jenes erquickende der Waldeinsamkeit, in der wir immer ein leises Wehen und Weben der Schöpfung zu hören glauben, auch nicht jenes andachtsvolle, mit dem wir vor den Trümmern untergegangener Größe stehen, sondern das bange, bedrückende der Leere, Schwermut; Todesschwermut ist der Ausdruck dieser öden Gefilde.

Vergebens auch beginnt Fata Morgana ihr Spiel. Ein Nebelgewebe zuckt über den Horizont, schattenhafte Bäume heben nickend ihre Wipfel, eine ganze Landschaft breitet sich aus, wie im Wellenschlage auf- und abschwankend. Aber bald zerfließt der unheimliche, traumartige Zauber, und nun schießen rosenrote Streifen vom Himmel nieder. Dampfend steigt aus all den Myriaden Blütenkelchen ein aromatischer Odem. Wie er die Szene, die im grellen Tageslichte dalag, als der ausgebrannte Herd eines mächtigen vulkanischen Feuers, duftig zu verschleiern beginnt, so umfängt er auch sänftigend das Gemüt. Es sammelt sich zu ruhiger Betrachtung und richtet sich achtsam auf das Kleinleben, welches sich, vorher unbemerkt, jetzt vor ihm entfaltet. Murmelndes Gesumm klingt heran. Es sind Bie-

nen, die hier auf ihrer süßesten Weide zu Hunderttausenden schwärmen und die würzige Labe bereiten. Schon die Römer priesen den Heidhonig (mel ericaeum) am höchsten, und der norddeutsche „Imker“, als Halbslav ein echter Bienenvater, unterläßt nicht, jährlich ein fleißiges Zwergvolk auf einige Wochen hierher zu bringen. Am Rande der Heide stehen die Körbe ganzer Dorfschaften, die „Immenzäune“, unbewacht; denn die Einsamkeit selber hütet sie. So folgt die Kultur dem Wanderer auch in diese Abgeschiedenheit; und dasselbe kleine Insekt wird ihr Bote, welches jenseit des Ozeans dem rothäutigen Indianer noch heute der Herold der Zivilisation, der sichere, aber unwillkommene Ankündiger des „weißen Mannes“ ist. Mit dem träumerischen Gesurr der Bienen mischt sich von Zeit zu Zeit der tiefere Laut der Hummel, die langsam vorüberdröhnt, wie ein verhallender Orgelton. Motten schwirren auf, goldschillernde Laufkäfer schießen gierig vorbei einer armen Raupe nach, ein samtschwarzer Trauermantel sonnt sich am Boden, wählig die Flügel auf- und zuschlagend, als blinzle er verschlafen, die Eidechse schlüpft durch das Kraut, die Feldmaus lugt mit schwarzen Augen hervor, während dort die Erdspinne auf einen Fang lauert und verwundert die Ameisenpatrouille vorbeiziehen läßt, die, scheint es, ihre neue Ansiedelung vor dem Überfalle eines feindlichen Stammes zu hüten hat. Überall raschelt's und wimmelt's in der unendlichen Pflanzendecke. Hundert wundersame Würmchen ohne Namen umkrabbeln, umkriechen, umwühlen das staunende Menschenkind und freuen sich in stiller Lust der Blütenwildnis. Und wahrlich, sie ist schön! Das totgraue Kraut hat sich in einen Garten verwandelt, und beschämt und mit steigender Teilnahme betrachtet jetzt das Auge, das sonst nur ungeduldig in die Ferne schweifte, die Fülle des reizenden Tandes umher. Wer könnte die Zier und Mannigfaltigkeit dieser Blüten und Knospen schildern? „Dort hängen sie wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, hier wiegen sie sich wie Korallenkügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen; diese ist ein Miniaturbild der Hagrose, jene weiße gleicht einer Beere; hier zittert ein Alabasterglöckchen, das dieser kleinen Welt vielleicht zur Hora läutet, dort dreht sich ein Atlaspantöffelchen in der sonnengetränkten Luft, und da schwankt ein weiß und rot gefärbtes Fläschchen, diese Blüte gleicht einem Turban, und jene hat ganz die Farbe und die Form eines silbernen Trompetchens.“ Ist es nicht, als sei ein Elfenhaushalt aufgethan? Würde man sich wundern, wenn die kleinen Unterirdischen, die zauberischen Sommergeister, aus ihren Schlupfwinkeln herbeikämen, mit diesen Turbanen und Perlen sich schmückten, aus diesen Fläschchen Honig schlürften, auf diesen Trompetchen musizierten? Nicht minder anziehend ist die Blättergestalt dieser Zwergbäumchen; mit dem dunkeln Haar der Fichte und der Pechtanne wechselt das blaßgrüne Blatt der Weide und der Olive, der Schmuck der Tamariske und der Zeder. Und nun vergesse man doch ja nicht, daß dieses Blumenleben in eine Zeit reicht, wo auf der Wiese eben nur noch ein Weidenröschen, ein Augentrost, eine

Skabiose blüht und im Garten Dahlie und Aster verschüchtert herabschauen auf die sterbenden Sommerfarben.

Ein heiserer Schrei hoch aus den Wolken zerreißt mit einemmale diese Bilder. Wir blicken auf. Ein Adler schwimmt einsam in majestätischen Kreisen über unserm Haupt dahin, bis er jetzt mit ausgebreiteten Flügeln im Blau steht, „bewegungslos bewegt, wie der verkörperte Luftgeist selber“. Welche unsichtbare Hand hält ihn in der schwindelnden Höhe? und auf welche Beute späht sein Auge? Ist es ein versprengter Damhirsch, ist es Reineke oder Lampe, sein bethörter Freund, der hier — bei Hüsterloh und Krekelborn — ein zahlreiches, starkes Geschlecht zeugt? Doch es bleibt nicht Zeit zu besinnen, denn schon neigt sich mählich die Sonne herab. Ein leichter Hauch hat den Himmel umflort, dessen milchichtes Blau nun jenen blassen Ton zeigt, der über den Tagen des Spätsommers so sehnsuchtsvoll liegt. Dann und wann sinkt müde eine Wolke dem Horizonte zu, in die fernen, dunklen Waldleisten hinein, und wo vorher der trübschwüle Dunst des Mittags kochte, ziehen jetzt langgeschwungene, verwaschene Streifen dahin. Matter schimmert der Tag, aber noch wirft er sein vollstes Licht in die zahllos ausgespannten Fäden der Wanderspinne zu unsern Füßen. Seltsames Gewebe, Braut- und Witwenschleier der Natur zugleich! In den Spiegel eines Sees hat es die Fläche umher verwandelt, und darüberhin flicht der Sonnenstrahl den silbernen, zitternden Steg. Wir folgen der Lichtspur, hügelan, thalab, an mancher einsamen Föhre, an manchem flüsternden Birkenstrauch vorüber, indes die Heidelerche ihr liederfrohes Herz über uns austönt und uns immer tiefer in sanfte Wehmut wiegt.

Da hebt sich eine kahle lange Linie empor: ein Damm zum Schutze irgend eines Wassers. Wasser! Wasser in dieser Dürre! Ein murmelnder Bach, ein kühler Trank, ein frischer Rasen: welch lockendes Bild! Aber das Bett ist leer. Lautlos kriecht ein dünner Schlammfaden darin fort, dessen schwefeliges Salz jede Labung versagt. Statt des grünen Ufers wüstes Geröll, meist Feuersteine in ihrer weißen Kalkschale, dazwischen ein Echinit, ein Donnerkeil oder ein anderes seltenes Spielzeug Neptuns.

Doch siehe da! in der Ferne kräuselt sich lustig — wir täuschen uns nicht — eine blaue Rauchsäule hinan. Es ist ein überraschender, fast heimischtrauter Anblick, wie der zarte Duft leise in den blauen Äther verrinnt, und hier — in der einsamen Heide — mag man sich wohl in die Seele des göttlichen Dulders Odysseus hineinfühlen, wenn er im Bann der Fremde sich sehnt, nur einmal den Rauch von seiner väterlichen Insel emporsteigen zu sehen. Aber was deutet dieses Zeichen uns? Ist es ein gastlicher Herd? oder nur ein still verglimmender Erdbrand? Das Geläut einer Blechglocke, das eintönig und dennoch nicht unmelodisch daher klingt, löst den Zweifel. Wir sind einer Heidschnuckenherde nahe. „Un peuple sauvage, nommé Heidsnuks!“ hatte jener Franzose an seine Regierung berichtet, als man ihm gesagt, in dieser Gegend lebten nur Heidschnucken.

Er hatte vielleicht an Haiducken gedacht und jenen auch vielen Deutschen unbekannten Provinzialnamen der nordischen Steppenschafe so in spaßhafter Weise mißverstanden. Nun, da ist es denn, das wilde Volk der Vliesträger! Und allerdings hat dieser „Negerstamm unter den Schafen", klein, schwarz an Kopf und Füßen, eine gewisse kecke Behendigkeit vor dem trägblökenden, fettschwänzigen Zuchtschafe voraus; sein frisches Auge, seine emporschnellenden, drolligen Sprünge erinnern, um nicht zu sagen an das Reh, doch an die Ziege, wie denn auch seine Wolle ziegenartig straff ist, so daß sie einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. In munteren Gruppen bewegen sie sich um den „Master", den Hüter der Herde.

Diese Schäfer bilden fast die einzige menschliche Staffage der Heide, und es läßt sich nicht leugnen, daß das einsiedlerische Nomadenleben derselben, welches sie, wenn auch in engem Kreise, wandernd von Weide zu Weide führt, gleichsam außer der nüchternen Ordnung des übrigen Lebens sich bewegt und in vollem Einklange steht mit der einsamen Poesie dieser Natur. Aber freilich, der „Master" ist kein schwarzbärtiger Juhaß, der die Bunda malerisch über die Schulter geworfen, stolz wie ein Pußtenkönig auf seinem Stabe lehnt; er ist kein Kampagnole, der den Spitzhut tief ins Bronzegesicht gedrückt mit feurigen Augen den unbegrenzten Horizont beschaut. Er gleicht ihnen so wenig, als die deutsche Heide den Heiden Ungarns oder der ruinenbedeckten Walstatt der alten Roma gleicht. Der Kampagnole schwingt in der sehnigen Faust die Lanze, aus dem Gürtel des Juhaß blitzt der Dolch, und den Gascognerhirten, wenn er auf hohen Stelzen die Sümpfe der „Landes" durchsetzt, begleitet allenthalben die sichertreffende Flinte. Dieser romantisch-ritterliche Schein, der auch wohl etwas vom Räuber haben mag, fehlt dem Heideschäfer ganz und gar. In den weißwollenen, innen rot ausgekleideten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen ins Weite starrend, sitzt er auf einem Baumstumpfe und — strickt. Vielleicht flicht er auch einen Korb, oder schnitzt einen Löffel, einen Holzschuh oder ein anderes Stück seines einfach-rohen Hausrats. „Er wendet sein rotwangiges, eben nicht reines Gesicht auf dich; aber er öffnet den Mund nicht, um dir zu sagen, daß er dein Hochdeutsch nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will." Dennoch ist er nicht ungastlich, und müht sein schwerer roter Finger sich auch jetzt mit der Nadel, so erprobt er doch zuweilen die Faust im harten Strauß. Der Adler schwebt über seiner Herde, stürzt herab und packt ein Stück; der Wolf, aus den polnischen Wäldern verschlagen, bricht in die Hürden und mordet die hilflosen Tiere zu zehn und mehr. In solchem Falle gilt es dann freilich auch, ein Beil, ein Schlachtmesser, gelegentlich ein Feuergewehr zu gebrauchen und im Kampfgemenge etwas zu wagen.

Der Schäfer weist uns mehr mit Gebärden als mit Worten die Richtung, die wir einschlagen müssen, um auf die große Heidstraße zu gelangen.

Sie führt nach Hamburg. Heutzutage wird sie allerdings nur wenig betreten, wo der eiserne Schienenweg seinen Ring um die Heide geschlagen hat, und mit Blitzesschnelle den Reisenden seinem Ziele zuträgt. Wie eine Geisterkarawane donnert der Zug am Rande der Einöde vorüber und läßt seine Dampfwirbel in wunderbaren Gebilden auf der braunen Fläche verflattern, während der Heidebauer staunenden Blickes das fabelhafte Roß verfolgt, dessen Schnaufen noch weithin durch die stille Luft klingt. Die alte Hansastraße ist bald erreicht. Aber was für eine Straße ist das? Hundert Gleise neben einander, in allen Richtungen zersplitternd, als habe jedes einzelne Gefährt seine irren Furchen zurückgelassen. Man überläßt sich wahllos dem Zufall, denn alle diese Spuren führen zum Ziel. Nur behalte man achtsam die hohen graubemoosten Signalstangen im Auge, die, von Zeit zu Zeit auftauchend, die Wegweiser ersetzen. Davoust hat sie einschlagen lassen, als er — mich dünkt im Jahre 1813 — eine der französischen Heersäulen durch die Heide führte.

Seitab in einer Senkung verloren, liegt die Hütte eines Torfgräbers. In ihrem spitzigen Rohrdache, das wie eine finsterbuschige Augenbraue tief herabhängt über das niedrige Fenster und die niedrige Thür, gleicht sie fast einem jener indianischen Grabmäler Nordamerikas. Daneben zieht sich ein Feldstreifen hin; aber die hungernden, notreifen Halme thun dem Auge nicht wohl. Es ist ein karges Stück Brot bei viel Arbeit und Schweiß, und nur der Buchweizen, ein aus lauter Gelenken aneinandergesetztes, niedriges Kraut, gedeihet und liefert dem Heidbauer in seinen Körnern ein Hauptnahrungsmittel und den Bienen in der weißrötlichen Blüte eine reiche Weide.

Inzwischen ist die Sonne hinabgesunken. Halbverhüllt in Wolken, die wie Rauch um ein Ofenfeuer ziehen, steht sie am Horizont und wirft flackernde Strahlen über die Landschaft. Immer weiter wachsen sie hinaus, immer röter brennt der Abend, immer tiefer wird über uns das Blau. Nun flackert im Westen nur noch eine dunkle Flamme und wirft einen langen, glühenden Blick zu uns her, und nun ist auch diese erloschen; aber die Brandstreifen schlagen purpurn zum Himmel auf. Das Schauspiel, welches in solchen Augenblicken die Heide bietet, ist großartig. Die feurigen Fernlinien, auf denen dort ein Tannicht seine düsteren Kandelaber emporstreckt oder ein einsamer Zugbrunnen den Arm wie drohend in die Luft hebt, der trübaufleuchtende Spiegel eines Moorkolks, die schwarzen Erdmassen, in welchen hundert Element gestaltend zu gären scheinen, die abenteuerlichen Wolkenformen, die Drachen und Ungetüme, die sich jetzt im Osten heraufwälzen, dazu aus der Höhe der schmetternde Trompetenton eines Kranichzuges: das alles tritt zu einer großartigen, bezaubernden Wirkung zusammen. Es ist, als wandle die Riesin Sage im wallenden Königsmantel, in der Hand das funkelnde Schwert, auf dem Haupte die blitzende Krone, über die Heide und rühre die Gräber an und wecke die schlafenden Hünen, daß

sie aufstehen und das Nebelroß besteigen und zu Speer und Streitaxt greifen. Aber freilich hier haben sich keine Heldengeschlechter gebettet. Der romantische Zauberduft der schottischen Heiden weht nicht über dieser Ebene. Selbst jene großen Steinringe — jene Dingstätten und Mäler der alten Stammhäuptlinge —, die den ganzen Norden bedecken, zeigen sich hier nur stellenweise, und die Schlachtfelder, auf denen in grauer Zeit Sachsen, Wenden, Friesen und Jüten zusammentrafen und bis zur Vernichtung kämpften, muß man weiter hinauf, auf dem schleswig-holsteinischen Landrücken suchen. Unsere Heide ist ein leeres Blatt in dem blutigen Buch der Geschichte.

Immer dämonischer gestaltet sich's umher. Während das letzte Abendrot in der Dämmerung stirbt, stiehlt sich fahl und scheu der Mond herauf und zieht die Nebel aus der Moortiefe. Nun verfließt Luft und Erde zu einem grauen, toten Schein, in den der Schatten des Wanderers sich wie ein reckenhaftes, ungeheuerlich schreitendes Gespenst hineinzeichnet. Alles wächst ins Schranken- und Formlose, die langen Flächen liegen wüst und weit wie die Gefilde des Hades und die Nebel ziehen in schweren, wunderlichen Geschwadern gespensterhaft auf und ab. So wird man sich die Szene denken müssen, in welcher Shakespeare die Hexen über Macbeth den Schicksalsspruch rufen läßt; auf einer solchen Heide hütet Fafnir seinen Schatz.

Aber jetzt blitzt ein Licht auf, und ehe wir's denken, stehen wir vor einem Hause, das zottige Hunde wachsam umkreisen. Wir sind „in Konstantinopel". Denn dies ist der sonderbare, aber doch nicht witzlose Name des einsam, mitten in der Heide belegenen Wirtshauses oder „Kruges". Ein paar stämmige, verknorrte Eichen, ein Quell, eine Handvoll fruchtbarer Erde und die Ansiedelung war da. Das Gebäude streckt sich lang und niedrig hin, denn es ist ein echtes Bauernhaus: ein steil aufgestaffeltes Strohdach ohne Schornstein, auf dem First noch ein fußhoher Kamm von Heidekraut, darüber ein zerfetztes Storchnest zutraulich herabgrüßend, während aus dem Giebel das uralte Sachsensymbol, der holzgeschnitzte Pferdekopf, bedeutungsvoll herausschaut. Wir treten ein, von neugierig starrenden Augen gefaßt. Statt der Lampe „schwält" ein Kienspan, und das braungebeizte Holzwerk der Stube nimmt sich eben nicht freundlich aus; aber das Gemach ist luftig, die Dielen mit weißem Sande bestreut, die Wände sauber gefegt. Der Eindruck der Reinlichkeit hat immer etwas Wohlthuendes, und hier wirkt er sogar überraschend. Man fühlt sich heimisch, das einfache Mahl — Ziegenmilch, Brot und Honig — wird gern geboten und schwelgend genossen, und bald nimmt den Müden das Strohlager auf. Er sinkt, vom eintönigen Ticken der Holzuhr eingewiegt, in tiefen Schlaf und träumt von räuberischen Csikosen, von braunen Zigeunern, die das Feuer schüren und den Zimbel schlagen, oder von dem einsamen Blockhause der Savannen, bis der Morgen ihn zu neuer Wanderung weckt.

Das ist die Binnenheide. Sie mag dem Ackerbau wahrscheinlich für

immer entzogen sein. Aber dem Rande zu, wo kein Sand den befruchtenden Regen hindurchläßt und ein Flüßchen sie nährt, da winkt manche Oase, und Buche und Eiche gruppieren sich auf grünem Rasen und überdecken das freundliche Gehöft eines behäbigen Edelbauern, der dann freilich Heidebilder in hellerem Ton zu zeichnen weiß.

---

3. Das Moor.*)

Die Moore bedecken im deutschen Vaterlande nicht nur einen guten Teil unserer norddeutschen Tiefebene, sondern ebenso der bayerischen Hochfläche und der Kämme unserer Mittelgebirge. Gräser, Moose und Heiden haben an ihrer Bildung den wesentlichsten Anteil, und es wird sich kaum leugnen lassen, daß die „Moose“ in Süddeutschland (auch Riede genannt) jenem zweiten Hauptbestandteil auch den Namen verdanken, während die niederdeutsche Bezeichnung „Moor“ an „Meer“ und „Morast“ erinnert und auf eine Mischform von Land und Wasser hindeuten will. Und in der That, das Moor ist ein Stück Urnatur, etwas Unfertiges, vom Schöpfungsbefehl des dritten Tages nicht Berührtes; das Land ist noch kein sicherer Ruhepunkt für den menschlichen Fuß, das Wasser noch nicht die klare, freie Welle, die sich im Flußbett ihren Weg mit Selbstbeschränkung vorgezeichnet.

Wo sich ein Moor bilden soll, ist zunächst ein stehendes, seichtes Gewässer notwendig, weil nur in diesem bei der mangelhaften Erneuerung des Sauerstoffs jener Zustand der Vermoderung möglich wird, der — halb Leben, halb Vergehen — zu den charakteristischen Wandlungen der Moore gehört; solche Ansammlung und Stockung des Wassers ist aber nur möglich in Mulden, die mit undurchlässiger Thon- oder Lehmschicht ausgekleidet sind. Nun aber geht die Sumpfbildung auch rasch vor sich und zwar entweder von der überschwemmten Pflanzendecke des Grundes aus oder dadurch, daß sich auf der Oberfläche des Wassers neues Pflanzenleben ansiedelt, absterbend in die Tiefe sinkt und dort mit anderen vermodernden Vegetabilien sich mischt; so entstehen im ersteren Falle die Unterwasser-, im letzteren die Überwassermoore. Das Wasserbecken füllt sich nun nach und nach mit einem dunklen Schlamme, der noch nicht selbst das Moor darstellt, wohl aber den Grund und Boden abgiebt, in welchem die moorbildenden Pflanzen ihre Lebensbedingungen finden: die Gräser, besonders aber Moose und Heiden; diejenigen Moore, welche Gräsern ihre Entstehung verdanken, finden sich nur in den Ebenen, an den Ufern und Wasserscheiden langsam dahinziehender Flüsse; man nennt sie Wiesenmoore, dagegen jene andern, deren Erzeuger und Ernährer Moose und Heiden sind, und

*) Quelle: Masius, Naturstudien. Bd. II.

die ebensowohl die Ebene als den Gebirgsrücken bedecken, Hochmoore. Nur diesen letzteren wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu.

Wohl giebt es unter den Moosarten solche, welche die Formen der höheren Pflanzengattungen zierlich wiederholen; jedoch den moorbildenden Torfmoosarten fehlt jeder Reiz in Gestalt und Farbe. Mögen immer einzelne Sphagnumarten (Sphagnum acutifolium und cymbifolium) sich in Purpur und Sonnengold kleiden, so sind sie doch im allgemeinen reizlos; nur ihr innerer Bau nötigt uns Interesse ab. Sie gleichen Schläuchen, welche die Luft- und Bodenfeuchtigkeit gierig aufsaugen und, dadurch beschwert, in jedem Winter zusammensinken, um im nächsten Frühjahr wieder emporzutreiben, und zwar setzen sich die neuen Triebe unmittelbar an die vermodernden Spitzen an. In der Mitte geschieht die Entwickelung am üppigsten, fußhoch setzen sich jedes Jahr neue Schichten auf, so daß sich hier eine Art Kuppel oder Sumpfblase bildet; dieselbe ist z. B. im Kanton Neuenburg im Moor von les Ponts so angeschwollen, daß zwei Dörfer, welche auf den Kalkfelsen der gegenüberliegenden Seiten erbaut wurden, einander seit Jahrhunderten durch den Buckel des Moores verdeckt sind. Von jenem Mittelpunkt aus geschieht auch die Verbreitung der Moore, sofern seine Wasser nach den niedrigeren Rändern abfließen und neue Mulden füllen.

Die vermodernden Filzgewebe der Sphagnumarten gewähren aber nun höheren Gewächsen ihre Lebensbedingungen, so der charakteristischen Moorpflanze, der Heide, aber auch Ried- und Wollgräsern; sie bilden inselartige Kuppen, um die und auf denen der Sand der Dünen und der Staub der Äcker sich häuft; bald trägt der Wind die Samen anderer Gewächse herzu; hier wächst ein Birken-, dort ein Erlenbusch in dem so entstandenen Boden und wo das Moor zu wachsen aufhört, da spannt sich wohl ein dichter, zusammenhängender Teppich darüber, der aber den einsinkenden Fuß nicht über seine wahre Unterlage täuschen kann.

Die deutschen Moore bedecken namentlich den westlichen Teil des norddeutschen Tieflandes bis zur Lüneburger Heide hin; welch großartige Ausdehnung das einzelne Moor erreicht, das lehren die 1400 qkm, welche das Bourtanger Moor am linken Emsufer einnimmt, in deutlicher Weise. Aber ebenso verschieden wie die Flächenausdehnung ist auch die Mächtigkeit, die 3, 6, aber auch 16 und 20 m beträgt; ja es giebt Moore, in denen der Bohrer in 20 m Tiefe noch nicht auf die Sohle stieß. Wir haben hier Bildungen vor uns, zu denen die Natur Jahrhunderte gebraucht hat. Zwar findet man noch manchmal tief unter der Oberfläche die Pflanzen unversehrt, nur der geringere Zusammenhalt und die Farbe deuten auf die beginnende Vermoderung; doch je weiter das Grabscheit in die Tiefe dringt, um so mehr stößt es auf einen flüssigen Schlamm und weiterhin auf eine formlose, schwarze Masse, die ein wirklich neues Produkt aus Pflanzenresten darstellt, nämlich den Torf.

Die Nationalökonomie hat diesen Brennstoff ungefähr seit dem 15. Jahrhundert in ihr Bereich gezogen, wennschon nicht geleugnet werden soll, daß seine Verwendbarkeit auch früheren Geschlechtern bekannt war. So berichtet uns der gelehrte Römer Plinius von den friesischen Anwohnern der Nordseegestade: „Welch ein elendes Volk, das sich an einen Boden klammert, um den unaufhörlich die Elemente streiten! Mit dem Wasser des Regens löscht der Chauke seinen Durst; mit schlammiger Erde, die er im Winde dörrt, nährt er das Feuer, seine froststarrenden Glieder zu erwärmen!" Und doch hat dies „elende Volk" gerade mit Hilfe seiner Moore der römischen Kriegskunst Trotz geboten, ja auch das Mittelalter hindurch der bischöflichen Gewalt, den Übergriffen der eigenen Häuptlinge wie herrschsüchtiger Nachbarn gegenüber seine republikanische Gemeindeverfassung mit Erfolg verteidigt; das Ende des jungen deutschen Gegenkönigs Wilhelm von Holland (1256) im Moor von Medelyk redet eine zu deutliche Sprache. Das Moor ist wie das Hochgebirge eine natürliche Festung, ein Hort der Freiheit. Wenn nicht der Frost des Winters eine Brücke über dasselbe schlägt, sind es nur schmale, oft dazu überschwemmte Fußpfade, die einen Zugang ermöglichen; doch wehe dem Wanderer, der von ihnen abirrt; wohl mag er, solange ihm die von der Kraft der Verzweiflung gespannte Sehne nicht erschlafft, mit dem Springstock von Mooshügel zu Mooshügel setzen; doch ein Fehltritt — und der schwarze Schlund zieht ihn langsam, doch sicher in die gräßliche Tiefe.

Es war das Versenken ins Moor eine der entsetzlichsten Todesstrafen, welche unsere Altvordern verhängten. Merkwürdig ist übrigens auch der Umstand, daß das schwarze Grab antiseptisch wirkt und seine Opfer als Mumien bewahrt. So hatte König Harald Blauzahn von Dänemark die zu ihm geladene norwegische Königin Gunild heimtückisch ins Moor versenkt; ohne jede Spur war sie den Augen der Lebenden entschwunden; da gab nach Menschenaltern das Moor sein Opfer zurück, unversehrt war der königliche Leichnam erhalten samt Pfahl und Banden, mit denen die Unglückliche festgebunden worden war; das Moor trat auf als Klägerin vor dem Gerichtshof der die Geschichte aufzeichnenden Klio.

Dieselben harzreichen Stoffe, welche die Einbalsamierung und Erhaltung der ins Moor versenkten Leichen bewirken, verleihen dem Torfe auch seinen Wert als Feuerungsmaterial. Als solches hat er seinen Wert für den Torfgräber. Einsam liegt seine schwarze Hütte in der Öde, wohin ihn die Not oder auch das Verbrechen trieb. Auf dem Rande einer Sandblöße, die sich wie eine Landzunge ins Moor vorschiebt, steht er, das Grabscheit in der Hand, das er prüfend hier und dort einsetzt. Er zieht eine Furche, die er — durch Sumpf und Stumpf stechend — zum Graben erweitert, bis er die Sohle des Moors erreicht. Die aus den Wänden des Kanals hervorrieselnden Wasser haben jetzt einen Abzug; er selbst hat den Boden für seine Hütte gewonnen. Er schichtet ohne stützenden Balken die Torf-

quadern zu Wänden und schlägt darüber das Dach aus Reisig und Rohr; ein Loch in demselben ist ihm Fenster und Rauchfang; auf dem Boden der Hütte glimmt von früh bis abends ein rauchendes Torffeuer; draußen aber reift ihm auf schmalem Streifen das Buchweizenbrot, eine schwarze, dürftige Kost. Er gräbt Laufgraben um Laufgraben, Gruben und Schächte, und drinnen steht er, der Mann im grauen Kittel, die Füße mit Stroh umwunden, um nicht zu versinken; unablässig schaufelt er die schwarze Torferde aus, formt sie zu Ziegeln, die der Wind ihm trocknet, bis er sie endlich zu Kegeln und Pyramiden auftürmt, die wie ein Lager aus Zelten weithin sichtbar sind. Doch der Mann im grauen Rocke arbeitet an seinem eigenen Grabe; denn die Sumpffieber schütteln den elenden Körper, der in der raucherfüllten Hütte bei dürftiger Nahrung keine Stärkung findet. Manchmal zerfließt das mühsame Werk seiner Hände, das für den Verkauf bestimmt, unter anhaltendem Regen, und im Winter vollends ist er ganz verlassen, weil Schneemassen sein schwarzes Grab umlagern. Da stiert er in den Qualm seines Herdes, dreht wohl auch mechanisch das Spinnrad und schauert zusammen vor den Geistern, mit denen seine Phantasie die Einöde bevölkert. „Denn ein geistiges Leben giebt es hier nicht, und mehr als irgendwo sonst hat Unwissenheit und Aberglaube den Sitz unter diesen versprengten Vorkämpfern einer späteren Moorkultur aufgeschlagen. Freilich, wer sie darum anklagen wollte, der würde vergessen, daß eben hier die Natur selbst noch gleich einem Chaos liegt. — So weit das Auge reicht, dehnt sich leblos und lautlos die düstere Fläche. Da singt kein Vogel, grünt kein Baum. Hohl wie um Alpenfirnen braust der Wind, und selbst der Himmel entrollt seltener sein leuchtendes Blau. Kommt mit ihren Nebeln die Nacht, dann regt sich wohl die Brut der Sümpfe; aber sie regt sich wie im Traum: ein Unkenruf, — ein Eulenschrei, — vom Schilf her der Klagelaut eines Moorhuhns — dann wieder ödes Schweigen. Wohl möchte man fragen, ob die Dichter und das Volk Unrecht haben, wenn sie hierher ein Reich der Unholde und Dämonen verlegen. Und doch, würde man antworten müssen, ist es nicht bloß der Nimbus des Grauens, der das Moor umgiebt; denn auch hier kommt der Frühling, Leben und Farben zu wecken. Oft freilich starrt im Moor noch das Eis, wenn draußen längst die Blüten um Strauch und Baum schimmern. Aber unter dem Strahl der ansteigenden Sonne sprießt nur um so eiliger das junge Grün, und bald zeigt, an den Boden geschmiegt, manch feines Kraut die rosigen Sträuße, und wo die Wasserbecken sich sammeln, prangt ein Nixengarten von Iris und Seerosen, und zwischen den Halmen der Rohre spielt seltenes Geflügel: ein stummes, märchenhaftes Weben und Sprossen allenthalben. Und nun sieh dieses schwarze Moor, wenn der Morgen es vergoldet! Sieh es, wenn im heraufziehenden Wetter Blitz um Blitz aus seinen Wassern zurückflammt! Sieh es im Purpur des Abends unendlich ergossen! Fürwahr, das ist nicht

mehr die düstere, schreckenerfüllte Wüste; sie ist Leben und Licht, und herzbewegend verkündigt auch sie, daß die Erde überall des Herrn ist."

Der Torfgräber ist trotz seines aufreibenden Ringens nicht imstande, irgendwie eine Herrschaft auszuüben über dies Chaos; er gleicht dem Pfadfinder, seine Beschäftigung haftet zu sehr an der Oberfläche, während doch nur die Sohle des Moors dauernden Erwerb gewährt und die Ansiedelung größerer Menschenmengen ermöglicht. Mit anderen Worten: nur der Ackerbauer ist hier wie allerorten der Kulturträger. Seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hat man auch im nordwestlichen Teile unseres Vaterlandes angefangen, nach dem Vorbilde der holländischen Lehrmeister oder durch diese selbst die Moore dem Ackerbau zu gewinnen. Die frühere Art und Weise bestand darin, daß man die Pflanzendecke in Brand steckte, nachdem man das betreffende Stück Moor in Felder geteilt, mit Gräben durchzogen und durch Entwässerung wie durch Sonnenwärme und Wind ausgetrocknet hatte. Der Moorbauer schreitet dann auf hohem Holzschuh über die Fläche, dem Winde entgegen; an langer Stange schwingt er ein Kohlenbecken und wie ein Sämann wirft er die zündenden Kohlen nach allen Seiten. Nun aber beginnt seine Hauptarbeit; bald hat er anzuschüren, bald zu löschen, kurz das Element in Schranken zu halten. Denn das Pflanzengewebe soll nur verkohlen, nicht verbrennen, weil im letzteren Falle die Asche für die Agrikultur ohne Bedeutung sein würde. Solche Feuer kann man in den Tagen des Vorsommers an unzähligen Orten beobachten. Wolkenartig steigt der Qualm zum Himmel, um seinen Weg über das deutsche Flachland und Mittelgebirge hinweg bis zu den Alpen und Karpaten zu nehmen. Wo er niedergeht, lagert sich Dunkel über die Fluren, und die Sonne erscheint wie verschleiert. Der Moorbauer aber bettet in die noch warme Asche die erste Aussaat; freilich nur vier- bis fünfmal liefert sie leibliche Ernten; dann ist ihre Kraft erschöpft, und er muß ein zweites Stück auf dieselbe Weise in Angriff nehmen, so daß seinem Berufe noch etwas vom Nomadenleben anhaftet.

Dem Moorbauern ist eine volle Unterwerfung jener düsteren Strecken also noch nicht möglich; ihm muß der „Fehntjer", der Kolonist der „Fehn" folgen, der die schwarze Erde nicht bloß abbrennt, sondern auch abschwemmt, absticht, abträgt. Er leitet durch kunstvolle Kanalnetze die Wasser in einen Fluß oder das Meer und deckt so durch eine Riesenarbeit von Menschenaltern die ursprüngliche Kruste der Erde wieder auf. Kein Wunder, daß wir auf deutschem Boden noch nicht gar viel solcher achtunggebietenden Moorkolonieen finden. „Unser Boot gleitet vielleicht stundenlang zwischen engen, dunklen Ufern dahin, ohne daß ein Laut oder eine Gestalt des Lebens die stygische Fahrt unterbräche. Da plötzlich — wir täuschen uns nicht — taucht drüben mitten im Blachfeld ein Mast empor, ein Mast mit Wimpel und Segel, bald ein zweiter, ein dritter — noch einen Augenblick — noch eine Wendung, und vor uns dehnt sich eine breite Wasserstraße mit

Fahrzeugen aller Art bedeckt. Es ist der Kanal der Fehn, der sogenannte „Wieke“.

Als habe uns ein Zauberschlag in eine neue Welt versetzt, ziehen in wechselnden Bildern Schleusenwerke und Schöpfmühlen, Zugbrücken und Kais, üppige Felder und Wiesen und Herden dem Auge vorüber. Bald erheben sich große Stapelplätze, wo Berge Torfs lagern; aus nahen Werften dröhnt Gehämmer; über hohen Schloten wirbelt der Dampf, und durch die Luft streichen — befreundete Boten — Flüge von Tauben und Schwalben. Aber jetzt teilt sich der Kanal. Rechts und links, gleich dem Geäder eines Blattes, springen in scharfen Linien die „Inwieken“, die Seitenkanäle aus, und hier bauet sie selber, die Moorstadt, sich auf: schmucke, ja vornehme Häuser, von blühendem Weißdorn umgeben, von Linden überschattet, im Wasser der „Vart“ (des Hauptkanals) sich spiegelnd. In ihnen wohnt das älteste Geschlecht, das längst den vollen Segen von der Arbeit der Väter und Vorväter geerntet hat. Hinter ihnen, weiter hinaus, folgen die bescheideneren Wohnungen derer, die einst die Diener jener waren: holländisch saubere Ziegelbauten, mit weiten Thoren und räumigem Gehöft. Draußen endlich die Hütten der jüngsten Ansiedler, der Arbeiter, klein und eng; aber auch vor ihrer Schwelle liegt im Wasser ein Torfkahn und hier wie dort rühriges Leben, emsiger Fleiß.“

4. Ein norddeutsches Erntefest,

wie es an der Weser im Schaumburgischen gehalten wird.*)

Bevor wir an dessen Darstellung gehen, werfen wir einen Blick auf die dortige Gegend, auf Sitte und Brauch ihrer Bewohner.

Durch den Teutoburger Wald im Süden und das Süntelgebirge im Norden begrenzt, wird von Hameln bis an die Porta Westphalica ein etwa 10 Stunden langes und 2—3 Stunden breites Thal von der Weser durchflossen, dessen linker Teil ehemals der Ostergau, der rechte aber der Buckigau hieß. Der Name Ostergau stammt ohne Zweifel von der altdeutschen Göttin Ostara, deren Kultus hier, wie an der ganzen Weser, besonders verbreitet war, und sich noch in den altertümlich gepflegten Osterfeuern lebendig erhalten hat. Am ersten Ostertage nämlich werden abends von allen Landgemeinden, Gütern und einzelnen Höfen auf möglichst erhöhten Punkten Teerfässer entzündet, die an großen, strohumwundenen Fichtenstangen hängen. Jung und alt tanzt unter Frohlocken und Jubel den Ringeltanz darum, und zuletzt werden in die Feuertrümmer alte Tücher, Hüte, 2c. 2c. zum Ver-

*) F. v. Ditfurth.

brennen geworfen. Der Tod — in Süddeutschland der Winter — wird ausgetrieben, verbrannt. Es gewährt ein überraschendes Schauspiel, Tausende solcher mit allem Fleiße genährter Flammensäulen von irgend einem Höhepunkte des Süntels durch die weite Ebene, gegenüber auf allen Gipfeln des Teutoburger Waldgebirges und zur Seite auf den vielen vorspringenden Bergrücken des Süntels leuchten zu sehen. Das Osterfest, das seinen Namen eben von der Göttin Ostara hat, war schon vor dem Christentume ein altgermanisches, heiliges Fest, das Frühlingsfest, das Auferstehungsfest der Natur. Der Göttin Ostara war der Monat April ganz besonders geweiht. Ob in ihr eine eigene Gottheit, ob unter diesem Beinamen nur Frigga, Wodans Gemahlin, verehrt wurde, steht noch zu ermitteln. Der Buckigau, Buchengau, hieß von seinen Buchen so, die noch heutigen Tages in seltener Größe und Schönheit dort gedeihen. So stehen z. B. auf dem Hohensteine, dem höchsten Punkte des Dachtelfeldes, noch die riesigen Buchen, die einst die noch sichtbare Opferstätte (noch heute der sinngrüne Altar genannt) unserer Väter überschattet haben, deren wunderbare Zweige und Äste so stark und mächtig zur Erde niederhängen, daß man nur mit Mühe zum Fuße des Stammes durchzudringen vermag. Einstmals bildeten diese Gaue den Hauptbestandteil der seit 1647 durch Teilungsvertrag an Kurhessen gekommenen Provinz Schaumburg, die Perle der hessischen Lande.

Trotz der verschiedenen Ländergebiete, die sich früher hier im Bereiche weniger Stunden Entfernung berührten (Preußen, Kurhessen, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck, Hannover und Braunschweig), hat doch das Volk sehr viel Erinnerung ältester Zeit und eine Menge alter Sitten und Bräuche in sich lebendig erhalten, die vielleicht in anderen Gegenden längst erloschen sind. So findet sich nicht nur in dem Ortsnamen des jetzigen Marktfleckens Varenholz noch die Beziehung auf Varus,*) sondern selbst der Kindermund hat in folgendem Abzählspruche die Erinnerung an Hermann bewahrt:

Hermann schlauk Lärm an,
Mit Pipen und Trummen,
Din Kaiser is kummen
Mit Hammer und Tangen,
Will Hermann uphangen.

Die Unteilbarkeit des Grundes und Bodens, nach welcher das ländliche Gut, je nach Ortsgebrauch, entweder an den ältesten oder jüngsten der Söhne übergeht, erhält im allgemeinen den Grundbesitz in derselben Familie; denselben Geschlechtsnamen der Bauern, die schon vor vielen Jahrhunderten urkundlich auf ihren Höfen genannt werden, begegnet man noch heute auf den alten Vätersitzen. Von den anderen Geschwistern, deren übrigens selten

*) Man hat die Ableitung des Namens von Varus bezweifeln wollen; allein der Name des dort fließenden Blutbaches, sowie die noch vor Jahren sichtbaren Spuren alter Römerschanzen und die ausgegrabenen römischen Münzen und Waffen lassen nicht wohl eine andere Auslegung zu.

mehr wie zwei bis drei sind, und die mit einer Kleinigkeit abgefunden werden, treten die Mädchen in Dienst des das Gut übernehmenden Bruders; die Söhne aber gehen meist als Matrosen zur See, oder zur Erntezeit als Grasmäher, Torfstecher 2c. 2c. nach Holland. Man erzählt scherzweise, daß einst ein solcher Grasmäher auf seiner Rückreise mit drei Thalern im Beutel klingelnd sich gegen Amsterdam zurückgewendet habe mit den Worten: Amsterdamken, Amsterdamken, wenn eck di (ich dir) noch mal so kome, biste kaput!

Auch die Güter des Adels, gleichfalls Höfe genannt, sind, dem Brauche nach, unteilbar und seit Jahrhunderten in denselben Familien geblieben. Nur Aussterben bringt sie in andere Hände; ein Verkauf würde etwas Beschimpfendes an sich haben.

Durch diesen unverrückten, ungeschmälerten Familienbesitz des Landvolkes hat sich aber bei ihm auch zugleich viel altsächsischer Brauch und Sitte erhalten; in Lebensweise, Kleidung, Wohnung und sonstiger Beziehung ist alles nur mehr den unabweisbarsten Einflüssen der Zeit gefolgt. Das nationale Hafermus als Frühstück und die Gerstengrütze*) als Abendessen, hat noch kein schwächender Kaffee mit dem Heere seiner Surrogate verdrängen können; der weißleinene, mit roter Wolle gefütterte Kittel, kurze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe, ein schwarzer, auf einer Seite aufgestülpter Filzhut, sind noch immer die allgemeine Bauerntracht der Männer.

Wenden wir uns nun zur Erntezeit, bei welcher noch einige altertümliche Bräuche vorkommen, denen man kaum mehr anderswo begegnen möchte.

Sie beginnt mit dem Mähen des Rübsens. Zu ihr legen alle beteiligten Schnitter, Knechte wie Tagelöhner, entweder ganz neue oder sauber gewaschene weißleinene Kleidung an, und zwar kurze, über den Hüften und unter den Knieen geschnallte Beinkleider, weißleinene Strümpfe mit Schuhen, kurze Jacke mit Metallknöpfen und rote Weste. Auf dem Filzhute steckt rechts der sogenannte Flinkerbusch, ein etwa fußhoher, mit Flittergold und roten, schmalen Bändern gezierter Federbusch. Auch die Sense ziert ein rotes Band.

Die Mägde tragen kurze, dickfaltige rote Röcke, schwarze Mieder, weiße Strümpfe mit roten Zwickeln und Schuhe. Den Kopf deckt eine eigentümliche, kleidsame, eng aufliegende Haube, deren vorderer Teil sich schnabelförmig auf die Stirne drückt. Am Rechen tragen sie ein rotes Band. Es gewährt einen schönen, sehr freundlichen Anblick, überall auf gleiche Art geputzte, zweckmäßig gekleidete Arbeiter in der weiten Getreideflur zu sehen. Kommt

*) Die dortige, auch durch ganz Westfalen gehende, besondere Verehrung dieser Grütze bespottet schon ein alter, allitterierender Vers:

Wenn alle Berge Butter wären
Und alle Gründe Grütze,
Und es käm ein warmer Sonnenschein,
Und es flöß die Butter in die Grütze hinein,
Himmlischer Herr, was müßte das für ein Fressen sein!

man zu ihnen heran, so nimmt sich wohl einer der Schnitter die Erlaubnis und tritt dem Nahenden in den Weg, und mit freundlich dargebotener Sense, als wollte er zur Mithilfe auffordern, spricht er:

Da der Herr ist hergegangen,
Thun wir ihn freundlich empfangen;
Mit einer Kanne Bier oder Wein,
Da kann der Herr mit erlöset sein.
Dies geschieht nicht aus Haß oder Neid,
Sondern aus Lieb und Freundlichkeit;
Wir werden trinken des Herrn Gesundheit.
Wird's der Herr aber übel nehmen,
Werden wir unsere Sense wieder zurücknehmen.

Für diese und ähnliche Sprüche hat man sich mit einer kleinen Gabe auszulösen.

Die Heu- und Roggenernte findet in gleicher Weise statt, und fortwährend müssen alle Beteiligten sauber und reinlich gekleidet erscheinen. Mit dem Schlusse der Roggenernte jedoch, als der Hauptfrucht des Landes, wird den Arbeitern ein kleines Fest gegeben. Sie erhalten das Wodansbier, in der Volkssprache Wadelbier genannt. Dies besteht in Tanzmusik und Bier. Um die letzte Roggengarbe, die stets auf dem Felde liegen bleibt,*) wird ein Reigen getanzt, und dann die letzte Fuhr unter Musik heimgebracht. Vor der Scheune wiederholt sich dieser Reigen, worauf dann die Nacht über in einem passenden Raume getanzt und gezecht wird.

Bei der Flachsernte bilden die Mägde eine mit Bändern verzierte Puppe aus Flachs, die auf einer großen Schüssel liegend, mittags bei Tisch der Herrschaft von der Großmagd mit einer gereimten Anrede überreicht wird, und wogegen die Familienglieder ein beliebiges Geldgeschenk auf die Schüssel legen. Die Puppe heißt das Flachskind.**)

Beim Einfahren sämtlichen Getreides darf übrigens kein Erntewagen umgeworfen werden; der dagegen Fehlende verliert das Recht, am Erntefest selbst teilzunehmen. Die fahrenden Knechte wachen deshalb auch sorgfältig, daß niemand weder unter dem leeren noch vollen Wagen durchkriecht, wie es z. B. bei Kindern leicht vorkommen kann, weil sie glauben, daß dann der Wagen unfehlbar im Laufe der Ernte umgeworfen werde. Nur das sofortige Wiederzurückkriechen schützt vor diesem Unfalle.

Mit dem Abschlusse der Ernte selbst kommt nun das eigentliche Erntefest, das sogenannte Erntebier.

---

*) Die liegenbleibende Garbe war im germanischen Altertume das Opfer, welches Wodan dargebracht wurde.

**) Den Flachs vor dem Erdfloh zu bewahren, muß ein unbescholtenes Mädchen kurz vor Sonnenaufgang unbekleidet dreimal um das Flachsland gehen und sprechen:

Erdfloh, verpacke dich,
'Ne reine Jungfer jaget dich!

Hierzu wird ein großer Erntewagen ausgerüstet, mit Halmfrüchten, Blumen und Bändern ausgeschmückt, und mit sechs ebenfalls aufgeputzten Pferden bespannt. In der Mitte des Wagens sitzt erhöht die Großmagd zwischen zwei anderen Mägden. Sie trägt den großen, fast kugelförmig gestalteten Erntekranz, durch welchen zum Tragen ein Stab geht. Er ist aus allen Halmfrüchten des Feldes gemacht, mit Blumen und Bändern reich ausgeziert. Auf ihm thront, als Sinnbild der Wachsamkeit, ein vergoldeter Hahn mit zwei Haferähren im Schnabel. Unter ihm liegt als Bild der Fruchtbarkeit ein Kranz vergoldeter Eier.

Vor der Großmagd sitzen die Musikanten und hinter ihr stehen die Knechte mit rotbebänderten Korngabeln und Rechen. Einige von ihnen tragen Bier- und Branntweinkrüge. Vor dem Wagen reitet der Verwalter, dem ein Läufer voraneilt. Dieser Läufer trägt ein auf die Kniee gehendes, wie ein Hemd geformtes weißes Gewand, das über den Hüften und an den Handgelenken mit rotem Band gegürtet ist, weiße Strümpfe und Schuhe, und auf dem Kopfe eine hohe, goldpapierne Krone. In der Hand hält er eine kurzstielige, aber langschnürige, sehr starke Peitsche, welche im lautesten Doppelknalle recht anhaltend zu schwingen sein Hauptbemühen ist, und worauf sich der gewöhnlich dazu verwendete stärkste der jüngeren Bursche besonders eingeübt hat.

So geht der Zug gegen mittag vom Hofe ab und holt die eigens dazu liegen gelassenen letzten Garben feierlich heim. Auf dem Wege hin und her schließen sich alle diejenigen an, die in der Erntezeit geholfen haben, sowie die Nachbarn der Felder, von welchen die letzten Garben geholt wurden, und denen der Willkommtrunk gereicht wird.

Nach Zurückkunft begiebt sich, unter Musikbegleitung und Vorantritt der Großmagd mit dem Erntekranze, Verwalter und Haushälterin zu beiden Seiten, der ganze Zug in das Zimmer des Hausherrn. Die Großmagd hält an ihn eine gereimte Rede, worauf er ihr wie allen Beteiligten für bewiesenen Fleiß und Treue dankt und wünscht, daß sie sich nun der ungestörtesten Freude und Lust überlassen möchten. Dann führt er selbst mit seinen Familiengliedern und Gästen die ganze Versammlung in das eigens hergerichtete Erntefestlokal. Dort wird der in der Mitte desselben unter der Decke hängende Erntekranz vom ältesten Knechte, dem sogenannten Hofmeister, abgenommen, und der neue dafür aufgehängt. Hierauf tritt die ganze Versammlung unter dem Erntekranze in einen Kreis und stimmt das Lied: „Nun danket alle Gott“ ꝛc. an.

Nach dessen Beendigung beginnen dann die altertümlichen Ehrentänze des Hausherrn und der Hausfrau mit den Untergebenen, darauf des Verwalters und der Haushälterin mit denselben, bis sich später alles, was tanzen will, beteiligt.

Die Ernteleute erhalten dabei Bier, Branntwein, eine besondere Art Kuchen, Tabak, irdene Pfeifen und Spielkarten. So zieht sich der Tanz

durch die Nacht hin. Etwa ausbrechende Streitigkeiten beim Tanze selbst suchen, nach dortigem Brauche, die Musikanten zu schlichten, weshalb man als solche gern starke Leute nimmt.

Gegen Tagesanbruch beginnt der Kehraus, und die ganze Gesellschaft bringt dem Hausherrn ein Ständchen und Lebehoch, worauf sich derselbe bedankt und übers Jahr ein gleich fröhliches Erntefest wünscht.

5. Westfälische und pommersche Bauernschaft.

a) Das soziale Leben der westfälischen Bauernschaft.*)

Die bestimmende Grundlage für das soziale Leben geben die Gehöfte ab, jetzt schlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebzig, machen eine „Biuerskop" (Bauernschaft) aus, mehrere Bauernschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Zentralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landrätlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Gebäude des Bauernhofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibzüchtner;**) aus den Scheunen, Speichern, Kotten***) und Erbpachtswohnungen. Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergiebt sich im allgemeinen schon aus dem Gesagten. Voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, zu dem der größte Grundbesitz gehört, der mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. s. f. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Kantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldschütter") des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Teil schuldigen, zum Teil freiwilligen Betrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Regel, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hier und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe infolge schlechter Bewirtschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht vergißt. Ist ein Hof vollständig zerstückelt worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von anderen Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unter-

*) Dr. H. Boegekamp. — **) Auszügler. — ***) Wohnungen der in patriarchalischem Verhältnis zum Hofe stehenden Tagelöhner oder Kötter, vergl. das Folgende.

schieden. Ich erwähne dies, weil es jeder tüchtige Bauer für seine erste Pflicht hält, den Hof wenigstens in keinem schlechteren Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Daher in Westfalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat“ (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falschen Landmesser oder den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unsers Thuns anschauen sollen, so steht und fällt ein wahrer westfälischer Bauer mit seinem Hofe. Er ist das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war schon vorhanden zu Tacitus' Zeiten, als der Besitzer das Priesteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, diese und jene Verbesserungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu beiseite setzend, zerstören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder dem fluchen im Grabe, der so freventlich das Erbe der Väter geschmälert? Der westfälische Bauernhof hat also eine sittliche Bedeutung, ist ein Ganzes nicht nur in seinen äußeren Verhältnissen, sondern auch in geistiger Beziehung, in der Denk- und Anschauungsweise der Besitzer. Bevor wir auf die für das Verhältnis der Dorfbewohner untereinander sich ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Haupthauses ist verschieden, wie das schon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde, an der Heerstraße, am Waldessaume u. s. w. Allgemein ist jedoch, daß dasselbe von Obstbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben ist. An das Haus schließt sich außer dem Garten der durch einen Zaun oder wohl auch durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem sich die Scheune, der Kornspeicher und der eine oder andere Kotten befinden. Ein Fischteich ist wenigstens nicht selten. Die einfriedigende Mauer ist ein Produkt neuerer Zeit, ebenso ist die Sitte neu, die Kotten in einer Linie nebeneinander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fischteich übrig lassen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus selbst trägt in seiner Bauart noch manche Züge, die uns an die ältesten Wohnungen der Deutschen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußeren Umrisses denke man sich ein längliches Viereck von 18 bis 36 m Länge, so daß die eine schmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet ist. Von dem südlichen Teile dieses Vierecks ist ein Teil (9 bis 10 m) abgeschnitten, Kammerfach genannt, in welchem sich befinden: die Wohnstube mit Fenstern nach Osten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Besitzers mit Fenstern nach Süden und einem Laden nach der Hausflur, nach der letzteren, damit der Besitzer von seinem Bette aus, wenn er will, nachts die Hausflur übersehen kann; endlich die bei festlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbesuch u. s. f. benutzte „kleine Stube“ mit Fenstern nach Süden und Westen. Über diesen drei Zimmern befinden

sich die geräumigen Kornkammern, so daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der übrige Teil des Hauses mit seinem schon 3 bis 4 m von der Erde beginnenden Dache nur einstöckig ist. Da, wo der Einschnitt des Kammerfaches beginnt, führt sowohl an der Ost-, wie an der Westseite eine Thür in das Haus, „die Siudduirs“ (Seitenthüren), neben welchen sich ein hohes und breites Gefach Fenster, „Jutluchte“, befindet. Auf der Grenze zwischen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häusern etwas schmaler, so daß das ganze Haus die Gestalt der alten Kirchenbasilika hat und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird, bei neueren etwas breiter gebaut ist, als der übrige Teil des Hauses, damit das Wohnzimmer noch ein Fenster zur Überwachung des Hofraumes erhalten kann — auf der Scheide also zwischen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus übersieht, und auf eine äußerst bequeme Weise, wie schon Justus Möser bemerkt, das ganze Ministerium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müssen auf derselben bequem nebeneinander stehen können — führt das große nördliche Thor, „Nuienduir“ (die niedere Thür), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden sich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings) und endlich die Pferdeställe; an den andern Seiten Schlafzimmer für die Mägde und sodann die zahlreichen Kuhställe. Über den Kuh- und Pferdeställen erheben sich bis zum Kornboden die „Huilen“, zur bequemen Aufbewahrung des nötigen Bedarfs an Futter, daher sie auch nach der Hausflur hin ganz offen sind. Der Keller ist unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken“ eine Öffnung, „Liuke“, die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurchgeht, da ja der Hausherr nicht mehr das Priesteramt ausübt, also auch nicht von seinem Sitze aus den freien Himmel zu sehen braucht. Gänse und Schweine u. s. w. besitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Kotten haben niemals ein Kammerfach, ebenso nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauern. Es ist bereits gesagt, welche Stellung der jedesmalige Besitzer eines Bauernhofes in der Geschichte desselben einnimmt, daß er sich nämlich als einen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes ansieht, als ein Glied in der Kette der Hofbesitzer, das nicht befugt ist, willkürlich zu handeln. Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauern seiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegenteil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint: sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im allgemeinen ist sein Verhältnis zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem

Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Dui“ angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Diu“ bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Haltkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelsang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Haltkamps Geierd“, „H. Marie“, „H. Albert“, „H. Hinnack“. Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah“ (Hausvater), seine Frau „Hiusmoime“ genannt. Die Knaben des Bauern helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen die Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprichwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtsein, daß sie Kinder großer Bauern sind, ebenfalls nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Konfirmandenunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheiratung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Beratung, markten und feilschen oft tagelang um die Mitgift und teilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und zu ihrem Herzen die Tochter leichter einen Weg findet als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofes — der jüngste Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofes annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofes entsprechenden Mitgift heiraten darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heiraten betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in barem Gelde und im „Briutwagen“. Zu letzterem gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräte von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräten, während die Vorräte an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gabe dargebracht werden. Das Gesinde eines Hofs ersten Ranges besteht der Reihe nach aus folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppe, Peitsche), dem kleinen und dem großen Knechte, der kleinen und der großen Magd. Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knechte und in der großen Magd. Das Fortrücken zu

diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Gesinde auch nach außen hin die Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht danach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit mageren Pferden, giebt er dem Geiz seines Herrn nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Gesinde mit barem Gelde, mit Leinwand und mit einer „Luinsaat", welch letztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsamen zu besäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benutzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Übrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmeren Zeit auf der Hausflur, während der kälteren am großen Tische in der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (kleinen) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt und giebt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauer zum Nachteil. Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nötigste Hausgerät gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirat nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brotherren rechnen. Die „jungen Leute" mieten sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Letzteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnismäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können. Der Kötter muß, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch streiten. Das Verhältnis, das er zum Bauern einnimmt, ist nicht unähnlich dem Verhältnisse des Klienten zum Patrizius. Hat er eine Kuh zu kaufen, so kauft sie in der Regel der Bauer für ihn oder überläßt ihm dieselbe aus seinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, so führt ihn der Bauer, wenigstens that er dies in früheren Zeiten. Ist endlich das dem Kötter zur Miete übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorschuß bei vorkommenden Ver-

legenheiten, Weide für die Kuh u. s. f., alles das wird dem Kötter nach Maßgabe des Bedürfnisses zugestanden und am Ende des Jahres auf billige Weise in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauer besorgt; von dem Fortführen von Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder", und ohnedies immer, wenn der „Hiusvah" und die „Hiusmoime" gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen", als kleine und große Knechte. Für alle diese Vorteile, sowie dafür, daß er nur einen geringen Zins für seine Wohnung und seine Ländereien zahlt, hat der Kötter allewege den Vorteil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß sich bereit finden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer, sagt daher ein Sprichwort mit Recht; denn der Kötter kann mit seinem dem Bauer geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er sich als Gläubiger desselben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die notwendige Grundlage für den Bestand eines Bauernhofes, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheiratet und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Übergabe können nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen, und sie sind dann Leibzüchtner im engeren Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauernhofes. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an barem Gelde und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirtschaften.

Die Erbpächter sind, wie schon erwähnt worden, dadurch unabhängiger geworden, daß sie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren", wie das Führen der Leiche, des Hochzeitswagens u. s. f., besorgt indes nach wie vor der Bauer. Auch bequemt sich derselbe wohl gegen gute Bewirtung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauern sind ganz unabhängig, nehmen aber, wie sich das von selbst versteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Lasten und Abgaben auf den Schultern

der Bauern ruht und der westfälische Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Die geehrtesten von ihnen sind Tischler und Schmiede. Letztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, sind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern und stehen im Rufe der Zauberei, ein Los, das sie mit den Schäfern teilen. Die Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Schäfer seine geheimnisvollen Künste zur Heilung von Krankheiten und Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rat weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine ebenso geheimnisvolle Weise zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der so oft erschüttert worden ist und sich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptsächlich folgende Personen. Zuerst der Schulmeister. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jetzt sind sie ganz vom Geist der Neuzeit durchdrungen und für den Beobachter des Volkstümlichen nur insoweit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volkstümlichen, als da sind alte Sagen, Märchen, Lieder, Gebräuche u. s. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen sie von den Bauern meist eingeladen werden, haben sie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäste zu verzeichnen. — Der „Feldschütter“ wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für seine Mühen das Recht, nach der Ernte zu sammeln. Hat er seinen Dienst gut verwaltet, so wird es mit dem Geben nicht so genau genommen; ist er hier oder da nachlässig gewesen, so wird ihm sogar das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es sein muß, die lustige Person bei den Schmausereien. Zu seinem Amte ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er sich sehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschippe, schlägt damit an die „Wendesäule“ des Herdes und beginnt, sobald die Gäste die erforderliche Aufmerksamkeit beweisen, eine drollige Rede, des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man sich sattgegessen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er seine Worte so zu setzen, daß er allgemeinen Beifall erntet, so ist sein Lohn ansehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht so genau rechnet, als er sonst zu thun pflegt.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers“ wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft wunderliche Käuze, die ihr Amt mehr der Ehre, als des Verdienstes halber gewählt haben.

Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin, oder wird dazu allmählich herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft, und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine ebenso liederliche Person ist der „Musikant", obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause sein. Nachtwächter sind bis jetzt noch nicht üblich geworden.

b) Pommersche Dörfer.*)

Dem Reisenden in Pommern fallen zuerst die vielen wendischen Dorf- und Städtenamen, von denen manche verstümmelt noch deutlich die slawische Wurzel verraten, auf. Auf der Straße von Stettin bis Lauenburg längs der Chaussee führen sämtliche Städte wendische Namen, ebenso wenigstens zwei Drittel der Dörfer.**) Ein gebildeter Serbe drückte mir sein Erstaunen aus, so fern von seiner Heimat im breitesten Plattdeutsch heimische Klänge zu vernehmen, er betrachtete die Landkarte von Pommern als eine slawische Stammtafel, die später durch deutsche Ortsnamen verunreinigt sei. In Böhmen, der Mark, in der Lausitz, in Mecklenburg macht man dieselbe Beobachtung.

Seit dem 12. Jahrhundert, wo das Christentum nach Pommern kam, begann mit der Gründung deutscher Klöster die Germanisierung des Landes durch niedersächsische Ansiedler aus Ostfriesland, Westfalen &c., welche mit eiserner Zunge, d. h. mit dem eisernen Pfluge, das Evangelium eines verständigen Ackerbaues verpflanzten. Die Hägerdörfer an der Ostsee sind von ihnen bevölkert, sie führen hochdeutsche Namen, welche sich auf „hagen" endigen, wie Sassenhagen, Arndtshagen, so daß die Vorsilben gewöhnlich den Namen des ersten Anbauers ausdrücken.

Die pommerschen Dörfer haben seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, seit der Verbesserung der Viehzucht und Landwirtschaft überhaupt sich wesentlich verändert. Damals meist verfallene Gebäude, ohne Schornsteine, hohe, schwer herabhängende, mit Moos bewachsene Strohdächer, die Wände ohne Anstrich, während jetzt die angestrichenen Wände der Tagelöhnerwohnungen schon ein freundlicheres Bild gewähren. Freilich ist die Farbe nicht das Wesentliche, aber sie verrät doch schon einen gewissen Sinn für das Äußere, das eine Folge von verbesserter Lage ist. Die vielen Gänse, welche man sonst auf den Feldern und auf der Dorfstraße an Pfuhlen, Bächen und Seen fand, sieht man heute nicht mehr, da die Gemeindeweiden geteilt und die Aufsicht und Hütung der Gans auf einzelnen Feldern zu umständlich

*) Theod. Schmidt in Stettin. (Vgl. Grenzboten Bd. X.)

**) „Von den 73 pommerschen Städtenamen sind 52 wendischer, 4 wendisch-deutscher, 16 deutscher und 1 wendisch-nordischer Abstammung." Th. Schmidt in der Jubelschrift zur 25jährigen Stiftungsfeier der Fr.-Wilhelmschule in Stettin (Stettin, 1865).

ist. In Vorpommern sehen wir noch viele Gänse, in Hinterpommern ziehen die kleineren Leute noch die meisten auf, da sie an den Gutsbesitzer, an den Prediger bei Einsegnungen solche zu liefern haben. Seit zwanzig Jahren hat sich der Preis einer mageren lebendigen Gans ganz gewaltig erhöht. Nächst den Dorfhunden, welche einen Knüttel zwischen den Beinen führen, wird man von diesen Gänsen zuerst in den Dörfern begrüßt, und im Frühjahr, wo die Zuchtgänse mit ihren Gänschen auf der Dorfstraße sich aufhalten, sieht man um diese zugleich die ganze kleine Dorfjugend versammelt, die mit den älteren Geschwistern die junge Brut bewachen müssen. Die kleinen Kinder kriechen oft ohne Strümpfe mit einem kleinen Unterrocke auf dem Boden herum, aber die roten Backen beweisen, daß Abhärtung gegen die Einflüsse der Witterung von Jugend auf geübt wird. Mancher dieser Flachsköpfe kriecht auf allen Vieren umher, und der Blick zeigt nicht selten an, daß Vater und Mutter noch nicht Zeit gehabt haben, den Geist durch Fragen, Vorsprechen 2c. zu beschäftigen. Der Sand ist das Hauptspielwerk dieser Kinder, indem sie allerlei Figuren bilden, bis allmählich der Schulmeister sie mit dem Katechismus, dem Tafelrechnen und Schreiben bekannt macht. In der Kirschenernte fanden wir einst die ganze Dorfjugend am Abend um die gefüllten Körbe stehen, die sie für den Gutsbesitzer hatten pflücken müssen. Die Backen und der Mund waren vollständig mit Kirschsaft gerötet, so daß man leicht bemerken konnte, welchen Festtag die Kinder gefeiert hatten. Die älteren Kinder bis zum vierzehnten Jahre müssen die kleineren warten und beaufsichtigen und sonstige Dienste verrichten. Nicht selten sahen wir die Kinder einer Familie im Walde dürres Holz lesen, das dann auf einer Karre mit Mühe nach Hause gebracht wurde. Solch ein Dorfjunge von acht Jahren wirft meist einen Stadtknaben, der vier, sechs Jahre älter ist; Arbeit ist sein frühes Los; und wenn auch jene Zeit längst verschwunden ist, wo der Lehrapparat manches Schulhauses sich auf ein zerbrochenes Federmesser, eine vergilbte Karte von Palästina und frische Haselstöcke beschränkte, so liegen doch die häuslichen Arbeiten oft im Kampfe mit den Schulinteressen der Dorfjugend.

Das Äußere der pommerschen Dörfer ist nach dem Wohlstande, nach der Ackerfläche verschieden. Am meisten fallen die Güter mit ihren großen Wirtschaftsgebäuden, dem Brennereischornsteine, dem Herrenhause in die Augen, die kleinen Tagelöhnerwohnungen bilden den Gegensatz. Bei der großen Linnenfabrikation findet man an jedem Dorfe Bleichen, deren weiße Streifen im grünen Grase am Wasser sich malerisch ausnehmen. In Vorpommern fällt es namentlich unangenehm auf, daß der größere Grundbesitz den bäuerlichen immer mehr verschlungen hat. Wo Gutsbesitzer und Bauern in einem Dorfe wohnen, da endete in vielen Dörfern das nachbarliche Zusammenwohnen damit, daß die Bauernhöfe in die Hände des Gutsbesitzers übergingen und die Nachkommen ihrer früheren Besitzer als Arbeitsleute in freier Leibeigenschaft zum Hofdienste verflichtet sind. In Vor-

pommern fanden wir diese Vernichtung des Bauernstandes am weitesten ausgeführt, in Hinterpommern annähernd.

Wer in Pommern den Bauern in seiner Kraft und Stärke, seiner Einfalt und Wunderlichkeit genießen will, der suche die Kämmerei- und Amtsdörfer auf, wo der vernichtende Kampf zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz sich noch nicht geltend gemacht hat. In Weitzacker bei Pyritz, im Amte Treptow und Rügenwalde, auf den Kämmereidörfern bei Stargard kann man noch heute diesen eigentümlichen Menschenschlag auffinden, vor dessen breitschultriger, markiger Gestalt man sinnend, wie vor einem tiefen Wasser stehen bleibt, dessen Grund man nicht erblicken kann. Ein „Willkommen" mit einem Händedruck empfängt den Eintretenden, ein braun angestrichener hölzerner Stuhl wird dem Gaste hingestellt, und nun hat man Zeit, sich im kleinen Zimmer umzusehen, welches im Spätsommer oben auf einem Rande längs der Wände mit einer Reihe der schönsten Äpfel geschmückt ist, welcher Rand sonst von einer Reihe Teller eingenommen wird. Eins oder mehrere Spinnräder stehen in der Stube, sowie ein Webstuhl, denn Spinnen und Weben sind Hauptbeschäftigungen der Frau, wenn die Wirtschaft sie sonst nicht in Anspruch nimmt. Die Mägde müssen eine gewisse Anzahl von Stücken spinnen, und wenn Einlieger zum Bauernhofe gehören, so liefern diese auch eine bestimmte Anzahl von Stücken ab. Nachdem der eigene Bedarf gedeckt ist, verkauft manche Bauernfrau noch für 60 Mark Leinwand auf den großen Leinwandmärkten zu Damm und Stargard; jedoch ist in jüngster Zeit auch Baumwolle beim Weben so stark benutzt worden, daß der Wert der Leinwand dadurch gesunken ist.

Die Mahlzeit ist einfach. Im Sommer sieht man Knecht und Magd, die ganze Bauernfamilie aus einer großen Schüssel Kartoffeln essen, die mit dem Löffel erst zum Munde gebracht werden, nachdem sie in einer daneben stehenden Schüssel von Butter- oder süßer Milch befeuchtet sind. Grobes schwarzes Brot, das bei der Arbeit länger den Magen füllen soll als weißes, liegt auf dem Tische; Fleisch giebt es nur an gewissen Tagen, besonders in der Erntezeit, wo auch die Frau des Tagelöhners die Tafel ihres Mannes mit einem Stücke Speck zu versehen pflegt. In der Erntezeit ißt man, wie beim Schlachten, am besten. Als Lieblingsessen gelten in Milch gekochter dicker Reis und braun gekochte Fische, die bei Hochzeiten, Begräbnissen und Kindelbier verspeist werden. Zu einem Gastessen bringt sich jeder sein Messer mit; die Fischköpfe und Gräten werden unter den Tisch geworfen, weshalb beim Aufheben der Tafel erst die Mägde mit Besen die Stube auskehren. Das Essen ist für den Städter nicht schmackhaft bereitet. Bei Aufhebung des alten Jagdrechts befanden wir uns auf der Taufe bei einem Bauer, der zum erstenmale Hasenbraten auftischte. Seine Frau, die wohl nicht als Köchin auf einem Hofe gedient, hatte den guten Lampe wie Hammelfleisch gekocht; trotzdem fanden die Bauern den Hasen in der Wrukensuppe sehr schmackhaft und stellten Betrachtungen darüber an, daß der gnädige

Herr solche Bissen doch nicht mehr allein genieße. Kliebensuppe giebt es des Morgens, Kartoffeln mit Heringen des Abends, jedoch verdrängt das schmacklose Zichorienwasser in manchen Gegenden die weit kräftigere und nahrhaftere Frühsuppe. Honigbrot giebt es nur selten, da die Bienenzucht abnimmt; ein gutes Stück Speck oder Schinken zum schwarzen Brote gilt als Leckerbissen.

Der Bauer trägt gewöhnlich einen blauen Rock, Kniehosen in vielen Gegenden; nur auf der Halbinsel Mönkgut auf Rügen, in einigen Dörfern bei Stargard und Köslin finden wir eigentümliche Trachten, welche als Erbstücke der Vorfahren beibehalten werden. Auf Mönkgut fanden Westfalen echtes paderbornsches Platt, und da jene Gegend zum Kloster Eldena gehörte und durch Bauern aus Westfalen vor ungefähr 600 Jahren kolonisiert wurde, so hat sich dort Jahrhunderte lang eine abgeschlossene Eigentümlichkeit erhalten. An Westfalen erinnerten uns auch Bauerndörfer bei Neustettin, wo die Bauart und Ackerlage uns jene Gegend vor Augen führte. Dort liegen die Ackerstücke auf die bunteste Weise durcheinander gewürfelt, jedes ist mit einem lebendigen Zaune von Eichen, Buchen ꝛc. umgeben, deren Stämme abgeknickt und deren Zweige durcheinander geflochten sind. Wiesen, Äcker, Hütung und Gehölz folgen aufeinander. An der Küste findet man andere Dörfer, die an Oberdeutschland erinnern. In ihnen zieht sich der Acker in einem langen Streifen bis zur Grenze, an dessen Ende die Hütung liegt. Zum äußersten Ackerstücke gelangt man nur, wenn man die vorderen durchschritten hat, so daß manche Unbequemlichkeiten dadurch entstehen. Vor der Ansiedelung war in solchen Dörfern die Gemeinheitsaufhebung schon eingetreten, die im andern Kreise erst durch Separation eingeführt werden mußte. Zwischen Greifenberg und Kolberg stießen wir auf Bauernhäuser, die Wohnung, Scheune und Stallung unter einem Dache enthielten. Das größte Bauerndorf, Balm bei Neustettin, hatte einige 80 Bauern, die ihr Vieh von Knechten und Mägden einzeln in den Knicken, die sich vom Dorfe eine Meile hinziehen, weiden lassen. Man melkt und buttert dort auf der Weide. Knecht und Magd wohnen in einer Hütte. Trotz dieses engen Zusammenlebens ist die Sittlichkeit wenig gefährdet.

Der schönste Menschenschlag ist in Weitzacker bei Pyritz, aber die sonstige Körperbeschaffenheit ist nicht makellos, da beim Ersatze viele junge Leute wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellt werden müssen. Die Gesichtszüge dieser Familien haben ein ziemlich feststehendes Gepräge, das sich mehr als bei städtischen Familien fortpflanzt. So sehen wir das Bild eines Stettiner Kaufmanns, Namens Loitz, der im 16. Jahrhunderte der Rothschild von Pommern war, und der als Knabe mit einem Stocke in der Hand auf der langen Brücke beim Aufziehen der Klappe als Laufbursche sich vermietet und dann sein Glück gemacht hätte. Er war der Sohn eines Bauern aus dem Dorfe Klempin bei Stargard; dort lebt noch heute das Geschlecht der Loitzen, und wer das Bild jenes Kaufmanns gesehen und den noch lebenden

Bauer Loitz betrachtet, der sieht dasselbe Gesicht. Die Physiognomie Cromwells, als die eines echten norddeutschen Bauern, fanden wir in ihren Hauptverhältnissen am häufigsten wieder.

Wie der große Haufe, so hat auch der Bauer eine Vorliebe für das Wunderbare, und so nüchtern er sonst auch auftritt, der Aberglaube ist noch seine schwache Seite. In einer Gegend fanden wir den Glauben an die Stimme aus den Wolken, wie sie im Altertume gehört wurde, verbreitet; einige Spaßvögel hatten nämlich von einem Turme mit einem großen Sprachrohre einem auf städtischem Acker pflügenden Bauern, Namens Sievke, zugerufen: „Sievke, du mußt sterben.“ Als der Bauer dreimal die Stimme gehört hatte, spannte er seine Pferde ab, ritt nach Hause und legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Der Spaß hatte ernstliche Folgen, aber die Stimme von „boaven“ war nun wieder gehört worden, ohne daß man ihren Ursprung kannte.

In der Kindererziehung nimmt der Bauer noch eine niedrige Stufe ein; er verwendet nicht mehr darauf als der ärmste Katenmann, und nur höchst selten wagt er es auf Zureden des Predigers oder Schullehrers, einen seiner Söhne in die Stadt zu schicken. Die Eltern treten bei guten Jahren schon ihren Hof an den ältesten Sohn oder Schwiegersohn ab und beschließen ihre Tage im Speicher (Spieker), einer zum Bauernhofe gehörigen kleinen Wohnung. Da sie eine nicht unbedeutende Jahreslieferung an Korn, Holz, Flachs, barem Gelde erhalten, leben sie meist ihren Kindern zu lange, was ein schlechter Zug im Charakter der Bauern ist. Wenn bei den Nachfolgern emeritierter Beamten sich eine gleiche Stimmung zu zeigen pflegt, so fehlt hier das verwandtschaftliche Band und die Erscheinung ist weniger widerlich.

Gutsbesitzer.

Gehen wir zu den großen Grundbesitzern über, so ist an reichen grundbesitzenden Familien, wie wir sie in Böhmen und Schlesien finden, ein großer Mangel, da zwar die meisten alten schloßgesessenen Geschlechter, die Flemminge, die Borcken, die von Dewitz, die von Wedell, die v. d. Osten und Blücher, die Manteuffel, die Glasenappe noch heute bestehen, ihr Besitz aber sehr zerstückelt ist. Nach diesen hauptsächlich mit Grundbesitz einst gesegnet gewesenen Familien gab es einen Dewitzer, einen Flemmingschen, einen Osten- und Blücherschen und einen Wedeller Kreis. Die Borcken, das mächtigste Geschlecht unter den Schloßgesessenen Hinterpommerns, ursprünglich eine nordische Familie, leisteten die zahlreichste Heeresfolge, besaßen zwischen 50 bis 60 Dörfer, viele Burgen, mehrere Städte und hatten einige adlige Familien zu Afterlehnleuten, die ihnen Heeresfolge leisten mußten. Durch die Befreiungskriege (1806—13) ist dieses Geschlecht wie die übrigen heruntergekommen, und wer die Größe einer Besitzung nach der Zahl der Wollsäcke abmißt, die auf den Wollmärkten erscheinen, der findet, daß dieses Geschlecht

mit vielen Familien aus reinem Bürgerblute auf derselben Stufe des Besitzes steht. Der reichste Grundbesitzer in Vorpommern ist der Fürst von Putbus, dessen schöne Besitzung auf den Grafen von Lottum übergegangen ist, der den Namen „Fürst zu Putbus“ ebenfalls führt. Der alte Fürst hatte bei aller Sparsamkeit doch die schöne Leidenschaft, seine Umgebung geschmackvoll zu verschönern, so daß Putbus mit seinem Schlosse, seinem Parke, seinen Wohnhäusern und der nahen See jährlich von vielen Fremden aufgesucht wird, die meist auch das nahe Seebad benutzen. Das Pädagogium in Putbus (mit Staatsmitteln gegründet) hat großen Ruf.

Auf vielen Edelhöfen findet man Sparsamkeit, oft Geiz, statt früherer Verschwendung, und das ehemalige kostspielige Repräsentieren mit stolzen Karossen, Vorreitern, faulen Bedienten und kostspieligen Liebhabereien hört immer mehr auf. Man wendet alles an, nicht zu jenem armen Adel gezählt zu werden, der sich und der Gesellschaft zur Last fällt und jede ernste Anstrengung scheut. Die Verbesserungen auf dem landwirtschaftlichen Gebiete gehen natürlich von den größeren Gütern aus; der vermehrte Anbau von Futterkräutern mit einer verständigeren Feldereinteilung, Drainage, Überrieselungen 2c. 2c. wurden auf ihnen begonnen; sie können auch bei mißlingenden Versuchen, durch die größeren zu Gebote stehenden Mittel, leichter das Lehrgeld verschmerzen, und der kleinere Besitz gewinnt so, durch fremde Erfahrung gewitzigt, Zeit und Gelegenheit, langsam und vorsichtig nachzufolgen. Seit Jahren haben sich Mecklenburger angekauft, die nach andern Wirtschaftsgrundsätzen, wie sie hier gebräuchlich sind, nicht immer die gehofften Erfolge erzielen. Auch verstehen diese bisweilen die Tagelöhner nicht gehörig zu nehmen, da der kleine Arbeiter auf dem Lande noch nicht so tief das Selbstgefühl verloren hat, wie in Mecklenburg der Trunk und die Not im Gefolge dies bewirkten. Einer dieser Mecklenburger wollte die neue Sitte einführen, statt der Klapper die Knallpeitsche zum Zusammenrufen der Tagelöhner zu benutzen. Hiergegen lehnten sich die sonst so ruhigen Leute aufs entschiedenste auf, da man durch die Peitsche in ihrer Gegend die Schweine, aber nicht die Menschen zusammentreibe. Ein anderer gab schlechteres Essen, namentlich zu den stehenden Kartoffeln schlechte Heringe. Am Morgen war das Portal des Hauses mit angenagelten Heringen verziert. Schon lange vor dem Inkrafttreten der arbeiterfreundlichen Reichsgesetze bestand aber auch in manchen adligen Häusern die löbliche Sitte, ihre alt und schwach gewordenen Dienstleute zu versorgen und sie nicht aufs Gnadenbrot zu beschränken.

Zu den Grundbesitzern, welche zwischen Bauer und Gutsbesitzer stehen, gehören diejenigen Männer, welche durch den Ankauf mehrerer Bauernhöfe beim hohen Preise der Güter ein ihren Mitteln entsprechendes Besitztum sich erworben haben. Diese sind für den landwirtschaftlichen Fortschritt insofern von großer Wichtigkeit, als sie, auf größeren Gütern ausgebildet, den Wirtschaftsbetrieb für eine kleinere Ackerfläche angemessen verändern

und so den Bauern, welche zu zähe in ihrem alten Schlendrian beharren, durch ein näher und bequemer liegendes Vorbild die passendste Gelegenheit gewähren, Verbesserungen in kleineren Verhältnissen durchgeführt zu sehen. Jene Grundbesitzer erfüllen diese Missionen besser, als Lehrer und Geistliche; die Lehrer besitzen zu wenig Acker und die Geistlichen zu geringe Kenntnisse vom Wirtschaftsbetriebe, wenn sie ihr Amt antreten. Zugleich hat der Geistliche noch Nebeneinnahmen, die nicht vom Acker fließen, und der Bauer vermutet, daß nicht sowohl die verständige Ackerbewirtschaftung, als vielmehr die zukommende Einnahme bereits vollständig den Unterhalt der Familie begründe.

Die Erziehung der Kinder von Gutsbesitzern wird für die Töchter überwiegend von Gouvernanten und für die Söhne von Hauslehrern geleitet, bis beide dann in die Stadt zur weiteren Ausbildung gesandt werden. Für Söhne wählt man die Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Als Universität wählte man früher am liebsten Halle, das viele Jahrzehnte durch als das Saal-Athen für Pommern galt, so daß „nach Halle gehen“ so viel als „die Universität besuchen“ bezeichnete. In den alten Universitätskatalogen, an den Wänden der Karzer, auf den Fensterbrettern und den Scheiben alter Studentenwohnungen zu Halle fand man zahlreich diese guten Pommern verzeichnet, welche mehr der Klinge und dem Biere, als den Musen zu opfern pflegten, eine große Neigung zu verbotenen Verbindungen zeigten und mit den Westfalen die lautesten Anklagen gegen die kraft- und saftlose Hallenser Küche erhoben. Im Jahre 1834 gelang es, die berüchtigte Pommerania, vier Korpsburschen zählend, zu sprengen; die ganze Verbindung soll damals nur im Besitze eines schweren weißen Flauschrocks gewesen sein, und als man einige Jahre später den Versuch machte, sie wieder ins Leben zu rufen, da ward die Universitätspolizei in ihrem schnell- und langbeinigsten Pedell Schönberger wieder aufgeboten, die Kneipen fleißig abzupatrouillieren, und privatim ergingen die dringendsten Bitten, das kaum ausgejätete Unkraut Pommerania um Gotteswillen nicht wieder aufzubauen und zu begießen. Bis dahin reicht unsere akademische Erinnerung. Trotz jener polizeilichen Mißliebigkeit waren die Pommern bei Bürgern und Studenten gern gesehen, die „Herrens“ aus Pommern bezahlten ehrlich nach der Anstellung Miete, Hauspump, Bier- und Schneiderrechnungen, während die Studenten die Gutmütigkeit ihrer akademischen Kommilitonen als geselliges Bindemittel nicht entbehren mochten. Jetzt, bei erleichterter Verbindung mit ganz Deutschland, studieren die Pommern auch auf nichtpreußischen Universitäten. Durch Gründung einer Anzahl neuer Gymnasien in der Provinz hat sich namentlich die Zahl der Theologie studierenden Jünglinge, die etwas gesunken war, wieder gemehrt.

6. Die Mark*) Brandenburg als Kulturland.

Eine Lobrede auf den märkischen Sand.**)

Von A. W. Grube.

Unsere allzeitig geschäftige Phantasie ist nur zu sehr geneigt, aus irgend einer Beschreibung oder Schilderung ein hervorstechendes Merkmal herauszuheben und dieses dann ins Unbeschränkte auszumalen. So hat schon mancher, der von der durchaus ebenen Fläche um Leipzig gehört oder gelesen, sich diese Ebene so unbedingt herrschend vorgestellt, daß er sich nicht wenig wundert, wenn er dann, an Ort und Stelle gelangt, die Flußniederungen der Elster, Pleiße und Parthe mit ihren schattigen Eichenwäldern und grünen Wiesen, wenn er das Ackerland erblickt, das von vielen kleinen Einsenkungen durchschnitten ist und im Gegensatze zur Flußniederung wieder eine Hochebene bildet. Es überläuft wohl manchen Rheinländer, Schwaben oder Schweizer ein kleiner Schauer, wenn er vom Sande der Mark Brandenburg hört, von ihren dürren Heideflächen und schattenlosen Kiefernwäldern, er malt sich in seiner Phantasie ein Bild aus von einem heillosen Steppenlande, einem Seitenstück zur Wüste Sahara: die gelben und grauen Sandfelder dehnen sich in seinen Gedanken ins Unabsehbare aus, Sand und nichts als Sand, von struppigen Kiefern umsäumt — man begreift nicht, wie überhaupt in so gottverlassenen Gegenden noch Menschen bestehen können! Hat doch schon Altmeister Goethe von den „Musen und Grazien der Mark“ ebensowenig zu rühmen gewußt, wie vom prosaischen Boden selber!

Nun ist es allerdings wahr, ein Süd- oder Westdeutscher wird, wenn er zum erstenmale eine von den verrufenen „Marken“ des Preußenlandes betritt, keineswegs poetisch gestimmt; da sind keine in froher Jugendlust dahinstürmenden Flüsse oder schäumenden Gießbäche mit felsenreichen Ufern, Obst- und Weingärten geschmückt, keine hochgipfeligen Bergreihen zieren den Hintergrund, kein schattiger Laubwald will sich zeigen. Doch gemach, ein wenig weiter gewandert und die Gegend näher angeschaut! Sie ist, zu diesem Bekenntnis nötigt sie dann den fremden Wandersmann, doch nicht so arm, als sie scheint, ist nicht von aller Schönheit entblößt. Schon die Heide als solche hat ihre eigentümliche Schönheit; zur Kiefer gesellen sich freundlich die Birken in lieblichen Gruppen, ja in ganzen Wäldern, und die pfirsichroten Blütenglöckchen der Erika bilden nicht unschöne Teppiche, auf denen sichs auch wohl ruhen läßt. Weiter nach Norden, wo der Thonboden mehr überwiegt, entfalten sich dann vor dem überraschten Auge die goldgelben

*) Im weiteren Sinne als Provinz, als die Altmark, Mittelmark, Uckermark, Neumark, Priegnitz und Niederlausitz umfassend.

**) Vergl. den betreffenden Artikel in Pfeils Archiv für Landeskunde im Königreich Preußen. Bd. I.

Weizenfelder, und große Wälder der hochstämmigen Buche umkränzen den stillen See. Die Buchenwälder der Uckermark können wetteifern mit den besten der dänischen Inseln. Nirgends ist das Flachland so eben, daß aller Gegensatz fehlte; es ist ein welliger Boden, von Hügelreihen durchzogen, die gleicherweise überraschende Ansichten und anmutige Fernsichten darbieten. Der hohe Flemming, die Kronsberge, Müggelsberge, Ravensberge — sie erscheinen dem Flachländer als „Berge", mitunter als „hohe" Berge, weil in der Ebene jeder Hügel eine beachtliche Größe ist. Im Gegensatz zu diesen märkischen Bergzügen ziehen sich die breiten Flußthäler hin, deren Sohle allerdings fast eine vollkommene Fläche bildet, so daß die fließenden Wasser meilenweit nur um ein paar Zoll sich senken und darum mit aller Muße und Bequemlichkeit in vielen Seitenarmen und Krümmungen sich winden. Weite Torfmoore und Bruchwiesen, die unter dem Tritte des Wanderers erzittern, mit Binsen und Röhricht und weißglänzendem Wollgras besetzt, von Kranichen und Störchen gern besucht, könnten melancholisch stimmen, wenn nicht wiederum eine Reihe lachender, blumiger, saftiggrüner Wiesen, von starken Eichenbäumen überschattet, auch hier manch heimliches, idyllisches Gemälde vor das Auge stellten, das der Fremde nicht erwartet hatte. Im „Spreewalde" hat die unter den Flußnymphen keineswegs gefeierte Spree ein Kanalnetz gebildet, auf welchem ein wahrhaft holländisches Leben sich wiederholt. Denn der Landmann fährt auf den vielfach ineinander geschlungenen Flußarmen sein Vieh auf die Weide, sein Heu in die Scheune; die Gemeinde schifft in kleinen Kähnen zur Kirche, und selbst der Jäger rudert leise auf den Anstand. Keine hellaufjauchzenden Naturlaute, keine überströmende Freude, aber ein stilles, emsiges und zufriedenes Schaffen und Wirken, kein ausgezeichneter Wohlstand, aber eine zwischen Land- und Stadtbevölkerung gleichmäßig verteilte Wohlhäbigkeit — das ist es, was dem Fremden in der Mark überall in wohlthuender Weise entgegentritt, und je mehr er die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Mark kennen lernt und Vergleiche zieht mit der schöneren Natur des Südens, um so mehr werden diese zum Vorteile des „armen Sandlandes" sich herausstellen.

Die Schweiz mit ihren herrlichen Thälern und himmelanstrebenden Bergen ist an Naturschönheit reich gesegnet, aber sie muß ihr Brot zum Teil aus den deutschen Nachbarländern holen, denn die Berge und Felsen sind oft nur wenige Zentimenter mit Fruchterde bedeckt, und tragen wohl Gras, aber kein Korn. Die stürzende Lawine, der tosende Waldstrom, der schroffe Fels und der steil ansteigende Tannenwald sprechen zum Menschen: Bis hierher und nicht weiter! Sie weisen ihm ein- für allemal den Platz seiner Wohnung, den Bezirk seiner Wiesen und Alpweiden an; seit langem hat die wachsende Bevölkerung nur künstlich, durch die Industrie, sich Leben und Wohlstand gesichert. Die Thäler der Mosel, des Rheingaues, wie schön sind sie! Aber auch wie unsicher ist der Erwerb geworden, den die Rebe bietet, wie mühsam schleppt der Bauer den Dünger auf die Anhöhe,

wie wenig lohnt die Arbeit! Im gesegneten Württemberg, das Acker-, Wein- und Holzland in schönster Abwechselung hat, finden wir die Bevölkerung gehäuft, die Güter bis in die kleinsten Atome zersplittert, das Volk zur Auswanderung gezwungen! Die ausgedehnten Waldstände müssen Wald bleiben, und doch ist das Holz in Stuttgart teurer als in Berlin, und wenn man näher zuschaut, ergiebt sich, daß der Märker mit seinen Kiefernwäldern besser daran ist, als der Schweizer und Schwabe mit den seinigen. Denn 1) seine Wälder stehen auf ebenem Boden, sind überall leicht zugänglich, die Menschen können sich ansiedeln, wo es ihnen bequem dünkt, und somit 2) nicht bloß jedes Reis und jede Kiefernadel benutzen, sondern auch humusreichere Waldstrecken in Ackerland verwandeln. Lohnt die urbar gemachte Strecke nicht den Anbau, so ist bald wieder der Wald nachgewachsen; während in den Schweizerbergen dort, wo der Wald geschwunden ist, die Regengüsse und Schneeschmelzen bald die lockere Erde abwaschen und eine Wüste bilden. Ist die märkische Sandfläche nicht mit hoher Naturschönheit gesegnet, so ist sie dafür auch vor großen Verwüstungen und Angriffen der Natur geschützt und der Mangel selbst wird wieder zum Segen. Dies gilt recht eigentlich vom märkischen Sande.

Es giebt wohl einige gleichsam ins Binnenland vorgeschobene Dünen und Sandwellen, die vom Wasser ausgewaschen und auf starrem Kiesgrunde ruhend, ewig unfruchtbar bleiben, aber die Hauptmasse des Sandbodens ist doch mit Mergel und Löß (Lehm und Thon) und fruchtbaren Humusschichten durchwirkt. Der Dünger ist zwar dringende Notwendigkeit und der Bauer holt ihn sorgsam aus den benachbarten Städten zusammen; aber muß nicht auch der Anwohner des Bodensees, der Appenzeller auf seinen wiesenreichen Halden, der Tiroler in seinen Thälern mit rastlosem Fleiße die durstigen Wiesen durch die sogenannte „Jülle“ tränken, um nur hinreichenden Heuertrag sich zu sichern? Der bei weitem größte Teil des Sandbodens vergilt aber dem fleißigen Ackerbauer den Fleiß, ja er belohnt ihn mit Früchten, die in ihrer Art vorzüglich sind. Das treffliche Roggenbrot und der märkische Kuchen, vom feinsten Weizenmehl, geben hinlänglich Zeugnis. Wer hat ferner nicht, wenn nicht gekostet, doch gehört von den feinen, außerordentlich wohlschmeckenden Teltower Rübchen, diesen Ananas im Rübengeschlecht! Ja, die Ananas selber, gedeiht sie nicht unter der kunstreichen Hand der Berliner und Potsdamer Gärtner am vorzüglichsten in Brandenburger Erde? Desgleichen haben die Melonen das feinste Arom, und das Obst der Mark kann mit den süddeutschen getrost in die Schranken treten. Und sind nicht zum Zeugnis der edlen Kräfte, welche im unscheinbaren Sandboden stecken, an der Havel bei Potsdam an die Stelle der Kiefernwälder freundliche Weinberge getreten, die recht wohlschmeckende Trauben liefern? Es ist der Sandboden, welcher die Sonnenstrahlen so eifrig sammelt, der den Weinbau in so hoher Breite möglich macht. Und wiederum ist es dieser sandreiche Boden, der das Kornfeld vor zu großer Dürre, wie

vor zu großer Nässe schützt. Sein lockeres Gefüge läßt die Feuchtigkeit leicht durchsickern; wiederum wird letztere nicht so vollständig eingesogen, wie vom schweren Lehmboden, der, dürr geworden, wohl berstet, aber von der unteren Feuchtigkeit nicht mehr durchdrungen werden kann. Selbst auf den leichteren Verkehr der Dörfer und Städte hat der Sandboden günstigen Einfluß, indem die Wege und Straßen nie grundlos und morastig werden, wie es bei fetterem Boden der Fall ist, auch viel leichter trocknen. So ist der Sandboden ein Vermittler zwischen den Gegensätzen; er kann nicht mit den Weizenfeldern des Altenburger Landes und der Magdeburger Börde, auch nicht mit dem Marschlande Holsteins oder Danzigs wetteifern, gewährt aber seinen Anbauern doch einen ziemlich sicheren Unterhalt, und Mißernten sind verhältnismäßig selten.

Dazu kommt die Menge gesunder, klarer Wasserquellen, welche jedenfalls die Anlage jener zahlreichen kleinen Gehöfte und Ortschaften sehr erleichtert haben. Der Sand der Brandenburger Marken verhindert eine zu große Anhäufung von Menschen auf kleinem Raume, er begünstigt auf der andern Seite nicht jene stolze gutsherrliche Abgeschlossenheit des westfälischen Bauern, aber er giebt den einzelnen doch hinlänglichen Spielraum, ihre Kräfte zu entfalten und sichs wohl sein zu lassen. Denn so ergiebig ist bereits die Ernte des Brandenburger Bauern geworden, daß er seine Hühner und Gänse, seine Eier und Speckseiten mit Behagen verzehren kann, ohne gezwungen zu sein, alles so schnell als möglich versilbern zu müssen. Der Wohlstand und der Wert der Bauerngüter haben in letzter Zeit mit der Betriebsamkeit der Bevölkerung stetig zugenommen.

Hier muß man abermals fragen: Wäre wohl der märkische Bauer so beweglich und emsig, so haushälterisch und betriebsam geworden ohne den märkischen Sand? Diese sehr unpoetischen Felder und Wälder des Sandlandes haben ihn Ökonomie gelehrt, und diese trägen Flußläufe haben, indem sie den Handel so sehr erleichterten, auch mittelbar dem Landbau in die Hände gearbeitet. Berlin, so reizlos seine Umgebung auch ist, liegt in Bezug auf den Handelsverkehr keineswegs ungünstig, da es durch die Spree mit der Havel, Elbe, Nordsee in natürlicher, mit der Elbe und Oder, mit der Warthe, Weichsel, Ostsee in künstlicher Verbindung steht. Ebenso nimmt es auch im großen norddeutschen Eisenbahnnetz zwischen Nord und Süd (Hamburg und Stettin, Leipzig und Hof), zwischen West und Ost (Frankfurt und Köln, Breslau und Krakau) eine zentrale Stellung ein. Welches andere Terrain wäre aber auch für Kanäle und Eisenbahnen geeigneter gewesen, als die Provinz Brandenburg, die mit Recht das Herz der preußischen Monarchie genannt wird, in welcher die Thätigkeit des Volks mit der Tüchtigkeit einzelner seiner Regenten von jeher gewetteifert hat, ein Reich zu bilden, das trotz seiner Kleinheit ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der europäischen Geschicke legt und den Schwerpunkt des deutschen Vaterlandes bildet. Wenn sich Friedrich der Große den Inhaber der Erzstreusand-

büchse des heil. römischen Reiches nannte, so lag darin ebensoviel Ernst als treffender Witz; der große König durfte mit Stolz auf seine märkischen Sandbüchsen blicken, denn von diesem Kern war jene rastlose Thätigkeit ausgegangen, die aus wenigem viel zu machen weiß. Er hatte schon 1743—45 den Plaueschen Kanal zur Verbindung Berlins mit Magdeburg ziehen lassen, darauf den Finowkanal gebaut zur Verbindung der Havel und Oder, der Kanalbauten in Vorpommern und der Urbarmachung des Oderbruchs zu geschweigen, nach deren Vollendung er freudig ausrief: „Ich habe eine Provinz gewonnen!“ Im Brandenburger Sandlande gewinnt noch fort und fort der Bauer eine Provinz nach der andern, indem er die versumpften Niederungen entwässert, auf Moor und Sumpf die überall bereit liegende Sanderde führt, die keineswegs unfruchtbar ist, und als fruchtbaren Untergrund fast überall in geringer Tiefe Thon- und Mergellager hat. Bald kommt dann auch Klee und Gras hervor. Unterfrüchte finden hinlängliche Nahrung, und Heide und Bruch ist ein Ackerland geworden! Eröffnet auf diese Weise das Sumpfland dem Menschen ein ergiebiges Feld der Thätigkeit, so hat es auf andere Weise bereits seit Jahrtausenden für ihn gesorgt durch Bildung reicher Torflager, die nebst den Braunkohlen der Mark nicht minder ergiebige Schätze liefern, als die Metalladern des Harzes oder Erzgebirges. Und damit der Mangel der Berge mit ihren Granitsteinen oder Kalkflözen nicht zu sehr empfunden werde, hat die allgütige Natur auch hierin das Sandland bedacht durch die „Findling-Blöcke“ feinkörnigen Granits, die auf den Ebenen ausgestreut liegen. Diese Granitblöcke sind, eben weil sie sparsam verteilt wurden, um so dankbarer benutzt worden zum Straßenbau, zu industriellen wie zu künstlerischen Zwecken. Die herrliche Granitschale vor dem Museum in Berlin,*) aus einem einzigen großen Steinblock gebildet, und die Unterlage mancher Denkmäler, wie der unterste Sockel des prächtigen Friedrichsdenkmals, geben Kunde, daß auch die Mark ihren karrarischen Marmor hat. So ist, alles in allem genommen, die „sandige Mark“ mit allen Mitteln bedacht, um ein reiches Kulturleben zu entwickeln, ja in vieler Beziehung besser gestellt, als manches deutsche Land, das einer schöneren Natur sich rühmt.

---

7. Nach dem Spreewald.**)

a. Eine verschwindende Nation.

In dürftigen Resten hat sich die ehemals so gefürchtete wendische Nation erhalten; den einen finden wir in ziemlicher Geschlossenheit um den

*) Sie wiegt 1500 Zentner und ist aus dem Granitblocke bei Fürstenwalde, der „Markgrafenstein“ genannt, gehauen.

**) Quellen: R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874. Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. IV. Bd. Berlin, 1882.

Mittelpunkt Bautzen gruppiert in der sächsischen Oberlausitz, den andern mehr zerstreuten in der preußischen Niederlausitz um Kottbus herum. Dem Kulturhistoriker oder Ethnographen, der sich mit dieser kleinen Völkergruppe beschäftigt, drängt sich mit jedem Schritte die Überzeugung auf, daß diese Wenden zwar nicht als Einzelwesen, aber doch als Nation das Schicksal so mancher Südseevölker teilen, nur mit dem Unterschiede, daß sich bei ihnen der nationale Untergang ohne Härte, ohne unduldsamen Eifer von deutscher Seite, sondern in aller Stille, trotz aller Schonung wendischen Wesens, von selbst vollzieht. Die Eisenbahnen, welche Fremdes durch Fremde — wie durch Einheimische aus der Fremde herbeiführen, haben an dem Schwinden des echt Volkstümlichen einen Hauptanteil, nicht wenig auch die Militärverfassung, „welche jeden wehrhaften Jüngling aus der slawischen Umgebung in die Reihen deutscher Kameraden und die Kreise deutscher Mädchen führt; dem zurückgekehrten Burschen gefällt die heimische Tracht, der volkstümliche Tanz, der schnarrende Dudelsack, die schreiende Tarakawa (eine Art Oboë) nicht mehr. Er bringt fremde Art und Sitte mit, will seinen Walzer und Galopp nach einer modernen Musik tanzen und spottet manches hinweg, was er sonst verehrte. Bei den Mädchen bleibt das Urteil des schmucken Soldaten nicht ohne Einfluß, und so wird nach und nach manches Althergebrachte und Eigentümliche abgelegt, beiseite gethan und vergessen." Die künstlichen Versuche einzelner Vollblut-Wenden, ihr Völkchen in sprachlicher und litterarischer Hinsicht, in Bezug auf Tracht, Sitte, Dichtkunst und Musik selbständig zu erhalten, ja dasselbe in engere Fühlung mit dem großen slawischen Volksstamme zu bringen (Panslawismus) sind gescheitert, nicht etwa durch polizeiliche Maßregeln der nationalen Mehrheit im Lande, sondern an der Gleichgültigkeit des Wendenvölkchens selbst.

Wer die eigentümliche Tracht desselben kennen lernen will, der begiebt sich am besten in die katholischen Teile der Wendei und zwar der Niederlausitz, in die Kirchen, auf die Hochzeiten oder den Markt von Kottbus und Lübbenau; nur die weibliche, in der That malerische und kleidsame Volkstracht hat sich in größerem Maße erhalten, weniger die männliche, die nichts Besonderes, am wenigsten Malerisches hatte. „Der kurze, faltenreiche Friesrock, das knappe Mieder, das Busentuch, die Schnallenschuhe, selbst die bunten, seidenen Bänder, die, mit großem Luxus gewählt, über die Brust fallen, sind in allen wendischen Orten zum weiblichen Anzug gehörig. Die Halskrause dagegen wird nicht allgemein getragen; wo sie sich findet, erinnert sie lebhaft an die getollten Ringkragen auf alten Pastorenbildern: steife Jabots, die dem, der sie trägt, immer etwas von dem Ansehen eines kollernden Truthahns geben. Allgemein aber ist der wendische Kopfputz. Eine zugeschrägte Papier- oder Papphülse bildet das Gestell; darüber legen sich Tüll und Gaze, Kanten und Bänder und stellen eine Art Spitzhaube her. Ist die Trägerin eine Jungfrau, so schließt die Kopfbekleidung hiermit ab; ist sie dagegen verheiratet, so schließt sich noch ein

Kopftuch um die Haube herum und verdeckt sie, je nach Neigung, halb oder ganz. Diese Kopftücher sind ebenso von verschiedenster Farbe wie von verschiedenstem Wert. Junge, reiche Frauen scheinen schwarze Seide zu bevorzugen, während sich ärmere und ältere mit krapprotem Zitz und selbst mit ockerfarbenem Kattun begnügen."

Eine Wanderung durch die wendischen Dörfer der Oberlausitz bietet — freilich sehr vereinzelt — so manches Interessante für den Forscher. So zeigt beispielsweise das Örtchen Krischa (östl. vom sächs. Städtchen Weißenberg, schon auf preußischem Boden gelegen) noch die echte altwendische Bauart der Dörfer, wenn auch nicht ganz unverfälscht. Die Häuser bilden eine lange Zeile zu beiden Seiten der Straße, auf welche ihre Giebel weisen. Die Kirche nimmt die Mitte der Anlage ein; in ihrer unmittelbaren Nähe gewahren wir Friedhof, Pfarre, Schule. Von den nach gleicher Schablone aufgeführten Bauernhäusern sticht der Herrensitz in städtischer Bauart, mit Garten oder Park umgeben, gar sehr ab. Hier in Krischa hat man Gelegenheit, nicht bloß die altwendische, an das Heerlager erinnernde Dorfanlage, sondern auch die altwendische Bauart der Häuser kennen zu lernen. Zwar drängt sich schon mancher modische Ziegelbau in die lange Zeile wendischer Höfe; doch nur diese letzteren fordern unsere Aufmerksamkeit heraus; ein niedriger Unterbau aus rohem Stein trägt die Balkenvierecke, welche wie beim Blockhaus die Wände ersetzen; auf diese einstöckigen Grundmauern stützt sich das Strohdach, über dieselben herabhängend. Der Giebel weist keinerlei Schmuck auf; wohl aber spannen sich über die Fenster die echt wendischen Holzbogen. Das Innere ist höchst einfach: auf ein paar steinernen Stufen tritt man in die Hausflur ein, welche das Haus mitten durchschneidet. Zur rechten Hand liegen, durch eine Wand geschieden, die Ställe, zur linken die Wohnstube (stwa), hinter der sich noch ein besonderes Stübchen (stwička) befindet. Auf einer Treppe oder Leiter steigt man von der Flur aus nach dem Heuboden hinauf. Ein Blick in den Wohnraum läßt uns den bescheidenen, aber stets wiederkehrenden Hausrat erkennen, zu dessen Hauptstücken der große Kachelofen (kachle), der Stube und Stübchen heizt und auch auf die Hausflur hinausreicht, wo er als Herd benutzt wird, und ebenso das unvermeidliche Tellerbrett (polca) gehören, welch letzteres den Wandschmuck bildet.

Die Insassen des Herrenhofes sind immer deutscher Abkunft und bildeten in früherer Zeit, wo die Bewohner der sogenannten Laßhütten für sie frohnden mußten, die Hauptorgane der Germanisierung, mehr als gegenwärtig. Ihnen gegenüber vertreten die meist aus dem wendischen Bauernstande hervorgegangenen Pfarrer das starr am Hergebrachten und Volkstümlichen festhaltende Element. Es gehört übrigens zu den Seltenheiten, daß ein Bauernsohn anstatt der Pflugschar das Predigtbuch, den Baculus des Schulmeisters oder die Feder des Beamten ergreift; meist sind die Wenden Bauern, kennen zwar weder Berufsstände, noch Adel, sind aber

keineswegs frei von Dünkel. Dem Großbauern (Bur), der 30 Hufen Landes besitzt, würde es als eine Kränkung erscheinen, wenn ein Halbhufner (Polenjk) oder gar ein Häusler (Budarj) um die Hand seiner Tochter einkommen wollte. Am Gemeindeleben nimmt der Wende mit großem Interesse Anteil. Grund- und Hausbesitzer finden sich im Sommer unter der Linde, im Winter im Kretscham (der Schenke) zusammen, um über das öffentliche Wohl zu beraten. Wohl kommt es hier und da noch vor, daß der Ortsschulze (šolta) die Gemeindeversammlung durch das Krummholz oder den hölzernen Gemeindehammer, an welchen Instrumenten die schriftliche Einladung befestigt ist und von Haus zu Haus wandert, zusammenruft; nur zur Beteiligung an Begräbnissen wird anstatt durch das Krummholz durch den schwarzen Stab aufgefordert. Als Trauerkleidung gilt jedoch nicht Schwarz, sondern Weiß; der weiße Überwurf wird von den nächsten Angehörigen ein ganzes Jahr getragen und in manchen Gegenden durch die weiße Stirnbinde oder das weiße Mundtuch unterstützt.

Besonders auffällig ist bei einer Wanderung durch Wendendörfer das Vorkommen deutscher Familiennamen bei Leuten, die unzweifelhaft wendischer Abkunft sind; die Müller und Schulze, die Meier und Schmied in den verschiedenartigsten Schreibungen sind bei ihnen geradeso anzutreffen wie bei uns. Das Verdeutschen der Personaleigennamen ist stillschweigend vor sich gegangen, nicht wie in Ungarn, wo der Abtrünnige mit eigennütziger Prahlerei durch die Zeitung seine Namensänderung aller Welt ankündigt. Wurde in unserer Wendei der Bauer von seinem nur Deutsch verstehenden Prediger oder Gerichtsvorsteher nach seinem Eigennamen gefragt, so mußten beide Obrigkeiten schon aus orthographischen Rücksichten demselben eine deutsche Form geben, falls es der Bauer nicht vorzog, seinen Namen selbst in deutscher Übertragung zu nennen. Mögen nun jene beiden Formen — die wendische und deutsche — ursprünglich nebeneinander hergegangen sein, so erhielt doch die deutsche sehr bald als die „feinere", dazu vor Gericht und Pfarramt geltende das Übergewicht. Jedes Kirchenbuch einer wendischen Pfarre beweist diesen Vorgang; so lesen wir im Totenregister des Pfarramts Krischa vom Jahre 1818 unter Nr. 3: Johann Kurjo, sage Hünichen, desgl. 1819 unter Nr. 4: Johann Ziste, genannt Reinhardt. Bei den Ortsnamen war der Vorgang keineswegs ein anderer. Zuweilen ist nachweislich die Überleitung aus der wendischen Form des Eigennamens in die deutsche eine allmähliche gewesen; im Krischaer Kirchenbuche erscheint z. B. ein Familienname Broidly, also rein wendisch; bei den folgenden Generationen wird daraus ein Brody, Brady, endlich Brode und Brade; desgl. wird aus dem wendischen Honik nach und nach ein Hönig, Höhnich, Hänig, Hennig u. s. f.

Als besonders hervorstechende Charakterzüge werden den Wenden Geselligkeit, Heiterkeit, Fröhlichkeit nachgerühmt; auf jedem Jahrmarkte, auf jeder Hochzeit, Kindtaufe, Kirmes und am Tanzabend im Kretscham kann

man sich davon überzeugen; merkwürdig nur, daß durch die Melodie ihrer reichen Volkslieder und zwar auch derjenigen heiteren Charakters ein Zug von Melancholie hindurchklingt. Nur durch eine mißliche Leidenschaft wird das Bild der Wenden getrübt, dadurch nämlich, daß sie im Bier- und Branntweingenuß zuweilen über die Grenze des Erlaubten und Zuträglichen hinausgehen. Das originelle Sprichwort „Palenc je walenc" (der Branntwein ist ein Umwerfer) drückt leider nur eine Erfahrung aus, die jeder so und so oft auf ihre Wahrheit an sich selbst prüft. Am Abend der Markttage kann man so manchen in Schlangenwindungen seinen Heimweg suchen sehen, und ein Beobachter sagt uns über die Wenden der Niederlausitz bez. des Spreewaldes ganz Ähnliches: „Eine besondere Freude," sagt er, „bereitet den Spreewäldern der Besuch der Jahrmärkte, während die jungen Burschen, vom Branntwein erhitzt, auf dem Heimwege nicht selten mit ihren Stöcken beweisen, daß ein Wendenschädel nicht so leicht zerbricht."

b. Im Spreewald.

Die Spree ist der leitende Faden, der uns von den Wenden der sächsischen Oberlausitz zu denen der preußischen Niederlausitz führt. Wir kommen in Kottbus an, einer durchaus deutschen Stadt, die aber an Markt- (Donnerstag) und Sonntagen sich im wendischen Gewande zeigt. Kottbus ist für die umwohnenden Wenden die „Stadt" schlechthin, Mjesto in ihrer Sprache, nicht Chotebuz, wie man erwarten sollte. Wie am Sonntage von betenden, so wimmeln am Markttage alle Plätze und Straßen von feilschenden Wenden, namentlich fallen uns die überaus bunt und malerisch gekleideten Mädchen ins Auge, die ihren Parasol (Regenschirm) als notwendiges Kleidungsstück bei jedem Wetter unter dem Arme tragen. Andere von ihnen bieten die berühmte Spreewaldbutter und Eier feil, oder sie sitzen zwischen aufgetürmten Gurkenhaufen oder haben um sich ganze Kahnladungen des augen- und gaumenbeizenden Meerrettich aufgeschichtet; die großköpfigen Kürbisfrüchte, Sellerie, Fische und Krebse des Spreewaldes erfreuen sich eines ausgezeichneten Rufes. Die Männer haben unterdessen manch schönes Stück Hornvieh auf dem Viehmarkte ausgestellt, das durch seine stattliche Rundung oder das strotzende Euter sich selbst anpreist. Ist das Gefeilsche des Marktes zu Ende, so füllen die Männer die qualmigen Gasthäuser, und der Palenc (Branntwein) erhitzt die Wendenschädel mit seinen Dünsten dermaßen, daß schwankende tobende Bauern zu den gewöhnlichsten Straßenbildern an Markttagen gehören. Die schmucken Dirnen und Weiber suchen unterdes den Krämer heim, um bunte Kopftücher und Bänder, rote Wollstoffe zu Kleidern und dergl. zu erhandeln. Auffällig sind dem Beobachter die unzähligen Abweichungen in der Sprache der einzelnen Dorfschaften; scheint doch fast jede derselben ihre eigene Mundart zu haben. Die

wendische Predigt, welche mit der deutschen abwechselt, die paar Stunden wendischen Sprachunterrichts am Gymnasium und die einmal in jeder Woche erscheinende „Bramborski serski zaßnick“ (Brandenburger wendische Zeitung) von 1/2 Bogen Kleinquart Umfang sind neben den wenigen Schul- und Gesangbüchern nicht imstande, das atomistische Zerstäuben der Wendensprache aufzuhalten, zumal jene Wendenzeitung nicht bloß strotzt von Germanismen, sondern auch ihren Inhalt keineswegs einem eigenen wendischen Geistesleben entnimmt.

Unterhalb Kottbus bildet die Spree jene eigentümliche Landschaft aus Flußarmen und Flußinseln, die man mit dem Namen Spreewald bezeichnet. „Von Süden nach Norden, träge, mit äußerst geringem Gefälle von nur wenigen Fuß hinziehend, bildet die Spree die Pulsader der Landschaft. Die wasserreiche von Peiz kommende Malxe, die Kwischowka, das Stradower Fließ, die Dober und Schrake, das Wudritz-Fließ vereinigen sich, Hunderte von Krümmungen, Nebenarmen, toten Wassern und Kanälen bildend, hier mit der Spree. Bald schmal wie ein Bächlein, bald seeartig sich ausbreitend, hier die Wiesen überschwemmend, dort eingeengt von dem nur wenige Fuß sich erhebenden Spatenland oder dem düsteren Erlenwald, stellen sie den „Luch“ dar. Das Wort ist bezeichnend genug für diese Art Landschaft, so daß Georg Schweinfurth, als er die sumpfigen, von weiten Schilf- und Grasflächen umgebenen, von trägen Strömen durchzogenen Gegenden am weißen Nil kennen lernte, diese nicht besser zu charakterisiren vermochte, als mit dem wendischen Namen Luch. Diese Beschaffenheit hat aber auch der ganzen Lausitz ihren Namen verliehen; denn Luh ist im Slawischen Aue, Niederung; darnach nannte man den ganzen Gau Lužice, das Volk Lužicane.“ (Lusitschaner, Lausitzer).

Die Teilung der Spree in unzählige Arme nimmt bei Burg ihren Anfang, einem Orte, an Umfang Berlin gleich, da derselbe einen kleineren Fabrikbezirk, das eigentliche Dorf und die über eine Quadratmeile auf den zahllosen Inseln zerstreuten Meierhöfe umfaßt. Wer sich von Süden her dem Flecken nähert, der gelangt zunächst in den Fabrikbezirk, wo in kleinen Häuserchen der Webstuhl deutscher Kolonisten schnurrt, die einst der große Friedrich hier ansiedelte. Sodann folgt das eigentliche Dorf Burg mit Kirche, Friedhof, Schule, Apotheke, Kaufmannsläden, Post, Gasthöfen, weil hier auf erhöhtem, trockenem Boden Platz zur Entwickelung eines größeren Gemeinwesens gegeben war, das die auf den Einzelhöfen zerstreuten Wenden anzieht, die mit ihren Kähnen fleißig hier anlegen. Das Amt des Geistlichen in Burg gehört nicht zu den beneidenswerten; da er nicht die Gabe der Apostel am ersten Pfingstfest besitzt, muß er seine Predigt stets doppelt halten, in wendischer wie in deutscher Mundart; die seelsorgerische Thätigkeit, besonders die Krankenbesuche und Sakramentsverwaltung führen ihn zu Kahn oder im Winter auf den Schlittschuhen oft stundenweit von der Heimat weg, wofern das schmelzende Eis nicht jedes Fortkommen unmöglich

macht. Aus diesem letzteren Grunde ist der Konfirmandenunterricht hier auf den Sommer und die Einsegnung auf Michaelis verlegt.

Es ist ein rührendes Bild, diese vierzehnjährigen Kinder, besonders die Mädchen in ihrer sauberen, kleidsamen Tracht, wie sie das Evangelium in deutscher Sprache erklären, in jenem Deutsch, das im Munde dieser Wendenkinder durch die eigentümliche Klangfarbe etwas ungemein Anziehendes erhält. Eigentümlich ist diesem Wendisch-Deutsch die oft falsche Stellung des den slawischen Sprachen ungewohnten Artikels, und ebenso des anlautenden h. Da wird aus Herz, Hand, Hund ein 'erz, 'and, 'und; da ist der 'immel 'eute sehr 'eiter; da wird wiederum aus der Arbeit eine Harbeit, und das Vaterunser schließt mit Hamen. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge (Mtth. 20) lautet im Niederlausitzer Wendendeutsch folgendermaßen: Das Immelreich is glaich 'n Ausvater, der frieh 's Morgens ausgung, Harbeiter zu mieten, in sain'n Weinberg. Und wie a mit die Harbeiter jens wurde um'n Groschen vor Tagelohn, schickt a sie sain'n Wainberg. Und ging aus um die dritte Schtunde und sag andire am Marchte miessig schtehinde. Und saate zu sie: geht ihr ouche hin in Wainberg, ich wer aich gän, was recht is ꝛc.

Der Name „Burg“ in den Niederungen der Spree macht fürs erste stutzig, erklärt sich jedoch sofort, wenn wir den 6—8 Morgen großen und 16—20 m hohen, künstlich aufgeschütteten Schloßberg nördlich vom Dorfe Burg aufsuchen; er erinnert nach Entstehung und Form genau an die friesischen Wurten der Halligen und entspricht denselben auch hinsichtlich des Zwecks; denn unzweifelhaft sollte er bei Überschwemmungen der Spree für Menschen, Tiere und bewegliche Habe eine rettende Zuflucht bieten. Bei Ausgrabungen fand man darin Urnen und Lanzenspitzen. Die wendische Sage verlegt auf diesen „Berg“ den Wohnsitz ihrer angeblichen Könige; jetzt ist derselbe auf dem Plateau sowohl wie auf den Abhängen mit Getreide bebaut.

Bis zum „Schloßberge“ vermag man noch mit Pferd und Wagen vorzudringen; weiter im Innern des Spreewaldes hören die Fahrwege auf; nur Fußpfade führen an den Flußarmen, Kanälen und toten Wassern entlang; die Wasserwege müssen wie in Venedig die Landstraßen ersetzen, und hier wie dort dient der Kahn zur Beförderung von Menschen, Tieren und Waren. Hier ist nicht mehr die Rede von Pflug, Pferd und Wagen; hier ackert der Spaten, tragen die Schultern, fahren die Kähne. Der Kahn ist ungemein flach, aus drei Brettern zusammengefügt, wenn er uns nicht gar in der einfachsten Form als Einbaum (aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehend) entgegentritt. An seinem Hinterteil steht in straffer Haltung der Ferge, ohne Segel und Ruder, nur mit einer Schalte oder Stange stößt er das Fahrzeug. Und mit diesem Fergendienst sind Frauen und Kinder ebenso vertraut wie die Männer. Der Postbote in seinem Kahn muß hier einen ganz eigentümlichen Plan von lauter Flußarmen,

Inseln und einzelnen Gehöften im Kopfe haben, um sich zurecht zu finden; der Arzt hat bei seinen Krankenbesuchen eine sanftwiegende Chaise, die Gondel. Auf Kähnen eilen die Kinder zum fernen Schulhaus, der Geistliche zu denen, die nach innerer Labung verlangen, die muntere Schar der Jungburschen und Mädchen zum Hochzeitsfeste, der Sarg zur letzten Ruhe, die breitgestirnten Kühe zur Inselweide. Auf Kähnen bringt man das Heu zum Speicher, die Früchte des Garten- und Feldbaues zu Markte. Wer nicht im Spreewald geboren oder nicht wenigstens jahrelang daselbst gelebt hat, der soll sich nicht unterwinden, ohne Führer in jenes Gewirr von Wasserfäden mit dem Fahrzeug vorzudringen: hier trennen sich die Flußarme, dort treten sie zusammen, ein Kanal durchschneidet sie, rechts und links führen Seitenarme ab, so daß man sehr bald nicht mehr weiß, woher und wohin. Und dazu kommt, daß die Staffage fast durchgängig dieselbe bleibt: stets die zwölf und mehr Meter hohen, kerzengerade aufragenden Erlen als Ufersäumung und Weiden zur Uferbefestigung; sicherlich kein Mittel, um das Zurechtfinden zu erleichtern! Auf manchem Inselchen erhebt sich auch noch ein schöner Eichenbestand, der jedoch mehr und mehr zusammenschrumpft, um der Wiese, dem Rütli mit Erlensäumung, Platz zu machen; manche Kanäle sind sogar nach Art der „Poetengänge" in französischen Gartenanlagen vollständig mit Laubwerk überdacht. Zwischen dem dunklen Erlenlaube nun blicken die Höfe hervor, jeder mit eigenem Namen, den sehr oft der Besitzer annimmt, und der auch auf den herzugezogenen Fremden übergeht; welche Verwirrung in den Grund- und Flurbüchern dadurch entstehen kann, ist erklärlich; doch haben gerichtliche Verbote und Bestrafungen bisher nur wenig Wandel geschaffen.

Unser Kahn durchschneidet beim weiteren Vordringen in diesen Flußarmen eine üppige Teichflora von gelben und weißen Wasserrosen, deren umfangreiche schwimmende Blätter und Blüten durch die leichten Wellen unsers Fahrzeugs aus der trägen Ruhe ein wenig aufgerüttelt werden, ferner von Wasserliesch, Speerkraut, Igelkolbe, Froschlöffel, Fieberklee und Kalmus, und über dem schwimmenden Teppich gaukeln Tausende metallglänzender Libellen. Fast alle zehn Minuten dürfen wir das Auftauchen eines neuen Bauernhofes hinter dem Erlengebüsch erwarten; er liegt getrennt von anderen, inmitten des Grundstücks; das Haus ist ein einfacher Blockhausbau von quadratischer Form; aus Schrotholz sind die Wände geschichtet, und darüber lagert das dicke Strohdach. An der Seite des Wohnhauses liegen der Backofen aus Lehm und die Ställe. So mögen die Wendenniederlassungen schon zur Zeit der ersten Besiedelung vor tausend und mehr Jahren ausgesehen haben. Das Ufer zeigt in der Nähe solcher Höfe kleine Einschnitte auf, die als Häfen dienen; hier sind die Kähne festgekoppelt; über das Wasser führt der Steg, der aus der eigentlichen Brücke und den beiderseitigen Aufgängen besteht. Die letzteren sind abgeschrägt und gleichen genau unseren Hühnersteigen; der Mittelbau, die eigentliche Brücke, besteht

aus einem Pfosten, der auf zwei im Wasser festgerammten Böcken ruht. Ein einseitiges Geländer unterstützt den Hinüberschreitenden. Nahe bei jedem Hause bemerken wir ferner den Fischkasten für Hechte und Krebse, die sich sowohl durch besondere Größe als auch durch Schmackhaftigkeit auszeichnen. Das Blöken der Kühe, die mit Grasladung anlegenden Kähne und die zuckerhutförmigen Heuschober belehren uns, daß der Spreewäldler die Viehzucht, besonders die Butterbereitung, zu seinen Hauptbeschäftigungen zählt, und daß sie ihm neben Gemüsebau und Fischerei den Lebensunterhalt bietet.

Still genug geht's zu auf unserer Fahrt von Flußarm zu Flußarm; melancholisch wie die dunkelschattende Uferbekleidung ist auch das Wesen dieser Wenden; selten nur hört man ein deutsches Lied in wendischer Zunge, meistens fahren die Wäldler mit einem: Pomogaj Bog wam (Helf euch Gott!) und der Antwort: Bog zekujscho (Gott vergelt's!) aneinander vorüber. Selbst das weibliche Geschlecht, sonst zu Scherz, Lachen und Geplauder leichter geneigt, vergnügt sich lieber — wenigstens nach dem Vergehen des Lebensfrühlings — mit dem Schmauchen eines Pfeifchens, das allerdings jenen Mundfertigkeiten entgegenarbeitet.

Sobald wir uns von Burg aus nach irgend einer Richtung nur wenige Stunden entfernt haben, erhalten wir auf unseren wendischen Gruß keine wendische Antwort mehr. Wir sind Deutsche! rufen uns kichernd die Mädchen, sowie auch bedächtig die Bauern von Alt-Zauche, Wußwerk, Neu-Zauche, Straupitz, Mühlendorf und Byhlegure entgegen, obwohl ihre Tracht, ihre Häuser, ihre Gesichtszüge unzweifelhaft die wendische Abkunft bestätigen. So hat sich seit 50 Jahren das deutsche Sprachgebiet erweitert. Wir treiben an den Dörfern Leipa und Lehde, den Hauptsitzen des Gemüsebaues und der Fischerei, vorüber, dem Städtchen Lübbenau zu. Der Boden dieser ausschließlich auf Wasserwegen erreichbaren Orte ist durch die Spatenbearbeitung etwas erhöht und erfreut sich bei dem Reichtum der Wäldler an Rindvieh einer vorzüglichen Düngung; kein Wunder also, daß die Meerrettich-, Zwiebel-, Gurken-, Kürbis- und Bohnenbeete besonders üppig stehen. Wie bedeutend der Umsatz in diesen Artikeln auf dem Lübbenauer Markte ist, geht z. B. daraus hervor, daß zur Gurkenzeit ein einziger Händler in jeder Woche 800 Schock verkaufte, und daß bei den Meerrettichmärkten ganze Kahnladungen der beißenden Wurzeln eintreffen, so daß der Jahresumsatz allein für Lübbenau auf 20000 Zentner oder 600000 Mark bewertet wird. Lübbenau ist ein Städtchen von 3—4000 Einwohnern; das stattliche Schloß sah seit alters deutsche Rittergeschlechter in seinen Mauern, welche im Sinne des Deutschtums auf das unter ihrem Schutz sich entwickelnde Örtchen einwirkten. Zwar besaß Lübbenau noch bis zum Jahre 1867 wendischen Gottesdienst, an dem auch die eingepfarrten Dörfer Leipa, Lehde, Böblitz u. a. teilnahmen. Als aber im genannten Jahre der ehrwürdige Oberpfarrer Stempel, ein eifriger Wende, zu seinen Vätern versammelt wurde, ein Mann, der sich — durch Übertragung der Fabeln des

Phädrus ins Wendische — auch litterarisch um seine Muttersprache verdient gemacht, hielt es schwer, einen Nachfolger zu finden, dem beide Sprachen geläufig waren. Und als die Behörde den eingepfarrten Dörfern eine Erklärung abforderte, ob sie in Zukunft den Gottesdienst zweisprachig wünschten, meldeten sich — drei alte Leute, die, als sie die geringe Neigung ihrer Landsleute für Predigt in der Muttersprache erkannten, ebenfalls zurücktraten. Mit der deutschen Predigt zog auch der deutsche Religionsunterricht in Leipa, Lehde und Böblitz ein, und in Kürze wird ein Geschlecht heranwachsen, das dem Wendischen als einer fremden Sprache gegenübersteht. Dies alles vollzieht sich und zwar zum Segen der Wenden ohne Gewalt, von selbst; das Wendische hat sich, umgeben vom großartigen deutschen Kulturleben, eben ausgelebt.

---

1. Das Oderbruch.*)

Auf dem linken Oderufer beginnt bei Frankfurt (nach den meisten Atlanten erst Küstrin gegenüber) eine eigenartige Landschaft, das Oderbruch, das sich nach NW. über Wriezen und Freienwalde bis in die Gegend von Oderberg ausdehnt; es berührt mit seinem Ostfuße die Oder, während es sich im Westen an die Wände des Barnimplateaus anlehnt. Von den zahlreichen altadeligen Gütern auf diesem Höhenrande aus gesehen, stellt es sich dar als eine 50 km lange und etwa 15 km breite Senke, die man gegenwärtig in zwei annähernd gleiche Hälften, das Ober- und Niederbruch, zerlegt; dem letzteren, das von Küstrin bis Oderberg reicht und auf den Karten schlechthin als „Oderbruch" bezeichnet wird, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu. Wir fassen zunächst die ursprünglichen Zustände dieses an die Moore des nordwestlichen Deutschlands erinnernden Sumpflandes, sodann seine Eindeichung und Entwässerung, endlich seine Kolonisierung ins Auge.

Bevor der große Preußenkönig 1746 seinen 7jährigen Kampf gegen diesen aller Kultur ungewohnten Bodenabschnitt begann, war das Oderbruch ein Seitenstück zum Spreewald, ein von unzähligen, bald fluß-, bald seeartigen Armen der Oder durchzogenes Inselgewirr, ein vollgesogener, sumpfiger Schwamm, hier und da überragt von kleinen Eichenbeständen, jährlich zweimal ein See, nämlich im Frühjahr zur Zeit der örtlichen Schneeschmelze und um Johanni, wenn die Höhen der Sudeten die durch Schmelzwasser oder Gewitterregen und Wolkenbrüche angeschwollenen Wasseradern herabsenden zum Oderstrom. Hier, wo Wasser, Sumpf und Sumpfwald das Regiment behaupteten, hauste eine Tierwelt, deren Mannigfaltigkeit

*) Quelle: Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. II. Bd.

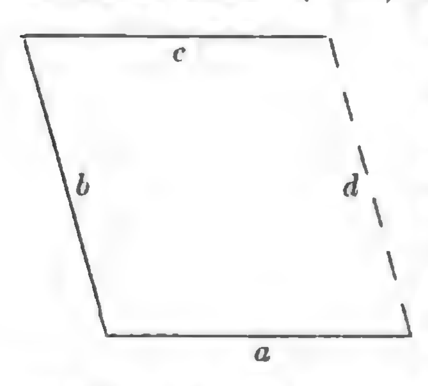
uns in Erstaunen setzt: Zander, Fluß- und Kaulbarsch, Aal, Hecht, Karpfen, Barbe, Schleie, Neunauge, Wels und Quappe waren in solchen Mengen vorhanden, daß man beispielsweise die fetten Quappen in schmale Streifen zerschnitt und getrocknet wie Kienspäne zum Leuchten verwendete. In Quilitz bestand die Beute der eintägigen Fischerarbeit und zwar mit bloßem Handnetz in 500 Tonnen. Hechte wurden in guten Fischjahren bei Wriezen mit den Händen gefangen. An diesem Orte bestand eine Art Fischbörse, indem die Fischer der Bruchdörfer an den Markttagen ihre Beute (Fische und Krebse) kahnweise anfuhren, während die Makler die aufgekaufte Ware bis nach Böhmen, Bayern, ja nach Italien versendeten. Geradezu verblüffend war der Reichtum an Krebsen; Ausgang des 16. Jahrhunderts erhielt man ein Schock schöner Oderkrebse für 1 Meißner Pfennig, und in Küstrin, wo 1 Prozent derselben als Zoll abgegeben werden mußte, betrug allein diese Zolleinnahme in einem Jahre 325000 Schock, was einer Ausfuhr von $32^1/_2$ Millionen Schock entspricht und zwar an diesem einzigen Orte. Nicht minder häufig war die gemeine Flußschildkröte, die vom Wriezener Markte fuhrenweise nach Schlesien und Böhmen verfrachtet wurde. Sumpfvögel wurden durch diese Leckerbissen in ganzen Zügen hergelockt: Heeressäulen wilder Gänse und Enten in verschiedenen Abarten machten auf ihren Wanderungen im Frühlinge hier halt und wurden nachts zu Hunderten erlegt. Das Wasserhuhn und der wilde Schwan durchfurchten rudernd die tieferen Wasser, während in den Sümpfen Reiher, Kraniche, Rohrdommeln, Störche und Kibitze in gemessener Haltung als unbefugte Fischer umherstolzierten. An den Ufern hatten Ottern und der baukundige Biber sich die Wohnung bereitet. In den buschigen Sumpfinseln fanden Trappen und Schnepfen Unterschlupf; über dem toten Gewässer aber schwebten an Sommerabenden Mückenschwärme, den Himmel verdunkelnd und ihr unheimliches Summen weithin hören lassend.

Die Wasserflora bildete schwimmende Dickichte. Ufersäumungen von Schilfrohr verhüllten trügerisch den Anfang der Wasserstreifen; Eichen ragten von manchen Inseln auf, deren Formen an den germanischen Urwald erinnerten. Und hatten sich im Spätsommer die Wasser verlaufen, so zeitigten die durch Schlamm gedüngten Wiesen ein vortreffliches, üppiges Gras, das den Bruchbewohnern das Halten eines schönen Viehstandes ermöglichte und auch bei den Obersten der in der Nähe garnisonierenden Reiterregimenter in so gutem Rufe stand, daß dieselben ihre Pferde am liebsten hierher in Grasung gaben.

In guten Jahren fristete der Bruchbewohner leidlich sein Leben, in Überschwemmungsjahren aber trat ihn die Not an wie ein gewappneter Mann. In einer solchen Unglückszeit kam König Friedrich Wilhelm I. 1736 bei Gelegenheit der Reiherbeize in diese Gegend; das Unheil, das die Überschwemmungen angerichtet, ging ihm ans Herz, während er an den von Deichen geschützten Besitzungen seines Staatsministers von Marschall

auch die rechte Art der Abhilfe kennen lernte. Er forderte von seinem Kriegsrat Harlem, einem in derartigen Bauten erprobten Holländer, ein Gutachten, ob nicht das ganze Bruch von Küstrin bis Oderberg durch Deichbauten gesichert und der Kultur zugeführt werden könne. Das Gutachten lautete bejahend, wies aber auch auf die Kostspieligkeit des Unternehmens hin, daß der sparsame Monarch diesen Plan seinem Sohn als ein Vermächtnis hinterließ mit den Worten: „Ich bin schon zu alt und will es meinem Sohne überlassen." Nach dem zweiten schlesischen Kriege machte der Eroberer Schlesiens sich mit gewohnter Energie daran, hier „eine Provinz im Frieden zu gewinnen". Außer dem Plane des Kriegsrates Harlem diente ihm das Gutachten einer besonderen Kommission (aus v. Schmettau, Harlem und dem berühmten Mathematiker Hans Euler bestehend) zur Grundlage, das letztere besonders auch dazu, durch das Gewicht der Namen den Widerspruch mundtot zu machen. Die Vorschläge dieser Sachverständigen gipfelten in folgenden drei Punkten: a. der Oder einen schnellen Abfluß zu verschaffen, b. den Strom einzudeichen und c. die Binnenwässer aufzufangen und abzuleiten.

Um den Lauf der Oder zu beschleunigen, wurde ihr auf der Strecke Güstebiese-Hohen-Sathen ein neues, gerades Bett gegraben. Beschrieb sie früher die drei Seiten eines Rhombus (*a b c* der Figur), so wurde sie nun in der Richtung der Linie *d* geführt, was einer Wegverkürzung von 25 km entsprach, indem die „neue Oder" (*d*) zwischen Güstebiese und Hohen-Sathen nur 19 km (statt der früheren 44) zurückzulegen hat. Das Bett der „alten Oder" (*a b c*) wurde zur großen Freude der an ihr liegenden Orte (besonders Wriezen und Freienwalde) nicht wasserleer; ja selbst die vollständige Sperrung des alten Flußbettes durch eine Dammaufschüttung bei Güstebiese hat diese Befürchtung nicht zur Wahrheit gemacht. Durch Grundwasser und Kanalzuführung ist den Anwohnern der zu den Lebensfragen gehörende Wasserverkehr im alten Oderbett erhalten geblieben. Wenn man gemeint hatte, den Arm der neuen Oder mit größerer Stromkraft auszustatten und so ein besseres Fahrwasser zu erhalten, so ist diese Hoffnung nicht oder doch in sehr beschränktem Maße in Erfüllung gegangen.



Die zweite Arbeit bei jener großartigen Bodenverbesserung bestand darin, die „neue Oder" auf dem linken, die alte auf beiden Ufern einzudeichen; mit großen Geldopfern und noch größeren Mühen wurden diese — in grader Linie 75 km betragenden Riesendämme ausgeführt. Endlich, nachdem man dem Andringen der Flut von außen her gewehrt, galt es nun, durch Ziehen künstlicher Kanäle das Wasser aller jener Sümpfe, Pfuhle, faulen Seen und ebenso das Grundwasser abzuführen und so die Trockenlegung zu bewerkstelligen. Alle diese zahllosen Rinnsale verschiedenster Stärke geben

ihr Wasser an den „Landgraben“ ab, der dasselbe bei Wriezen und Freienwalde vorüber dem Oderstrom zuführt. Die bessernde Hand hat seit der Vollendung (1753) nie geruht; nicht bloß dem Einflusse von Sonnenwärme und Luft, sondern auch dem Fleiße der Bewohner, welche fortwährend die Dämme verstärkten, die Ableitungsgräben vermehrten und zweckmäßiger führten, ist es zu danken, daß der Besucher statt des Anblicks einer ungebändigten Natur heute eines solchen von wogenden Raps- und Gerstenfeldern genießt.

Wenn wir nun weiter von der Kulturarbeit der Bruchbewohner reden, so sind darunter weniger die Wenden zu verstehen, die fast unvermischt bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bruchdörfer als Fischer und Viehzüchter bewohnten, und um die sich die Deutschen der Randdörfer so gut wie gar nicht kümmerten. Wir besitzen über die Lebensweise dieser Wenden ein einziges Zeugnis von einem Geistlichen der Neumark, welcher sie noch vor der Inangriffnahme der Bodenverbesserung kennen lernte. „Die Dörfer im Bruch,“ sagt er, „lagen vor der Eindeichung und Neubesetzung dieses ehemaligen Sumpflandes auf einem Haufen mit ihren Häusern (also wohl auf Wurten wie die Friesenwohnungen) und waren meistens von gewaltigen häuserhohen Wällen — von Kuhmist aufgeführt — umzingelt, die ihnen Schutz vor Wind und Wetter, vor den Wasserfluten im Winter und Frühling gewährten und den Sommer über zu Gemüsegärten dienten. Den übrigen Mist warf man aufs Eis oder ins Wasser oder ließ ihn mit der Oder forttreiben. Einzeln liegende Häuser gab es im Bruch nicht ein einziges. Im Frühling und sonderlich im Mai pflegte die Oder die ganze Gegend zu 10 und 12, ja bis 14 Fuß hoch zu überschwemmen, so daß zuweilen das Wasser die Dörfer durchströmte und niemand anders — als mit Kähnen zu dem andern kommen konnte.“ So hausten diese Wenden, die, wenn auch gutmütig von Natur, so doch roh und in Aberglauben befangen waren; woher sollte ihnen auch Aufklärung kommen, da in den Bruchdörfern kaum zwei Kirchen vorhanden waren, in denen ihnen der Geistliche nur in Zwischenpausen von sechs Wochen und länger Trost und Belehrung spendete! Ihre Toten hätten in den umfluteten Gräbern des Bruchs keine Ruhe gefunden, man brachte sie deshalb auf die Friedhöfe der hohen Randdörfer; ebenso sendete man nach deren Kirchen jährlich vier- bis sechsmal die Neugebornen, damit sie in Trupps die heilige Taufe empfingen; leider ging bei diesen Kahnfahrten, wo die Kleinen in großen Körben ein Massenquartier fanden, so manches zarte Leben zu Grunde. Von den nationalen Eigentümlichkeiten ist den Bruchwenden — gleich den verwandten Spreewäldlern — kaum etwas anderes geblieben, als die Tracht der Frauen, der wir im Spreewalde bereits begegnet sind.

Die Kultivierung des entsumpften Niederbruchs ist — wie schon bemerkt — nicht durch die Wenden ausgeführt worden, die in ihren 8 Bruchdörfern: Reetz, Meetz (Medewitz), Lebbin (Lewin), Trebbin, Groß- und

Kleinbaaren (Barnim), Wusterow und Alt-Wriezen der Trockenlegung fast feindlich gegenübergestanden, weil ihnen dadurch die bisherigen Nahrungsquellen — Fischerei und Heumahd — beschränkt wurden. Friedrich der Große, der durch seine Mittel das Land der Kultur gewonnen, verteilte es auch ohne Rücksicht auf die Ansprüche jener Dörfer. Die gewonnenen 130000 Morgen wurden an die angrenzenden Städte und Rittergüter gegeben, sofern sie nicht königliches Gut verblieben, und es galt nun, gegen 1300 Kolonistenfamilien anzusiedeln. So entstanden im Laufe der Jahre nicht weniger als 43 neue Dörfer, teils auf königlichem, teils auf städtischem, teils auf adeligem Grund und Boden. Von diesen Besiedelungen waren die königlichen sowohl im Anfang als auch für die Folge die bedeutendsten. Sie erhielten fast ausnahmslos die Namen der alten Bruch- und Randdörfer, denen man nur das „Neu“ vorsetzte: Neu-Barnim, Neu-Lewin und Neu-Trebbin gehören zu den größesten (1000 bis 2000 Einwohner). Es war kein Leichtes, jene Zahl „fleißiger und arbeitsamer“ Kolonistenfamilien zu gewinnen; die Kommission zur Herbeischaffung von Kolonisten konnte den Bedarf im Inlande nicht decken, weshalb auch Pfälzer, Schwaben, Polen, Franken, Westfalen, Vogtländer, Mecklenburger, Österreicher und Böhmen herbeigezogen wurden. Die Mehrzahl gehörte allerdings den ersten drei Nationalitäten an; so ist Neu-Barnim wie auch Neu-Trebbin eine Pfälzer-, Neu-Lewin eine Polenkolonie, was teilweise ebenso wohl im Aussehen und Charakter der Bewohner als auch der Bauart der Dörfer und Häuser zur Erscheinung kommt. Das an die einzelnen Familien abgegebene Land wurde je nach der Kopfzahl und dem Vermögen derselben auf 10 bis 90 Morgen bemessen. Auf seine Kosten ließ der König sechs neue Kirchen errichten; zwei reformierte und zwei lutherische Geistliche wurden angestellt; das Bekenntnis bildete aber nach den bekannten Grundsätzen des großen Königs über den Wert der Konfessionen keinen Gesichtspunkt bei der Auswahl der Kolonistenfamilien. Jedem Dorfe wurde eine Schule beigegeben, in welcher der Unterricht unentgeltlich war. Pfarre und Schule wurden mit Ländereien gut ausgestattet. Um Kolonisten anzulocken und das wirtschaftliche Emporkommen derselben zu fördern, wurden ihnen vollständige Abgabenfreiheit auf 15 Jahre sowie Verschonung mit dem gefürchteten Werbesystem bis auf den Enkel hinab zugesichert. Der König bemaß mit Recht die Stärke und Blüte seines Staates nach der Zahl der erwerbstüchtigen Bewohner; er bildete daher aus den nach der Verteilung ihm verbliebenen 20000 Morgen nicht große Domänen, sondern entgegnete auf einen dahin abzielenden Vorschlag eines benachbarten Großgrundbesitzers: „Wäre ich, was Er ist, so würde ich auch so denken; da ich aber König bin, so muß ich Unterthanen haben.“ Er zerschlug auch diesen Rest noch.

Die erste Arbeit der Kolonisten in den trockengelegten Gebieten war die Rodung; bei der Unmöglichkeit, alles Holz zu verwerten, wurde dasselbe auf mächtige Haufen zusammengeschleppt und nach der Dörrung, die aller-

dings Monate dauerte, verbrannt. Diese Holzfeimen waren Schlupfwinkel für die ihrer Behausung beraubten Tiere, bis der Tag der Ausräucherung kam; dann aber konnte man wilde Katzen, Iltisse, Marder, Füchse und Wölfe, Wildpret und Geflügel in erschreckender Menge davoneilen sehen. An Hirschen, Rehen, Hasen, Sumpfhühnern und wilden Enten gab es derartig Überfluß, daß die Knechte in den Mietvertrag die Bestimmung aufnehmen ließen, daß man ihnen Hasenbraten wöchentlich höchstens zweimal auftischen dürfe.

Die Erfolge der Kolonistenthätigkeit waren ausgezeichnete; sie waren auch in der meterhohen, fetten Humusschicht aus Oderschlamm und Pflanzenresten nicht anders zu erwarten. Mit dem Erntesegen zog der Reichtum in die Häuser, ein Reichtum, der, weil leicht gewonnen, zum abscheulichsten Bauernstolz führte, sich protzend hervorthat, aber ohne jede Manier, ohne jede andere Art der Bethätigung als zur Befriedigung leiblicher Genüsse oder zum Zwecke der Prahlerei. Ein Brief aus dem Jahre 1838 stellt dieses sich brüstende Bauerntum in abschreckender Weise dar. Sparsamkeit und Verschwendung, Luxus und Geschmacklosigkeit, Kirchlichkeit und Aberglaube, Ehrbarkeit und Sittenverderbnis bildeten ein grauses Gemisch. Im langen Kirchenrock, die Hände weiß behandschuht, sieht man am Sonntag früh den Bruchbauer ehrwürdig zum Hause des Herrn schreiten, und schon wenige Stunden später kann man ihn im „Gasthof“ — denn den „Krug“ überläßt er den Knechten — bei Hazard und Wein finden, und erst spät nach Mitternacht kehrt er mit wüstem Kopfe, um Hunderte von Thalern leichter oder schwerer, nach Hause. Im Wohnzimmer begegnen uns dieselben Gegensätze: das Sofa mit blauseidenem Überzug, aber zerrissen und mit Fettkruste; der Kupferstich an der Wand hängt schief; das rahmende Glas ist zersprungen, schwärzender Rauch und Staub dringen ungehindert ein; das Fortepiano zwar ist vorhanden, während Nähtisch oder wenigstens Nähkasten fehlen; beim Mittagsessen sind Teller und Bestecke in allen Mustern vorhanden; das schöne Stück Fleisch wird in unappetitlichen, zerhackten Stücken aufgetragen; ohne Gebet und unterhaltendes Gespräch verläuft die Mahlzeit. Bei Taufen und Hochzeiten rollt Wagen auf Wagen vor; die Pferde mit dem silberbeschlagenen Geschirr bringen in verdeckten Chaisen Damen in Samt und Seide, denen der betreßte Kutscher den Schlag aufreißt. Tafelmusik erschallt; die Tafeln wollen brechen unter der Last der aufgetischten Speisen! Doch nur zu bald verraten der Tabaksqualm, das Knallen der Champagnerpfropfen, Juchzen und Lärm, Tanz und Faustschlag auf den erzitternden Tisch, daß wir's doch nur mit überfirnißten Bauern zu thun haben. So ums Jahr 1838. Das letzte halbe Jahrhundert hat nachgeholt, was not that. Fleiß und Zähigkeit sind den Bruchbewohnern auch heute geblieben, außer der Scheuer, dem Beutel und dem Magen füllt man jetzt auch Kopf und Herz, und je mehr sich dieser Umschwung vollzieht, um so mehr machen sich Schlichtheit, Sittigkeit und Pflichtbewußtsein geltend.

9. Berlin.*)

a. Berlin, die Königs- und Kaiserstadt.

Keine Großstadt Europas hat jemals in so kurzer Zeit einen solch großartigen Aufschwung genommen wie Berlin in den letzten Jahrzehnten. Von 500000 Einwohnern, die es 1860 zählte, stieg es bis 1880 auf auf 1 Million, und gegenwärtig hat es deren 1700000. Diese Entwickelung verdankt es derjenigen Preußens und Deutschlands unter der glorreichen Regierung Kaiser Wilhelms I. Noch vor 45 Jahren mußte sich Deutschland auf den Willen der Großmächte vor dem kleinen Dänemark zurückziehen, und die damals in der Begeisterung gegründete deutsche Flotte wurde meistbietend verkauft. Heute wird sein Wort in der ganzen Welt geachtet, ist sogar tonangebend, und Berlin ist sein Mittelpunkt, sein Herz geworden. Aus allen Gauen des engeren und weiteren Vaterlandes strömten der neuen Kaiserstadt Lebenskräfte zu, die im Vereine mit der derselben seit Jahrhunderten innewohnenden rastlosen Energie jenes schnelle Emporblühen möglich machten. Darum ist Berlin in seinem heutigen Aussehen eine moderne Stadt, und nur die letzten Jahrhunderte haben wesentliche Merkmale ihrer Thätigkeit zurücklassen können. Beginnen wir deshalb unsere Wanderung durch Berlin mit der Straße, welche seit längerer Zeit der Brennpunkt seines reichen politischen Lebens war und noch heute ist.

Die Straße „Unter den Linden“ ist von alters her der Stolz Berlins. Und doch, betritt ein Fremder etwa ihren mittleren Teil das erste Mal in den Vormittagsstunden, so wird er sich anfangs enttäuscht fühlen. Zwar ist die Straße 60 m breit und hat eine vierfache Reihe von Linden und Kastanien, die eine breite Promenade, Reit- und Fahrwege einschließen, aber es scheinen ihr Monumentalbauwerke zu fehlen, und auch der Verkehr zu dieser Tageszeit läßt nicht die Weltstadt ahnen. Anders aber wird das Bild um die Mittagszeit und in den Nachmittagsstunden, namentlich an Sonn- und Feiertagen, oder wenn kaiserliche Wagen eine Auffahrt bei Hofe melden und Fürsten und Gesandte in ihren Prunkwagen dem Schlosse zujagen. Von allen Seiten strömt dann das Volk aus den Nebenstraßen zusammen, in einem Nu sind die Bürgersteige, die Promenaden gefüllt, so daß man sich voller Verwunderung, woher plötzlich so viele Menschen kommen können, mitten im dichtesten Gedränge befindet. Ein großartiges Bild entfaltet aber die Straße, wenn sie sich an nationalen Ehrentagen im Festesglanze zeigt, wenn Thor und Häuser mit Fahnen und Kränzen geschmückt sind, wenn Ehrenpforten sich erheben und eine wogende Volksmenge jubelnd dem Einzug haltenden Herrscherpaare oder dem siegreich zurückkehren-

*) H. Albrecht.

den Heere ihre Glückwünsche entgegenbringt. So hielten 1864 hier ihren Einzug die Düppel- und Alsenstürmer und zwei Jahre später die aus Böhmen und vom Main heimkehrenden siegreichen Scharen. Die Krone solcher Einzüge war aber jener Ehrentag, als 1871 derselbe König, dessen Heere bei Düppel und Königgrätz gesiegt, umgeben von seinem Sohne, von Bismarck und Moltke, seine Hauptstadt als deutscher Kaiser wiedersah. Ein anderes Bild zeigte der 16. März des Jahres 1888. Statt mit bunten Fahnen war alles in Schwarz gehüllt, und ein Trauerzug bewegte sich vom Kaiserlichen Schlosse nach Westen hin zum Brandenburger Thore. Von demselben leuchtete weithin die Inschrift: Vale senex imperator! Damit sagte die trauernde Hauptstadt dem greisen Heldenkaiser das letzte Fahrewohl auf seinem Heimgange zur stillen Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg.

Das Brandenburger Thor schließt die Straße nach Westen und ist bis zur Spitze der Viktoria 26 m hoch. Erbaut ist es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorbilde der Propyläen in Athen. Späterhin wurde es durch eine offene Säulenhalle nach beiden Seiten hin erweitert. Es hat fünf Durchgänge, die durch dorische Säulen voneinander geschieden sind. Das Ganze krönt ein in Kupfer getriebenes, 6 m hohes Viergespann der Viktoria. Dasselbe hat auch schon seine Geschichte. Im Jahre 1807 schickte es Napoleon als Siegesbeute nach Paris, um dort einen Triumphbogen zu zieren. Mit Schmerz und Ingrimm im Herzen blickten damals alle Patrioten auf das seines Schmuckes beraubte Thor, namentlich der Turnvater Jahn, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Jugend durch Turnen zum Befreiungskampfe wehrhaft zu machen Als derselbe einst mit einem Knaben durch das Thor ging, da gab er ihm, wie man erzählt, eine sogenannte Jahnsche Dachtel, damit sich derselbe beim Anblick des Thores stets der Schmach des Vaterlandes erinnere. Seit 1814 prangt nun die Viktoria wieder auf dem Thore. Zur Erinnerung an jene Kriegszeit führt sie jetzt in der Spitze ihres adlergekrönten Stabes das Eiserne Kreuz. Durch das Brandenburger Thor fanden seitdem alle feierlichen Einzüge statt, und es ist somit eine wahrhafte Porta triumphalis geworden.

Treten wir durch eines der Portale, so haben wir die prächtigen Laubbäume des Tiergartens vor uns. Zur Rechten aber erhebt sich ein mächtiges Bauwerk, das mit seinen vier Ecktürmen und der vergoldeten Kuppel weit über die Kronen der Bäume hinausragt; es ist das neue Reichstagsgebäude. Je näher wir herantreten, desto gewaltiger werden seine Formen, desto riesenhafter die Säulen und Steinfiguren, die es ringsum schmücken. Wir stehen vor dem größten modernen deutschen Bauwerk, der vornehmsten Zierde der deutschen Kaiserstadt. Hervorgegangen aus der Einigung Deutschlands — die französische Kriegsentschädigung lieferte die Baugelder in Höhe von 30 Millionen Mark — ist es die Erfüllung und Verkörperung der deutschen Einheitsbestrebungen. Kaisertum und Reichstag sind an demselben Tage

geboren, und so grüßt uns denn von der Spitze der durchsichtig schlanken Laterne, die auf der majestätischen Kuppel des Reichstagsgebäudes thront, die weithin leuchtende, goldene Kaiserkrone.

Unser Titelbild zeigt die nach Westen gelegene Hauptfront des gewaltigen Bauwerks, dessen Grundfläche ein Rechteck von 131 m Länge und 88 m Breite bildet. Eine vor dieser Hauptfront sich hinziehende Rampe und eine 46stufige Freitreppe führen zu der von sechs Säulen getragenen Vorhalle. Treten wir näher, so grüßt uns über dem Mitteleingang als Symbol der Reichseinheit die Reitergestalt des heiligen Georg mit Reichsfahne und Schwert, der den Drachen der Zwietracht niedergeritten hat. Sein markiges Antlitz hat eine bleibende Bedeutung erhalten: es trägt die Züge des Alt-Reichskanzlers. Die mächtigen Säulen, womit alle Seiten des Hauses geschmückt sind, verleihen ihm durch ihre schlichte Schönheit ein ehrfurchtgebietendes Äußere. Erhöht wird dasselbe noch durch die vier gewaltigen Ecktürme, die den weiten Bau fest zusammenschließen. Sie gleichen den vier Königreichen Deutschlands, den Eckpfeilern des Kaisertums und umgeben wie Trabanten die goldstrahlende Kuppel, die Trägerin der Kaiserkrone. Zahlreiche Monumentalstandbilder, die das Leben des Volkes in seiner Kultur darstellen, Genien, Adler, Wappen und allerlei Steinschmuck verzieren Hauptgesimse und Attika, Säulen und Türme. Sie beleben die Steinmassen und weisen auf den Zweck und die Bedeutung des Hauses hin. So zeigt das Giebelfeld des Hauptportales das Reichswappen, bewacht von zwei Reckengestalten, die als Sinnbild des wehrhaften deutschen Reiches die friedlichen Gruppen der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbes beschützen. Und mitten auf der Plattform erhebt sich die in den Sattel gehobene Germania, geführt von den Genien des Krieges und Friedens.

Dem Äußeren entspricht das Innere. Betreten wir dasselbe durch das Südportal, so gelangen wir zunächst in eine langgestreckte Vorhalle, in der sich Architektur, Bildhauerei und Malerei zu einem Kunstwerk hoher Art vereinigt haben. Um anzudeuten, daß die Herrlichkeit des neuen Reiches aus ruhmvoller Vergangenheit emporsteigt, werden hier die Bronzestandbilder der acht wichtigsten Kaiser des Mittelalters, von Karl dem Großen bis Maximilian I., Aufstellung finden. Die Fenster zeigen Glasmalereien mit Motiven des neuen Reiches. Germania thront auf einem Festhügel, in fröhlicher Eintracht schließen ihre Kinder einen Reigen um sie, und alle umschlingt ein Band in den Reichsfarben. Das Fenster vor uns in der Nordwand, zu der eine breite Treppe emporführt, zeigt einen gewaltigen Reichsadler mit den Wappen der Bundesstaaten. Hier teilt sich die Treppe in zwei Arme, die zu den beiden Portalen Preußen und Bayern führen. Ersteres ist die Eingangsthür zu den Räumen des Bundesrats und des Reichskanzlers, durch letzteres gelangen wir in die Wandelhalle. Dieser etwa 100 m lange Monumentalraum durchzieht als Hauptverkehrsader das Haus in seiner ganzen Länge und erhebt sich in der imposanten Flachkuppel der Rotunde

zu einer Höhe von 24 m. Die Wandelhalle ist einzig in ihrer Art und hat in ihrer ganzen Anlage, sowie in ihrem reichen Skulpturen- und Reliefschmuck etwas Erhabenes und Erhebendes. Ihr Zweck ist ein doppelter; sie soll den Abgeordneten als Erholungsstätte und bei nationalen Festlichkeiten als Repräsentations- und Festraum dienen. So fand hier am 5. Dezember 1894 nach zehnjähriger, angestrengtester Bauthätigkeit die Schlußsteinlegung statt, wobei Kaiser Wilhelm II. mit den Worten „Pro gloria et patria" den ersten Hammerschlag führte. Über dem Schlußstein wird das Standbild des Begründers des Reiches und des Reichstagsgebäudes seine Aufstellung finden. An der Westseite der Wandelhalle, dem Königsplatze zu, liegen die Erfrischungsräume für die Abgeordneten, sowie der Lese- und der Schreibsaal. Ihre Ausstattung ist eine höchst würdevolle. Die Täfelungen der Wände und Decken, die Holzskulpturen, die Malereien und die mit reichem Schnitzwerk verzierten Möbel sind Musterleistungen deutscher Kunst. Trotz ihrer großen Ausdehnung und ihrer vornehmen Pracht machen die Säle doch einen wohnlichen Eindruck, und in den Malereien der Erfrischungsräume verkörpert sich der feuchtfröhliche Zug des germanischen Naturells in humorvollster Weise.

Auf der anderen Seite der Wandelhalle gelangen wir zum großen Sitzungssaale, dem Mittelpunkt des ganzen Hauses. Seine Ausdehnungen sind möglichst knapp gehalten, um sie der Tragfähigkeit der menschlichen Stimme anzupassen, bieten aber doch für die 448 Plätze der Abgeordneten und des Bundesrates und für die hochragende Präsidententribüne hinreichenden Raum. Seine Akustik ist eine vortreffliche. Da Holz die beste Resonanz für den Ton ist, so sind alle Wände mit Eichenholz bekleidet, desgleichen sind Tribünen und Skulpturen aus deutschem Kernholz gefertigt. Die Zuhörertribünen bieten für 360 Personen Platz, an die Hofloge schließen sich zwei Kaiserliche Salons an, die mit höfischer Pracht ausgestattet sind. Die Möbel in denselben sind aus kostbarem Neu-Guineaholz aus den deutschen Koloniecen gefertigt. Das Licht fällt von oben durch die matte Glasdecke in den Saal, über den sich die 75 m hohe lichtspendende Kuppel erhebt und so schon äußerlich andeutet, daß hier der vornehmste Raum des Hauses, ja der wichtigste im ganzen deutschen Reiche zu finden ist. Auch die übrigen Räume für den gesamten Geschäftsgang des Reichstages und seine vielverzweigte Verwaltung zeigen überall bei zweckentsprechender Ausstattung würdevolle Schönheit in Anlage und Ausführung. So verkörpert das Haus die höchste Leistungsfähigkeit der Kunst unserer Zeit, und sein Baumeister Wallot hat darin zugleich sich ein dauerndes Denkmal seines genialen Geistes gesetzt.

Vor dem Reichstagsgebäude steht mitten auf dem prächtigen Königsplatze, umgeben von entzückenden gärtnerischen Anlagen die weithin sichtbare, 61 m hohe Siegessäule mit der Borussia. „Das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere," so lautet die Inschrift der Säule, die an Massigkeit alle

ähnlichen Denkmäler übertrifft. Ihr Grundstein wurde 1865 nach dem dänischen Kriege zu dessen Gedächtnis gelegt. Da machten die Ereignisse von 1866 eine Erweiterung des Planes notwendig, den die Siege von 1870—71 abermals änderten. Jetzt schmücken den quadratischen Unterbau vier Bronzereliefs, die sich auf jene drei Kriege und auf den Einzug von 1871 beziehen; den Sockel der Säule umgiebt eine kreisrunde, mit einem Mosaikgemälde geschmückte offene Halle. Darauf folgt der 20 m hohe Säulenschaft, der von drei Reihen vergoldeter dänischer, österreichischer und französischer Geschützrohre umgürtet ist. Auf der Säule steht die 8 m hohe vergoldete Borussia vom Bildhauer Drake, rechts den Lorbeerkranz, links das mit dem eisernen Kreuze geschmückte Feldzeichen haltend. Sie steht zu der Gesamthöhe des Monuments in einem solchen Verhältnis, daß sie als der Hauptteil des Ganzen erscheint.

Kehren wir nun durch das Brandenburger Thor zur Straße „Unter den Linden" zurück und durchschreiten wir dieselbe nach Osten hin, so erblicken wir neben Privatgebäuden mit den herrlichsten Geschäftsläden stattliche Paläste, die teils von Vornehmen des Reiches und ausländischen Gesandten bewohnt, teils Dienstgebäude preußischer Ministerien sind. Der Glanzpunkt der Straße ist aber der östliche Teil. Hier fesselt zunächst das 13 m hohe Reiterstandbild Friedrichs II. unsere Blicke, das größte und populärste Meisterwerk des berühmten Bildhauers Rauch. Ein stolz dahinschreitendes Roß trägt den großen König im Krönungsmantel mit Dreimaster und Krückstock. Der Sockel hat drei Abteilungen. In der obersten sind allegorische Reliefdarstellungen der hervorragendsten Tugenden dieses wahrhaft großen Mannes: Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung, sowie Darstellungen aus seinem thatenreichen Leben. Die mittlere Gruppe zeigt an den vier Ecken die Reitergestalten vom Prinzen Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig, von Zieten und Seydlitz, dazwischen lebensvolle Figuren anderer Generäle und berühmter Zeitgenossen wie Lessing und Kant. Die untere Abteilung enthält 74 Namen hervorragender Männer jener Zeit.

Neben dem Denkmal steht ein Palais, das einst Kaiser Wilhelm I. bewohnte. Sobald damals die auf dem Palais wehende Purpurstandarte seine Anwesenheit anzeigte, sah man täglich zur Mittagszeit um das Denkmal dichtgedrängte Menschenmassen stehen. Wilhelm I. unterließ es nämlich nie, von dem historischen Eckfenster aus der um diese Zeit hier vorüberziehenden Wache zuzusehen und sich dabei der erwartungsvollen Menge zu zeigen, die ihn mit lauten Hochrufen begrüßte. Mancher Fremde hat von dieser Stelle aus das Bild des greisen Helden, in dessen Zügen sich Ernst und Leutseligkeit vereinigten, mit in die Heimat genommen.

Hier enden die Linden, und die freie Straße erhält die Namen: Platz am Opernhause und Platz am Zeughause. Zu beiden Seiten stehen hier hervorragende Gebäude: an der Südseite außer dem genannten Kaiserlichen

Digitized by Google

Palais mit der daran stoßenden Königlichen Bibliothek das Opernhaus und das Palais der Kaiserin Friedrich, früher Kronprinzliches Palais genannt, an der Nordseite die Akademie, die Universität, die Königswache und das Zeughaus. Alle diese Gebäude stehen nicht gedrängt nebeneinander, sondern sind durch Straßen, Plätze oder Baumanlagen, von denen die größte das Kastanienwäldchen heißt, voneinander getrennt. An der Straße selbst stehen die von Rauchs Meisterhand herrührenden Standbilder der Helden aus der Zeit der Freiheitskriege: Blüchers, Gneisenaus, Yorks, Bülows und Scharnhorsts, und den Opernhausplatz ziert jetzt das neuerrichtete Denkmal der Kaiserin Augusta, der Gemahlin Wilhelms I.

Das Zeughaus ist von dem prachtliebenden Könige Friedrich I. nach einem Plane des Baumeisters Nehring erbaut worden. Es gehört nicht nur zu den berühmtesten Bauwerken Berlins, sondern Europas überhaupt. Zwar hat der quadratförmige Bau, außer dem Erdgeschoß, nur ein Stockwerk, aber seine ganze Anlage ist künstlerisch, und seine Ornamentik ist reich und sinnig. Letztere rührt von dem genialen Bildhauer und Baumeister Schlüter her. So sind z. B. die Schlußsteine der Fensterbogen des Unterbaues an der Außenseite mit verschiedenartigen antiken Helmen, im Innern des Hofes mit Köpfen sterbender Krieger geschmückt. Letztere, die sogenannten Schlüterschen Masken, bringen durch den Ausdruck des Todeskampfes die Kehrseite kriegerischen Ruhmes und Glanzes zum beredten Ausdruck. Heute ist das Zeughaus kein Arsenal mehr, sondern ist durch Wilhelm I. in ein Waffenmuseum und in eine Ruhmeshalle für die Großthaten der brandenburgisch-preußischen Armee umgewandelt worden. Rechts vom Haupteingang ist im Erdgeschoß eine Geschützsammlung, die ein lehrreiches Bild von der Entwickelung des Geschützwesens giebt; links sind Modelle von Festungen und plastische Darstellungen von Schlachtfeldern aufgestellt. Im Obergeschoß befindet sich außer einer reichhaltigen Waffensammlung die Ruhmeshalle, die mit Wandgemälden, Standbildern preußischer Herrscher und Büsten berühmter Heerführer in reichster Weise geschmückt ist.

Wir betreten jetzt die Schloßbrücke. Dieselbe führt über einen Spreearm, der mit der Spree den ältesten Teil Köllns, der Schwesterstadt des alten Berlin, und den Lustgarten mit seinen ihn umgebenden Gebäuden einschließt. Die Brücke ist mit acht Marmorgruppen geschmückt, welche das Leben des Kriegers darstellen. Pallas unterrichtet den Jüngling in den Waffen, Nike krönt den Sieger, und Iris führt den gefallenen Sieger zum Olymp. Vor uns liegt der Lustgarten mit dem mächtigen Kaiserlichen Schloß zur Rechten und dem Alten Museum zur Linken. Er war noch zur Zeit des Großen Kurfürsten ein wüster Buschfleck, bis ihn dieser Fürst in einen Lust- und Gemüsegarten umwandelte. Seine Gemahlin Dorothea war es auch, welche die Straße „Unter den Linden" anlegte. Wohl konnte sie nicht ahnen, als sie selbst die erste Linde pflanzte, daß diese Straße einst die erste der Hauptstadt werden würde. Unter dem Soldatenkönige Friedrich

Wilhelm I. wurde der Lustgarten ein Exerzierplatz, jetzt ist er ein mit Bäumen, Sträuchern, Rasenplätzen und Springbrunnen geschmückter öffentlicher Platz. In seiner Mitte erhebt sich das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm III., das Wilhelm I. seinem Vater setzen und bei der Siegesfeier am 16. Juni 1871 enthüllen ließ.

Zwischen dem Kaiserlichen Schloß und dem Alten Museum erhebt sich jetzt ein mächtiges Baugerüst. Dort stand bis 1893 der alte Dom, der, von Friedrich dem Großen erbaut, sich für die Jetztzeit zu klein erwies. An seiner Stelle wird jetzt ein neuer, den Anforderungen der heutigen Kaiserstadt entsprechender Dom erbaut. Sein Inneres wird drei Teile erhalten: in der Mitte eine Predigtkirche mit einer 100 m hohen Kuppel, an der Südseite eine Kirche für Taufen und Trauungen und an der Nordseite eine Grabkirche mit einer Totengruft für die Gebeine der hohenzollernschen Fürsten.

Auf dem Schlosse weht die stolze Kaiserflagge und zeigt uns an, daß Wilhelm II. darin Wohnung genommen. Dasselbe hat einen bedeutenden Umfang. Es bildet ein Rechteck von 192 m Länge und 117 m Breite, hat zwei Höfe und erhebt sich in vier Geschossen 30 m, in der Kuppel bis zu 70 m hoch. Vier Jahrhunderte haben daran gebaut. Der älteste Teil ist der an der Spree gelegene, altersgraue Bau, der Rest der von Friedrich II. dem Eisenzahn 1442—51 erbauten Burg. Seinem Vater hatte die Stadt Berlin anfangs noch die Thore verschlossen. Er aber öffnete dieselben mit Gewalt und erbaute sich trotz des heftigsten Widerstandes der Bürgerschaft zwischen den beiden Städten Berlin und Kölln eine Burg. Seitdem wohnten die Kurfürsten in Berlin und machten es zur Residenz- und Landeshauptstadt. Bald aber genügte ihnen die finstere Burg nicht mehr als Wohnsitz, und so entstand durch Um- und Anbauten ein wirkliches Schloß. Seine heutige Gestalt ist im wesentlichen ein Werk des bereits genannten Schlüter, der unter dem Könige Friedrich I. die bisherigen, ungleichartigen Teile zu einem Ganzen verband und namentlich die herrliche, dem Schloßplatz zugewandte Südfront baute. Von den 700 Zimmern des weiten Schlosses ist das berühmteste der Weiße Saal, der bei allen im Schloß stattfindenden großen Staatsfeierlichkeiten benutzt wird. Er ist mit vielen Statuen und Gemälden geschmückt und steht durch ein Treppenhaus mit der ebenfalls reich geschmückten Schloßkapelle in Verbindung, die an 700 Personen faßt.

Eine besondere Zierde des Schlosses ist das Westportal, eine Nachbildung des herrlichen Triumphbogens des Septimius Severus in Rom, über das sich eine majestätische Kuppel erhebt, die dem Königsbau erst den rechten harmonischen Abschluß giebt. Dieses Westportal wurde bisher von der Schloßfreiheit, einer schmalen, altmodischen, hart an dem oben genannten Spreearm gelegenen Häuserreihe, teilweise verdeckt. Als der Große Kurfürst sie vor 200 Jahren erbauen ließ, war sie eine Zierde der Stadt. Heute

ist sie mit einem Kostenaufwande von Millionen niedergerissen worden, um dem Verkehr freie Bahnen zu eröffnen und — um einen Platz zu schaffen, auf dem das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Aufstellung finden soll. Dieses Denkmal wird das größte Berlins werden. Der Entwurf zeigt den siegreichen Herrscher auf hohem Roß, das von einem Friedensengel geführt wird, in ernster und würdevoller Haltung, das Antlitz dem Schlosse zugewandt. Den Sockel des 21 m hohen Reiterstandbildes zieren vier Siegesgöttinnen, und auf dem Unterbau ruhen vier gewaltige Löwen. Im Hintergrunde zieht sich eine halbkreisförmige Säulenhalle hin, die mit den Standbildern deutscher Fürsten und Heerführer geschmückt werden soll. Der Schöpfer dieses großartigen Denkmals ist der Bildhauer Begas, von dem auch der Schloßbrunnen herrührt, der, ein Geschenk der Stadt Berlin an Kaiser Wilhelm II., auf dem Schloßplatz Aufstellung gefunden hat. Inmitten der mächtigen Wasserstrahlen, die aus den Mäulern von Seetieren hervorspritzen, thront, umgeben von Centauren und Tritonen, auf hohem Felsen der Meergott Neptun, seinen Dreizack auf den Schultern tragend, während zu seinen Füßen — auf der Brüstung des Beckens — Urnen haltende Frauengestalten sitzen.

Vom Schloßplatz führt die Kurfürstenbrücke über die eigentliche Spree in das alte Berlin. Auf ihr hat das unsterbliche Werk Schlüters, das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, seinen Platz. Man hält es für das bedeutendste Werk aus der Zeit der Spätrenaissance. Es ist in seinen Größenverhältnissen vortrefflich auf die Umgebung berechnet und stellt den siegreichen Helden in ruhiger Majestät dar. In der Hand hält er den Feldherrnstab, und das kühne Auge wendet sich dem Schlosse zu. Erst seit Errichtung dieses Denkmals führt die Brücke ihren jetzigen Namen. Früher hieß sie Lange Brücke und mit Recht, denn damals floß die Spree in viel breiterem Bette dahin als heut. Erst nach und nach wurde sie auf ihre jetzigen Ufer beschränkt. Hier liegen die Anfänge Berlins, das aus einem Fischerdorfe sich zur Kaiserstadt entwickelte. Unwillkürlich steigen deshalb an dieser Stelle die Bilder der Vergangenheit in uns auf und veranlassen uns zu einem kurzen Rückblick in die Geschichte Berlins.

Vor etwa 700 Jahren lag auf der Insel, welche wir soeben verlassen haben, das wendische Fischerdorf Kölln und auf dem vor uns liegenden rechten Spree-Ufer das wahrscheinlich von deutschen Ansiedlern gegründete Dorf Berlin. Hier war dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute, dort dem Petrus, dem Schutzpatron der Fischer, ein Gotteshaus erbaut. Die älteste Überbrückung, welche beide Dörfer verband, war der Mühlendamm, bestehend aus einem Pfahldamm und einer Pfahlbrücke mit einem Wasserdurchlaß zum Treiben von Kornmühlen. Auch dieser älteste Zeuge der wendischen Pfahlbauten ist in unsern Tagen dem Abbruche verfallen. Die uralten, mit Laubengängen versehenen Häuser, die über dem Wasser auf Pfahlrosten ruhten, sind verschwunden. Eine breite, mit den

Standbildern der anhaltinischen Markgrafen Albrecht des Bären und Waldemar geschmückte Brücke führt über den Strom, und eine großartige Schleuse vermittelt nunmehr wieder die Schiffahrt zwischen Ober- und Unterspree, die hier Jahrhunderte lang durch ein Wehr gehemmt war. Fleißig lagen die Bewohner von Kölln dem Fischfange ob, und Namen wie Köllnischer Fischmarkt und Fischerstraße stammen aus jener Zeit. In der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheint Berlin als Stadt, seit 1307 werden beide Orte von einem gemeinsamen Rate verwaltet, und an der inzwischen angelegten Langen Brücke wird ein gemeinsames Rathaus erbaut. In den Unruhen dieses Jahrhunderts wächst die Bedeutung des Ortes. Berlin wird das Haupt des märkischen Städtebundes und vertritt diesen bei der Hansa. Im Kampfe mit dem zweiten Hohenzoller verliert sie freilich diese fast reichsstädtische Selbständigkeit, wird aber dafür Residenz und später die Hauptstadt Preußens und Deutschlands.

Wie war es aber möglich, daß sich Berlin in dieser von Donau, Rhein und Elbe, den alten deutschen Kulturgegenden, so abgelegenen, wenig fruchtbaren, sogar wegen ihres Sandes verschrieenen Gegend, an einem mäßigen Zuflusse der Havel zur drittgrößten Stadt Europas entwickeln konnte? Es hat dies seinen guten Grund, und Berlin hat nur scheinbar eine ungünstige Lage. Zunächst liegt es an einer wichtigen Flußübergangsstelle. Hier treten nämlich die Hügel des Teltow und Barnim nahe an den Fluß, während nach Osten hin sich weite, in früheren Zeiten sumpfige Niederungen an Spree und Dahme ausbreiten und im Westen die Havel mit ihren vielen Seen und Niederungen den Übergang erschwert. Zwischen Oder und Elbe war Berlin somit der Schlüssel zu den nördlich und südlich von Spree und Havel gelegenen Landschaften. Dazu begünstigt noch heute die in ihrem Wasserreichtum gleichmäßige und nie versagende Spree den Verkehr, und durch die leicht hergestellten Kanalverbindungen mit Oder und Elbe wird Berlin innig mit Stettin und Hamburg und dadurch mit Ost- und Nordsee verbunden. Jetzt, nachdem das Deutschtum im Laufe der Jahrhunderte weiter nach Osten vorgedrungen ist, liegt Berlin auch ziemlich in der Mitte von Deutschland, nämlich gleich weit entfernt von Memel und Metz, von der See und dem deutschen Gebirgslande; desgleichen ist es der Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnnetzes geworden.

Von der Kurfürstenbrücke führt die Königstraße, eine Hauptpulsader des Verkehrs, durch das alte Berlin zum Alexanderplatz. Hier sind die Straßen teilweise noch eng und die Häuser schmal und niedrig. Von dem alten Berlin verschwindet indessen in unseren Tagen ein Stück nach dem andern. Ganze Häuserreihen werden niedergerissen, damit man neue Straßen anlegen oder alte, die dem hoch gesteigerten Verkehr nicht mehr genügen, erweitern kann. An Stelle der alten Häuser erheben sich vielfach moderne Prachtbauten. Licht und Luft dringt in die mittelalterlich engen Straßen, Häuser und Höfe, und den bedeutend erweiterten Neuen Markt schmückt jetzt

ein figurenreiches Denkmal des Reformators Dr. M. Luther. Das bedeutendste Gebäude dieses Stadtteiles ist das an einer Erweiterung der Königstraße gelegene, die ganze Nachbarschaft weit überragende Rathaus der Hauptstadt. Dasselbe ist 1861—69 an Stelle des alten, aber in bedeutend vergrößertem Maßstabe mit einem Kostenaufwande von 10 Millionen Mark erbaut worden. Es ist ein stattlicher Bau mit reicher ornamentaler Durchbildung und wird von einem gewaltigen Turme überragt, der bis zur Attika 74 m und bis zur Spitze der Fahnenstange, die seinen stumpfen Aufsatz krönt, 94 m hoch ist. Nach einer Besichtigung des reich geschmückten Festsaales mit dem bekannten Ölgemälde von Anton von Werner: der Europäische Friedenskongreß in Berlin 1878, steigen wir zur Plattform des Turmes hinauf, um von diesem Mittelpunkte aus einen Überblick über die Riesenstadt zu gewinnen.

Haben wir die 405 Stufen erstiegen und treten auf die Galerie hinaus, so entfaltet sich uns ein Panorama eigener Art. Wohin das Auge blickt, Häuser ohne Zahl und Ende, scheinbar ohne jegliche Ordnung durcheinander gestellt, von vielen Türmen, Kuppeln, Hallen und unzähligen Schornsteinen überragt. Letztere entsenden Wolken von Rauch, die ganze Stadtteile verhüllen, bis ein Windstoß sie auseinander treibt und heller Sonnenschein uns neue Häusermassen zeigt. Über sie hinweg schweift der Blick nach Westen bis zu den an der Havel sich hinziehenden Bergen des Grunewaldes und nach Südosten zu den Müggelbergen bei Köpenick; nach Nordosten allein erblicken wir am Horizonte freie Felder. Zu unseren Füßen, direkt in der Tiefe, können wir deutlich Straßen und Plätze unterscheiden. Wir verfolgen die Königstraße, die wir gekommen sind, bis zum Schloßplatz und sehen dann die Linden in ihrer ganzen Breite vor uns liegen. Deutlich erkennen wir hier jedes größere Gebäude, sogar den „alten Fritz". Hinter dem Brandenburger Thor dehnt sich der Tiergarten aus, aus dessen grünen Baumwipfeln der massige Bau des Reichstagsgebäudes mit seinem oberen Stockwerk, den Ecktürmen und der im Sonnenlicht goldig strahlenden Kuppel emporragt. Wie zierlich ist das Netz der Pferdebahnschienen in den Straßen zu unseren Füßen, die Wagen rollen so geräuschlos dahin, nur die Klingel tönt zu uns herauf, dazu eilen die kleinen Menschengestalten auf den Straßen unablässig auf und ab. Dort kommt eine Abteilung Soldaten um die Straßenecke; von ihrem strammen Schritt hören wir nichts, jedoch die Regimentsmusik spielt auch für uns in unserer luftigen Höhe. Da huscht plötzlich ein langer Eisenbahnzug aus dem Häusergewirr dicht neben uns auf einem Viadukte hervor, um bald darauf wieder zwischen den Häusern zu verschwinden; es ist die Stadtbahn. Nach Südosten entfaltet sich das breite Strombett der Spree, nicht weniger belebt wie die Straßen. Wohin wir blicken, ringsum ein rastloses, geschäftiges Leben. Zum Träumen ist hier kein Ort, mit mächtigem Schlage verkündet die neben uns hängende Glocke der Turmuhr den unerbittlichen Lauf der Stunden und mahnt zum Aufbruch.

Eine andere schöne Aussicht auf Berlin gewährt auch der Kreuzberg, die höchste Erhebung der Hügelkette, welche das Spreethal im Süden begrenzt. Ihm wollen wir deshalb heute auch noch einen Besuch abstatten. Auf ihm ließ Friedrich Wilhelm III. nach den Befreiungskämpfen „den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung" ein Nationaldenkmal in Form einer 20 m hohen gotischen Spitzsäule aus Eisen errichten. Als das Denkmal infolge von Neubauten allmählich verdeckt wurde, schraubte man es in die Höhe und setzte es auf einen 10 m hohen kastellartigen Unterbau. Nunmehr ist es wieder weithin sichtbar, und von seiner Plattform hat man namentlich über den Süden und Westen der Stadt eine umfassende Aussicht.

Den Nordabhang des Kreuzberges schmückt der neuangelegte Viktoriapark, der in kurzer Zeit mit Springbrunnen und Wasserfällen aus dem Sande hervorgezaubert wurde. Nach Süden hin dehnt sich eine weite, freie Hochebene aus: das Tempelhofer Feld, der große Übungs- und Paradeplatz der Berliner Garnison. Schon Friedrich der Große pflegte hier seine glänzenden Musterungen abzuhalten. Nicht weniger weltberühmt sind dieselben in neuester Zeit durch Kaiser Wilhelm I. geworden, der noch im höchsten Alter 3—4 Stunden im Sattel blieb und die langen Fronten des gesamten Gardekorps im Galopp auf- und niederritt. Auch in unseren Tagen ist die Kaiserparade ein großartiges militärisches Schauspiel, das Fremde und Einheimische in gleicher Weise anzieht. Gar bunt ist die Suite von Offizieren aus allen Ländern der Welt, die den Kaiser begleiten, und unabsehbar die Menge des Volkes, das zu Fuß, Pferd und Wagen herbeiströmt und von der Schutzmannschaft nur mit Mühe zurückgehalten werden kann; denn alles will nicht nur den strammen Paradeschritt der Soldaten, sondern auch den Kaiser und sein Gefolge sehen. Weder Staub, noch Sonnenbrand, noch Regenschauer können den echten Berliner abhalten, im dichtesten Gedränge stundenlang auszuhalten, bis sein Herzenswunsch erfüllt ist.

Der Kreuzberg hat auch einmal kriegerischen Zwecken gedient. Als Napoleon im Jahre 1813 zweimal den Versuch machte, Berlin wieder in seine Gewalt zu bekommen, hatte man hier in Eile Schanzen aufgeworfen, um die wehrlose Stadt so gut als möglich verteidigen zu können. Glücklicherweise wurden sie überflüssig, denn die preußischen Generäle Bülow und Tauentzien wollten lieber „ihre Knochen vor Berlin bleichen lassen", rückten den Franzosen entgegen und schlugen sie bei Großbeeren, zwei Meilen südlich von Berlin, und späterhin bei Dennewitz nochmals. Einmal war Berlin schon eine Festung und zwar zur Zeit des Großen Kurfürsten. Bald aber wurden die Wälle der aufblühenden Stadt zu enge, und große Vorstädte wuchsen über dieselben hinaus. Da ließ schon der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. die Festungswerke wieder schleifen.

Berlin sollte wie Sparta eine offene Stadt sein, und die Preußen sollten

an der Grenze des Landes Wacht halten und den Feind in dessen eigenem Lande aufsuchen. So dachten auch Friedrich der Große und Wilhelm I., und dieser Kriegführung verdankten sie ihre unvergleichlichen Erfolge.

b. Berlin als Industriestadt.

Bei einer weiteren Wanderung durch die Stadt wird uns das verschiedenartige Aussehen der einzelnen Stadtteile auffallen. Wenden wir uns vom Kreuzberge nach der vor dem ehemaligen Potsdamer Thore gelegenen Friedrichvorstadt und dem Schöneberger Viertel, dem sogenannten Westen, so befinden wir uns in einem der schönsten und vornehmsten Stadtteile. Hier wohnt zwischen dem botanischen, zoologischen und Tiergarten der reichere Teil der Bevölkerung, und namentlich am Rande des Tiergartens und in den auf diesen mündenden Straßen ist der Villenbau vorherrschend. Viele Straßen sind hier mit Bäumen bepflanzt, und die Villen, von denen einzelne wahre Zierden der neueren Berliner Baukunst sind, haben vielfach Vor- und Zwischengärten. Anders gestaltet sich das Bild im Osten und Norden. Statt der Villen herrschen hier 5—6 Stock hohe Mietskasernen vor, die Ausschmückung der Fassaden wird durch Schilder und weithin leuchtende Reklame-Inschriften ersetzt. Während die verschlossenen Villen des Westens oft wenig oder gar nicht bewohnt zu sein scheinen, sehen wir hier überall Geschäftsläden, alles steht dem Verkehr offen, und in den Hinter- und Quergebäuden, die sich häufig zu großartigen Fabrikanlagen ausdehnen, da wird gehämmert, gehobelt, gefeilt, da rasseln und schnurren die Maschinen von früher Morgenstunde bis spät in die Nacht; denn hier ist der Sitz der Berliner Industrie.

Wie die Bauart der Häuser, so ist auch die Bevölkerung eine verschiedenartige. Schon eine Fahrt im Pferdebahnwagen vom äußersten Westen durch das Zentrum nach dem Osten zeigt uns durch den Wechsel des mitreisenden Publikums deutlich diesen Unterschied. Dort, im sogenannten „Geheimratsviertel“, sehen wir uns von wohlgekleideten, gegen Bekannte und Unbekannte höflichen Menschen umgeben. Den wohlgepflegten Händen sieht man es an, daß sie nicht zu schwerer körperlicher Arbeit berufen sind, und so manches intelligente Gesicht verrät uns den Künstler, Gelehrten und hohen Beamten. Bald hat sich der Wagen gefüllt. Meistens herrschen Damen vor, nur bei Beginn und Schluß der Geschäfts- und Büreaustunden sind die Herren überwiegend. Im Zentrum der Stadt angelangt, ändert sich unsere Begleitung. Nur wenige fahren mit uns die ganze Strecke, und andere Fahrgäste steigen ein; jedoch ist hier nicht mehr solches Gedränge wie im Westen, dort wird mehr gefahren als hier. Arbeiter in Kittel und Bluse werden zahlreicher, halberwachsene Knaben und Mädchen kommen mit Paketen und Bündeln, Arbeiterinnen, die sich als Verkäuferin und Nähterin in der inneren Stadt ihren Lebensunterhalt verdienen, kehren

in die billigeren Vorstädte zurück. Stattliche Männer- und Frauengestalten sind hier weniger vertreten, Kleidung, Hände und Gesicht verkünden vielfach den Ernst und die Not des Lebens und die blasse Gesichtsfarbe das lange Verweilen in Fabrik und Verkaufsläden.

Die wichtigsten Zweige der Berliner Industrie sind: Fabrikation von Möbeln, Wäsche und Konfektionsartikeln, Färberei und Zeugdruckerei, Maschinenbau, chemische Industrie, der Pianofortebau, Fabrikation von wissenschaftlichen Instrumenten, Nähmaschinen 2c. Als Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnnetzes ist Berlin auch ein wichtiger Handelsplatz, namentlich für Getreide, Vieh, Spiritus und Wolle. Da das Vieh besonders aus Osten her eingeführt wird, so ist im äußersten Osten Berlins ein städtischer Zentral-Viehhof mit Schlachthäusern eingerichtet worden, der als die größte derartige Anlage des Kontinents gilt.

Der Mittelpunkt des Verkehrs und Handels liegt natürlich im Innern der Stadt, wo sich auch die Börse befindet. Hier sind die Wohnhäuser schon vielfach in Läden, Geschäfts- und Lagerräume umgewandelt worden, so daß viele Bewohner gezwungen sind, in die Vorstädte zu ziehen. Wer es kann, zieht auch noch weiter in die Vororte und Villenkolonieen, wo man Ruhe und frische Luft genießen kann. Ein Hauptsitz des Verkehrs, sowie Sammelpunkt der Fremden und der vornehmen Welt ist auch die südlich von den Linden gelegene Friedrichstadt. Es ist dies der regelmäßigste und gradlinigste Stadtteil, von Friedrich I. vor 200 Jahren angelegt. Er enthält die längste Straße Berlins, die Friedrichstraße. In ihr und namentlich in der sie quer durchschneidenden Leipziger Straße werden von Jahr zu Jahr mehr großartige Geschäftshäuser in künstlerischer Ausführung errichtet, so daß sich hier oft Palast an Palast reiht.

Unmittelbar vor dem Oranienburger Thore im Norden der Stadt bestand bis vor kurzem die weltbekannte Borsigsche Maschinenfabrik. Gegründet worden war dieselbe 1836 durch Borsig, der als armer Zimmermannssohn aus Breslau nach Berlin kam und sich durch Talent und Fleiß zu einem tüchtigen Maschinenbauer ausbildete. Vornehmlich wandte er sich dem Lokomotivenbau zu. Im Jahre 1841 wurde die erste Lokomotive fertig gestellt, 1873 bereits die 3000. Zwar starb der geniale Mann schon 1854 im rüstigsten Alter, aber sein Ruhm als erster Maschinenbauer Berlins und Lokomotivenkönig ist dauernd. Jetzt ist die Anstalt beseitigt, und Wohnhäuser sind an ihrer Stelle erbaut worden, nur die damit verbundene Eisengießerei und Maschinenbauanstalt in Moabit, einem westlichen Stadtteile Berlins, ist teilweise noch im Betrieb. Seitdem nämlich in den rheinischen und oberschlesischen Kohlen- und Eisenerzgegenden ähnliche Fabriken entstanden sind, hat die Großeisenindustrie Berlins wegen der durch die Entfernung verteuerten Rohmaterialien mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Berühmt ist auch die Königliche Porzellan-Manufaktur. Gegründet wurde diese Anstalt 1761 durch einen Privatmann, 1763 übernahm sie Friedrich

der Große für den Staat. Es gelang ihm, für dieselbe sehr geschickte Arbeiter und Künstler zu gewinnen, so daß die Fabrikate aus jener Glanzperiode der Fabrik wegen ihrer Formenschönheit und Malerei dem alten Meißner Porzellan gleichgestellt werden.

Auf dem ehemaligen Grundstück dieser Porzellan-Manufaktur erhebt sich jetzt nahe an der Königgrätzer Straße das Kunstgewerbe-Museum. Dieses Gebäude ist ein großartiger Monumentalbau, der auch äußerlich in allen seinen Teilen mit allem Schönen, was Plastik, Malerei und Architektur hervorbringen können, geschmückt ist. Es enthält eine Sammlung der verschiedensten Erzeugnisse des Kunstgewerbes und giebt ein umfassendes Bild von der Entwickelung desselben bei allen Kulturvölkern, älterer und neuerer Zeit. Verbunden ist mit dem Museum eine sehr zahlreich besuchte Unterrichtsabteilung im Zeichnen, Modellieren ꝛc. für Künstler und Kunsthandwerker.

Durch diese und ähnliche Unterrichtsanstalten sucht der Staat das lange vernachlässigte Kunsthandwerk zu heben, welche Bestrebungen auch schon Erfolg gehabt haben. Das bekannte Wort „billig und schlecht", das die deutsche Industrie 1876 auf der Weltausstellung zu Philadelphia hart tadelte, gilt nicht mehr. Das beweisen die späteren Erfolge der deutschen Industrie auf den internationalen Weltausstellungen, und was speziell die Berliner Industrie Vortreffliches zu leisten vermag, zeigte sich bereits auf der Berliner Industrieausstellung, die 1879 in dem am Lehrter Bahnhof gelegenen Ausstellungspark stattfand. „Sie hat gezeigt," sagt Friedel, ein gründlicher Kenner Berliner Verhältnisse, in seinem Buche über Berlin, „daß es kaum einen größeren Industriezweig in der zivilisierten Welt giebt, welcher nicht in Berlin vertreten wäre, und daß in einer ganzen Reihe von Gewerbszweigen Berlin den Vergleich mit keiner inländischen oder ausländischen Konkurrenz zu scheuen hat." „Diese eminente Kundgebung heimischen Gewerbfleißes und Kunsthandwerks hat gleichzeitig verraten, worin das treibende Element für den so außerordentlichen Aufschwung Berlins und dessen riesenhaftes Anwachsen liegt." Gegenwärtig rüstet sich die Geschäftswelt der Hauptstadt zu der großen Berliner Gewerbeausstellung, die 1896 in den weiten Parkanlagen bei Treptow an der Oberspree stattfinden wird.

c. Berlin als Pflegstätte der Kunst und Wissenschaft.

Berlin ist nicht nur eine Stadt der Kasernen und Fabriken, sondern auch eine Stadt der Schulen. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Volksschulunterrichte zugewendet. Zur Zeit hat die Reichshauptstadt 209 Volksschulen mit 3500 Lehrern und Lehrerinnen und etwa 185000 Schulkindern. Die Schulgebäude hierfür sind geräumig und hell und ausgestattet mit reichlichen Lehrmitteln, auch fehlt nirgends die Turnhalle, weder für Knaben noch für Mädchen. Daran schließen sich zahlreiche Fortbildungsschulen für

Jünglinge und Mädchen, desgleichen Fachschulen für alle Zweige des Handwerks. Von höheren Schulen für Knaben besitzt Berlin 17 Gymnasien, 8 Realgymnasien, 2 Oberrealschulen und 12 Realschulen.

Die Wissenschaft selbst findet in der Universität ihren Mittelpunkt. Dieselbe ist noch nicht alt. Das erste größere wissenschaftliche Institut in Berlin war die Akademie der Wissenschaften, vom Könige Friedrich I. auf Anregung seiner schönen und geistreichen Gemahlin Sophie Charlotte gestiftet. Erster Präsident derselben war der berühmte Philosoph Leibniz. Für die Musensöhne aber hielt man die Residenz mit ihren Zerstreuungen für keinen geeigneten Platz. Erst in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens, im Jahre 1807, beschloß man, in Berlin eine Universität zu gründen, um durch Erweckung und Förderung geistigen Lebens und Strebens die Wiedergeburt des so schwer gedemütigten Vaterlandes anzubahnen. Die Seele dieser Bestrebungen war der damalige Unterrichtsminister Wilhelm v. Humboldt. Ihm und seinem unsterblichen Bruder Alexander v. Humboldt sind jetzt im Vorgarten der Universität Marmordenkmäler gesetzt worden. Im Todesjahr der Königin Luise, 1810, wurde sie eröffnet. Bald mußten freilich die Hörsäle wieder geschlossen werden, denn 1813 drängten sich die Studenten zuerst als Freiwillige zu den Waffen, und 43 von ihnen starben den Tod fürs Vaterland. Seitdem wuchs die Anzahl der Hörer und Lehrer zusehends, und z. Z. zählt man mehr als 5000 immatrikulierte Studenten, im ganzen über 7000 Hörer, während die Zahl der Docenten auf 350 gestiegen ist. Eine Reihe höchst bedeutender Männer hat seitdem in Berlin gelebt, teils an der Universität, teils in wissenschaftlichen Vereinen oder privatim thätig. Außer den bereits erwähnten Gebrüdern Humboldt seien noch erwähnt: Fichte, der unter den Bajonetten der Franzosen seine zündenden „Reden an die deutsche Nation“ hielt, der Kanzelredner Schleiermacher, der große Geograph Karl Ritter, der Geschichtsschreiber Leopold v. Ranke, die allbekannten Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, die Philosophen Schelling und Hegel, der Physiker Helmholtz und der Jurist Rudolf Gneist. Von den z. Z. in Berlin lebenden Zierden der Wissenschaft seien nur erwähnt: die Altertumsforscher Mommsen und Curtius, der Physiologe du Bois-Reymond, der Arzt und Anthropologe Virchow.

Allgemeinen Bildungszwecken dienen die Museen. Das bekannteste derselben ist das Alte Museum am Lustgarten, bei seiner Eröffnung 1830 das Neue genannt. Sein Baumeister ist Schinkel. Trotzdem der durch die langen Kriege erschöpfte Staat damals nur geringe Mittel für allgemeine Bildungszwecke aufbringen konnte, verstand es der geniale Schinkel doch, Bauwerke von dauerndem, klassischem Werte herzustellen. Das Alte Museum ist, wie uns die Abbildung zeigt, ein stattliches Gebäude in griechischen Formen. Es hat eine offene Vorhalle, die von achtzehn mächtigen ionischen Säulen getragen wird und mit Wandgemälden geschmückt ist. Eine Freitreppe von 21 Stufen führt zu ihr hinauf. In der Mitte

Das Neue Museum in Berlin.

Digitized by Google

des Gebäudes ist eine Rotunde, über der sich der erhöhte Mittelbau mit vier kolossalen Gruppen aus Erz erhebt. Als Prachtstücke der Sammlung von Antiken gelten jetzt die Pergamenischen Skulpturen, welche vor einigen Jahren in Pergamon bei Nachgrabungen gefunden und hierher geschafft wurden. Da das Museum sich für die vielen Sammlungen bald nach seiner Erbauung als zu klein erwies, erbaute Friedrich Wilhelm IV. mit seinem Baumeister Stüler das hinter demselben gelegene Neue Museum. Auch für die im Alten Museum befindliche Gemäldegalerie, die sich durch Vollzähligkeit der Künstler der verschiedenen Schulen und Zeiten auszeichnet, wurde der Raum zu enge; deshalb erbaute Wilhelm I. in unmittelbarer Nähe beider Museen die Nationalgalerie. Sie ist zur Aufnahme moderner Kunstwerke bestimmt, und so enthält sie denn auch eine vortreffliche Auswahl von Gemälden Berliner Künstler, deren Zahl und Bedeutung nicht gering ist, wie die Namen Adolf Menzel, Steffeck, Meyerheim, Knaus, Begas, Richter, Bleibtreu, Anton v. Werner u. v. a. beweisen.

Von anderen Museen seien noch genannt: das Museum für Völkerkunde mit den Schliemannschen Sammlungen griechischer und trojanischer Altertümer, das Hohenzollernmuseum, eine Sammlung von persönlichen Erinnerungen an preußische Monarchen, das Märkische Provinzialmuseum mit Fundstücken aus der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit Berlins und der Mark Brandenburg und das Reichspostmuseum, das einen vortrefflichen Überblick über das Postwesen aller Zeiten und Völker bis auf die neueste Zeit giebt. Mit der Universität, der technischen und der landwirtschaftlichen Hochschule und mit der Bergakademie sind außerdem eine große Zahl wissenschaftlicher Institute und Sammlungen verbunden. So kann denn Berlin mit Recht als eine Stadt der Wissenschaft gelten, weshalb man es auch wohl Stadt der „Intelligenz“ nennt.

Reich ist Berlin auch an Theatern. Außer den beiden Königlichen, dem Opernhause und dem Schauspielhause, hat es deren zwanzig. Das Schauspielhaus steht auf dem Gendarmenmarkt und gewährt mit den beiden rechts und links von ihm stehenden Kirchen eines der schönsten Architekturbilder Berlins. Es ist ebenfalls eine Schöpfung Schinkels, bringt reine und edle Formen der Antike zur Geltung und ist doch dem Bedürfnis der Gegenwart angepaßt. In der Zeit von 1814—1835 galt das Berliner Theater als das vorzüglichste in Deutschland. Damals wirkten hier Ludwig Devrient, Deutschlands bedeutendster Charakterspieler, und die hochgefeierte Sängerin Henriette Sontag.

Bezüglich Kirchen fehlt es in Berlin zwar an Monumentalbauten aus alter Zeit, dafür hat man aber in unseren Tagen, besonders auf Anregung der Kaiserin Auguste Viktoria, eine große Anzahl neuer Kirchen, in gotischem und romanischem Baustile, darunter solche von hervorragender Schönheit, unter großem Kostenaufwande teils fertiggestellt, teils in Angriff genommen, so daß die Reichshauptstadt zu Anfange des neuen Jahrhunderts mit dem

bereits erwähnten neuen Dom an 130 Gotteshäuser aufweisen wird. Die größte der in letzter Zeit erbauten Kirchen ist die am 25jährigen Gedenktage der Schlacht von Sedan eingeweihte Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. An der Grenze des Berliner Westens, nahe am zoologischen Garten gelegen, in spätromanischem Stile erbaut, zieht sie mit ihrer weißen Tuffsteinverblendung schon von weitem die Blicke auf sich, vornehmlich heben sich ihre fünf hellschimmernden Türme, von denen der Hauptturm mit 113 m Höhe alle Türme Berlins überragt, bei blauem Himmel prachtvoll ab. Durch das weite Westportal gelangt man zunächst in eine Vorhalle, die Gedächtnishalle, deren Wandfläche allegorische Darstellungen aus dem Leben des Heldenkaisers von der schweren Prüfungszeit seiner Jugendjahre an bis zu der glorreichen Zeit seines Greisenalters erhalten werden. Der Glanzpunkt der eigentlichen Kirche ist der von einem hohen Triumphbogen eingerahmte Altarraum, dessen bunte Glasfenster Kunstwerke ersten Ranges sind. Die erste der fünf Glocken, die aus französischen Geschützrohren gegossen sind, ist mit ihrem Gewicht von 276 Centnern, nach der Kaiserglocke im Kölner Dom, die 500 Centner schwer ist, die größte in Deutschland.

d. Berliner Leben und Einrichtungen.

Infolge seines großartigen Aufschwunges übt Berlin jetzt mehr denn je eine gewaltige Anziehungskraft auf das In- und Ausland aus. Tausende von Fremden erscheinen hier alljährlich, um seine Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen oder um Handelsverbindungen anzuknüpfen, verbleiben auch wohl längere Zeit hier, um deutsche Kunst und Wissenschaft zu erlernen, und aber Tausende strömen aus dem Vaterlande herbei, um hier ihr Glück zu machen. Wer aber glaubt, mit leichter Mühe hier sein Brot oder gar Schätze zu verdienen, wird sich in den meisten Fällen bitter getäuscht fühlen. Das Leben der Großstadt ist teuer, und man muß schon ein reicher Mann sein, um hier ein behagliches Leben führen zu können. Wohl bietet Berlin Arbeit für jedes Geschlecht und Alter, für jeden Stand und Beruf, aber das Angebot von Kräften ist ebenfalls groß und meistens größer als die Nachfrage. Nur wer Fleiß und Ausdauer mit Thatkraft und Unternehmungslust verbindet, wird sich in dem rastlosen Treiben eine sichere Stellung zu erringen wissen und kann es in solchem Falle, wie zahlreiche Beispiele zeigen, sogar zu etwas Großem bringen. Mancher aber, der mit frohen Hoffnungen gekommen, fühlt sich bald bitter enttäuscht, und nicht wenige gehen in dem Strudel der Großstadt unter, fristen kümmerlich, ja erbärmlich ihr Leben, und die Wohnungsnot zwingt solche Verarmte zu einem Nomaden- und Straßenleben. Im Sommer nächtigen sie wohl im Freien, in Neubauten und Schuppen, bei Kälte aber suchen sie gern die Asyle für Obdachlose auf. Dieselben sind wie die durch die ganze

Stadt verbreiteten Sanitätswachen, welche während der Nacht bei plötzlichen Unglücks- und Erkrankungsfällen die erste ärztliche Hilfe leisten, durch bürgerlichen Gemeinsinn begründet worden. Aber auch Staat und Gemeinde sorgen für das Wohl der Bürger, insbesondere der Armen, auf die mannigfachste Weise. Dahin gehört die Errichtung zahlreicher Kranken- und Siechenhäuser, Hospitäler und Bäder. Daneben giebt es Kliniken jeder Art, Irrenheilanstalten, Waisenhäuser, Versorgungs- und Verpflegungsanstalten, deren Zahl und Ausdehnung auch durch Vermächtnisse und wohlthätige Spenden von Jahr zu Jahr wächst, die der Hauptstadt den Ehrentitel „Das wohlthätige Berlin" verschafft haben.

Sodann hat es sich die Stadtverwaltung angelegen sein lassen, für gutes Trinkwasser zu sorgen. Das im Spreethal gelegene ältere Berlin hat in geringer Tiefe Wasser. Als aber die angrenzenden Hügel bebaut wurden, da fand man oft bei sechzig und mehr Meter Tiefe kein oder nur schlechtes Wasser. Es hat diese Erscheinung darin ihren Grund, daß jene Hügel als Grundmoränen-Ablagerungen von Gletschern anzusehen sind, die in der Eiszeit das ganze Land bedeckten. Dazu wurde mit der Zeit das Wasser der inneren Stadt durch die immer zahlreicher werdenden Senkgruben verdorben, ja geradezu vergiftet. Deshalb wurde 1856 an der oberen Spree vor dem Stralauer Thore eine Wasserleitung mit Pumpstationen und Hebewerken angelegt. Als dieselbe späterhin nicht mehr ausreichte, wurde 1877 eine zweite am Tegler See, einer Ausbuchtung der Havel westlich von Berlin, gebaut, und in neuerer Zeit hat man bereits eine dritte an dem von der Spree durchflossenen Müggelsee, östlich von Berlin, angelegt.

Das größte Werk der städtischen Verwaltung in neuerer Zeit ist aber die Entwässerung der Stadt und die damit verbundene Anlage von Rieselfeldern. Früher bestand nur eine oberirdische Entwässerung durch Rinnsteine. Bei dem meist geringen Gefälle war dieselbe aber eine ungenügende und wurde in der heißen Jahreszeit auch durch ihre Ausdünstungen unangenehm.

In die Spree und damit weiter in die Havel alle Abwässerungen und Unratmassen zu leiten, war unmöglich, weil man sonst diese Flüsse in kurzer Zeit verpestet hätte. Da beschloß man denn, Berlin zu kanalisieren und nach außen hin zu entwässern. Begonnen wurde dies große Werk 1873, und 1888 hatte man für dasselbe bereits 71 Millionen Mark verausgabt. Zunächst wurden die Straßen, die in ihrer Gesamtlänge viele Meilen betragen, mit gewölbten Kanälen durchzogen. Diese Kanäle sind stellenweise so hoch und breit, daß vier Menschen darin aufrecht nebeneinander gehen können. Stundenlang kann man in ihnen unter der Erde entlanggehen, und man hört von dem Geräusch der Straße nur ab und zu über sich ein dumpfes Rollen der Lastwagen.

In diese Kanäle leitet man nun alle schmutzigen Gewässer und Ab-

fuhrstoffe und treibt sie dann von den Pumpstationen der einzelnen Radialsysteme mit Dampfkraft in Röhren weit von Berlin fort bis auf das platte Hochland der Umgegend. Dort sind von der Stadt weite Strecken Landes erworben und durch Anlage von unzähligen Gräben in Rieselfelder umgewandelt worden. Die bisher teilweise ganz sandigen Strecken entwickeln nach Zuführung der Abwässerungen eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Außer Gemüse wird massenhaftes Gras gewonnen. So helfen die Rieselfelder Berlin mit Gemüse und Milch versehen. Die zuerst angelegten Rieselfelder sind die von Osdorf und Friederikenhof südlich von Berlin in der Nähe des Schlachtfeldes von Großbeeren. Keine Stadt der Erde, selbst London nicht, besitzt eine solch großartige Kanalisationsanlage, die zu den größten Ingenieurbauten gerechnet werden kann.

Die Straßen Berlins zeichnen sich durch Sauberkeit und ein gutes Pflaster aus. Zu letzterem werden die Bausteine aus weiter Ferne, sogar aus dem Auslande herbeigeholt; in neuerer Zeit kommt auch vielfach geräuschloses Pflaster aus Asphalt zur Anwendung. Die Beleuchtung der Straßen geschieht noch meistens durch Gas, jedoch haben einige Hauptstraßen und Plätze bereits elektrisches Licht, das in Theatern und großen Geschäftsläden vorherrschend wird. Letzteres ist nicht zu verwundern, zählte doch Berlin einen Mann zu seinen Mitbürgern, der auf dem Gebiete der Elektrizität von internationaler Bedeutung war, den auch durch seine Telegraphenbauanstalt weltbekannten Werner Siemens.

Eine angenehme Abwechselung bei dem Gange durch die geräuschvollen Straßen mit ihren hohen Häusern bieten die wohlgepflegten öffentlichen Plätze. Sie sind wie der bereits erwähnte Lustgarten mit Rasenplätzen, Springbrunnen, Sträuchern und Bäumen versehen und mit Standbildern geschmückt. So zieren z. B. den Wilhelmsplatz die Helden der drei schlesischen Kriege, den Dönhoffplatz ein Standbild des Freiherrn vom Stein, das in sinniger Weise vor dem Abgeordnetenhause Aufstellung gefunden hat, und den Belle-Allianceplatz eine 19 m hohe Friedenssäule nebst verschiedenen Marmorgruppen. Um der zahlreichen Bevölkerung des Ostens einen geschützten Erholungsplatz und den Kindern Spielplätze zu verschaffen, ist daselbst ein bedeutender Park, der Friedrichshain, angelegt worden, im Norden zu gleichem Zwecke der Humboldthain. Auch am linken Spree-Ufer, bei Treptow, sind weite Parkanlagen mit Baumschulen und Spielplätzen. Die Krone der Berliner Parkanlagen ist aber der im Westen gelegene, $^3/_4$ Stunden lange und $^1/_4$ Stunde breite Tiergarten. Derselbe ist Eigentum des Herrscherhauses und diente früher als Jagdpark. Der erste König eröffnete ihn dem Publikum, spätere Könige schmückten ihn durch Anlagen und gaben ihm einen parkartigen Charakter.

Der Tiergarten ist für Berlin von unschätzbarer Bedeutung. Ein großer Teil der Stadt verdankt ihm ein gemäßigteres Klima und gesunde Luft; seine schattigen Alleen und Fußpfade sind früh und spät von Spazier-

gängern jeglicher Art belebt; zur Winterszeit herrscht auf den Eisflächen seiner Wasserläufe ein reges Leben, und seine Spielplätze sind das Entzücken der Jugend. Kaiser Wilhelm I. war auch so sehr auf die Erhaltung dieses Parkes bedacht, daß ohne seine Erlaubnis kein großer Baum entfernt werden durfte. Die Bürgerschaft hat dem Herrscherhause ihren Dank durch zwei schöne Denkmäler ausgedrückt, die es in dem Tiergarten aufstellen ließ. Es sind die Standbilder Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, die in Verbindung mit der in höchster Kunst ausgeführten gärtnerischen Ausschmückung der Umgebung eine Hauptzierde des Tiergartens und dadurch ein wahres Wallfahrtsziel für Einheimische und Fremde geworden sind. Von anderen Standbildern seien noch die Goethes und Lessings erwähnt, die in lauschigem Waldesgrün aufgestellt sind. An den Tiergarten stößt der zoologische Garten, der abgesehen von seiner wissenschaftlichen und belehrenden Bestimmung auch durch seine sorgfältig gepflegten Gartenanlagen und herrlichen Bauten einer der besuchtesten Vergnügungsorte Berlins geworden ist.

In dem alten Berlin war eine Feuersbrunst oft gefährlicher als Feindesnot, im neuen Berlin hat man eine solche nach Einrichtung der durch ihre vorzügliche Organisation und Ausrüstung weitbekannten Feuerwehr nicht mehr zu fürchten. Eine desto größere Gefahr droht aber nach der gewöhnlichen Meinung der Provinzialen dem Bürger durch Diebe und Mörder. Ängstlichen Gemütern gilt Berlin als Sodom und Gomorrha, wo täglich Mord und Totschlag vorkommen. Das machen aber nur die vielen Zeitungen, die in Berlin erscheinen, die jeden einzelnen Fall zur allgemeinen Kenntnis bringen und ihn nicht selten in ihrer Weise ausmalen. Selbstverständlich fehlt es unter den von allen Seiten herbeiströmenden Menschen nicht an verdächtigem und gefährlichem Gesindel; auch wird mancher durch Versuchung und Not des Lebens auf die Bahn des Lasters getrieben. Die Statistik lehrt aber, daß hier Leben und Eigentum verhältnismäßig ebenso sicher sind wie irgendwo in der Provinz.

Was der Erwerbsthätigkeit in einer Großstadt jedoch oft hemmend in den Weg tritt, das sind die weiten Entfernungen. Der Durchmesser Berlins beträgt etwa 10 km; da giebt es denn für Geschäftsleute und Beamte oft weite Wege. Aber man kann sich dieselben abkürzen, um sich vor zu großem Zeitverlust zu schützen. Ein Netz von Bahnen und Fahrgelegenheiten ist über die ganze Stadt ausgebreitet. Dazu gehören Droschken, Omnibusse, Pferdebahnen, Dampfstraßenbahnen und sogar Eisenbahnen. Von letzterer Art führt die sogenannte Ringbahn in weitem Bogen rings um die ganze Stadt. Die Stadtbahn geht sogar mitten durch Berlin und quer über die belebtesten Straßen hinweg. Auf einem 11 km langen gemauerten Viadukte durchschneidet sie die Stadt von Osten nach Westen und hat außer zwei massiven Brücken nicht weniger als vierundsechzig eiserne Überbrückungen von Straßen und Wasserläufen.

In dem alten Berlin hat die Stadtbahn ein große Veränderung hervorgebracht. Viele Häuser mußten abgerissen werden, andere wurden durchschnitten, Höfe und Werkstätten, Gärten und Lagerplätze, die sonst von den Straßen nicht gesehen werden konnten, wurden bloßgelegt. Ihre Baukosten betrugen zwar 75 Millionen Mark, aber die Vorteile, die sie dem Verkehre gewährt, sind auch außerordentlich. Von ihren vier Geleisen dienen zwei dem Stadt- und zwei dem Vorort- und Fernverkehr. Im Lokalverkehr gehen von früh bis spät beständig Züge auf und ab. Der Reisende hat hier beim Betreten des Bahnsteigs sein Billet vorzuzeigen und beim Verlassen desselben abzugeben. Es wird weder vor Abgang der Züge geläutet, noch werden die Stationen abgerufen, ein jeder hat sich seinen Platz selbst zu suchen, und er muß wissen, wo und wann er ein- und auszusteigen hat. Die fünf Hauptstationen dienen zugleich dem Fernverkehr. So kann man, von Petersburg mit der Ostbahn kommend, bis mitten in die Stadt hineinfahren oder auch unmittelbar seine Reise nach Metz und Paris fortsetzen. Ebenso kann man mitten in der Stadt für alle Bahnen, die mit der Stadtbahn in Verbindung stehen, Billets für ganz Deutschland bis ins Ausland erhalten.

Wie schon die Benutzung der Stadtbahn den Einzelnen zum Aufmerken und selbständigen Handeln zwingt, so auch das ganze öffentliche Leben der Großstadt. Schon die Kinder werden durch weite Schul- oder Botengänge oft zur selbständigen Benutzung von Fahrgelegenheit veranlaßt und müssen früh sich selbst vor Schaden und Unfall zu hüten suchen. Wer es eilig hat, bedarf in den belebten Straßen nicht geringer Geschicklichkeit und Gewandtheit, die auch dem Kutscher nicht fehlen darf, wenn er in dem Gewirr von Personen und Lastwagen jeglicher Art schnell vorwärts kommen will; denn schnell soll alles gehen, der Großstädter hat keine Zeit zu verlieren.

Dieses rastlose Treiben hat dem Charakter der Berliner eine gewisse Unruhe und Nervosität verliehen, die sich auch im gesellschaftlichen Leben zeigt. Auch sonst sagt man dem Berliner manche Eigenheit nach, in gutem und üblem Sinne. So behauptet man, daß er seine Herkunft nie verleugnen könne, sein Berlin über alles lobe, das Fremde unterschätze, rechthaberisch, ja anmaßend sei. Solche Urteile stammen aber oft von Kleinstädtern her, die nach Berlin kommen und sich von dem großstädtischen Leben abgestoßen fühlen. Hier wird eben der Einzelne mit seinen Ansichten nicht so geachtet wie daheim, wo sich alle kennen. Eine Eigenheit freilich hat der Berliner, die er nie verleugnet: er ist spottsüchtig, mit seiner Kritik schnell zur Hand und besitzt eine sogenannte Unverfrorenheit, die mitunter unangenehm werden kann. Mit dieser Neigung, sich über alles lustig zu machen, verbindet er einen angeborenen Witz, den man bei jung und alt, bei arm und reich, beim Eckensteher und im Palaste findet, und der selbst im Königshause glänzende Vertreter wie Friedrich Wilhelm IV hat.

Nie wird der echte Berliner um eine Antwort verlegen sein, er ist eben schlagfertig.

Woher stammt nun ein solch witziges, schlagfertiges Wesen bei einem Norddeutschen, den man sonst für ernst und bedächtig, ja schwerfällig zu halten gewohnt ist? Es ist diese Eigenheit aus der Entwickelung der Berliner Bevölkerung zu erklären. Unter dem Großen Kurfürsten fanden nach Aufhebung des Edikts von Nantes und nach der grausamen Verwüstung der Pfalz viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten und Pfälzer eine neue Heimat. Französische Refugiés bildeten in Berlin sogar eine eigene, sehr ansehnliche Kolonie, und noch heute findet man hier zahlreiche Nachkommen derselben. Sie sind mit der Zeit gute Preußen und echte Deutsche geworden. Damals brachten sie zum Dank für die Gastlichkeit der Hohenzollern eine langjährige Bildung, Kunstfleiß und Industrie in ihr neues Vaterland, und auch das gesellschaftliche Leben, sowie Sitte und Denkweise wurden durch sie in wohlthätiger Weise beeinflußt. Das schwerfällige norddeutsche Wesen wurde abgeschliffen und verfeinert. Sodann förderte die philosophische Königin Sophie Charlotte ästhetische und humanistische Bildung und den schöngeistigen Ton der Gesellschaft. Aus jener Zeit stammt das kritische Wesen und der freigeistige Ton der Berliner Bevölkerung, welche Eigenheit unter Friedrich dem Großen weitere Nahrung und Ausbildung erhielt.

Ist nun auch der Berliner schnell bereit, seine Kritik an alles, selbst an die höchsten Staatseinrichtungen zu legen, so ist er doch ein guter Patriot und seinem Königshause treu ergeben; sagt man ihm auch nach, nicht kirchlich genug zu sein, so übt er doch fleißig christliche Werke der Liebe und Barmherzigkeit, und seine Spottlust wird durch die stete Bereitwilligkeit zu helfen gut gemacht. Dabei ist er ein Freund der Geselligkeit und harmlosen Heiterkeit. Letztere Seiten seines Wesens zeigt er am reinsten bei Familienfesten und Ausflügen auf das Land.

Zum Schluß sei noch in Kürze von den Umgebungen Berlins die Rede. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, zu Anfange der Sommerferien auf einem Berliner Bahnhofe zu sein, der wird geglaubt haben, sich inmitten einer Völkerwanderung zu befinden, so groß ist zu dieser Zeit die Menge der Reiselustigen. Lange genug hat man auch schon von dem köstlichen Augenblicke gesprochen, wo man „aus der Straßen quetschender Enge" hinauseilen will in das Freie, auf die Berge, an die See. Es giebt dann wohl in ganz Deutschland keinen Kurort, keine Sommerfrische, wo nicht Berliner anzutreffen wären. Tausende sind verreist; aber noch mehr sind daheim geblieben. Sie müssen sich mit Spaziergängen in die Vororte begnügen. Ausflüge zu Fuß oder in wohlbepackten Kremsern ins Freie und in den grünen Wald oder mit der Bahn und dem Dampfschiffe in die weiteren Umgebungen Berlins gelten ihnen als Freudentage, die für Monate, ja für das ganze Jahr entschädigen müssen.

Die Vororte sind zum Teil schon ganz mit der Hauptstadt verwachsen und haben an dem riesigen Aufschwunge derselben selbst teilgenommen. So zählt Charlottenburg, das seine Entstehung der bereits erwähnten Königin Sophie Charlotte verdankt, die sich in dem hier gelegenen Dorfe Lietzow ein Schloß erbaute, bereits über 130000 Einwohner, Rixdorf und Schöneberg, übrigens zwei Dörfer, jedes über 60000. Im Charlottenburger Schloßgarten ist ein berühmtes Mausoleum. Eine dunkle Tannenallee führt uns zu dem tempelartigen Gebäude, der Grabstätte der Königin Luise und ihres Gemahls Friedrich Wilhelms III. Auf den Sarkophagen ruhen die Marmorfiguren des Königspaares, Kunstwerke von ergreifender Wirkung. Auch Kaiser Wilhelm I. hat auf seinen Wunsch hier mit seiner Gemahlin Augusta ewige Ruhe gefunden. Eine andere berühmte Grabstätte ist der Begräbnisplatz der Familie Humboldt mitten im Waldesgrün im Parke am Tegler See. Ein Haupttummelplatz für jung und alt ist die Hasenheide bei Rixdorf mit Volksgärten und allen nur erdenklichen Volksbelustigungen. Hier gründete Jahn 1811 den ersten Turnplatz Deutschlands, und hier ist ihm auch ein Denkmal eigner Art gesetzt worden. Seine lebenstreue Erzfigur steht auf einem Hügel von Felsblöcken, die, mit Inschriften versehen, von deutschen Turnvereinen aus der ganzen Welt zu diesem Zwecke gestiftet und hierher gesandt wurden.

Landschaftliche Schönheiten bieten in reicher Fülle die Ufer der Spree und Havel. Beide Flüsse sind hier von ansehnlicher Breite, so daß sich ein reger Dampfschiffahrtsverkehr auf ihnen entwickelt und auch der Wassersport zahlreiche Jünger findet. Auf dem über $^1/_2$ Meile langen und fast $^1/_2$ Meile breiten Müggelsee und dem von der Dahme, einem Nebenflusse der Spree, durchflossenen Langen See bei Grünau finden sogar großartige Ruder- und Segelregatten statt. Meilenweit sind die Ufer der Spree von parkartigen Anlagen, Villen, Vergnügungslokalen und Ortschaften besetzt. Dasselbe gilt von der Havel. Hier erstreckt sich auf dem östlichen Ufer zwischen Charlottenburg und Potsdam der Grunewald, der beliebteste Zufluchtsort für das erholungsbedürftige Berlin. Er ist ein großer Nadelholzforst mit zahlreichen Buchen und Eichen. Seine Hauptzierde sind neun Waldseen, die durch Schluchten und Thäler miteinander in Verbindung stehen. Seine westliche Hälfte ist bergig und gewährt auf die hier durchschnittlich 1500 m breite Havel reizende Fernsichten. In ihm wird Damwild gehalten; auch finden hier unter Teilnahme des Hofes Parforcejagden auf Wildschweine statt, die sogenannten Hubertusjagden. An den Grunewald schließt sich die großartige Villenkolonie Wannsee an. Von da ab beginnt das Gebiet von Potsdam, in landschaftlicher Beziehung der Perle der Mark Brandenburg. Dort finden wir alle Schönheiten einer märkischen Wald- und Wasserlandschaft, gehoben noch durch die Kunst der Menschen und reich an geschichtlichen Erinnerungen. Von allen Gipfeln der bewaldeten Anhöhen und an allen hervorragenden Punkten der Havelufer schauen

Schlösser, Türme und Kuppeln aus dem Grün hervor. In Potsdam hegte und drillte Friedrich Wilhelm I. seine langen Grenadiere, dort lebte der Große König und Philosoph von Sanssouci, Schloß Babelsberg war der Lieblingssitz Kaiser Wilhelms I., im Neuen Palais, wo zugleich seine Wiege stand, endete der stille Dulder Kaiser Friedrich III. sein edles Leben, und auch unser jetziger Kaiser Wilhelm II. weilt im Sommer mit seiner Familie daselbst. So ist Potsdam unlöslich mit dem Herrscherhause und der Reichshauptstadt verbunden.

Dritter Abschnitt.

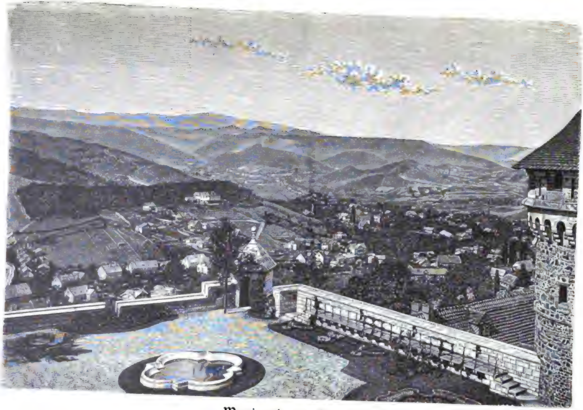
Im deutschen Mittelgebirge.

1. Bilder aus dem Harz. Brocken und Brockenfahrten. Eine Grubenfahrt zu Klausthal. — 2. Skizzen aus dem Waldleben des Oberharzes. a. Kulturmädchen. b. Der Köhler. c. Der Hirt. — 3. Das Riesengebirge. Die „Bauden" im Riesengebirge. Der Wiesenbau. — 4. Aus dem Böhmerwald. a. Der Urwald. b. Das Holz und seine Verwendung. c. Filze und Auen. — 5. Der Bergbau zu Freiberg im Erzgebirge.

1. Bilder aus dem Harz.*)

Da, wo er sich an seiner Nordostseite 900 m hoch aus der Ebene von Wernigerode und Ilsenburg erhebt, macht der im ganzen nur 1141 m hohe Brocken den Eindruck eines mächtigen Riesen, obschon er sonst unter den Bergen Deutschlands erst die sechste Stelle einnimmt. Wie im Spätsommer die Felder übersponnen werden von den Fäden der indischen Wanderspinne, so haben Sage und Dichtung über diesen Berg Norddeutschlands ihr Zaubernetz geworfen wie kaum über einen andern. Seine klassische Weihe hat er empfangen, als „krank im Herzen" und „in wunderbar dunkler Verwirrung der Gedanken" Goethe dem Treiben von Weimar entrann, um sich auf seiner Harzreise (1777) der Natur in ihrer schlichten Größe an die Brust zu werfen, zu Roß die Bergstädte des Harzes zu besuchen und mit dem Förster von Torfhaus am 11. Dezember den Aufstieg auf den Brocken zu wagen. „Ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen; Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel auf eins droben. Heiterer, herrlicher Anblick! Die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter!" Er hatte sich wiedergefunden, geistig und körperlich, und der Harz wurde ihm „ein kaltes Bad, das Einen aus einer körperlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem kräftigen Leben zusammenzieht." Er ist wiedergekommen, zwei-, ja vielleicht dreimal. Wie tief die Eindrücke dieser Bergnatur und dieses Lebens im Harze in seinem Gemüte hafteten, das zeigt am deutlichsten die Blocksberg-

*) Quelle: Joh. Meyer, Die Provinz Hannover. Hannover, C. Meyer. 1888.



Wernigerode am Harz.

Digitized by Google

szene im Faust, die uns nicht bloß die Festgenossen der Walpurgisnacht und die Sage vom Hexenspuk vorführt, sondern die auch in ihren Naturschilderungen eine solche Naturtreue offenbart, daß man die betreffenden Stellen auf die Höhlen und Klippen, die Stürme und Nebel des Harzes auch dann deuten würde, wenn nicht ausdrücklich von Brocken und Blocksberg, vom Harzgebirge, von Schierke und Elend, dem Ilsenstein und den Felsennasen die Rede wäre. Und wie einst Goethe wiederkehrte, angezogen durch den Reiz des scheinbar rauhen Berges, so auch heute zahlreiche Ritter vom Geist, die 25, 30, 50 und mehr Besteigungen ins Treffen führen können, und neben ihnen viele Fürstlichkeiten von Peter dem Großen an (25. Juli 1697) bis auf die preußischen Heldenkönige dieses Jahrhunderts und den geistvollen Prinzen, nachmaligen König Johann von Sachsen, und endlich die stetig wachsenden Massen der Touristen und Bergfexe, deren Zahl jährlich die 30000 übersteigt.

Mit seinem Fuße steht der Brocken in der Region der hohen ernsten Fichten, die sich, je höher wir hinaufkommen, um so mehr lichten; zwischen ihnen lagern die bunt umher gewürfelten Granitbrocken, mit einem Pelz von Moos und Flechten überzogen, vom Brom- und Himbeerstrauch umrankt, indes eine vereinzelte Fichte ihre Wurzeln wie Brecheisen oder ins Fleisch einschneidende Schnüre in die Spalten des Felsblockes preßt und da, wo der mit etwas Erde vermischte Granitgrus oder Hexensand eine dünne Schicht Fruchterde bildet, die Heidel- und Preißelbeere neben den Eriken mit ihren Ähren rosafarbiger Blütenglöckchen einen Überwurf für die Granitscherben bilden. Dieser Gürtel enthält zugleich die zahlreichen Viehhöfe, deren Herden — Vließträger und Milchvieh — sich durch Glockengeläut schon von weitem ankündigen. Höher hinauf ermattet die zeugende Urkraft; Bruchs und Moore decken die Gehänge, besonders das große Brockenfeld am Westfuße des Berges; die Torfgräber haben hier vergeblich versucht ihre schwarzen Ziegel zu dörren, da der Riese die Nebelkappe und Regenhaube zu oft und zu tief über die Ohren zieht; aber mag auch der Wanderer, der nur selten ein Forsthaus in dieser Einöde antrifft, schelten, wenn die trügerische Decke ihn nicht tragen will, die Moore behalten doch als immervolle Sammelbecken des Wassers ihren großen wirtschaftlichen Wert für den Oberharz. Und nun noch durch den Gürtel der Klippen und des Knieholzes, und wir sind oben. Schneidend aber peitscht der Wind uns um die Ohren!

Zerrissene Wolken umtanzen gespensterhaft die baumlose Kuppe, und Nebel wallen heran, so daß wir im Brockenbuche gar manches Kapitel aus den Klageliedern Jeremiä zu lesen bekommen, so z. B.:

Der Brocken ist ein harter Mann,
Ein finsterer Geselle,
Der nichts als nebeln, regnen kann,
Läßt's gar nicht werden helle.

Das Brockenhaus, in das wir eingetreten, hat den Wechsel des Schicksals in reichem Maße erfahren müssen, indem es seit 1736 gar oft durch Brandunglück zerstört wurde; der jetzige Aussichtsturm (15 m) steht seit 1854, das neue dreistöckige Haus seit dem Brande von 1859.

Am nächsten Morgen steckt der alte Herr ein freundlicheres Gesicht auf, eine Gnade, die nicht jedem Besucher widerfährt: wir haben einen schönen Sonnenaufgang. Seine Spitze ist in die Glut des Morgenrots getaucht, unten harrt die Welt noch im Dunkel. Da zeigt sich am Horizonte das feurige Gespann des Sonnengottes, und die ersten Strahlenbündel treffen die Kuppe des Brockens, dann die andern Gipfel in seiner Nähe: den Pesekenkopf, Scharfenstein, Meinekenberg, Sandthalskopf, Gebersberg, Rennekenberg, die Zeter- und Hohneklippen, den Erdbeerkopf, Arensklint, den Barenberg, die Winterberge, und wie alle die ehrwürdigen Häupter heißen mögen, die zur Brockengruppe im engern Sinne gehören. Sobald Helios' Wagen ganz über den Horizont herauf ist, eilen wir auf den 15 m hohen Aussichtsturm; denn der selten klare Sonnenaufgang, auf den andere Reisende oft tagelang umsonst warten, läßt uns hoffen, daß wir den Rundblick in seiner ganzen Großartigkeit genießen werden. Hat doch der frühere Brockenwirt Nehse in das Verzeichnis nicht weniger als 89 Städte und Flecken und 668 Dörfer eingetragen, die das bewaffnete Auge von hier aus beherrscht: vom Rhöngebirge bis zum Hagelsberg bei Brandenburg, oder vom Oschatzer Berg bis zur westfälischen Pforte, zwischen denen ein Abstand von je 250 km ist, und das Gesichtsfeld umfaßt mehr als den 200. Teil Europas.

Des Brockens lieblich-wilde Tochter ist die Ilse, die ihm — wie Minerva dem Göttervater — aus dem Haupte springt und hellklar in tief ausgewaschenem Granitbette zwischen Schwarzholzstämmen in tollkühnen Sätzen und Purzelbäumen hinabtänzelt, indem sie sich geschickt zwischen Granitblöcken von abenteuerlichen Gestalten hindurchwindet in einem der schönsten Thäler, die es giebt; auch aus der Felsschlucht des Taternlochs, in das sie keck hinabspringt, kommt sie heil heraus, lockt den Kellbach, die höchste Quelle des Harzes (880 m) an sich, der ihr die eisigen Wasser des Hexenbrunnens neckisch ins Gesicht spritzt, eilt durch das große Thor zwischen Ilsenstein und Westerberg und springt bei Ilsenburg (nur noch 210 m über Meer) aus der Enge in die Freiheit, in die blumigen Auen. Ein Blick vom Ilsensteine, auf dem ein eisernes Kreuz das Gedächtnis der in den Freiheitskriegen (1813/15) gefallenen Freunde des Grafen Anton zu Stolberg-Wernigerode ehrt, in den schauerlichen Abgrund, in dem unten der kleine lieblich-tolle Kobold, die Ilse, dahinjagt, indes gegenüber der Westerberg jäh aufragt, und nach Osten das herrliche Ilsenburg und eine zauberhaft schöne Landschaft mit zahllosen Dörfern und Teichen sich breitet, gehört zu dem Schönsten, was ein deutsches Gemüt erlaben kann. Kein Wunder, daß hier die Phantasie ihre Zauberfäden spann und der lieblichen Ilse Menschen-

gestalt und Leben verlieh. Wir geben am Fuße die Sage von der Prinzessin Ilse.*)

Gerade diesem keuschen Naturkinde des Brockens gegenüber will es uns nicht recht in den Sinn, daß der alte Herr dem zuchtlosen Treiben der Walpurgisnacht so ruhig zugeschaut haben soll. Und es bereitet uns Genugthuung, zu erfahren, daß er in seinem Bereich stets auf Zucht und gute

---

*) Die Sage lautet (nach Otmar) also: Vor tausend und mehreren Jahren, lange vorher, ehe auf den umliegenden Bergen Raubritter, die Hoymburg, die Lauenburg, Stecklenburg und die Wingenburg erbauten, war das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt, welche Heiden waren und Zauberer. Diese hatten ihre größte Lust an Raub und Gewaltthat. Fehlte es ihnen an Waffen, so rissen sie die nächste sechzigjährige Eiche aus und fochten mit ihr. Was sich ihnen entgegenstellte, schlugen sie mit ihren Keulen nieder, und die Weiber, die ihnen gefielen, schleppten sie mit sich fort, auf daß sie ihnen dienten bei Tag und Nacht.

In dem Böheimer Walde hausete zu der Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark, der Schrecken des ganzen Landes. Vor ihm beugten sich alle Riesen in Böheim und Franken. Aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma, vermochte er nicht zur Liebe zu zwingen, und hier half ihm weder Stärke noch List, denn sie stand mit mächtigen Geistern im Bunde. — Einst ersah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe, und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren in Minuten übersprang; er schwur bei allen Geistern der Hölle, diesmal Emma zu fangen oder zu sterben. Schneller als ein Habicht fliegt, sprengte er heran. Und fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind so nahe war. Doch als sie ihn, nur noch zwei Meilen von ihr entfernt, ersahe und ihn an den Thorflügeln eines zerstörten Städtleins, die ihm zum Schilde dienten, erkannte, da schwenkte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß, von dem Hufschlage getroffen, die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So floh sie durch das Thüringerland und kam an die Grenze des Harzes. Oft hörte sie, einige Minuten hinter sich, das Schnauben von Bohdos Roß, und spornte dann den unermüdlichen Zelter zu neuen Sprüngen an.

Jetzt stand ihr Roß, ein wenig verschnaufend, auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufels-Tanzplatz heißt. Angstvoll blickte Emma, zitternd schauete ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als 300 m ging senkrecht wie ein Turm die Felsenmauer herab zum grausigen Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stromes, der hier in einem furchtbaren Wirbel sich dreht. Der entgegenstehende Fels auf der anderen Seite war weit und steil, doch als sie das Schnauben von Bohdos furchtbarem Roß ganz nahe hinter sich hörte, rief sie die Geister ihrer Väter um Hilfe an, und ohne sich noch länger zu besinnen, drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten.

Und siehe, das Roß sprang! Es sprang über den tiefen Abgrund hinweg, erreichte glücklich die spitze Klippe, und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze das ganze Land erhellten. — Das ist jener Roßtrapp. Die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen konnte sie ganz verwaschen.

Emma war gerettet! Doch die zentnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprunges von ihrem Kopfe in die Tiefe. Bohdo, der bloß auf Emma schauete und nicht den Abgrund sah, sprang mit seinem Streitroß der Fliehenden nach und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er den Namen gab.

Sitte gehalten, und daß man ihm mit jener Lokalisierung des Hexensabbathes auf seinem Haupte schweres Unrecht zufügt. Wohl ist richtig, daß in der Zeit, wo Karl der Große im Lande der Sachsen mit Feuer und Schwert dem Wotansglauben zu Leibe ging, sich viele Umwohner in die Thäler des Harzes flüchteten, um heimlich den alten Göttern der Heimat weiter zu dienen; aber erst die Zeit der Hexenprozesse hat die Besuche des Herrn von Natas und seiner Besen- und Ofengabelreiter hierher verlegt, weil sie von der Annahme ausging, daß die Hexen nach Plätzen führen, wo vor alters Gericht gehalten wurde oder Opfer geschahen. Und während die Kirche in früherer Zeit die leibhaftige Beteiligung von Frauen an der Versammlung der Unholden als Aberglauben, als Abfall vom echten Christenglauben („das sint alder wibe troume") bezeichnete, ja während früher als Plätze für jenes Stelldichein am allerwenigsten Berge auf deutschem Boden genannt werden, wird seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Brocken die Hauptherberge aller Nachtfahrer. Sehr auffällig bleibt nun aber die Thatsache, daß in keinem Hexenprozesse der Grafschaft Wernigerode von einer Ausfahrt auf den Brocken die Rede ist, ja daß gerade von den Umwohnern der Brockengegend diese Annahme als „alder wibe troume" frühzeitig verlacht wurde, daß auch heute der Name „Blocksberg" in der Nähe des Harzes nicht gebraucht wird,*) daß aber überall da, wo ehemals Slawen wohnten in Norddeutschland: in allen Gestadeländern des baltischen Meeres von Ostpreußen bis Schleswig-Holstein, eine ganze Reihe von Blocksbergen vorkommt, die in ihrer Umgebung als ehemalige Opferstätten und Stelldichein-Plätze der Unholden galten. Im Slawischen hat man auch für Block und Götze dasselbe Wort (balwan), und es bedeutet demnach Blocksberg soviel als Götzenberg. Also die Verlegung der Greuel der Walpurgisnacht auf den gutdeutschen Brocken beruht auf einem Irrtum.

Die letztere Bezeichnung „Brocken" mag zusammenhängen entweder mit brechen — da alle seine Gehänge und besonders das Brockenfeld mit Bruchstücken des Granitfelsens und Granitgrus bedeckt sind — oder noch richtiger mit Braken, um so mehr, als dieser Name der älteste ist und ein schwer zugängliches Dickicht bezeichnet; war er doch bis ins 16. Jahrhundert hinein zufolge seiner Bruchs, Sümpfe und Urwälder eine natürliche Schanze, die erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab (die Zahl der Besucher betrug 1753: 138) Reisende anlockte, nachdem 1743 Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode die ersten Fahrstraßen von Wernigerode und Ilsenburg anlegen ließ.

Möge der Leser im folgenden an der Hand eines Augenzeugen im Geiste sich an zwei Brockenfahrten beteiligen:

---

*) Der Sachse v. Rohr berichtet in seinen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes" 1739: „Die sich in seiner Nachbarschaft befinden, nennen ihn Brocken."

a) Brockenfahrt im Sommer.

„Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wieder erzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. In meinen Augenwimpern flimmerten Perlen wie in den Gräsern des Thales. Morgentau der Liebe feuchtete meine Wangen; die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich voneinander, bewegten sich herauf und herab gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlicher, blonder junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuße ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Stundenweit ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald umfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Ehrfurcht hege. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersät, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, übereinander und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Genossen im zahmen Forstboden des flachen Landes. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute ein Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu töten. Solch ein Tier war barmherziger als die Menschen und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebst schossen die goldenen Lichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel! Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben herabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar; die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute; die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen; wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen; sie strecken nach uns aus die breiten, drollig gezackten Blätter; spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen; die sinnigen Kräutlein erzählen sich Märchen; es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig — ach, daß er so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinaufsteigt, um so kürzer, zwerghafter werden die Tannen; sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rotbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht; in der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken, und besonders an die große, mythische deutsche Nationaltragödie von Doktor Faust. — Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

b) Brockenfahrt im Winter.

Über Schierke wurde der Aufstieg in Begleitung des liebenswürdigen Brockenwirtes durch das Eckerloch gewählt. Munter ging's bergan, bald verschwand der eine, bald der andere zur Hälfte in harmlosen Vertiefungen, zwischen Granitblöcken, welche der trügerische Schnee verdeckte — eine kleine, die Fröhlichkeit nur erhöhende Abwechselung für den, welcher mit guten Gamaschen versehen ist. Auf der Chaussee angelangt, fanden wir mäßigen, meist durch Tauen und Wiederfrieren eisharten Schnee vor, welcher außer seiner Glätte das Fortkommen nicht erheblich erschwerte. Der im Thale schwache West war in einen rauhen Nordwest übergegangen, welcher uns schon beim Aufstieg mehrfach seine eindringlichsten Grüße von oben herabsandte. Wir fanden oben nur 1° Kälte, aber die wenig erfreuliche Aussicht auf

mehr und — das Schlimmste von allem — auf einen handfesten Schneesturm. Versuche, welche nach der ersten Erholungspause angestellt wurden, das Dach zu betreten, lehrten, daß dasselbe eine spiegelglatte, eisbedeckte Fläche war, auf welcher es bei Windstille kaum möglich gewesen wäre, festen Fuß zu fassen, viel weniger bei dem in immer steiferen Böen wehenden West. Also abwarten!

Auch das Barometer sprach nur zu deutlich von schwerem Sturm, es duckte sich jedesmal mit seinem lebendigen Blut, dem Quecksilber, wenn eine schwere Bö herangebraust kam, welche den Schnee prasselnd gegen die Fenster warf, welche trotz vierfüßiger Mauern ein an ein Loch der Tapete gehaltenes Licht ausblies, welche den Turm umtoste, machtlos zwar dem granitnen Gemäuer gegenüber, dafür aber um so ungestümer ihre Wut an ihm auslassend. Es ist ein eigentümliches Gefühl, so hoch über dem alltäglichen Getriebe auf einsamer, durch einen schwer durchdringlichen Wall von Eis und Schnee von der Welt abgesperrten Bergeshöhe der hehren Musik des Wintersturmes zu lauschen, wie er bald dröhnend wie Posaunenton, bald schmetternd wie Trompeten, bald pfeifend wie Klarinetten tönt; wie er den Atem sekundenlang anhält, um — ein echter Musikant für Blasinstrumente — einen langatmigen, donnergleichen Tusch zu blasen.

Zu jeder vollen Stunde wurde regelmäßig beobachtet, und dabei von der Gewalt des Sturmes, welcher mir thatsächlich mehrfach die Beine unter dem Körper wegwehte, ein handgreifliches Bild gewonnen. Der Brocken befand sich natürlich vollständig in den Wolken; ein überaus feiner, kaum sichtbarer Eisstaub stob in dem Sturme umher, binnen kurzem das Gesicht und die Augen zu heftigen Schmerzen veranlassend. Genauere Betrachtung ergab, daß das feine, kaum 0,5 mm lange Eisnadeln waren, welche durch den Sturm mit solcher Wucht in das Tuch der Kleidung eingetrieben wurden, daß sie weder durch Klopfen, noch durch Bürsten, noch durch Kratzen daraus entfernt werden konnten — man mußte sie eben im Zimmer auftauen lassen, was der Trockenerhaltung des einzigen Rockes nicht eben förderlich erschien. Die stündlichen Ablesungen des Barometers belehrten uns, daß ein langsames, aber anhaltendes Steigen desselben stattfand, trotzdem aber dieser Sturm in stetig wachsender Stärke!

Der Mond war zwar noch unsichtbar, aber doch aufgegangen, wie an der Helligkeit der Wolkenumhüllung erkennbar war. Der Brockenwirt, welcher am Fenster steht, ruft plötzlich: „Schnell, schnell, der Mond!“ In 2 Sekunden war ich da — es war vorbei, dichte Wolkenmassen wälzten sich in wildem Jagen vorüber. Jetzt wird es lichter, da — o wie herrlich! eine breite Wolkenlücke zeigte ihn strahlend, inmitten eines Stückchens schwarzen Himmels, darunter ein sekundenlanger Blick auf den weißen Rücken der Heinrichshöhe — doch schneller, als ein Bild aus der Camera obscura verschwindet, ist alles weg; eine gigantische Wolkenwand, grausig anzusehen, rast heran, vorbei — dahinter eine zweite Lücke — ein Schauspiel der

gewaltigen Naturkräfte von fast lähmender Wirkung! Gar zu bald war alles wieder grau in grau und blieb so, trotz unseres Wartens. Die Nacht war unruhig, von halber Stunde zu halber Stunde taute ich durch Hauchen mein Fenster auf, um nach Besserung zu spähen: vergeblich; der Sturm tobte und prasselte an dem Hause, an dem Turme mit der Stärke 10 der zwölfteiligen Skala.

Der Morgen zeigte dieselbe Physiognomie: Sturm aus Südwest und starkes, dichtes Schneetreiben, 5° Kälte und 30 cm langen, prachtvollen Rauhreif! Das Barometer blieb im Steigen, noch mehr stiegen unsere Hoffnungen. Bei der Anbringung der Thermometer- und Hygrometerhütte im Freien konnte man einen Begriff von den Schwierigkeiten und Mühsalen einer Polarreise bekommen. Trotzdem nur 5° Kälte herrschten, wurden die ungeschützten Finger binnen einer Minute vollständig steif und waren dem Erfrieren nahe; nach jeder eingesetzten Schraube mußte der schützende Schuppen aufgesucht und mußten die Hände durch Armschlagen erwärmt werden. Nach dreistündiger Arbeit saß alles nach Wunsch.

So tobte das Wetter in nahezu ungeschwächter Stärke fort. Gegen abend vernahm mein aufmerksames Ohr eine willkommene Erscheinung; die Pausen zwischen den noch immer schweren Sturmböen wurden länger und länger, dem Kundigen ein sicheres Zeichen von dem Nachlassen des Sturmes. Zwar blieb die Nacht noch stürmisch, doch hörten die schmetternden Trompetenstöße mehr und mehr auf. Am andern Morgen fanden wir nur Windstärke 6, der Schneefall war erheblich geringer geworden; ein Ausguck auf dem Turm ergab, daß man trotz — 6° es allenfalls aushalten könnte. Nun hinauf auf das Dach durch eine nur für schmalspurige Schultern berechnete, durch mehrfache, schlangenartige Windungen des Körpers passierbare Öffnung. Große Freude wurde uns hier zu teil, indem wir das Dach mit fast 4 cm hohem, fest anhaftendem Rauhreife bedeckt fanden, auf welchem man, ohne auszugleiten, leidlich sicher stehen konnte, trotzdem der Wind noch ganz munter und etwas kühl wehte. — Bei 6° Kälte mitten in den Wolken hielten wir gegen 8 Stunden aus, es war keine Kleinigkeit, aber es ging, so daß am Abend mit dem Vermauern begonnen werden konnte.

Der Abstieg zeigte uns, daß nicht wenig Schnee gefallen war. Denn wenn auch auf der Westseite des Brockenhauses eine über 10 Fuß hohe Schneedüne lag, so daß man fast auf das Dach des Schuppens treten konnte, so war doch die Kuppe des Brockens in weiter Entfernung durch den Sturm ziemlich rein gefegt. Auch der oberste Teil der Chaussee hatte nur wenig Schnee, dagegen lag derselbe vom Beginne des höheren Fichtenbestandes an bis zum eisernen Wegweiser am Brockenbett in einer durchschnittlichen Höhe von 1 m, oft darüber, nur an wenigen Stellen darunter. Unser Marsch durch diesen ganz lockern Schnee währte fast eine Stunde, es dünkte uns eine Lust, aber keine Anstrengung gegen die Strapazen des vergangenen Tages. Auch der Rennekenberg hatte noch tiefen, teilweise erheblich tiefern

Schnee, welcher den an sich schon schwer festzustellenden Weg noch etwas unsicherer machte. Wir spürten recht deutlich den Unterschied zwischen dem Abstieg und dem Aufstieg in derartig tiefem, völlig staublockerem, frischem Schnee. In eifrigem Gespräche ging nämlich meinem Begleiter ein Handschuh verloren; wir mochten ihn nicht gern missen und stiegen nun zurück bergaufwärts durch den tiefen Schnee. Trotzdem die Steigung an jener Stelle eine mäßige war, kamen wir doch bald völlig außer Atem, indem der eisige Wind uns das Gesicht zerschnitt, der aufgewirbelte und in den feinsten Nadelchen umherstiebende Schneestaub das Sehen erschwerte. Besonders im Walde wurden wir durch jeden Windstoß mit einer völlig undurchsichtigen Wolke von Schnee überschüttet, welcher von den unter ihrer Last ächzenden Fichten nur zu gern abgeschüttelt wurde. Wir waren froh, als wir den Handschuh endlich fanden, kehrt machen und, den Wind im Rücken, den Weg bergabwärts fortsetzen konnten. Die letzten Tage waren, wie wir weiter sehen sollten, auch in den tieferen Lagen des Gebirges kalt gewesen, waren es doch vier volle Tage, während welcher ich auf dem Brocken in freiwilliger Gefangenschaft gesessen hatte! Der Abstieg von der steinernen Renne zeigte uns neue, herrliche Wunder; die Wasser der steinernen Renne, jene wild tosenden und stürzenden Kaskaden und Fälle waren gefroren! Man denke sich dieselben in der Form, in welcher sie, vom Gewitterregen angeschwollen, am prächtigsten über die Felsblöcke stürzen, gefroren, doch nicht zu starren, lautlosen Eisblöcken gefroren, sondern in ein eigentümlich schwammartiges, mit tausend Hohlräumen und Röhren versehenes Gebilde umgewandelt, welches äußerlich die Form der Kaskade wiedergiebt, im Innern jedoch durchrieselt wird von klarem Wasser.

Ein eigentümlich knisterndes und surrendes Geräusch ist hierbei hörbar, sonst herrscht tiefes Schweigen in dem sonst vom übermütigen Lärmen und Tosen des jugendfrischen Gewässers widerhallenden Felsenthale. Es war ein eigentümlicher, fast melancholischer Ton in dem ernsten, von beschneiten und bereiften mächtigen Fichten umstandenen Felsenlabyrinth: der Druck des Winters lastete auf demselben, seine eherne Hand hatte der Natur kristallene Fesseln angelegt — nur die gute Holtemme schlug ihm ein Schnippchen! Sie hatte zwar seinem Machtgebot: „Ruhe!“ scheinbare Folge geleistet, ihre lauten Töne aber zum leisen, dem gestrengen Herrn unhörbaren Wispern und Murmeln gedämpft; er glaubte sie schlafend, und sie kicherte und flüsterte vergnügt vor sich hin, leicht Frühlingslieder summend von der schönen nicht mehr fernen Zukunft, wo sie frei und ungebunden von Fels zu Fels springen, wo sie im tollen Übermut ihren Gischt bis an die jetzt so griesgrämigen, steif dastehenden Bäume spritzen würde.“

Eine Grubenfahrt zu Klausthal.*)

Der bemerkenswerteste Punkt in der Umgegend Klausthals ist die Frankenscharner Silberhütte, welche im Jahre 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Berghauptmann ausgestellten Erlaubnisscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel „Herr Vetter“ beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze, oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke.**)

Die Frankenscharner Hütte ist zwar $^{3}/_{4}$ Stunden von Klausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Pflanzenwelt an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche diesen Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend, und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Saiger-, Poch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen,***) über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Öfen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine Höllenglut, und wenn man die ausgedörrten, hageren Schmelzer betrachtet mit dem todblassen Antlitze, das die Glut, in der sie leben, nicht mehr zu röten vermag, wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich, wenn nicht in den Orkus, doch an den Eingang desselben versetzt.

Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
Schallt ein lautes vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den glühenden Ofen zu feuern,
Welcher in unaufhörlichen Strömen von schmelzenden Erzen
Heiß sich ergießt, indes bei der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das blasse Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem aus Bewunderung und einem geheimen Schauer gemischten Gefühle verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und ihre großartige Werkstätte, in der fort und fort wenigstens 200 Menschen beschäftigt sind.

---

*) Thüringen und der Harz. C. Düval.

**) „Ficke“ Provinzialismus für „Tasche“.

***) Um aus der in Arbeit genommenen Erzmasse alles Silber und Blei darzustellen, ist eine Zeit von sieben Vierteljahren erforderlich (Dr. Zimmermann a. a. O.).

Am andern Morgen schwebte noch die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder über die stillen Straßen schritten, die ein scharfer Morgenwind durchzog. Unser Führer trieb zur Eile, und so setzten wir unseren Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Göpeln (Winden) vorbei und hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnisvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben; wir gingen an der etwas schmutzigen Karolina vorüber und wandten uns zur Dorothea, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und von Reisenden am liebsten besucht wird.

Im Zechenhause waren die Bergleute bereits versammelt, und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille, und zum Schluß stimmten alle dem Einzigen, der sie bei dem gefahrvollen Tagewerke beschützen könnte, einen Lobgesang an; dann knieten sie nieder und sprachen leise und andächtig das Vaterunser.

Man kann sich kaum einer inneren Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wenn sie hinabfahren in den finstern Schlund der Erde, wie sie bei dem schwachen Scheine ihres Lämpchens auf gebrechlicher Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da, nach dem Eingange der Grube blickend, in welcher ein Bergmann nach dem andern verschwand; da trat der Führer zu uns heran und sprach:

Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
Die senkrecht stehn,
Getrost hinab! Damit wir die verwahrten
Erdschätze sehn.

Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
Schreck euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt (Leiter) hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passieren war, und noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsternis hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge (ein Pumpwerk, welches das Wasser aus der Tiefe holt) bedrohte, indem es in gleichförmiger Bewegung immer dicht neben uns auf- und niederstieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, mit einem „Gottlob!“ und dem seligen Gefühle einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten, nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken; der Führer trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur

erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen bilden eine schaurige Musik, welche durch das Rollen des Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und betäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier „vor Ort“ eng eingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder knieend in der unbequemsten Stellung, begannen andere an dem harten Gestein ihre saure, die Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!“ tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein dröhnender Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundfesten der Erde; weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es stiller, der Dampf verzog sich, wir atmeten freier, und lächelnd über unsere Ängstlichkeit, geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen, meine Herren,“ nahm der Führer das Wort, „wie mühsam der Bergmann sein Brot verdient und wie großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten leben, verlassen, „von der menschlichen Hilfe so weit“, und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in dieser, als in anderen Gruben hat sehen lassen.“

„Der Berggeist?“ fragten wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst gesehen? wie sieht er aus?“

„Der Berggeist oder Bergmönch,“ berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen, und meistenteils erscheint er als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeitlang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht, ein andermal zwölf Arbeiter angehaucht, daß sie auf der Stelle tot liegen blieben. Hier in dieser Grube hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft; denn als derselbe zu Tage fuhr, stellte er sich, ihm unsichtbar, über die Grube, und als er emporkam, drückte der Geist ihm mit den Knieen den Kopf zusammen!“

„Aber,“ fuhr unser Cicerone fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan, und vor einigen fünfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese

arbeiteten immer gemeinschaftlich, und einstmals, als sie anfuhren und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Öl aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Öl zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegenkam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leides thun, vielmehr Gutes," nahm ihr Geleucht und schüttete Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in einer Stunde mehr, als sie selbst in einer Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun," sprach er, „sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt," und dabei schlug er mit der Faust links in die Seitenwand; sie that sich auseinander, und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst nur einen Teil ihres Gezähes hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichtum und Ehre geworden, aber so war es vorbei, weil sie ihre Augen davon abgewandt hatten. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Öl des Berggeistes, das nicht abnahm und darum großen Vorteil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshaus sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten fortan wie die anderen Bergleute stets frisch aufschütten."

Indem wir dem erzählenden und erklärenden Führer überall nachfolgten, gelangten wir an einen der inneren Eingänge des tiefen

Georgstollens,

durch welchen die die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Tageslicht gefördert werden.

Dieser Stollen ist eins der großartigsten, kühnsten und vorteilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind. Tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen nicht mehr möglich war, ihr Grundwasser heraufzuschaffen, während in anderen die Hebung des Wassers durch Künste immer beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die

Zukunft und glaubten schon, der Bergbau müsse über kurz oder lang ganz erliegen. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden oder 12000 m lang durch das Gebirge hinansteigend die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge dieser kostspieligen Unternehmung. Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten sich die Gewässer im Innern der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu verwirklichen, und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Teil der Kosten, die sich am Ende des Werkes auf 412000 Thaler beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk fertig war, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein, welches die sich entgegenarbeitenden Bergleute noch voneinander trennte. „Glück auf!“ riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!“ rief der Oberbergmeister, und alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge schallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten, sämtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworene, welche sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmidt, der einzige von denen, welche den Bau mit begonnen, wurde Steiger und Stollenaufseher, und ein großes festliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspenstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau veranlaßte; aber die Vorteile, die er gewährt, sind unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun sämtlich durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet, und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern.

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens stattgefunden, und mit den Vorteilen, welche er gewährte,

ausführlich bekannt machte, waren wir unter Klausthal und der Marktkirche der Stadt immer weiter fort einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmten. Immer heller wurde es um uns her, und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Mut im Kampfe mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portal aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens und grüßten von Herzen das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit größter Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens **Grund**, welches wenigstens zwei Stunden von Klausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt.

---

2. Skizzen aus dem Kulturleben des Oberharzes.*)

a. Kulturmädchen.

Der Abend dämmert herauf; auf einsamer, gut gehaltener Straße streben wir unserem Ziele zu; Wald vor uns, Wald zu unseren Seiten. Die sinkende Sonne trifft mit goldenem Strahl noch die Wipfel der mit Zapfen dicht behängten Tannen. In den Thälern lagert sich bereits weißer Nebel. Aus der Ferne tönt verklingendes Geläute der heimwärts ziehenden Herden. Das Reh tritt vorsichtig, scheu aus dem Dickicht; in ergreifender Weise spricht aus dem Liede der Drossel abwechselnd tiefe Klage und Jubel der Hoffnung. — Da trifft ein anderer Sang unser Ohr; wir stehen lauschend. Das sind Menschenstimmen im gemischten Chor; rein und voll und hell führt der Sopran die Melodie; nur nach Gefühl, kunstlos und doch harmonisch bildet der Alt dazu die Begleitung in Sexten und Terzen, und eine einzige Männerstimme giebt mit Kraft und Sicherheit den einfachen Harmonieen Grund und Fülle. Nun unterscheiden wir auch die Textesworte, die gleich den Tönen der frischen, waldigen Umgebung angepaßt sind:

„Der Jäger in dem grünen Wald
Muß suchen seinen Aufenthalt;
Er ging in den Wald wohl hin und her:
Ob auch nichts,
Ob auch nichts zu suchen wär."

Jetzt mündet ein schmaler Waldweg in die Straße, und die Sängerinnen, kräftige, gedrungene Gestalten mit der Kiepe auf dem Rücken, dem Strick-

*) Quelle: F. Günther in Joh. Meyers: „Die Provinz Hannover". 2. Aufl. 1886.

strumpf in der Hand, hochgeschürzt, das Gesicht vom Wollentuch umrahmt, schreiten singend über die Heerstraße, um auf der anderen Seite auf der Fortsetzung des engen Waldpfades zu verschwinden. Es sind Harzer „Kulturmädchen“ mit ihrem Kulturaufseher, die ihr Tagewerk hinter sich haben. Sie streben der Köte (Waldhütte) zu, die mitten im Walde, dort am Ende des Dickichts für sie errichtet ist Bald prasselt das Feuer auf dem Herde; das Wasser siedet; geschnittenes Brot, Butter und Kümmel werden als Zuthaten beigegeben, und das einfache Mahl ist bereitet. Die Glieder sehnen sich nach des Tages Arbeit zur Ruhe. Die Mädchen herbergen in der einen, der Aufseher und seine männlichen Gehilfen in der anderen Köte.

Die aufgehende Sonne weckt sie zu neuer Arbeit. Man zieht nämlich die Pflänzchen für die Forstkultur in sogenannten Saatkämpen, lichten Stellen des Waldes, die an den Seiten von mittelhohen Stämmchen gegen den Wind, durch Umzäunung aber gegen Wildschaden geschützt sind. Hier sind nun in 20—40 cm Entfernung von einander seichte Furchen gezogen; darin schlummert der Tannensame, den man den am besten entwickelten Zapfen entnommen. Auf drei bis fünf Jahre hat das Pflänzchen in diesem Tannengarten seine Heimat, bis man dasselbe mit einem Wurzelknollen dem Boden entnimmt, um es auf den entholzten, von Stöcken und Stümpfen gesäuberten Stellen anzupflanzen und zwar in Abständen von 8,2—8,5 m. Die Einzelpflanzung hat jetzt in allen Teilen des Harzes Eingang gefunden und das Einsetzen von Büscheln zu je fünf und sechs Stück, von denen man nur das lebenskräftigste stehen ließ, verdrängt. Der Tannengarten, sowie die Anpflanzung (auch Hai oder Schonung genannt) ist jedes Jahr derartig von Gras, Kräutern und Blumen überwuchert, daß von den zarten Pflänzchen aufs erste nichts zu sehen ist. Nur dem genau prüfenden Blicke werden die Reihen der frischen, kleinen Fichtenquirle sichtbar, die sich mühsam der rasch aufschießenden Nachbarn erwehren. Hier ist nun Arbeit genug für die sichtende, jätende Frauenhand, mit deren Hilfe sich die Stämmchen siegend emporringen.

In 10, 15, 20 Jahren sind sie in die Höhe geschossen und die schweren, nach abwärts geschwungenen Äste haben sich nach allen Seiten derartig ausgebreitet, daß jeder Abstand zwischen den Stämmen verschwunden ist; sie bilden eine „Dickung“. Die weitausragenden, stachlichten Äste sind Schirm und Schild gegen jeden unberufenen Eindringling, nicht bloß für den Stamm, sondern auch für die Rehmutter und die Wildsau, die unter solchem Tannendunkel am liebsten ihr Wochenbett bereiten, wie ja auch Meister Reineke in derselben seines Frevels Frucht am ungestörtesten genießt. Je mehr die Bäume emporwachsen, um so mehr benehmen sie einander Luft, Licht und Raum, so daß ein Teil ihres unteren Astwerks dürr wird. Nun durchschreitet der Forstmann prüfenden Auges die dichtgeschlossenen Reihen seiner aufgestellten Bataillone, das Dürrholz besei-

tigend, Schwächlinge aus der Front weisend, so daß nun der nötige Abstand geschaffen und aus der Dickung ein „Stangenort" geworden ist. Die Durchforstung wird im Laufe der Jahre mehrmals wiederholt, so daß schließlich schlanke Stämme mit schwankender Krone an Stelle des Dickichts treten. Aus dem Stangenort ist ein „hoher Ort" geworden; wie Grenadiere in Reih und Glied recken sich die Tannen; kein raschelndes Laub unterbricht die ernste Stille, kein Beerengesträuch hemmt unsere Schritte, wenn wir eintreten in die riesigen, ernsten Säulengänge; wie auf glattem Parkett gleitet der Fuß über die Nadelmatten, und die Brust atmet in tiefen Zügen den Harzduft, welchen die Tausende gleich Kerzen aufgesetzter Triebe ausströmen.

b. Der Köhler.

Im Oberharze ist der Meiler noch nicht zur Seltenheit geworden, ist doch daselbst die „Kunst" des Kohlenbrennens zum Vorteil des Handwerks in manchen Familien erblich; denn nach Köhlersprichwort muß ein rechter Köhlermeister den Stufengang der Ausbildung vom Haijungen durch den Gehilfen lückenlos und in vieljähriger Übung durchgemacht haben, und wo könnte er diese Schulung von frühester Jugend auf leichter empfangen als beim Vater und Großvater? Suchen wir ihn auf an seiner Werkstatt, dem Meiler!

Mit Vorsicht will die Kohlstätte gewählt sein. Sie muß die bequeme Anfuhr des Holzes, die leichte Abfuhr der Kohlen gestatten; da will der vorherrschende Strich des Windes, sowie der Untergrund ebenso genau beobachtet sein. Nicht schon jede leicht zu ebnende Fläche ist zur Anlage von Meilern geeignet; wäre ihr Boden feuchter Lehm, so „frißt er zuviel Kohlen"; wäre er felsig, so würde der Holzstoß „zu hitzig brennen". Ist die rechte Stelle gefunden, so wird der Rasen abgestochen, der Boden geebnet und festgestampft, doch so, daß nach der Mitte zu eine geringe Steigung von 15—20 cm (der sogenannte Anlauf) bemerklich wird. Die Kreisform der Grundfläche wird dadurch erzielt, daß der Meister eine 4—5 m lange Stange als Halbmesser eines Kreises ansieht, dessen Zentrum der Gehilfe darstellt; er hält das eine Ende des Halbmessers in der Hand, mit dessen anderem Ende der Meister die Peripherie gehend umschreibt und abpflöckt.

Das nächste Geschäft ist nun das „Richten", der Aufbau des Meilers. In der Mitte des Kreises werden zwei Pfähle (Quandelpfähle), ein großer und ein kleiner, eingeschlagen; der Zwischenraum zwischen beiden (etwa 30 cm) ist bestimmt, eine Art Luftgang oder Esse zu bilden und wird teilweise mit leicht brennenden Holzsplittern ausgefüllt. Die Zufuhr von Luft zu jener Esse erfolgt aber auch von unten durch einen wagrechten Kanal, den man nicht etwa ausgräbt, sondern dadurch erhält, daß man

einen starken Knüppel von jenen zwei Quandelpfählen aus in der Richtung eines Radius legt und ihn beim Wachsen des Aufbaues in sich gleichbleibender Richtung immer mehr nach außen zieht. Um die Mittelpfähle herum werden nun die Scheite in fast senkrechter Lage ganz dicht aufgestellt; auf dieser ersten Lage baut sich eine zweite, auf dieser eine dritte u. s. w. auf, bis der ganze Bau einem Kugelabschnitt oder abgestutzten Kegel gleicht. Da um die Luftesse in der Mitte das Feuer am stärksten brennt und die in unmittelbarer Nähe stehenden Scheite eine zu mürbe, kleine Holzkohle geben, so wird dort nur minderwertiges Holz eingesetzt. Hat der Köhler nun auch die Lücken und Fugen „beschmalt“, d. h. mit dünnen Ästchen verstopft, so kann die Arbeit in die nächste Stufe der Entwickelung treten; der Meiler kann bedeckt werden. Es geschieht dies mit Tannenzweigen, Laub, Rasen oder Moos, welche das Unterkleid darstellen von einer Dicke, daß man das Scheitholz nicht hindurchfühlt. Nun bekommt der Meiler noch einen Oberrock, aus einer Schicht von Erde und Kohlenstaub, die, je weiter nach unten, um so stärker wird. Jetzt ergreift der Meister den „Schuh“, ein an beiden Enden gespaltenes Stück Holz. In die eine Spalte klemmt er ein mit Harz gefülltes Stück Baumrinde, das er entzündet, während er das andere Ende des Schuhes an der Klopfstange befestigt und den Brand durch die Zugesse auf die leicht entzündlichen Späne in der Mitte hinabläßt.

Mehr als die bisher beschriebene Thätigkeit verlangt das „Regieren“ des brennenden Meilers die ganze Kunst und Erfahrung des Meisters. Ein weißgrauer Rauch steigt von dem Holzstoß nach oben; das Feuer dringt in der Luftesse herauf und erreicht am zweiten Tage die Umhüllung. Jetzt gilt es, Zuglöcher oder „Räume“ in den Mantel zu stechen, damit die Glut von der Peripherie nach der Mitte zu vordringe. Besondere Sorgfalt erfordert das Aufstellen der „Windschauer“ (Windschutz aus Brettern, Tannenzweigen ꝛc.), um die Flamme, die dem Winde entgegeneilt, nicht zu lange nach einer Richtung wirken zu lassen.

Einen eigenartigen Anblick gewährt der glutaushauchende Meiler bei Nacht; an die Gestalten der Märchen erinnert dann der im roten Scheine hantierende Meister, der Zuglöcher sticht, die Windschauer ordnet, der die Klopfstange in der Hand, seinen Steg (einen Balken mit eingeschnittenen Stufen) bald hier, bald dort anlegt, den Meiler erklettert, den Mantel an einer Stelle abschaufelt, die Kohle im Innern niederstößt, neues Holz in den entstandenen Hohlraum schüttet und dann eiligst die Haube wieder schließt, damit ihm die auflohende Flamme nicht gar zu viel Kohlen zu Asche verbrenne. Acht bis zehn Tage, ja bei hartem Holze zwölf bis vierzehn Tage ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit von Meister oder Geselle bei Tag oder Nacht erforderlich. Zwar wenn der Rauch anfangs grau, später blau gleichmäßig durch die gesamte Umkleidung entweicht, ist die Arbeit gering, die Aussicht auf gute, feste Kohlen begründet; anders

steht jedoch die Sache, wenn die Flamme an einzelnen Stellen die Haube sprengt, durchbricht und der Rauch feuerfarbig aussieht; da gilt's zu eilen, und mit Klopfstange und Rasenstücken den Schaden zu bessern. Wenn am fünften oder sechsten Tage der Rauch in blauer Farbe erscheint, so ist dies ein Zeichen, daß die Holzmasse glühend ist und die „Kohlen garen“. Doch noch ist die Ruhezeit für den Köhler nicht gekommen; denn der Meiler muß „abgekühlt“ werden, indem die glühende Decke streifenweise abgenommen, ausgebreitet, mit frischer Erde vermischt und wieder aufgelegt wird. Erst am zehnten, bezw. vierzehnten Tage ist die Abkühlung soweit vorgeschritten, daß das „Ausladen“ erfolgen kann. In dicken Holzschuhen, welche den Fuß gegen die ausgestrahlte Hitze schützen, rückt er dem Meiler zu Leibe, entfernt an verschiedenen Stellen den Mantel und holt mit dem Haken ungefähr sechs Karrenladungen Kohlen heraus, die entweder durch bloße Wärmeausstrahlung auf der Kohlstätte oder durch Begießen mit Wasser erkalten. Während er diese sechs Karren abfährt, muß der Mantel wieder geschlossen werden, damit der Meiler nicht nochmals durch Luftzutritt in Glut gerate. Ist der Meiler ausgeladen, so schreitet man zu einer sorgfältigen Auslese der Kohlen nach vier und mehr Sorten, von denen die schwersten, hellklingenden, mattschwarzen mit stahlblauen Flecken die wertvollsten sind.

Die Abfuhr nach den Versandplätzen erfolgt in einspännigen, zweirädrigen Karren, die anstatt des Kastens einen Korb besitzen, der sich durch Thüren nach unten öffnen läßt. Die Kohlenbeförderung gehört von jeher zu den gefährlichsten Verrichtungen des Köhlerwesens, da eine einzige glimmende Kohle die ganze Ladung entzünden kann, und weil ferner die Wege furchtbar steil und schmal sind. An dem Karren ist keine Radbremse anzubringen, jedenfalls weil den Holzachsen dadurch zuviel zugemutet und sodann, weil die Last das ohnehin nicht starke Pferd zu Boden drücken würde. Höchstens ein nachschleppendes, mit Erde beschwertes Reisigbündel konnte als Hemmung verwendet werden, und die Schwierigkeit der Thalfahrt noch vermehrend trat der Umstand hinzu, daß ein Fuhrmann oft drei hintereinander fahrende Karren zu beaufsichtigen hatte.

Der Köhler ist ein halber Waldmensch. Da seine Arbeit im Sommer ihn jeden Tag in Anspruch nimmt, — denn während der eine Meiler ausgeladen wird, stehen bereits andere im Brande, — so gelangt er nur bei äußerst wichtigen Ereignissen zur Wohnstätte der Dorfgenossen und erfährt im übrigen von dem Gange der Welt nur durch die Hausfrau, die ihn wöchentlich einmal mit den nötigen Nahrungsmitteln versorgt. Seine Köte ist aus Fichtenstangen gebildet, die er kreisförmig in die Erde rammt und oben zusammenbindet. Diesen Kegel verschalt er außen mit Baumrinde und verstopft die Fugen innen mit Stroh. In der Mitte der Waldherberge brennt das ewige Feuer; links und rechts vom Eingange stehen einige verschließbare Schränkchen mit Vorräten; die Bank zur Rechten des

Feuers ist der Sitz des Meisters, die links gehört dem Gehilfen, während der Köhlerjunge in den Hindergrund verwiesen ist. Die Nachtwachen sind streng geregelt. Wie die Bewohner der Köte nicht gemeinschaftlich ruhen können, so können sie auch sehr selten miteinander die dreimal täglich wiederkehrende Brotscheibensuppe verzehren; höchstens daß ihnen einer der treuen, zottigen Gefährten Gesellschaft leistet. In alter Zeit rief die „Hillebille“ die Genossen desselben Bezirks bei drohender Gefahr zusammen; dieselbe bestand aus einem zwischen zwei Bäumen in der Schwebe hängenden Buchenbrett, worauf ein Holzhammer aufschlug; dies Alarmsignal ist jedoch gegenwärtig kaum noch zu hören.

c. Der Hirt.

Es wird Frühling in den Harzbergen; die Sonne leckt den Schnee von den Bergeshängen, und die Bergwiesen bedecken sich mit dem ersten Grün. Sobald nun lohnende Weide vorhanden ist, tritt der Hirt in Thätigkeit; jeden Morgen, wenn die Tauperlen vom frischen Grase verschwunden sind, ertönt auf den Straßen des Bergstädtchens das mächtige Kupferhorn. Nach tiefem Atemzuge setzt er es an die Lippen, den Ton so lange als möglich aushaltend, und ein-, auch zweimal tönt's wiederhallend durch das Örtchen und zwar jeden Tag vom Mai bis Martini. Während in den Ställen nun seine Pflegebefohlenen geglättet und losgebunden werden, mustern wir unsern Mann mit dem Hifthorn. Ein schwarzer Leinwandkittel schlägt seine Lenden; die Unterglieder sind durch kleidsame graue Gamaschen umhüllt; ein breitkrempiger schwarzer Hut ist ihm Sonnen- und Regenschirm zugleich; ein langer Hirtenstab ohne Griff ist ihm Stütze, Bergstock und Leitstab; ein scharfes Beil, dessen Schneide mit einem Futteral umgeben ist, hängt an seiner Seite, damit den Tieren, die sich mit den Hörnern im Gestrüpp oder mit den Füßen im Wurzelgeflecht verwickelt haben, Hilfe gebracht werden kann. Der zusammengerollte Lederriemen, den er trägt, ist gewissermaßen sein Lasso, sofern er widerspenstige Tiere damit einfängt, während das scharfe Messer im Köcher dazu bestimmt ist, das Schlachten verunglückter Tiere zu erleichtern. Ein zottiger Hund hilft ihm bei Ausübung seines Dienstes. Seine Gehilfen, Knecht und Junge, sind seine Abbilder, nur daß das Beil an ihrer Seite fehlt. Der Hirt im Oberharz weicht wesentlich ab von jenen ärmlichen Gestalten, die auf unsern Dörfern zum guten Teil des Hirtenamtes walten, gewöhnlich als Entschädigung an die Gemeinde, der sie zur Last fallen. Der Hirt im Oberharz ist, wie schon seine Kleidung ausweist, ein wohlbestallter Mann, nicht selten Grund- und Gasthofs-, ausnahmslos aber selbst Viehbesitzer; ihm liegt nicht bloß das Weiden, sondern auch die Züchtung ob, und er sucht es seinen Standesgenossen in der Erzielung reinrassiger, kräftiger Tiere zuvorzuthun.

Doch welche Wirkung hat der Ton seines Hornes? Da schauen jetzt aus allen Häusern die gestirnten Häupter der Kühe und Ochsen; mit Gebrüll begrüßen sie die Gefährten und traben dem Zuge nach. Es sind meist rote oder hellbraune Tiere, deren weitauseinanderstehende Hörner mit den Spitzen nach oben weisen. Man hat von Rassenkreuzungen auf Grund gemachter Erfahrungen abgesehen, einmal weil die Harzkuh eine Milch giebt, die 25 % mehr Fettgehalt besitzt als die der Marschenkuh, und sodann, weil sie allein mit ihren schmalen, eisenfesten Hufen das Klettern auf dem Felsboden aushält. So ziehen sie hin, jeden Morgen, und zwar bis Mitte Mai und nach der Grumternte auf die Wiesen, in der Zwischenzeit in die Tannenwälder. Sobald der Austrieb in den Wald beginnt, hängt der Hirt jedem seiner Tiere eine wohlgestimmte Glocke mittels eines Holzbügels um den Hals, und man hat nun jeden Tag Gelegenheit, das Glockenspiel zu hören. Während der Senn nur die Leitkuh mit der Glocke schmückt, tragen sie hier alle Kühe ohne Ausnahme, und zwar richtig eingestimmt. Das Stimmen geschieht durch Einschlagen von „Stimmbeulen“. Im vorigen Jahrhundert waren die Glocken (Stumpe, halbe Stumpe, große und kleine Bell) auf die Töne des Dreiklangs cis eis gis nebst der Oktave eingestimmt, während heute (auf acht Glockenarten) der Dreiklang auch durch die zweite Oktave fortklingt und die letzte Glocke den Grundton der tieferen Oktave anschlägt. Im Frühling, wenn die Stimmung neu und rein und die Herde nicht allzu nahe ist, tönt das Glockenspiel am schönsten; allmählich werden die Akkorde unreiner, weil die Tiere durch Reiben an den Stämmen die Glocken sehr oft drücken und so verstimmen. Wenn bei Mittagsglut der Herde wie dem Hüter die Zunge fast am Gaumen festklebt, suchen sie das Lager auf im schattigen Grunde, am Bache oder Teiche, die Rinder letzen sich an der kühlen Flut und strecken sich dann wiederkäuend in den Schatten der schlanken Stämme, während der Hirt sein einfaches Mahl verzehrt. Sobald es dunkelt, treibt er ein in die Ställe.

In früheren Zeiten ähnelte das Leben des Harzer Hirten mehr dem des Sennen, sofern einzelne Gemeinden ihre Herden auf die oft weitentlegenen Kommunweiden (auf dem Brockenfelde, am Bruchberge rc.) im Mai entsendeten, um sie bis zum Herbst daselbst zu belassen. Nun waren für die nächtliche Unterkunft Rinderställe errichtet, die uns noch heute als Ruinen entgegentreten. Folgen wir unserem Gewährsmann zu einem solchen Hirtenidyll auf den Bruchberg: „Wir wandern einsam über den mit Klippen übersäten Bruchberg und schlagen einen wenig betretenen Waldpfad ein, um die Windungen der Chaussee abzuschneiden. Bald nehmen die Fichten an Höhe ab, und nun stehen wir auf weiter, nur mit Beeren und Heide bewachsener Blöße. Welch wunderbar schönes Bild liegt da wie mit einem Zauberschlage vor unseren Augen! Dort die unabsehbare Hochebene mit ihren aneinander gereihten Bergstädten, ihren halb sich versteckenden Gruben- und Forsthäusern, ihren aus den Hüttenthälern emporsteigenden Rauch-

wolken; hier unmittelbar zu unseren Füßen, jäh niederstürzend, das scharfrandig eingeschnittene Söséthal und darüber hinaus, in der Ferne kaum noch von den Wolkenzügen zu unterscheiden, Berggruppen und Hügelreihen bis zur Bramburg und zum Meißner in Hessen. Doch die wachsenden Schatten mahnen uns zur Eile. Vergeblich sehen wir uns nach dem zuletzt kaum noch erkennbaren Pfade um, dem wir's verdanken, uns in die Irre geführt zu haben. Wohin sollen wir uns wenden? Hier türmen sich schwer ersteigliche Klippen auf, dort zieht die Tannendickung eine undurchdringliche Mauer. Kein Laut ringsum, nur der Abendwind fängt an, leise und warnend in den Wipfeln der Bäume dort unten zu rauschen, und das seine Thalfahrt beginnende Wasser sickert flüsternd durch das Moos und tröpfelt kaum hörbar von einem Stein auf den andern. Doch jetzt trägt der anschwellende Wind Klänge einer harmonischen Musik herüber, erst geisterhaft leise, dann klarer und bestimmter: mitten in der Wildnis, dem Abendgeläut eines Eremiten gleich, das Glockenspiel einer dem Stalle zuwandernden Rinderherde. Wir eilen ihm freudig entgegen, und kaum haben wir das Steingeröll überwunden, so begrüßen uns knurrend und kampfbereit die langhaarigen vierfüßigen Gesellen des Hirten. Noch zu rechter Zeit aber erklingt der gellende Pfiff, wie ihn die Hirten auf zwei in den Mund gesteckten Fingern mit großem Geschick hervorbringen, und die durch die auffallende Erscheinung eines Menschen aufgeregten Hunde beschränken sich nun darauf, uns mißtrauisch zu beobachten und unheimlich unsere Füße zu umschleichen. Der Hirt ist gern bereit, uns den Weg zu zeigen, aber zunächst müssen wir ihn und seine Herde auf dem Wege zum Rinderstalle begleiten. Dort schon, oberhalb der am höchsten in das Gebirge hinaufgreifenden Stelle des Söséthales, der Geburtsstätte des Flüßchens, lehnt sich derselbe in malerischer Umgebung an die Bergwand. Bald sind die Tiere unter Dach und Fach gebracht, und wir folgen dem Hirten in seine unter demselben Dache liegende Sommerwohnung, denn ohne einen Imbiß läßt er uns nicht ziehen, und wenn auch unter so langen einsamen philosophischen Betrachtungen wortkarg geworden, so macht es ihm doch augenscheinlich Vergnügen, einmal wieder menschliche Sprache zu hören. Die Hunde als Wache zurücklassend, führt er uns dann den schönen Weg am Morgenbrotsgraben entlang bis zur Chaussee oberhalb des Dammhauses."

Übrigens muß mit Dank anerkannt werden, daß die preußische Regierung alles Mögliche thut, um die Harzer Rindviehrasse zu kräftigen, Wiesenkultur und Milchwirtschaft zweckentsprechender zu gestalten.

3. Das Riesengebirge.*)

Der Name „Riesengebirge" kommt nur einem kleinen Teile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung über 220 km weit, von den Quellen der Oder und dem Fuße der Karpathen bis über die Quellen der Lausitzer Neiße unter mancherlei Abwechselungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und die in geographischen Handbüchern und Reisebeschreibungen das sudetische Gebirge oder die Sudeten genannt wird. Der Teil dieser Kette, der im eigentlichen und engeren Sinne das „Riesengebirge" heißt, erstreckt sich von 33° bis 33° 30′ östl. L. von Ferro, und von 50° 35′ bis 50° 55′ nördl. Br. und hat in dieser Ausdehnung, abweichend vom Laufe der Hauptgebirgskette, eine mehr westnordwestliche Richtung.

An die gegen 1600 m (genauer 1611 m) hohe Riesen- oder Schneekoppe reihen sich in kleinem Raume so viel beträchtliche Höhen — Gr. Sturmhaube (1482 m), Kl. Sturmhaube (1416 m), Hohes Rad (1515 m), Reifträger (1350 m) u. a. —, daß schon in Beziehung auf die niederen Teile des Sudetenzuges und gegenüber den deutschen Mittelgebirgen der Name gerechtfertigt erscheint. Möglich immerhin, daß ihm auch ein alter Mythus zu Grunde liegt, nach welchem in grauer Vorzeit die geheimnisvollen Höhen von Göttern und Riesengeistern bewohnt waren; in jedem Falle aber findet der Name „Riesengebirge" seine naheliegende natürliche Begründung in der Großartigkeit des Bildes, in welchem der mächtige Gebirgszug auf der schlesischen Seite, besonders vom Hirschberger Thale aus gesehen, dem Auge des Beschauers sich darstellt.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, mit dem Riesengebirge, so ergiebt sich, daß dieses nach Form und Größe und Umriß unter ihnen ebenso sich auszeichnet, wie es selber wiederum von den Alpen übertroffen wird, und so gewissermaßen eine Mittelstellung als subalpinisches Hochgebirge einnimmt. Das Riesengebirge hat freilich nicht die malerischen Kegelformen, wodurch sich die oft viel weniger hohen Trappgebirge so vieler Gegenden unseres Weltteils und namentlich die der Länder am Rhein und der Elbe so vorteilhaft auszeichnen; noch weniger prangt es mit den himmelanragenden beschneiten Scheiteln, Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen schon von fern jedem empfänglichen Gemüte Staunen und Bewunderung einflößen; allein, wenn die übrigen Gebirge Deutschlands, die mit den Alpen in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, wie der Schwarzwald und die Schwäbische Alp, die Donaugebirge in Österreich,

*) Das Riesengebirge und seine Bewohner, von Dr. K. Hofer, herausgegeben von der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, Prag 1841. Neue Beiträge von Lehrer Hänsel in Hirschberg.

das Böhmer- und Thüringerwaldgebirge, das Erz- und Fichtelgebirge, die Rhön, der Spessart, der Harz, der Odenwald und die Bergketten am Rhein, in der Ferne dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wäldern bewachsene Bergrücken zeigen, unter welchen sich etwa bloß ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet: so bietet das Riesengebirge dem Auge einen viel schärfer gezeichneten Aufriß, mehr kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steilere Abhänge und schärfer zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe, als alle die angeführten Gebirge, und es hat deshalb ein von den allgemeinen Gesichtszügen gewöhnlicher Berge sich sehr unterscheidendes, erhabenes und ehrwürdiges Antlitz, eine Großheit, die zu den Alpen hinstrebt, wenn sie auch deren Größe nicht erreicht.

Auf der südlichen, nach Böhmen zugekehrten Seite ist die Abstufung freilich allmählich, während auf der schlesischen Seite das Gebirge ziemlich steil aus der Tiefe emporstrebt. Die böhmische Seite bietet schon darum, weil sie die ausgedehntere ist, einen größeren Reichtum an eigentümlichen Formen und einen reichhaltigeren Wechsel in der wildromantischen Beschaffenheit ihrer Berge, Thäler und Schluchten, als die schlesische Seite; aber sie entbehrt gänzlich der Totalansicht des Hauptkammes, weil fast auf jedem Punkte ein bewaldeter Bergrücken den andern verdeckt und darum der Wanderer nur dann und wann die Spitze der Schneekoppe oder eines ihrer Nachbarn über die Berge hervorragen sieht. Ganz anders gestaltet sich der Anblick auf der schlesischen Seite. Hier zeichnet sich schon in großer Ferne das Riesengebirge im Sommer als hellblaue, im Winter als silberweiße Masse am Horizont ab, die in immer schärfer gezeichneten Formen hervortritt, je mehr man dem Hirschberger Thale, dessen Sandrand das Riesengebirge bildet, sich nähert, und wenn dann die den nordöstlichen Thalrahmen bildenden Ausläufer des Katzbachgebirges auch zeitweise den Anblick des mächtigen Gebirgswalles dem Auge entziehen, so erhebt sich derselbe doch um so schöner und großartiger vor dem Blicke, wenn man ins Thal selbst eintritt. Was aber dem Bilde noch ganz besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß es, ohne seinen großartigen Hintergrund zu verlieren, den die aufsteigende Gebirgswand mit ihren in schwach gebogenen Linien nebeneinander sich erhebenden Kuppen bildet, während ostwärts der Landshuter Kamm und westlich die Züge und Ausläufer des Isergebirges die Perspektive wirkungsreich zusammenhalten, daß es der vielen Vorberge und Bergrücken wegen, welche kleinere Thallandschaften abgrenzen, mit jedem Schritte des Beobachters ein anderes wird und immer neue Schönheiten entfaltet.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Riesengebirge freilich nicht; aber der Winter ist in seinem Gebiete doch bereits sehr lang, 8—9 Monate in den oberen Höhen dauernd. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist — wenige besonders schwüle Tage im Juli und August ausgenommen — selbst während der Mittagsstunden

(Nach e. Aufnahme von C. W. Knippel in Schmiedeberg.)

Hirschberg mit dem Riesengebirge.

Digitized by Google

Digitized by Google

und bei sonst schönem Wetter gewöhnlich kühl auf diesen Höhen, der Boden aber teils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, teils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittelst welcher er die Feuchtigkeiten der Atmosphäre leicht an sich saugt, immer naß und sumpfig, so daß die Bergbäche stets reichlich mit Wasser versorgt werden. Hierzu tritt der bunte Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und wieder verschwinden, und die außerordentlich üppige Pflanzenwelt an den Abhängen der Berge und in den Thälern: das alles begünstigt die Idee eines im Vergleich mit dem Unterlande viel längeren und wonnereichen Frühlings.

Der Übergang aus dem ungefähr vier Monate langen Lenz in den Winter ist indes auch wieder viel schneller, als im tiefen Lande. Kaum sind nach der Herbstnachtgleiche einige Nebel als Vorboten des nahen Winters eingefallen, als gewöhnlich auch sofort Kälte und stürmisches Schneewetter hereinbricht und der Winter mit allen seinen Unannehmlichkeiten von den Höhen der Sudeten Besitz nimmt. Der erste Schnee bedeckt gewöhnlich nur vorübergehend die „Koppe“ und die höchsten Rücken des Kammes. Ist er zeitig, d. h. vor Michaeli, wenn in den Thälern der Pflanzenwuchs noch grünt, eingetreten, so gilt dies den Gebirgsbewohnern als sicheres Zeichen eines noch nachfolgenden schönen Herbstes. Nach und nach aber „rückt der Winter“ immer weiter herab, und dann erscheint das Gebirge nach dem Hirschberger Thale hin im schönsten Rahmen der Winterlandschaft, indem nicht nur die langen blauen Waldstreifen, gesondert von den schneebedeckten, lang sich hinziehenden holzfreien Stellen, sondern auch einzelne Felspartieen und kleine Höhen in scharfen Umrissen hervortreten.

Die Höhen der Sudeten sind, wie alle höheren Bergspitzen unseres Planeten, den größeren Teil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenherd ist aber in dem nordwestlich an das Riesengebirge anstoßenden Isergebirge; aus dieser Gegend werden die Wolken in ihrem weiteren Zuge durch die herrschenden Westwinde fortgetrieben und hüllen zuerst den westlichen Flügel — bald darauf, durch diejenigen Dunstmassen, welche in den waldigen und feuchten Thälern der Siebengründe entstanden sind, verstärkt, auch den östlichen Flügel des Riesengebirges ein. Beinahe das Nämliche geschieht, wenn schon geformte Wolkenmassen durch Winde aus entfernten Westgegenden herbeigeführt werden. Das waldige Isergebirge und der westliche Teil des Riesengebirges sind auch alsdann immer die ersten Bollwerke, welche ihrem ferneren Zuge nach Osten ein Hindernis in den Weg legen, und erst wenn sie an diesen angeprallt sind und sich dann zerteilen, legen abgerissene Massen derselben sich an die hohen Lehnen des Riesengebirgsflügels an und entziehen auch diesen nach und nach dem Anblick des Beschauers. Die Riesenkoppe, die in dieser Richtung den letzten hohen Scheitel dieses Flügels ausmacht, ist daher auch meist der zuletzt eingehüllte Gipfel des Riesengebirges, und wenn es zuweilen geschieht, daß sie allein „eine

Haube hat", während der übrige Gebirgsrücken freibleibt, so rührt dies davon her, daß die vom Winde herbeigetriebenen Dunstmassen sich rasch am kalten Koppenkegel verdichten, wodurch um denselben eine forwährend sich erneuernde und infolge der Windesgewalt sich wieder zerteilende Wolkenbildung erzeugt wird, während in größerer Ferne es scheint, als ob ein und dieselbe Wolke dauernd den Kegel verdecke. Die bei solcher Gelegenheit auf der Koppe eintreffenden Touristen spüren nichts weniger, als eine schützende „Haube", vielmehr aber den auf sie eindringenden, oft eisigen Sturmwind, vor welchem sie nur in den gastlichen Räumen der „Koppenhäuser" sicheren Schutz finden.

Sind alle Bedingungen vorhanden, so hüllt sich oft in wenigen Stunden das ganze Riesengebirge in Wolken ein. Der Gebirgsbewohner bedient sich dann, wenn die Koppe oder einzelne Berggipfel bereits von Wolken bedeckt sind, des Ausdruckes: das Gebirge popelt sich ein; überziehen aber dichte Nebel bereits das ganze Gebirge, zugleich schon die Thäler ausfüllend, so heißt es: das Wetter oder der Nebel sackt sich ein — im Gegensatz, wenn's sich wieder aufhellt: das Wetter räumt auf, wird gescheiter. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, obwohl es den Reisenden oft in Verlegenheit setzt, den Übergang vom heiteren zum bedeckten Himmel und endlich zum Regen zu beobachten. Noch schreitet der Wanderer bei klarer Luft im heitern Sonnenschein fröhlich dahin und erfreut sich der herrlichsten Aussicht in die Ferne; aber plötzlich fühlt er einen kalten Luftstoß, und dünne, geisterhafte Dunstgebilde jagen an ihm vorüber, worauf er oft schon nach wenig Minuten sich vom dichtesten Nebel eingehüllt sieht. In anderen Fällen eröffnet eine einzelne, nach ihrem Umfange sehr unbedeutend scheinende Wolke, die sich irgendwo, nicht selten auch auf der Oberfläche der Teiche oder in den Schneegruben und anderen Abgründen niederläßt, die Szene; unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse, und daher gleichsam aus ihrer eigenen Masse, zu einem weit verbreiteten Dunstmeere an, dessen ungeheure Wogen bald das ganze Riesengebirge überfluten. Das niedere Land von Schlesien genießt unter solchen Umständen gewöhnlich noch einen oder ein paar Tage eines heiteren Himmels, oder hat bloßen Wind, wenn es bereits auf der benachbarten böhmischen Seite regnet und stürmt, weil das hohe Bollwerk des Gebirges das von Westen heranziehende Gewölk noch eine Zeitlang aufhält. Bald verlieren aber die ungeheuren Wollballen des „Windgewölks" ihre Spannkraft, ändern ihre weißliche Farbe in Grau und Dunkelblau und senken sich immer tiefer an den nordöstlichen Scheiteln der Sudeten herab, bis der Wolkenozean seinen Vorrat über ganz Schlesien ausschüttet.

Nicht immer geht indes das Windgewölk in Regengewölk über; bei schnell sich verändernden Luftströmungen zerteilen sich oft die Dunstmassen ebenso plötzlich, wie sie gekommen, und die Gipfel des Bergzuges ragen dann wieder kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer gesenkten und aus-

einander gesprengten Wolken hinabschauend. Der Thalbewohner weiß sehr wohl das lichte „Windgewölk“, das oft in wunderbarster Weise sich ballt oder als welligkrauses Wolkenmeer den ganzen Gebirgskamm scheinbar in eine Ebene verwandelt, von den regenbringenden Wolken zu unterscheiden und sagt dann: „Auf dem Gebirge liegt Wind“. Nach wirklich erfolgtem Regen ist aber das Schauspiel noch schöner. Es wogen dann noch ungeheure Wolkenmassen unter tausend phantastischen Formen an den Abhängen der Berge, enthüllen hier einzelne schon wieder von der Sonne beschienene Teile des Gebirges, zeigen sich dort von noch höheren Wolken beschattet, oder verklären sich zusehends zu einzelnen weißen Dunstkreisen, die an dem Saume der Wälder, aus denen der Nebel in Säulen, „Waldweibel“ genannt, aufsteigt, sich hinziehen, um in das Nichts zu verschwinden, aus welchem sie kurz zuvor entstanden zu sein schienen. Da denkt der Beobachter wohl an die Wahrheit des Psalmenwortes: „Du rührst die Berge an und sie rauchen!“

Auf den höheren Bergregionen ist der Regen mehr ein starker Nebel und feiner Staubregen. Dagegen werden in den Thälern und den am Fuße des Gebirges gelegenen Flächen die Regen ohne Dazwischenkunft trockener Ostwinde oft sehr heftig und anhaltend. Gewitterregen zumal arten leicht in verheerende Hagelwetter und Wolkenbrüche aus, infolge deren die Gebirgsbäche plötzlich weit über ihre Ufer austreten, Fluren und Dörfer überschwemmen und, Felsstücke, Waldbäume und Gegenstände aller Art mit fortreißend, ihre verheerenden Wirkungen bis ins flache Land hineintragen, worauf sie ebenso schnell sich wieder in ihre gewöhnlichen Rinnsale zurückziehen. Die Gewitter bilden im Gebirge, wenn sie an hohen Bergwänden oder in den Thalschluchten sich festsetzen und hier im Zickzack ihre grellen Blitze umherschleudern, während die Donner im Echo sich vervielfachen, eine majestätische Erscheinung. Reisenden, die von einem solchen Wetter, bei welchem die Temperatur oft plötzlich bis unter den Gefrierpunkt herabsinkt, im Freien überrascht werden, bleibt gewöhnlich weiter nichts übrig, als an Ort und Stelle, wo sie sich gerade befinden, auszuharren und das Wetter über sich hinziehen zu lassen. Einen unbeschreiblich großartigen Eindruck aber macht es auf den Wanderer, wenn er auf den hohen Kuppen des Gebirges einen höheren Standpunkt, als die Gewitterwolke selbst, einnimmt und somit „über den Wolken“ im Sonnenschein die zu seinen Füßen tobenden Elemente beobachten kann; doch bietet sich eine solche Gelegenheit immer nur selten, indem in der Regel die Gewitterwolken auch den Kamm des Gebirges einhüllen.

Besonders herrlich ist aber der Regenbogen. Viele Sudetenwanderer werden mit dem größten Entzücken sich des Eindruckes erinnern, den der wundervolle Anblick dieses schönsten aller Meteore auf ihr Gemüt machte, wenn sie, nach abendlichem Gewitterregen auf den Höhen des schlesischen Gebirgskammes weilend, das niedere Land von Schlesien und dessen malerisches Vorgebirge vom Fuße der Sudeten an bis an den entferntesten Horizont in einem zur Hälfte geschlossenen Farbenbogen gleich einem Gemälde Edens

erblickten, oder wenn ihnen von den westlichen Vorbergen Böhmens unter gleichen Umständen das Riesengebirge selbst mit dem ganzen Zauber irdischen Farbenschmucks wie ein hehres, überirdisches, von bengalischem Feuer erleuchtetes Wunderland erschien.

Dem Freunde der Natur, der emsig in den verborgensten Winkeln des Gebirges die Schönheiten aufsucht, gelingt es auch wohl, an diesem oder jenem der schönen Wasserfälle nicht minder schöne Farbenzirkel zu entdecken, als diejenigen sind, von welchen die Alpenreisenden so viel zu rühmen wissen. Doch nicht all dieser Erscheinungen bedarf das Riesengebirge, um einer der interessantesten und schönsten Punkte unseres Erdteils zu sein; schon in seiner Alltäglichkeit bietet es Reize genug, die es in der schönen Sommerzeit zum Besuchs- und Reisezielpunkte vieler Tausende machen, deren Wünsche beim Betreten des Berggebietes sich in erster Reihe auf „günstiges Wetter“ erstrecken, ohne welches die Schönheiten und Genüsse verschlossen bleiben, welche die Natur in ihrer Großartigkeit dem Gebirgsreisenden bietet.

Die großen Waldstrecken des Riesengebirges, die kräuter- und wasserreichen Gehänge seiner Berge und die vielen engen, von der Sonne nur wenige Stunden beschienenen Thäler und Schluchten in demselben begünstigen die Ansammlung wässeriger Dünste, und die jährlichen wie die täglichen (oft plötzlichen) Temperaturschwankungen veranlassen reiche Niederschläge in fester und flüssiger Form.

In besonders schneereichen Wintern oder bei anhaltenden Schneestürmen kommt es vor, daß einzelne „Bauden“ (so werden die Wohnungen im Gebirge genannt) bis zum Dache hinauf einschneien; dann wühlen die Bewohner von der Hausthür aus eine stollenähnliche Öffnung durch den Schnee oder nehmen durch den Dachgiebel ihren Ausgang. Ihr Verkehr mit den Thalbewohnern zum Zweck der Beschaffung von Lebensmitteln oder anderen Bedürfnissen ist dann äußerst erschwert oder gänzlich unmöglich; die Erfahrung hat sie aber gelehrt, sich alljährlich beizeiten mit dem in den Wintermonaten zum Leben Unentbehrlichsten zu versehen. Tritt in dieser Zeit ein Sterbefall in der Familie ein, so muß die Leiche so lange aufgebahrt bleiben, bis Weg und Wetter ihre Überführung auf den oft stundenweit entfernten Kirchhof gestatten.

Die über das Gebirge führenden Pfade werden, noch bevor die Schneezeit eintritt, durch ausgesteckte lange Stangen bezeichnet, die man nach Erfordernis im Laufe des Winters ergänzt und erneuert. Auf denjenigen Wegen, welche am meisten begangen oder mit Holzschuhen befahren werden, bildet der Schnee sehr bald eine genügend feste Unterlage; sind aber Holzarbeiter oder andere Personen genötigt, über frischgefallenen Schnee ihre Wege zu nehmen, so bedienen sie sich der sogenannten Schneereifen, die aus Knieholz gefertigt und mit starken Hanfschnüren durchflochten sind und dadurch, daß man sie unter die Füße festbindet, das Einsinken in die Schneemassen verhindern.

An steilen Abhängen, besonders an den Rändern des großen und kleinen Teiches, im Riesen- und Melzergrunde, in den Schneegruben, in den Siebengründen, in der Kesselgrube und auf ähnlichen Punkten werden durch herbeigewehte Schneemassen gewaltige überhängende Schneewände oder Schneelehnen gebildet, welche, wenn sie bei heftigen Lufterschütterungen oder infolge von Tauwetter zusammenbrechen, verheerende Schneestürze herbeiführen, die im donnernden lawinenartigen Falle alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich fortreißen und unter ihrer Last begraben. Da den Gebirgsbewohnern dergleichen gefährliche Stellen, welche schon für ganze Familien verhängnisvoll geworden, bekannt sind, so werden jetzt Ansiedelungen an denselben vermieden. Leider aber fällt auch in neuerer Zeit, namentlich an den Teichrändern, noch so mancher unkundige Gebirgswanderer seinem Wagnis, mit welchem er die trügerische Schneelehne betritt, zum Opfer.

Trotz der Unannehmlichkeiten und Schrecknisse aber, welche der Winter dem Hochgebirge bringt, bietet doch auch die rauhe Jahreszeit in diesen Gegenden ihre besonderen Reize, welche von Naturfreunden und rüstigen Bergsteigern gern, wenn auch nur dann und wann, aufgesucht werden. Außer dem weiten Schneemeere, welches, namentlich von der Schneekoppe aus gesehen, im Wechsel der Tagesbeleuchtung einen großartigen Anblick gewährt, sind es besonders die Wälder, welche infolge der winterlichen Niederschläge einen in der Ebene ganz unbekannten Zauber entfalten. Die unteren Waldgürtel des Gebirges zeigen zwar keine auffälligen Erscheinungen; weiter hinauf aber muß der himmelanstrebende Fichtenbaum der Gewalt des über ihn gekommenen Stärkeren — des Schnees — sich fügen; beladen von der auf ihm ruhenden Last schmiegt er seine Äste immer inniger an den Stamm, bis er, besonders wenn der auf der Erde lagernde Schnee bis an die weit herabgehenden unteren Astpartieen hinanreicht, einer kunstvoll durchbrochenen Silberpyramide nicht unähnlich sieht. Die sonderbarsten Gebilde zeigen an der oberen Grenze des Waldgürtels in einer Höhe von 1200 m die schneeverhüllten verkümmerten Fichtengestalten und die Gesträuche des Knieholzes. Im buntesten Wechsel erblickt hier das Auge Elefanten-, Kamel-, Bären-, und Hundegestalten, dort Reiter, gebückte Männer und Frauen, Statuen und hundertfältige andere Figuren, deren Betrachtung der Phantasie unerschöpflichen Stoff giebt; man glaubt sich beim Anblick dieser Gebilde ins Zauberreich des Berggeistes versetzt. Nicht minder überrascht fühlt sich der Wanderer von den kristallinischen Reif- und Eisbildungen, welche die Äste und Zweige der Fichten und Tannen zierlich und federartig umhüllen oder dieselben mit den schönsten Drusenformen überziehen, während namentlich bei eintretender Frühjahrszeit die feuchten Niederschläge, welche an den Stämmen, Ästen, Zweigen und Nadeln gefrieren, einzelne Waldstrecken oft in förmliche Eisdome umwandeln.

Außer diesen Schönheiten, zu denen übrigens auch die zu Kristallgewölben erstarrten Wasserfälle und Kaskaden gezählt werden müssen, bietet

das Riesengebirge im Winter auch ein bisher ihm eigentümliches Vergnügen, welchem, sobald die nötige Schneeunterlage vorhanden ist, zahlreiche kleinere und größere Gesellschaften aus der Nähe und Ferne sich hingeben. Es sind dies die beliebten Hörnerschlittenpartieen,*) welche von den zur böhmischen Ortschaft Klein-Aupa gehörenden „Grenzbauden" nach Schmiedeberg oder von

*) **Eine Hörnerschlittenfahrt von den Grenzbauden**, verkürzt nach Dr. Georg Friedländer. Vor dem „Goldnen Stern" in Schmiedeberg steht am Sylvesterabend eine ganze Wagenburg von wunderlichen Fahrzeugen! Sind das die berühmten Hörnerschlitten? Schlitten sind's merkwürdiger Art, aber noch nicht die Hörnerschlitten. Diese dienen nur zur Thalfahrt, jene hier zum Aufstieg. Sie werden von Pferden gezogen, haben nur einen schmalen Rücksitz, das erleichtert dem Pferde das Hinanziehen und ermöglicht uns den ungeschmälerten Rückblick in das Thal, aus dem wir uns langsam erheben. Man engagiert jetzt einander zur Auffahrt — immer zwei Personen fahren zusammen — setzt sich fest und warm zurecht, und bald ist die Reihe geordnet. Wir sind heute 14 Schlitten, aber je mehr, desto lustiger

Lustig klingeln die Schlitten über den Marktplatz, einer hinter dem andern, doch der lange Zug fällt niemand auf, so gewohnt ist der Anblick. Nun über den Eglitzbach, der schäumend und brausend seine Schneewasser hinabstürzt, nun immer weiter durch die Stadt, die allmählich ihr Gepräge verliert und einen fast dörflichen Charakter annimmt. Wahrlich, sie hat nur eine Ausdehnung; eine Meile lang und nur eine Straße! Bloß noch vorbei am Bergwerk! Wie das dampft und treibt und die Erzkarren hinabscharren! Wir verlassen nun die Straße, die über die Paßhöhe weiter nach Landeshut und Liebau führt, und biegen in einer weiten Kurve rechts hinauf, auf einen steilen, hohen Berg, dessen blendend weißer Abhang keine anderen Spuren zeigt, als von Schlitten. Während wir uns langsam die Kurve hinaufwinden, immer scharf hintereinander, haben wir zum erstenmal die Gelegenheit, unseren Schlittenzug ganz zu übersehen. Ein drolliges Bild! Die 14 Pferde und Schlitten mit ihren Pelzgestalten heben sich scharf ab von dem leuchtenden Schnee. Tief unten liegt die langgestreckte Stadt, dampfen die Schlote, tummeln sich die Menschen; — darüber hinaus erheben sich jenseits die Höhenzüge des Landeshuter Kammes, die Friesensteine und öffnet sich der Blick ins Schmiedeberger Thal. Umgeben von den Vorbergen liegen Buchwald und Erdmannsdorf, liegt Fischbach mit seinen Falkenbergen, und das Katzbachgebirge umsäumt den Horizont in bläulichem Schimmer.

Endlich sind wir im Walde, am Forstkamme. Die Pferde brauchen eine Rast. Der Winter macht aus den Bäumen hoch oben im Gebirge etwas viel Schöneres: da ist jeder Ast, jede Fichtennadel mit einer dünnen, feinen, ganz klaren Eisschicht überzogen, so daß der ganze Baum und alle seine kleinsten Teile wie überglast erscheinen. Schnee deckt das Unterholz. Ein Volk schwarzer Krähen ist das einzige Lebendige. Wir fahren weiter, und die Großartigkeit nimmt zu. Der Schnee liegt noch tiefer, die kleineren Fichten und Felsblöcke am Wege sind gar nicht mehr zu erkennen, die Äste der hochstämmigen Fichten hängen schwer beladen herab mit ihrer weißen Bürde. Im schmalen Seitenthale von Arnsberg ballen sich die Wolken geheimnisvoll zusammen, sie kämpfen gegeneinander, umschlingen sich endlich und steigen wie versöhnt zu unserer lichten Höhe empor. Der Weg wird plötzlich breiter, und ehe wir merken, warum, klingt aus dem ersten Schlitten ein plötzlicher Freudenruf: Wir sind an der Landesgrenze! Die Höhe der Grenzbauden ist erreicht, jenes Plateau, von dem der höchste Gipfel des Gebirges nur noch zwei Stunden entfernt ist. Die Grenzbauden bilden eine Kolonie des böhmischen Dorfes Klein-Aupa, dessen kleine Häuser hier oben weit zerstreut sind. Kein Wald mehr, offenes Land; weiter Blick über die zerstreuten Bauden hin. Nun erklimmt das müde gewordene Pferd den letzten kleinen Abhang. Wir sind am Ziel, in Hübners Grenz-

der auf dem Kamme selbst in einer Meereshöhe von 1238 m belegenen „Peterbaude" nach Agnetendorf und Hermsdorf unterm Kynast, sowie im kleineren Maßstabe im Hirschberger Thale vom Kynast nach Hermsdorf ausgeführt werden. Von den genannten Hauptpartieen ist die Peterbauden-Partie die lohnendste, da sie neben dem Vergnügen auch einen Gesamteinblick in die geschilderten winterlandschaftlichen Verhältnisse des Riesengebirges gewährt und gleichzeitig kostbare Aus- und Fernsichten gestattet. Die Hörnerschlitten, welche in einfacherer Form auch zur Holzabfuhr benutzt werden,

---

bauden. Wie wohlthuend umfängt uns die Wärme des Zimmers, von dessen Wänden Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm freundlich vereint herabgrüßen. Nun hängen Pelze und Decken an langen Stangen um den mächtigen Ofen, guter böhmischer Kaffee dampft aus den Tassen, und dazu giebt's Preßburger Zwieback, so hart wie der Wintertag, und Brot mit herrlicher Butter. Und oben im Saale schmettern böhmische Musikanten die Tanzweisen, und der Ungarwein steigert die Fröhlichkeit, bis die Uhr die 12. Stunde schlägt.

Wir gehen ein Stück auf den Steinfliesen vor der Baude hin und schauen in die Winternacht der weißen Berge. Es ist mäßig kalt, ganz klarer Himmel, und die Lichter der einsamen Hütten von Klein-Aupa blinken durch die kleinen Scheiben. Nun schlägt die Uhr im Dörflein — langsam, knarrend, unregelmäßig, und was das Merkwürdigste bei dieser Jahreswende ist: alles bleibt still und feierlich.

Nun aber zur Thalfahrt! Draußen werden Fackeln angezündet und die Hörnerschlittenfahrt gerüstet. Der Hörnerschlitten besteht aus einem schmalen Sitz auf langen Kufen, die vorn in Manneshöhe gekrümmt sind wie gewaltige Hörner. Auf den Sitz hockt sich der Reisende, wickelt sich ein und streckt die Beine nach vorn, wo der Schlittenführer mit seinen Füßen das leichte Fahrzeug lenkt und den Flug an den Krümmungen der Schlittenkufen regelt. Wer's noch nie gewagt, dem bangt wohl ein wenig. Aber die Beklemmung schwindet bald vor dem Vergnügen. Wenn der lange Zug geordnet ist, und der erste Schlitten das Signal gegeben hat, dann rutschen wir wohl gleich einen kurzen Abhang hinab, aber nur um eine Strecke wieder anzusteigen, also gezogen zu werden. So geht's noch langsam bis zum Zollhaus an der Grenze. Hier wird gerastet und man rückt sich zurecht. Aber was ist denn das für ein Flammengruß? Wahrhaftig, es ist auf der Koppe! Es sind — wie wir wissen — Schmiedeberger Herren, die ihren Sylvester noch höher gefeiert, die mit Eissporen und spitzen Bergstöcken 5000 Fuß hoch gestiegen sind und nun oben vor dem Hospiz in bengalischen Flammen dem Thal verkünden, daß sie glücklich angelangt sind.

Jetzt hinab! Das ist kein Gleiten, das ist Fliegen! Lautlos saust der Schlitten mit uns dahin; wir jauchzen vor Vergnügen und fliegen hintereinander her, immer rascher, immer schneller; manchmal ein hemmender Ruck, daß wir nicht stürzen, und vorbei an jenen Gnomen und Vermummten, vorbei an den Tannenriesen, an Schluchten vorbei, sausend hinab in das Thal, aus dem uns bald hier, bald da ein Licht entgegenflackert. Wir fliegen so weich, wie in der Luft, so still, wie die Vögel, viel schneller als mit Dampf und haben weder Zeit noch Sinn, die Geschicklichkeit zu begreifen, mit dem unsere Lenker die Biegungen nehmen und den Lauf der weißen Straße regieren. Nur wenn der Weg einmal weniger steil, schöpfen wir Atem; dann wieder pfeilschnell dahin, lautlos durch die feierliche Stille des Waldes. Nach wenigen Minuten liegt der Wald dahinten, und wir gleiten über den letzten baumlosen Abhang. Ehe wir's überhaupt für möglich halten, sind wir im Städtchen und rutschen nun zwischen den Häusern weiter, am Rathause vorbei, am Ringe — und sind vor der Thür unserer Herberge. Zwei Stunden hinauf — 20 Minuten hinab; das war eine Hörnerschlittenfahrt von den Grenzbauden.

fassen 1—2 Personen und haben ihren Namen von den hörnerförmig nach oben zu gebogenen vorderen Kufenenden, zwischen welchen der Führer sitzt, um mit seinen Füßen das Gefährt sicher zu lenken, während es pfeilschnell auf dem gebahnten Pfade hinabgleitet und denselben Weg binnen 15—25 Minuten zurückgelegt, für welchen zur Auffahrt, die mittelst Pferde- oder Ochsengespann erfolgt, zwei Stunden und darüber gebraucht wurden.

Was den Bau und die Gliederung des Riesengebirges betrifft, so unterscheidet man zwei Parallelkämme desselben, den schlesischen, auf welchem die Grenze von Schlesien und Böhmen sich hinzieht, und den böhmischen Kamm, beide über 1255 m hoch. Jeder dieser Kämme zerfällt in einen Ost- und einen Westflügel, welche schlesischerseits durch die Mädelwiese und böhmischerseits durch den Elbgrund voneinander getrennt sind. Die Ostflügel beider Kämme sind durch den Brunnenberg, die weiße Wiese und den Koppenplan, die Westflügel aber durch die Kesselkoppe und die Elbwiese miteinander verbunden. Auf der ausgedehnteren böhmischen Seite ziehen sich, meist an einen dritten, niedrigeren Parallelzug sich anschließend, noch weitere, gegen 940 m hohe Kämme bis zum Fuße des Gebirges. Das ganze Gebirge ist von vielen Querthälern durchzogen, welche die herrlichsten landschaftlichen Reize einschließen.

Auf dem schlesischen Ostflügel erhebt sich die höchste Kuppe des Riesengebirges und Norddeutschlands überhaupt, die Riesen- oder Schneekoppe, deren Höhe, wie eingangs erwähnt, 1611 m beträgt. Sie fällt nördlich in den Melzergrund und südwestlich in den gegen 625 m tiefen Riesengrund steil ab und bildet einen aus Granit bestehenden, abgestumpften, mit Gneis- und Glimmerschiefergeröllе bedeckten Kegel, dessen Plateau von Osten nach Westen 50—70 m lang und von Norden nach Süden 40—50 m breit ist und außer einer im Jahre 1688 erbauten, dem heil. Laurentius gewidmeten Kapelle zwei „Koppenhäuser" aufweist, von denen das ältere und größere allein gegen 150 Nachtgäste beherbergen kann. Die unter günstigen Umständen bis zu den Hauptstädten Schlesiens und Böhmens sich erstreckende Aussicht auf der Schneekoppe ist überwältigend schön, bietet sich aber in ihrer vollen Klarheit und Schärfe während der verkehrsreichen Monate Juli und August selbst bei wolkenfreiem Himmel der „hegerichen" Atmosphäre wegen nur selten.

Nächst der Schneekoppe gehören zu den bemerkenswertesten Punkten des Ostflügels, welcher mit der 1482 m hohen, einem Granit-Trümmerhaufen gleichenden Sturmhaube abschließt, der forellenreiche kleine und der fischlose große Teich, von denen jener $2^1/_2$ Hektar und dieser $6^1/_2$ Hektar umfaßt, sowie die turmähnlichen, im Thale weithin sichtbaren Granitmassen des Mittagssteins und der Dreisteine.

Auf dem Westflügel liegt die bereits erwähnte Peterbaude; unweit davon aber erhebt sich der abgestumpfte, aus Granitgeröll bestehende Kegel der Sturmkoppe, an welche, nur durch eine unbedeutende Einsenkung von

ihr geschieden, der höchste Punkt des Westflügels, das Hohe Rad (s. eingangs die Höhenangabe), dessen halbkugelförmige Kuppe ebenfalls mit Granittrümmern bedeckt ist, sich anschließt, worauf den Schluß dieses Gebirgszuges der einem lang hingestreckten Sargdeckel gleichende, aus zwei gewaltigen Haufen aufgetürmter Granitblöcke bestehende Reifträger = 1350 m bildet. Einen überwältigenden Eindruck auf das Auge des Wanderers üben die am Westende des Hohen Rades gelegenen Schneegruben, deren vielfach zerzackte Felswände über 300 m senkrecht in die grausige Tiefe abfallen. Auf der Westseite derselben, da, wo ein die große und kleine Schneegrube voneinander trennender Felsgrat sich hinabzieht, bietet Rübezahls Kanzel, die als ein Haufen von übereinander lagernden Granitfelsen unmittelbar hinter der Schneegrubenbaude sich erhebt, eine fast ebenso großartige Aussicht, wie der Schneekoppenkegel.

Der Ostflügel des böhmischen Kammes wird durch den lang sich hinziehenden Brunnenberg (nächst der Schneekoppe der höchste Punkt auf dem Riesengebirge), der auf seinem oberen felsigen Absturze „Rübezahls Lustgarten“, einen an Alpenkräutern außerordentlich reichen Punkt, aufweist, und den durch seine scharfkantigen, aus wilden, tiefen Schluchten schroff aufsteigenden Gneisgrate sich auszeichnenden Ziegenrücken gebildet, von welchem aus der Wanderer, welcher die höchst beschwerliche Partie über diesen Kamm nicht scheut, das Gebirge noch in seiner urwüchsigen Wildheit erschaut und die beste Aussicht auf die Sieben Gründe genießt.

Als Teile des Westflügels der böhmischen Parallelkette sind der rechts am Elbgrunde sich hinziehende, 1428 m hohe Krkonosch und die 1385 m hohe Kesselkoppe, auf welcher sich die herrlichste Aussicht nach Böhmen hinein eröffnet, sowie die den Schneegruben am Hohen Rade vollständig ähnlich sehenden Kesselgruben zu nennen. Am Fuße der Kesselkoppe breitet sich die Elbwiese aus, auf welcher der Gebirgspfad der „großen Kammtour“ bei der Elbquelle vorbeiführt.

Der Naturfreund begnügt sich nun allerdings nicht mit dem Gesamteindruck der Hauptkämme des Gebirges, sondern er sucht die Einzelheiten derselben und die der sich weitverzweigenden Nebenzüge mit ihren Höhen, Thälern und Schluchten auf, um gerade in dem, was der „Menge am Wege“ sich entzieht, die Natur in ihren wunderbarsten Schöpfungen und Schönheiten kennen zu lernen. An den malerischen Reizen, denen er hierbei auf seinen Wanderungen begegnet, haben die Gebirgsflüsse und -bäche mit ihren zahlreichen Wasserfällen und Kaskaden keinen geringen Anteil; sind sie doch gegenüber den starren Formen der Bergzüge und Berge recht eigentlich das belebende Element in dem Antlitz des Gebirges. Zu den besuchtesten Wasserfällen des Riesengebirges gehören der Kochel-, Zacken- und Elbfall. Die beiden ersteren werden durch zwei Nebenflüsse des das eigentliche Riesengebirge vom Isergebirge scheidenden, im raschen Laufe in seinem Felsenbette dem Hirschberger Thale zueilenden Zackenflusses — durch

die Kochel und das Zackerle — gebildet. Der Kochelfall, welcher von der den Zacken begleitenden Kunststraße aus in wenig Minuten erreicht wird, gewährt inmitten seiner anheimelnden Umgebung, während sein Wasser über eine Felsenverengung 13 m tief einem trichterartigen Schlunde zustürzt, ein äußerst liebliches Bild. Großartiger in wildromantischer Umgebung ist der Zackenfall, welcher 25 m in eine enge, durch haushohe, senkrechte Felsenwände gebildete Schlucht über mehrere Vorsprünge hinabtost. In noch höherem Maße, jedoch auf Grund anderer Bedingungen, welche in dem offen vor Augen liegenden Gegensatze der riesenhaften Bergerhebungen zu beiden Seiten und der gewaltigen Einsenkung des vor den Füßen des Beobachters sich aufthuenden Abgrundes beruhen, überwältigt das Bild des Elbfalles, dessen Wasser 47 - 50 m tief in den Elbgrund sich hinabstürzt. Höchst lohnend ist es für den beim Elbfalle weilenden Gebirgsreisenden, auch den nahen Pantschefall zu besuchen, welcher am Abhange des Krkonosch seinen Silberschaum 251 m tief dem Elbseiffen, wie hier die Elbe noch genannt wird, zuschickt. Dieser Punkt ist aber auch noch aus dem Grunde einer der interessantesten im ganzen Riesengebirge, weil er in einem Bilde den Anblick der Pflanzengürtel gestattet, wie dieselben vom Tannen- und Fichtenwuchsstande tief unten im Elbgrunde aus bis zur höchsten Erhebung des Kammes, wo über dem Knieholzwuchse die kahle Kuppe des Hohen Rades hervorragt, sich gestalten. Der Blick über die zum großen Teil senkrecht sich abstürzenden Felsränder des Krkonoschfußes in die schwindelerregende Tiefe des Elbgrundes hinab ist großartig.

In geognostischer Beziehung ist zu bemerken, daß der Nordrand des Riesengebirges ganz aus Granit besteht, welcher am Schmiedeberger Kamm und einzelnen nördlichen Abdachungen porphyrartig auftritt, während auf der böhmischen Seite, südlich von einer die Urgebirgsarten scheidenden Grenzlinie, welche vom Gipfel der Schneekoppe aus im Weißwasser- und Elbgrunde bis weiter nach Böhmen hinein sich erstreckt, Gneis und Glimmerschiefer, welcher letztere zum Teil auch den Granit noch bedeckt, die Grundmasse bilden. Geologisch merkwürdig ist der Basaltdurchbruch am Westrande der kleinen Schneegrube, der bis jetzt bekannten größten Höhe, bis zu welcher die Basalt-Eruption in Deutschland sich zeigt. Der dort zu Tage tretende Basaltkegel, welcher einst die Granitmassen durchbrochen, ist an seiner südwestlichen Seite so fest mit dem Granit verwachsen, daß der Geologe v. Gersdorf, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Basalt entdeckte, aus dem Gestein eine Dose anfertigen lassen konnte, welche zur Hälfte aus Granit und zur Hälfte aus Basalt bestand.

In dem großen Granitgebiete des Riesengebirges zwischen Reichenberg und Hirschberg treffen wir nördlich Gneisdecken mit eingelagertem Glimmerschiefer, südöstlich aber in den höchsten Regionen Glimmerschieferumhüllungen mit eingelagertem, körnigem Kalkstein. Der Granit bedingt die Abrundung der nördlichen Kammkuppen, während der Gneis, aus welchem einige größere

Höhen auf der böhmischen Seite bestehen, steile und schneidige Gratbildungen, wie sie der Ziegenrücken aufweist, hervorruft.

Die reichbedachte Pflanzenwelt des Riesengebirges hat je nach der Höhe, zu welcher sie aufsteigt, ihren ausgeprägten, eigentümlichen Charakter. Der Fuß des Gebirges gehört noch dem Pflanzengebiete der Ebene an, zu deren charakteristischen Bäumen die Eiche und die Kiefer gehören; mit 533 m Höhe aber beginnt die Region der Vorberge, für welche die Fichte und die Tanne charakteristisch sind, worauf man mit 1130 m in die Region des Hochgebirges eintritt und hier als charakteristischen Vertreter des Baumwuchses das Knieholz antrifft. Die Getreidegrenze stellt sich auf 1035 m; doch ist die Reife des Roggens schon in einer Höhe von 500 m nicht mehr gesichert. Selbst der Hafer, welcher in einer Höhe von gegen 800 m noch häufig angebaut wird, unterliegt oft, ehe er völlig reift, dem frühzeitigen Winter.

Die „Bauden" im Riesengebirge.

Seine Wohnung erbaut der Gebirgsmann sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er Weide für seine Herde und treffliches Quellwasser zu seinem und zu ihrem Bedürfnisse allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für diese letztere mehr als für sich selbst zu sorgen, da er fühlt, daß von ihrem Wohle auch das seinige abhängt, sieht er bei der Einrichtung seines Hauses mehr auf die Unterkunft und Erhaltung seines Viehes, als auf seine eigene Bequemlichkeit. Allgemein ist für diese Gebirgswohnungen der Name „Bauden" üblich geworden.

Ihre Bauart und Größe ist im ganzen Riesengebirge so ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem ganzen Hause zur Unterlage dient, ist der größeren Wärme wegen alles übrige von Holz. Doch fängt man seit einigen Jahren an, auch die Wände der Häuser von Stein aufzuführen, besonders in Gegenden, wo die Bauden des starken Reiseverkehrs wegen (zwischen Böhmen und Schlesien) auch im Winter stärker besucht werden. Dabei wird jedoch das Innere immer sorgfältig mit Holz verkleidet. Dicht zusammengefügte Bohlen bilden in der Regel die Wände der inneren Räume, und die Fugen werden, um eindringende Kälte und Feuchtigkeit möglichst abzuwehren, dicht mit Moos ausgestopft und zuweilen noch mit Lehm überschmiert. Überdies wird die innere Seite der Wände mit Brettern verschalt und der Fußboden gedielt; von außen werden die Häuser gegen die Wetterseite (also gegen Norden oder Westen) mit Schindeln überkleidet. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reisigwänden, Holzschobern und Fichtengrannen verschanzt, damit er nicht vom Schnee verweht werde.

Die kleinere Hälfte des Hauses enthält die Wohnstube und neben dieser meist auch ein kleines, zuweilen besser eingerichtetes Zimmer. Vor der Wohn-

stube befindet sich ein enger Hausflur mit der Küche und hinter dieser gegen die Bergseite hin die Milchkammer oder der Keller, durch welchen das kühle Bergwasser geleitet wird, um die dort aufbewahrten Vorräte in möglichster Frische zu erhalten. Seitwärts der Baude wird dieses Wasser zu anderem Gebrauche in einem hölzernen oder steinernen Troge gesammelt.

Dem Stubeneingange gegenüber führt eine Thür vom Hausflur in den geräumigen Stall; eine andere Thür aber ist an der Vorderseite des Hauses angebracht, wo das Vieh ein- und ausgeht. Zwei bis vier kleine Fenster mit Glasscheiben erhellen die Wohnstube; jedes derselben ist mit einem Schieber versehen, der, wenn er auch geöffnet wird, doch nicht hinreicht, die Stube gehörig zu lüften.

Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zu dem Dachraume oder Boden führt gewöhnlich durch eine Giebelthür vermittelst einer Leiter, oder an der Bergseite über einen hölzernen Steg; der ganze Bodenraum selbst aber ist zur Aufbewahrung des Heues bestimmt und vertritt auch die gewöhnliche Schlafstelle der erwachsenen Kinder und des Gesindes. Wo der Thalabhang jäh ist, läuft an der Vorderseite der Baude ein Vorsprung der steinernen Terrasse hin, welche mit dem überhängenden Dache eine Art Galerie bildet, die der Sicherheit wegen ein einfaches Geländer verwahrt.

Diese Einrichtung findet im wesentlichen sowohl bei den das ganze Jahr über bewohnten Winterbauden, als auch in den nur während der Sommerweide bevölkerten Sommerbauden statt, welche leichter als jene gebaut sind und auch nicht die Bequemlichkeit derselben aufweisen. Die Winterbauden liegen meist an den Abhängen der Berge und in dem Busen der Thäler dorfmäßig beisammen und haben auch Benennungen wie wirkliche Dörfer, als: Kleinaupe, Kolbendorf, Wolfshau, Brückenberg. Die Sommerbauden hingegen liegen mehr zerstreut im höheren Gebirge, obgleich sie in einer und derselben Gegend wieder ebenso, wie die Winterbauden, unter einem Namen begriffen werden, der fast immer aus dem Zunamen des ersten Ansiedlers und dem Worte Baude zusammengesetzt ist, z. B. Krausenbauden, Leierbauden, Rennerbauden u. s. w. Mehrere der höchsten Bauden des Riesengebirges, die Wiesenbaude, die Hampelbaude, die Peterbaude, die alte und neue schlesische Baude, die Grenzbauden von Kleinaupe, sind durchaus keine Sommerbauden, sondern in Anbetracht, daß ihre Bewohner außer von Viehzucht auch noch von Beherbergung der Reisenden leben und deshalb das ganze Jahr im Hause verbleiben, zu wirklichen Winterbauden zu zählen.

Die innere Einrichtung und das gewöhnliche Hausgerät einer Baude hat immer Bezug auf die Beschäftigung der Bewohner. Ein Kachelofen mit einer Bratröhre und ein paar eiserne oder kupferne Kessel, sowie ein Topf- oder Hafenbrett, d. i. ein offener Wandschrank mit Querabteilungen zur Aufbewahrung des hölzernen und des Thon- und Glasgeschirrs, sind die notwendigsten Bestandteile der häuslichen Einrichtung einer Riesengebirgsbaude;

verschiedene große und kleine Kufen, Kübel und Näpfe zur Käsebereitung, ein Butterfaß, eine Käsepresse, Schöpf- und Rührlöffel, Spinn- und Lichtstöcke u. dgl. füllen den übrigen Raum der Stube. Unter den zur Bequemlichkeit und täglichen Bedarf bestimmten Gerätschaften bemerkt man selten mehr als einen gewöhnlich aus schönem weißen Ahornholz verfertigten Tisch in der Fensterecke der Stube, nebst Bänken an den Wänden und etwa ein paar hölzernen, ganz schmucklosen Stühlen.

Alles dies ist sehr rein gehalten, und Ordnung macht sich in allen Teilen bemerkbar; allein es gehört Gewohnheit dazu, die außerordentlich schwüle und beängstigende Luft einer selbst in den heißesten Sommertagen geheizten engen Stube erträglich zu finden.

Der Wiesenbau.

Der Heuertrag der Wiesen vertritt im Riesengebirge die Stelle des Feldbaues; ihre Pflege ist daher auch nebst der Viehzucht, deren Grundlage die Wiesen ausmachen, für den Sudetenbewohner der erheblichste Gegenstand seiner Sorgfalt. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung ein nach Verhältnis seines Viehstandes größeres oder kleineres Stück Land, das er sorgfältig von Steinen reinigt und gleich seinem Gemüsegarten mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese Grasplätze (Grasgärten) sind die eigentlichen Matten oder Wiesen dieses nördlichen Hirtenlandes; ihre Kultur ist mit jener der schweizerischen Matten im wesentlichen eine und dieselbe, aber ihre Güte und auch ihr Wert weit unter diesen. Man teilt sie gewöhnlich in drei Klassen, gute, mittelmäßige und schlechte Wiesen. Die Thalwiesen sind, wenn sie nicht durch die oft eintretenden Überschwemmungen leiden, in der Regel die besten und grasreichsten und haben selten Dünger nötig; auf sie folgen die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die, damit sie ergiebiger werden, mit der Jauche der Viehställe gedüngt werden müssen; die Grasplätze auf den höchsten Gebirgsflächen aber können wegen ihrer großen Entfernung von den Wohnungen und der Unmöglichkeit der Zufuhr nicht gedüngt werden, und da sie der ganzen Rauhheit des Klimas ausgesetzt sind, so bringen sie auch das schlechteste, magerste Gras, „Wolf" oder „Läuserich" genannt, das steife Borstengras (Nardus stricta L.), hervor, welches erst in zwei Jahren die Mühe des Abmähens lohnt und zur Aushilfe bei mangelndem Winterfutter auf Schlitten abgeholt wird.

Für die besten Wiesen des Riesengebirges werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die südliche, von drei Seiten durch die höchsten Bergriesen geschützte Lage dieser Thäler, die vielen Wälder, welche eine größere Feuchtigkeit der Atmosphäre bewirken, der hieraus folgende Reichtum an Quellen und Bächen und das dadurch begünstigte Verwittern des Gesteins und schnellere Urbarwerden des Bodens befördern in diesen Thälern mehr, als in irgend einer anderen Gegend des Riesengebirges, das Gedeihen

des pflanzlichen Lebens. Daher werden auch hier und in manchen der Lage nach mit den Siebengründen ganz übereinstimmenden Gegenden des Aupa-, Elb- und Iserthals die Wiesen zweimal des Jahres gemäht und einmal abgeweidet; bei den übrigen findet nur eine einzige Behauung oder Heuernte (Heumahd) des Jahres statt, und das erhaltene Heu selbst gleicht an Güte nur dem Nachhau oder Grummet jener, bei denen ein zweimaliger Grasschnitt stattfindet.

Es ist bereits darauf hingewiesen, daß die südlichen Lehnen der Berge (oder die Sommerseite) vor den nördlichen (der Winterseite) den Vorzug haben in Bezug auf Fruchtbarkeit. In demselben Thale können zuweilen die Wiesen der Sommerseite zweimal gemäht und einmal behütet werden, während die Winterseite nur Grummet giebt und zuletzt nur so im Vorbeigehen oder aus Not beweidet wird. Die ganze nach Böhmen gehörige Lehne der hohen Sudeten ist die eigentliche Sommerseite des Riesengebirges, und ihre Wiesen und Bergweiden sind daher auch im ganzen besser, als die nördlichen schlesischen; doch hat auch diese Regel ihre vielfachen Ausnahmen, da verschiedene Teile der schlesischen Seite eine solche Richtung haben, daß ihre Abhänge gleichfalls eine Sommerseite bilden. Dies ist vorzüglich in der Gegend von Schreiberhau der Fall, wo der vom Isergebirge gegen Osten auslaufende Zweig oder Gebirgsstock des Schwarzenbergs mit dem Hauptstamme des Riesengebirges einen sehr geräumigen Thalbusen bildet, den der Zacken und seine Nebenbäche bewässern.

Die Zeit der Heuernte ist nach der Höhe und Lage der Wiesen verschieden. Von Anfang Juli bis Ende September kann man gewiß sein, jede Woche in irgend einer Gegend Menschen auf dem Gebirge zu treffen, die mit derselben beschäftigt sind. Wo der Bodenraum der Baude groß genug ist, den vollen Wintervorrat aufzunehmen, wird das getrocknete Heu oder Grummet sogleich eingebracht; wo dieses aber nicht der Fall, wird es in Schobern bis zur eintretenden Schlittenfahrt aufbewahrt und dann, wenn ein Teil des Wintervorrats bereits verzehrt ist, mittels der im ganzen Riesengebirge üblichen Hörnerschlitten herbeigeschafft.

Das auf den höchsten Bergebenen der Sudeten gemähte Heu kann mit dem, was der Schweizer „Wildheu“ nennt, und welches er mit Lebensgefahr zwischen steilen Felswänden und über furchtbaren Abgründen, oft an Händen und Füßen mit Steigeisen versehen, einsammelt, in Hinsicht der Güte nicht verglichen werden. In den Alpen ist das Wildheu, wegen der Menge guter und gesunder Kräuter, gerade das beste und gesuchteste. Obgleich es dem Riesengebirge an solchen, zwischen hohen, steilen Felswänden eingeschlossenen und beinahe unzugänglichen Plätzen, wo oft ein reiches Pflanzenleben seinen Sitz hat, keineswegs fehlt, so benutzt doch der sudetische Senn solche kräuterreiche Plätze nicht und begnügt sich, das ihm abgehende Viehfutter in Wäldern und leicht zugänglichen Gründen zu sammeln. Muß nun die Viehwirtschaft als Hauptnahrungsquelle angesehen werden, so ist doch auch

jener Beitrag zu des Lebens Notdurft nicht zu unterschätzen, welchen Holzfällen, Holzzurücken und Flößen im Winter, die Führer- und Trägerdienste im Sommer, die Glasbläserei und -schleiferei, die Textilindustrie, die Holzstoff-, Strohstoff- und Papierfabrikation, die Holzwarenbereitung und das Vermieten unbenötiger Wohnräume an die seit Erbauung der Gebirgsbahn (1866) beständig wachsende Menge der Fremden und Sommerfrischler gewähren.

---

4. Aus dem Böhmerwald.

Von Dr. Ferdinand Hochstetter.

Von den Grenzen des Vogtlandes bis nach Oberösterreich hinab, von Nordwest gegen Südost zwischen Böhmen und Bayern die natürliche Grenze bildend, zieht sich an die 200 km lang das dunkle Waldgebirge, von den Alten als Gabreta silva zu den Silvae Hercyniae (Harzwald) gerechnet, von den Böhmen Ceskyles und Sumava genannt, ein Teil der großen Wasserscheide zwischen Nordsee und Schwarzem Meer. Vom Fichtelgebirge aus gegen Südost steigt der Gebirgswall höher und höher an, im Arber und Rachel bis zu 1458 m, breitet sich da, wo die Quellen der Moldau zusammenfließen, in seinem eigentlichen Zentrum, mehr und mehr aus, und bildet mächtige Gebirgsstöcke an deren rechtem und linkem Ufer, die weit ins Land hinein nach Böhmen und Bayern in unzähligen Berg- und Hügelketten ihre Ausläufer senden. Vom Kubany (1357 m) und Plöckelstein (1375 m) fällt das Gebirge wieder allmählich ab und verläuft bei Friedberg und Hohenfurth, da, wo die Moldau nach langem und trägem Laufe durch weite Torfmoore nun schäumend die Granitmassen der Teufelsmauer durchbricht und ihre südöstliche Richtung plötzlich zu einer nördlichen verändert, in einzelnen Berggruppen mit dem Manhardsberge in Österreich einerseits und mit dem böhmisch-mährischen Grenzgebirge andererseits. Eine tiefe und breite Einbuchtung zwischen Neumark und Eschelkamm, auf der die Wasserscheide bis 400 m herabsinkt, trennt die nördliche Hälfte des Waldgebirges von der viel ausgedehnteren südlichen. Der nördliche Gebirgszug, der sich kaum bis zu 1000 m erhebt, liegt den böhmischen Bädern Marienbad und Franzensbad nahe, und gewiß hat schon mancher Naturfreund und Besucher dieser Kurorte seine Ausflüge ausgedehnt bis auf den granatreichen Dillenberg, die letzte Kuppe des Böhmerwaldes gegen das Fichtelgebirge, oder bis zur romantischen Burgruine Pfraumberg (böhmisch Primda) bei Hayd, dagegen sich begnügen müssen, das südliche Hauptgebirge mit seinen gewaltigen Hochgipfeln nur in blauer Ferne von der Basaltkuppe des Podhorn bei Marienbad aus zu erblicken. Aber gerade dieser Teil ist der landschaftlich schönste und für den Naturfreund interessanteste. Hier ist

noch bis in unsere Tage ein Stück von dem Deutschland erhalten, wie es Tacitus schildert, als ein Land „silvis horrida aut paludibus foeda". Alles ist Wald und Moor und Feld, kaum da und dort eine armselige Holzhackerkolonie oder ein einzeln stehendes Forsthaus.

a. Der Urwald.

Wer denkt bei dem Worte „Urwald" nicht weit über den Atlantischen Ozean hinweg an die Üppigkeit und Fülle tropischer Himmelsstriche in Südamerika, an die Wildnisse des Orinoko, an v. Humboldts und Burmeisters herrliche Schilderungen! Unser Urwald ist im rauheren Norden düsterer Fichten- und Tannenwald:

Es ist, als wäre diese Gegend früh
Zurückgeblieben hinterm Schritt der Zeit,
Die weiten, stillen Wälder, wo der Mensch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt. Uhland.

Als sich im Jahre 1849 der böhmische Forstverein versammelt hatte, um Ausflüge zu machen in diese Urwälder, da redete der wackere Forstmeister J... von Winterberg die Forstmänner Böhmens also an: „Meine Herren, Sie betreten im lieben Vaterlande eine Gegend, über deren Berg und Thal massenhafte Forste sich ausbreiten, unberührt von des Menschen Hand, Urbildungen der Schöpfung, wildschön, großartig, staunenerregend, ehrfurchtgebietend, worin die Natur seit Jahrhunderten ungestört waltend die riesenhaftesten Holzkörper bildet und wieder zerstört, dort dieser, hier jener Holzart besonderen Standort anweist, dort wieder mehrere Spezies harmonisch zusammenstellt, immer und überall aber die individuell schwindende Generation durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben ersetzt. Es sind dies Urwälder, wie wir sie nennen, ein aufgeschlagenes Buch der Natur, lehrreich für jedermann!" Damals hat vielleicht mancher Forstmann am Kubany, bei Tusset, am Plöckelstein, zum erstenmale gesehen, was ein **Wald** ist, was dagegen — eine **Baumpflanzung**.

Mir ward der erste große Eindruck einer Böhmerwaldlandschaft, mit ihren riesigen Urwaldstämmen, als ich im Jahre 1853, am südlichsten Teile des Gebirges meine Untersuchungen beginnend, an einem schönen Maiabend von Unter-Wuldau aus zur Schloßruine Wittinghausen hinaufstieg, zu jenem „luftblauen Würfel über dunklem Waldesrücken", dem klassischen Punkte aus Adalbert Stifters „Hochwald". Der Weg führt von Unter-Wulda aus zuerst über weite Moorgründe, durch welche die Moldau in unzähligen Krümmungen und Biegungen trägen Laufs sich schlängelt. Man muß fein Obacht geben, daß man nicht zu weit hinaustritt über den betretenen Pfad und versinkt in den „zerrissenen Gründen, aus nichts bestehend, als aus tiefschwarzer Erde, dem dunkeln Totenbette tausendjähriger Vegetation". Rechts

die Waldmassen des Hochfichtel, Plöckelsteins, Dreisesselberges, links das St. Thomasgebirge mit der Schloßruine Wittinghausen, dazwischen der Paß, der von Böhmen nach Österreich führt, über den hinweg der merkwürdige Fürstlich Schwarzenbergsche Schwemmkanal die Moldau mit der Donau verbindet. Bald ist man im Walde. Nie genoß ich einen Waldspaziergang so voll. Es war die Ruhe der Luft nach einem Gewitter, alle Bäume dufteten, ein Wohlgeruch überall, eine Stille von allem menschlichen Treiben und Wesen, nur das Rauschen frischer Waldwasser hörte man, oder den eintönigen Notschrei des Rehbocks oder die schrillen Töne einer vorüberstreichenden Waldschnepfe. Lange hallte der Schuß nach in den Bergen und Wäldern, und zuckend lag der Langschnäbler vor uns. Die kleinen Federn auf seinen Flügeln, die als die feinsten Pinsel gebraucht werden können, nahm ich mir mit. Wir waren im „Brandl-Wald“, einem Hochwald von Fichten und Tannen mit dunklem Schwarzgrün, untermischt mit dem jungen Frischgrün der Buchen und des Ahorn. Aber wie erstaunte ich, als mein biederer Jägersmann mich vor den Riesenstumpf einer Weißtanne führte und mir den Stamm zeigte, wie er dalag; dabei nahm er andächtig seinen Hut ab. Ja, den Hut ab! Hier stand ein Baum, mit seinen Ästen und Zweigen ein ganzer Wald im Walde, mit seiner Krone ein Wald über dem Walde! Der Sturmwind hat den 500 jährigen Riesen abgerissen und hingeworfen. Schwärzer haben den hohlen Stumpf angezündet, aber jetzt noch starren die schwarzen, verkohlten Reste ehrfurchtgebietend in die Höhe. Ich maß den Durchmesser in Brusthöhe zu 3 m, den Umfang zu $9^1/_2$ m. Dann erkletterte ich den daliegenden Stamm, ging darüber hin und zählte 72 Schritte. Aber die Krone, die schon früher vom Winde abgerissen worden sein mag, fehlte noch. Rechnet man diese und den stehenden Stumpf dazu, und fünf meiner Schritte zu $4^1/_4$ m, so bekommt man eine Gesamthöhe von 61 m, fast die halbe Höhe des Stephansturmes in Wien! Das glaubt freilich nur, wer es selbst gesehen, es ist wohl die größte in Deutschland bekannte Tanne! Und dieser daliegende Stamm wird zu 30 Klafter 30 zölligen Brennholzes geschätzt; er vermodert und verfault, weil keine Säge groß genug ist, dem Riesen den Leib zu zerschneiden. Rings um den toten Baumriesen stehen nun aber noch eine Menge ebenbürtiger Schwestern in frischem Grün, und des andern Tages maß ich unweit davon im „Schloßwald“ einen Umfang in Brusthöhe von ungefähr 7 m, und der begleitende Förster gab mir die gemessene Höhe des noch stehenden Stammes zu 53 m an. Und dazu die Krone, die abgerissen war an der Stelle, wo der Stamm noch 38 cm Durchmesser hat. Der Urwald ist hier der Kultur schon gewichen, um so mehr fallen aber die riesenhaften Ausdehnungen der uralten Stämme, den gewöhnlichen Hochwaldstämmen gegenüber, in die Augen. Die größten bleiben hier stehen, um der kleineren Nachwelt zu zeigen, wie groß die Vorwelt war.

Von der Schloßruine Wittinghausen hat man bei hellem Wetter die großartigste Fernsicht ins Land jenseit der Donau bis zu den Norischen Alpen. Mir hatte der Himmel nur vergönnt, in die Nähe zu schauen, auf das Waldgebirge, das vor mir lag, ein schwermütig düsterer Anblick; denn zerrissen und phantastisch wie Feengestalten schwebten weiße Nebelwolken an den dunkeln Wäldern, und dazwischen wie ein Silberfaden die spiegelnden Wasser der Moldau. Auf ihrem rechten Ufer am Plöckelstein, Dreisesselberg, Tussetberg, den Schillerbergen hin die Waldreviere Salnau, Neuthal, Tusset; auf ihrem linken Ufer die Reviere Schwarzwald, Christianberg, Müllerschlag, Schattawa u. s. w. mit dem großen Steinberg, den schwarzen Steinwänden in Langenberg, dem Kubany, Schreiner, Basum, und weit dahinter die Gegend von Außergefild, Buchwald, Maader, Pürstling, Stubenbach, die waldbedeckten Hochplateaus, über die sich der Luren und Rachel erheben. Alle diese Gegenden enthalten noch große Urwaldstrecken, und keineswegs bloß auf den unzugänglichsten hohen Gipfeln und Gebirgsrücken, sondern bis weit hinab in die Thalgründe.

Aber ich muß das, was ich auf den langen Wanderungen gesehen, in ein Bild zusammenfassen. Die Urwälder sind einander hier überall ziemlich gleich: wilder an den Gehängen der Berge, wenn zu dem Gewirr der Vegetation noch das Gewirr der Felsmassen sich gesellt, und die Waldbäche schäumend über Baum- und Felstrümmer hinwegstürzen; üppiger in Thalgründen und niedrigeren Plateaus, am üppigsten zwischen 600 und 1000 m Meereshöhe, wo neben der Fichte auch die Tanne und Buche noch gedeihen, daher auch im südlichsten, weniger hohen Teil des Gebirges schöner als im eigentlichen Mittelpunkt bei Außergefild, Maader, Stubenbach, wo auf den Hochplateaus von 1200 m nur noch die Fichte übrig bleibt, bis auf den Hochgipfeln auch sie verschwindet und nur krüppeliges Holz, Kniekiefern und isländisches Moos die nackten Felsmassen ärmlich bedecken.

Schon aus einiger Entfernung kann man den Urwald an seinen zackigen, unregelmäßigen Umrissen leicht von dem wie nach der Schnur gleichmäßig abgeschnittenen kultivierten Hochwald unterscheiden. Besonders ragt die höhere Tanne mit ihrer kuppelförmigen Krone und ihren wagerecht abstehenden Ästen weit über die niedrigeren pyramidenförmigen Wipfel der Fichte hervor, wie ein Wald über dem Walde. Noch charakteristischer erscheint bei einem Blick von oben her der wipfeldürre, weniger dicht bestockte Urwald als altersgrauer Greis neben dem frischen Grün des festgeschlossenen jungen Hochwaldes. Aber treten wir nun ein in die Wälder selbst!

Wir steigen durch Wiese und Feld einen Abhang hinan. Steine und Felsstücke sind aus Wiese und Feld zu großen Haufen zusammengelesen, oder zu Mauern am Wege hin übereinander geschichtet. Zur Linken am Saume des Waldes noch ein mit verkohlten, zerstreuten Wurzelstöcken bestandenes Ackerland, zur Rechten ein frischer Holzschlag — das Holz aufgeklaftert, nur einzelne Stämme ragen noch hoch in die Luft; Äste und Zweige haben die

Holzhauer zu großen Haufen zusammengeworfen, aus denen dicker Rauch aufwirbelt. Ein wenig betretener „Pascherſteig“ führt in den Wald, man muß vorsichtig vorwärts schreiten, will man nicht über die durch die Feuchtigkeit geglätteten Wurzeln abglitschen oder tief einsinken im moorig schwammigen Boden. Endlich ist man eingetreten in den Wald und schöpft tief Atem in der erquickend kühlen Luft, wenn draußen die Sonne brannte. Wie man aus dem bunten Treiben in Stadt und Land eintritt in die stillen ernsten Hallen eines gotischen Doms — nicht anders ist der Eindruck. Da strebt alles ernst und majestätisch in die Höhe; wie die Säulen des Doms stehen die Säulen des Waldes da, schlank, riesengroß, schweigend, das Auge folgt dem mächtigen Stamme von unten nach oben, die gewaltigen Äste verschlingen sich zu einem dichten, dunkelgrünen Gewölbe, durch das, wie die goldenen Sterne des Gewölbegrundes, das Licht des Himmels in das Halbdunkel hineinstrahlt. Lebenslustig, froh und heiter stimmt uns das offene Laubdach frischgrüner Buchen; zu männlicher Thatkraft begeistert der Anblick narbig-rissiger Eichenstämme mit nervigen Ästen und krauser Krone; idealer aber stimmt hochernster Tannen- und Fichtenwald, er macht wehmütig, sehnsüchtig, andächtig. Wer fühlte nicht die ganze Romantik eines Waldlebens mit seinem Frieden und seinen Schauern, die ganze Pracht und Feier einer jungfräulichen Wildnis, wenn er längs des Kanals am Plöckelstein oder auf dem „Fürstenweg“ am langen Berg bei Ernstbrunn, oder auf dem Reitsteig durch den Tussetwald, oder am Kubany, am Schreiner, am Basum mitten durch die schönsten Urwaldstrecken seinen Weg nimmt, und ihm am heiteren Frühlingsmorgen das Schwarzblatt, die Amsel und unzählige Vögel ihr Lied singen, oder wenn in tiefster Waldesstille die Seele dem stillen Walten der Natur doppelt nahe zu sein glaubt!

Oft ist aber der Eindruck ein ganz anderer. Sturm, Wetter und die Jahrhunderte haben nur Bilder der Zerstörung und Verwirrung übrig gelassen. Die Stämme stehen „schütter“, einzeln und einzeln, dazwischen dichtes Gestrüpp von Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Weidenröschen, ein Gewirr von Felsblöcken, modernden Zweigen, Ästen, Stämmen, Stöcken. Hier steht ein Riesenstamm noch grün, aber der Sturmwind hat ihm die Krone abgerissen, und von den Ästen hängt, wie greises Haar, das Bartmoos in klafterlangen Fäden, die der Wind hin und her wiegt; hier steht ein Stamm längst abgestorben, morsch und faul, ausgedörrt, daß er angezündet wie glühender Zunder fortglüht, eine graue, gespenstige Gestalt, die ihre nackten Knochenarme in die Luft reckt. Hier liegt eine Fichte mit der Wurzel ausgerissen, in deren Netzwerk Erdklumpen und Felsstücke hängen, der mächtige Wurzelstock wie eine Mauerruine, und daneben eine breite Grube, dort liegt eine Tanne am Stamm abgerissen; sie vermodert und verfault und auf dem Leichnam keimt üppig junges Leben, eine neue Tannen- und Fichtensaat; und zwischen all dem Gewirr rundliche, von weißen Flechten überzogene Granitblöcke, wie gebleichte Riesenschädel, üppiges Strauchwerk,

Farnkraut und Moos, Tod und Stein mit frischem Grün, mit saftigem Leben überwuchernd. Ist man in solchen Wirrwarr einmal hineingeraten, so hat man Mühe und Not, wieder herauszukommen. Die morschen Stämme fallen dumpf krachend unter dem Tritt zusammen, weiche Mooshügel überdecken trügerisch lockeres Haufwerk und Felsklüfte, in die man durchbricht. Aber gewiß wird jeder die großen Eindrücke gern sich zurückrufen, die er empfand, wenn er in solcher Wildnis mühsam emporkletternd über Felstrümmern und Baumleichen, durch fest verwachsenes Gestrüpp langsam vordringend, endlich hervortrat auf die letzte hohe Felsplatte und nun von der Kuppe eines Sternberges, Tussetberges, eines Kubany, Antigels hinwegsah über die ungeheuren, düsteren, schwarzen Waldmassen, aus denen nur da und dort ein blauer Rauch aufsteigt, das Zeichen des Holzhauers, der mit Feuer und Eisen sich Bahn bricht in die uralten Wälder.

Wie aber auch das Bild des Urwaldes sein mag, immer ist es gleich interessant und giebt Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen. Die Humusschicht ist gewöhnlich so mächtig, daß der Same den eigentlichen Boden zum Keimen gar nicht findet. Um so üppiger wächst aber die junge Saat auf den faulenden Wurzelstöcken und den liegenden modernden Stämmen. Es ist ein eigener Anblick, wenn man eine solche Leiche daliegen sieht, und auf ihr der ganzen Länge nach Tausende von jungen Tannen und Fichten im frischesten Grün. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß die Stämme im Urwald auf 150—200 m hin oft in einer geraden Linie hintereinander stehen, wie aus einer Reihensaat aufgewachsen. Der lange Stamm, auf dem die jungen Pflanzen aufgewachsen, ist längst vermodert, aber die Richtung, in der nun die großgewordenen Stämme stehen, zeigt noch seine alte Lage. Höchst interessant sind in dieser Beziehung die Aufnahmen, die Forstmeister J. zu Winterberg von größeren Urwaldstrecken machen ließ, auf denen jeder einzelne, liegende und stehende Stamm verzeichnet ist, auf denen daher jene Reihen besonders charakteristisch in die Augen treten. Aus demselben Keimen auf Stöcken oder Stämmen erklärt sich auch die häufige Erscheinung, daß die Stämme auf Stelzen stehen, pandanusartig. Der Baum erreicht mit seinem unteren Stammende den Boden gar nicht, er steht schwebend auf einem Unterbau säulenartiger Wurzeln, und man kann hindurchgehen oder wie unter einem Zelte sich zwischen den Wurzeln lagern.

Der König der Urwaldbäume ist die Tanne (Weißtanne). Sie erreicht die riesigsten Maße und ist im Böhmerwald den Urwäldern fast eigentümlich, bildet hier die üppigsten Bestände, während es der Kultur kaum gelingt, sie zu erhalten. Die aufgeforsteten Wälder im Böhmerwald sind daher fast ausschließlich Fichtenwälder. Wenn auch Exemplare, wie die oben beschriebenen im Alter von 400—500 Jahren, von 60 m Höhe und mit 40 Kubikmeter Holz bloß im Schaftholz mehr Einzelheiten sind, so trifft man dagegen ganze Bestände von 300—400 Jahren mit 20—40 m per Stamm, kein Stamm unter 20 m. Der zweite Hauptbaum ist die Fichte.

Sie erreicht zwar nie die Größe der Tanne, kommt aber mit der Tanne in gleichem Alter vor (im Maximum 300—500 Jahre, einzelne Exemplare bis 700 Jahre alt) und bildet mit ihr gemischte Bestände. Die Fichtenstämme werden durchschnittlich zu 7—12 Kubikmeter geschätzt, erreichen aber in einzelnen Exemplaren eine Größe von 23 Kubikmeter. Der dritte Hauptbaum ist die Buche, im allgemeinen jünger als die Nadelhölzer, meist von 100—250 Jahren; sie bildet häufig das Unterholz, oder ist auch nur einzeln eingesprengt. Ganze Bestände mit älteren Bäumen von bedeutenderen Ausdehnungen sind selten.

Das größte Interesse verdient aber die übereinstimmende Ansicht vieler erfahrenen Forstleute im Böhmerwald, daß in langen Perioden von 400 bis 500 Jahren der Nadelholzbestand in den Urwäldern mit Buchenbestand wechselt. Die Ansicht gründet sich auf das verschiedene Wachstumsverhältnis von Laub- und Nadelholz und auf den gegenwärtigen Bestand der Urwälder. Nimmt man für einen ursprünglichen Zustand, für eine erste Periode ein gleichmäßiges Vorhandensein von Buchen und Nadelhölzern an, die ihren Samen ausstreuen, so muß das schneller wüchsige Nadelholz die jungen Buchen überholen. Diese werden unter dem Nadelholzbestande der zweiten Periode ein gedrücktes Unterholz bilden, das erst frei wird in einer dritten Periode, wenn die Generation des Nadelholzes abgestorben. Unter diesen Buchen keimt aber für eine vierte Periode schon wieder eine frische Saat von Nadelholz, die das Absterben der Buchen erwarten muß, bis sie zu Licht und Luft kommt. In der That spricht dafür der Charakter vieler Urwaldstrecken, wo die Buche mit den Nadelhölzern nicht in gleichem Alter vorkommt, sondern das jüngere Unterholz bildet, welches die alten Tannen und Fichten, schon jetzt großenteils im Absterben begriffen, überleben muß, und dann frei geworden einen geschlossenen Bestand bilden wird, unter dem dann die jüngste Nadelholzgeneration, die jetzt schon unter den Buchen keimt, ihrer Freiwerdung harrt. Freilich aus dem Lagerholz läßt sich für diese Ansicht nichts schließen, da das Buchenholz schon in wenigen Jahren verwest, während das Nadelholz selbst über 100 Jahre sich gesund erhält. Überall in der Natur zeigt sich Wechsel, und warum sollte die Baumwelt nicht auch ihre Dynastieen haben, die in ewigem Kampfe miteinander abwechselnd herrschen und beherrscht werden, bis der Herrscher der Erde über sie kommt! Forstmänner mögen dies entscheiden.

Vereinzelt kommen noch vor: Kiefern, verschiedene Arten von Ahorn, die Ulme, Esche, Erle, Schwarzbirke, Salweide und als Seltenheit der Taxusbaum oder die Roteibe, nirgends aber im ganzen Gebirge die Eiche. Dem Botaniker geben die Urwälder wohl eine mannigfaltige Ausbeute an Kryptogamen, Moosen, Flechten und Farnkräutern, um so weniger aber an Phanerogamen. Die Waldwiesen dagegen sind im Juli und August ganz gelb von Arnica montana, der Waldsaum von Impatiens noli me tangere, und auf den Hochgipfeln wird man durch manches schöne Pflänzchen über-

rascht, das an die Alpen erinnert, wie Soldanella montana, Phyteuma nigrum, Sonchus alpinus, Homogyne alpina, Pyrola uniflora.

b. Das Holz und seine Verwendung.

Auf Glashütten wohl zuerst fanden die massenhaften Holzschätze des Böhmerwaldes Verwendung und Verwertung. Nomadisierend zog man von Revier zu Revier. War rings um den ersten Ansiedelungspunkt der Wald aufgezehrt, so wurde die Hütte wieder an einem neuen Punkte mitten im Walde aufgebaut. Durch die Glasfabrikation wurde daher auch das Gebirge zuerst kolonisiert; denn in die verlassenen Gebäude zog nun der Gebirgsbauer ein, schuf die vom Walde befreiten Strecken in Wiese und Feld um, hielt sich einen kleinen Viehstand und baute Kartoffeln, Hafer, Gerste und Korn. Daher die vielen im Gebirge zerstreut liegenden „Einschichten" und kleinen Walddörfer, deren Namen auf „hütten" enden: Maierhütten, Tobiashütten, Philippshütten, Alt- und Neuhütten ꝛc. Leider muß berichtet werden, daß die Glasindustrie des Waldes in raschem Verfall begriffen ist; sie hat sich in die Kohlenbezirke verzogen, da das Brennmaterial derselben ebenso gut verwendbar ist, und sich wesentlich billiger stellt; so besteht seit etwa 16 Jahren in Neusattel bei Elbogen die große Aktiengründung, vormals Friedrich Siemens, die gegen 3000 Arbeiter beschäftigt. Den Glashütten des Waldes sind die Tage gezählt. Die bedeutendsten im südlichen Teile des Böhmerwaldes sind derzeit bei Kuschwarda (Eleonorenhain), Hurkenthal und Eisenstein (Elisenthal), während die bei Außergefield und drei oder vier bei Eisenstein gelegene eingegangen sind. Die Eisenindustrie hat bei dem Mangel an Eisenerzen nie geblüht. Im südlichen Teile des Gebirges ist der einzige Hochofen der zu Adolfsthal bei Krumau. In der nördlichen Hälfte des Böhmerwaldes sind dagegen mehrere bei Bischofteinitz, Plan, Tachau ꝛc. Deswegen findet man hier auch mehr Kohlenbrenner, die dem südlichen Teile fast ganz fehlen.

In größerem Maßstabe konnte jedoch der Holzreichtum erst ausgebeutet werden, als durch Anlage von Kanälen, durch Floßbarmachung von Flüssen und Bächen es möglich wurde, die Holzmassen weiter ins Land hineinzuschaffen und teils als Bauholz, teils als Brennholz in holzärmeren Gegenden zu verkaufen, teils in Holzschleifereien in Papiermasse zu verwandeln.

Schon im Jahre 1789 wurde durch den Ingenieur Rosenauer ein großartiges Werk begonnen und teilweise ausgeführt: der Fürstlich Schwarzenbergsche Schwemmkanal am Plöckelstein, um die ausgedehnten Urwälder zu beiden Seiten des oberen Moldauthales zur Benützung zu bringen. Im Jahre 1821 wurde das Werk weiter ins Gebirge hinein fortgesetzt. Wie sie jetzt vollendet ist, führt diese merkwürdige Wasserstraße 50 km weit vom Lichtwasser, am Fuße des Dreisesselberges beginnend, in unzähligen Windungen am ersten Drittel der Bergehöhe hin

über den Paß bei Aigen hinaus nach Oberösterreich zur großen Mühel. Beim Forsthaus zu Hirschbergen geht der Kanal unterirdisch in einem 414 m langen Tunnel durch Granit. Schöne Portale zieren den Ein- und Ausgang. Wenn im Frühjahr Holz geschwemmt wird, ist es ein interessanter Anblick, wie die Holzmassen, sobald sie aus dem „unterirdischen Kanal" hervorkommen, wirbelnd übereinander stürzen auf einer 305 m langen Riese, mit 26 m Gefäll hinabschießen unter donnerähnlichem Getöse, das weithin durch die Wälder hallt. 21 größere und kleinere Bäche, die der Moldau zufließen, werden um diese Zeit aus dem Flußgebiete der Moldau in das der Donau abgeleitet. Die Moldau selbst jedoch ist nicht unmittelbar mit dem Kanale in Verbindung. Ihr Niveau liegt 114 m tiefer. Was auf der Moldau aus dem oberen Gebirge, von der Herrschaft Winterberg herabgeflößt wird und nach Österreich gehen soll, muß beim Holzrechen zu Spitzenberg gelandet und auf der Achse eine Stunde weit zum Kanal nach Neuofen geführt werden. Alljährlich werden so aus den Fürstlich Schwarzenbergschen Waldungen 20—30000 Klafter Brennholz der Donau zugeführt und gehen auf ihr nach Wien. Wohl mehr als die doppelte Menge geht aber auf der Moldau und auf allen ihren flößbaren Zuflüssen, auf der Flanitz, Wollinka, Wotawa ꝛc. ins Land hinein bis nach Prag. Die Moldausektion der Herrschaft Winterberg allein liefert jährlich 36000 Klafter, die Herrschaft Krumau aber 64000 Klafter Brennholz. Und immer neue Werke werden in Angriff genommen, um auch die unzugänglichsten Waldstrecken zur Benützung zu bringen. Auf der Herrschaft Winterberg und ebenso auf der Herrschaft Stubenbach wurden Straßen gebaut hoch über die Berge weg, durch die Urwälder des Kubany und Basum und durch die sumpfigen Gegenden bei Maader. Auch ein zweiter Schwemmkanal führt bei Maader an der Widra hin durch die Wälder der Stubenbacher Herrschaft zum Kislingbach. Große Massen schwimmen auf der Moldau, die von Hohenfurt an für Flöße und kleinere Holzschiffe schiffbar ist, zur Elbe, und auf der Elbe nach Hamburg und weiter nach England.

So hört man denn überall im Gebirge, wo sonst Todesstille herrschte, die Axt anschlagen und die ächzenden Töne der Säge. Lustig wirbeln aus den Wäldern die Rauchsäulen auf von den Feuern der Holzhauer, die Äste, Zweige und dürres Holzwerk verbrennen. Sommers wird das Holz geschlagen, Winters auf der Schneebahn den Bächen und Flüssen zugeführt, und im Frühjahre, wenn der Schnee geht, fängt das Schwemmen und Flößen an. Da ist ein Leben und Treiben an den Wassern und auf den Wassern, dem man oft gern zuschaut. Das Forstpersonal leitet die Schwemme und führt die Aufsicht. Kinder, Weiber und Männer ziehen hinaus mit Stangen, mit Rechen, mit Gabeln, um oft mit Lebensgefahr die Rinden und Splitter, die sich lostrennen von den Scheiten, herauszufischen.

Und nun, lieber Leser, denkst du wohl auch daran, wenn dir in Wien oder Prag am rauhen Winterabend das Holz lustig im Ofen prasselt und

behagliche Wärme zuströmt, daß du vielleicht ein Stück der schönsten Böhmerwaldtanne verbrennst, die ihren Wipfel in der Bergluft kühlte; oder wenn dir die Kunde zukommt, daß ein stolzer Mastbaum auf dem Atlantischen Ozean oder auf dem Schwarzen Meere Sturm und Wetter standgehalten, daß dies ein Böhmerwaldkindlein ist, das, wenn es reden könnte, dem Seemann, der bewundernd zu ihm hinaufschaut, zurufen würde: ich bin ein Gebirgssohn, von Jugend auf an Wind und Sturm gewöhnt; langsam bin ich aufgewachsen auf Bergeshöhe, die Stürme von Jahrhunderten haben durch meinen Wipfel gebraust, ich habe ihnen standgehalten; darum ist mein Mark so kräftig, meine Faser so zäh!

Nicht unbedeutende Massen von Holz werden aber auch im Gebirge selbst durch verschiedene Industriezweige aufgearbeitet, vor allem zu Zündhölzchen und zu Resonanzholz. Zu Resonanzholz wird nur Fichtenholz mit den feinsten Jahresringen verarbeitet. Bei dem langsamen Wachstume der Bäume in dieser rauhen Gebirgsgegend werden die Jahresringe oft so fein, daß sie mit bloßem Auge sich nicht mehr zählen lassen. Eine Fichte von 40 cm Durchmesser aus dem Revier Philippshütte bei Maader zeigte 375 Jahresringe — ein Höchstmaß des Alters und ein Mindestmaß des Durchmessers, wie es selten vorkommt. Zu Resonanzholz werden nicht bloß frische stehende Stämme benutzt, sondern vorzugsweise Lagerholz, sogenannte „Rohnen“, weil diese das schönste reinweiße Holz geben; oft liegt ein solcher Stamm schon 100 Jahre; außen ist er mit Moos bedeckt und etwa auf 7—10 cm hinein vermodert, mächtige Fichten, oft von 75 Jahren, wachsen auf ihm, wie das am Kapellenbach bei Schattawa unweit Kuschwarda der Fall war, und inwendig ist das Holz noch so gesund, daß daraus die besten Resonanzböden gemacht werden können. So lange erhalten sich freilich nur gesunde Stämme, die durch Windriß umgestürzt wurden und durch Nässe und schnelle Moosbedeckung vor zu raschem Verfaulen geschützt waren. Eine eigentümliche Anwendung findet solches Rohnenholz noch zu „Schmalztösen“, weil es das Fett nicht durchschwitzen läßt.

Tausende von armen Gebirgsbewohnern nähren sich durch Verfertigung von Schindeln, Siebrändern, sogenanntem „Zargholz“ und Schachtelholz oder „Schusterspänen“, wie die Leute sagen. Aus Buchenholz aber, das nicht geschwemmt werden kann, wird allerlei Wagengerät gemacht, und vornehmlich Holzschuhe. Ganz besonders blüht diese Industrie im „Mistelholz“ des Planskers bei Krumau, wo diese Holzschuhe nach den neuesten französischen Mustern sehr zierlich und hübsch geschnitten werden. Dagegen hört das Brennen von Pech, Wagenschmiere, Teer, die schlechteste Verwertung des Holzes, mehr und mehr auf. Aber den „Buchenschwamm“ nicht zu vergessen! Wenn er gehörig groß gewachsen ist, jedoch ehe seine lockere, filzige Substanz zu holzartiger Masse verhärtet, wird er abgenommen und zu „Zundfleck“ ausgezogen. Daraus macht sich der Bauer sein „Zundelkäppchen“, das er immer auf hat, weil „es gesund ist.“ Der Forstgehilfe

aber geht des Sonntags stolz mit seiner „Zundelweste“ einher, so stolz als der Städter mit einer kostbaren Samtweste. Und warum auch nicht, denn eine solche Weste ist wenigsten ebenso schön, und jedenfalls „rarer“; denn Buchenschwämme, die so große „Zundelflecke“ geben, daß man daraus eine Weste machen kann, sind sehr selten. So wird im Gebirge benützt, was und wozu man etwas benützen kann.

c. Filze und Auen.

Filze und Auen, so heißen im Böhmerwald die Torfmoore. Sie sind das Seitenstück zum Urwald, ebenso urwüchsig wie dieser, ja, sie sind selbst Urwald, aber nicht in der großen Welt der Bäume, sondern in der kleinen Welt der Moose.

Wie starrgewordene Wasserbecken liegen sie in den muldenförmigen Einsenkungen der Gebirgsplateaus, oder auf den breiten Rücken, welche die höchste Wasserscheide bilden — öde, fahle, gelb- oder braungrüne Flecken in dem Schwarzgrün des Waldes. Oder wie angeschwemmtes Schuttland begleiten sie Flüsse und Bäche, weithin die ganze Thalsohle ausfüllend — die einzigen ebenen Flächen, die einzigen Horizontallinien, welche sich dem Auge im Gebirge darbieten.

Jene beiden Namen bezeichnen nicht verschiedene Arten von Torfmooren, sondern sind örtliche Bezeichnungen aus dem Munde des Volkes in verschiedenen Gegenden. Im südlichsten Teile des Gebirges bis in die Gegend von Kuschwarda heißen alle Moore „Auen“, z. B. „See-Au“, „Habich-Au“, „Große Au“ u. s. w.; von Kuschwarda an nordwärts aber, mehr in der Mitte des Gebirges, ist der Name „Filz“ gebräuchlich, z. B. „Seefilz“, „Judenfilz“, „Zwergbirkenfilz“, „Weitfellerfilz“ u. s. w. Charakteristisch ist, daß gerade da, wo der eine Name aufhört und der andere anfängt, einer der größten Torfmoore des Böhmerwaldes, die „Tote Au“ bei Humwald an der Moldau auch „Filzau“ heißt, und beide Namen an ihrer Grenze auf diese Weise verbunden sind. In der nördlichen Abteilung des Böhmerwaldes bei Eisendorf und Tachau sagt man weder Filz noch Au, sondern „Lohe“, z. B. „Schleißloh“, „Brenteloh“, „Schwarzloh“. Dagegen ist das Wort „Moos“ mit den daraus abgeleiteten „Mösler“ (Moosbewohner), „möserig“, wie das in den Alpen gebräuchlich ist, im Böhmerwald nirgends zu finden.

Mehr durch ihre örtliche Lage und äußere Form, als durch ihre eigentliche Natur, d. i. die Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung, unterscheiden sich die Torfmoore längs Flüssen und Bächen von den Hochmooren auf dem Gebirge. Wesentlicher ist die teilweise Verschiedenheit der Vegetation in den niedriger gelegenen Mooren des südlichen Gebirges von den in der Mitte des Gebirges höher gelegenen. Dadurch verbindet sich mit

dem Namen „Au“ auch von selbst eine etwas andere Vorstellung als mit dem Namen „Filz“.

Den größten Anteil an der Bildung der Torfmoore des Böhmerwaldes haben Moose, und zwar Sphagnum-Arten: Sph. acutifolium mit seinen matt gelbgrünen Blättern, seltener Sph. cymbifolium mit den breiteren rötlichen Blättchen. Aus der durchnäßten, wie ein Schwamm mit Wasser angesogenen Moosdecke wachsen da und dort Andromeda multifolia, Vaccinium oxicoccus (die „Moosbeere“) und Drosera rotundifolia hervor. Zahlreiche Rasenstöcke mit allerlei Gräsern bilden hervorragende Knoten, und bezeichnen dem Wanderer die trockneren und festeren Punkte, wo er den Fuß aufsetzen kann, ohne zu versinken in dem zähen Schlamme. Um diese Rasenstöcke sind auch kleinere Sträucher angesiedelt und Flechten. Und hier gleich begegnen wir dem Unterschiede zwischen Auen und Filzen. In den Mooren südlich von Kuschwarda, in den „Auen“, findet man fast nur Eriken, Heidel- und Preißelbeeren, nördlich von Kuschwarda aber auf den „Filzen“ ebenso wohl an der Moldau bei Ferchenhaid, wie auf den Hochmooren bei Fürstenhut, Außergefild u. s. w., auch die eigentliche Moor-Heidelbeere oder „Trunkelbeere“ (Vacc. uliginosum), die „Grünbeere“ (Empetrum nigrum), und unter den Flechten Gladonien und Cetraria islandica. Hier erst treten nun auch größere Sträucher auf, die Zwergbirke (Betula nana) und die Zwergkiefer (Pinus pumilio), und geben den Filzen in der Mitte des Gebirges, denen sie nie fehlen, deren Flächen sie mit ihrem grünen, niedrigen, abgerundeten Gebüsche überziehen, den eigentlichen physiognomischen Charakter von Urmooren gegenüber dem Urwald.

Wohl mag der Botaniker noch manche interessante Pflanze, manche seltene Flechte, manches schöne Moos auf den weiten Flächen auffinden und ein reiches Verzeichnis von alledem zusammenstellen können, was in den Mooren lebt und webt, keimt und blüht und Frucht bringt. Aber all diese Mannigfaltigkeit macht den Gesamteindruck nicht lebhafter, alle Formen und Farben erscheinen verwandt, alles verwischt und verfilzt sich zu dem unheimlichen Gesamtbilde traurig öder Flächen, zu einem wahren Totenbette der Natur, das alles meidet und flieht, Bäume, Tiere und Menschen. Nur der Sonnenschein lagert sich schattenlos wie in dicken Schichten über die Flächen, die Phantasie und der Aberglaube des Volkes bevölkert sie des Abends und des Nachts, wenn weiße Nebel daraus aufsteigen und Irrlichter erscheinen, mit Gespenstern und Geistern.

Wollte man all die Moore zusammenrechnen, es würde sich der Flächenraum eines nicht unansehnlichen Herrschaftsgutes ergeben. Das ganze obere Moldauthal von Unter-Moldau aufwärts bis in die Gegend von Ferchenhaid auf 50 km Länge und durchschnittlich eine halbe Stunde Breite ist nur ein großes Moor in den verschiedenen Gegenden mit verschiedenen Namen: Hutschenau, Tote Au (ein Stück 400 ha groß), Erlau, Gansau, Seefilz. In unzähligen Windungen schlängelt sich die Moldau träge durch

und färbt ihr Wasser mit den braunen Säuren des Moores. Wo Flüsse und Bäche einmünden, da ziehen sich die Moore weit hinauf am Lauf der Wasser ins Gebirge, z. B. am Olschbach bei Unter-Moldau, an der kalten Moldau bei Humwald, an der grasigen Moldau bei Eleonorenhain, am Tierbach bei Ferchenhaid. Sogenannte „Brücken“ aus quer nebeneinander gelegten Baumstämmen führen an verschiedenen Punkten über die breiten Sümpfe. Mehr einzeln, vom Walde rings abgeschlossen, treten die Torfmoore im Gebirge auf, die „See-Au“ am Plöckelstein, die „Fuchs-Au“ bei Andreasberg, am zahlreichsten in der Gegend von Fürstenhut, Buchwald, Außergefild, Maader, Stubenbach unter den verschiedensten Namen: „Kesselfilz“, „Rebhühnerfilz“, „Torffilz“, „Siebenfilz“, „Stangenfilz“, „Rechenfilz“, „Müllner-Schachtfilz“, „Fischerfilz“ u. s. f.

Bei vielen dieser Filze kann man ihr Größerwerden von Jahr zu Jahr beobachten; diese Moore breiten sich mehr und mehr in den Wald hinein aus, die Bäume sterben ab und weichen zurück, zuerst Tanne und Buche, zuletzt die Fichte, die in krüppeligem Wuchse oft selbst mitten in den Filzen noch lange aushält. Die Bedingungen für das Torfwachstum scheinen in der Mitte der Moore am günstigsten zu sein. Sie bauchen sich nach der Mitte zu auf, sind hier am mächtigsten. Oft ist man überrascht, wenn man den höchsten Punkt des Torfmoores erreicht hat, vor einem tiefen Wasserbecken zu stehen, wie im Seefilz bei Ferchenhaid und im Großen Seefilz bei Innergefild. Diese Wasserbecken haben weder sichtbaren Zu- noch Abfluß und heißen dann „Seen“; haben sie nur einen sichtbaren Zufluß, so nennt man sie „Trichter“. In dem See bei Ferchenhaid bildet ein abgerissenes Stück Moor eine schwimmende Insel. Alle diese Erscheinungen erinnern sehr an die Aufberstungen der Torfmoore in Irland; die Moore — so wird berichtet — schwellen hier oft an, in der Mitte entstehen Hügel, oft von 10 m Höhe, der Boden bewegt sich und mit donnerähnlichem Getöse brechen gewaltige Schlammströme hervor, die oft fürchterliche Verwüstungen anrichten. Nach dem Ausbruch aber senkt sich die Moorfläche wieder, und in der Mitte entstehen nun häufig runde, tiefe Wasserbecken. Vielleicht verdanken die Moorseen des Böhmerwaldes mit ihren schwimmenden Inseln auch derartigen, wenn auch nicht so gewaltsamen Aufberstungen der Torfmoore ihre Entstehung.

Die Tiefe der Moore beträgt im Höchstmaß 3—6 m, im Mindestmaß 1 m. Den Untergrund bildet meist ein bläulicher, glimmerreicher Thon und Sand, die Zersetzungsprodukte von Gneis und Granit. In der untersten, bis zum Austropfen nassen, rötlichen oder braunschwarzen Torfmasse, die knetbar ist und bildsam wie Thon, liegen fast gewöhnlich noch gut erhalten mächtige Baumstämme von Kiefern, Fichten und Tannen. Die begrabenen Wälder geben uns Aufschluß über die Bildung der Moore. Große Windbrüche sind nichts Seltenes im Gebirge. Ganze Waldstrecken werden oft umgeworfen, die Bäume entwurzelt und zerknickt, über den Trümmern wachsen Moose auf, breiten sich immer mehr und mehr aus, und nach Jahren

findet man statt des Waldes das Torfmoor. Aber schon die ungeheure Menge abgestorbener Baumstämme, gebrochener und geknickter Äste, welche den Boden des Urwaldes bedecken, kann genügen, um durch die auf dem Pflanzenmoder aufwachsenden Sphagnum-Arten die Waldstrecken in Naßländer, auf denen die Waldbäume nur noch kümmerlich fortvegetieren, und endlich in wirkliches Moor zu verwandeln. An Flüssen und Bächen mögen überdies die Wasser selbst Baumstücke in großer Menge zusammengeschwemmt haben und auf diese Weise besonders die Moore an der Moldau entstanden sein. Oft scheinen auch im Wachstum der Moore wieder Stillstände eingetreten zu sein, es wuchsen wieder Waldbäume auf, dann nahm das Moos von neuem überhand und zerstörte wieder den Waldwuchs. Bei Urbarmachung einer Moosstrecke bei Eleonorenhain an der Moldau fand man fünf Schichten von Wurzelstöcken übereinander als Überreste natürlich abgestorbener Geschlechter des Waldwuchses.

Wo sie vorkommen, gelten die Torfmoore im Böhmerwald als ein für die Produktion durchaus verlorenes Stück Land. Bei dem großen Holzreichtum denkt man noch kaum an eine Gewinnung des Torfes als Brennmaterial. Dagegen sucht man durch Anlegung von Abzugskanälen, durch Umgraben und Überschwemmen die Moore teils zu Wald, teils zu Wiese und Feld umzuwandeln. Alljährlich, besonders an der Moldau, reichen grüne Wiesen und Kartoffelfelder immer weiter hinein in die öden Flächen. Ganze Ortschaften, z. B. Fleißheim, Mayerbach bei Unter-Wuldau, sind solche Moorkolonieen. Dabei sinken die Torfmoore durch die Kultivierung infolge der Austrocknung zusammen, und die Fleißheimer Bauern sagen, daß sie, als sie sich an der „Großen Au“ niedergelassen, über die Au hin den Kirchturm von Unter-Wuldau nicht mehr sehen konnten, während er gegenwärtig schon über die Hälfte sichtbar ist.

Es fragt sich aber, wie weit man gehen kann und darf in dieser Kultivierung. Denn abgesehen davon, daß bei den immer steigenden Holzpreisen die Verwendung des Torfes schon jetzt zu einer Lebensfrage für die Glashütten des Böhmerwaldes wird, spielen die Torfmoore eine zu große Rolle im Haushalte der Natur, als daß sich ihre Nichtbeachtung nicht rächen würde. Sie wirken bezüglich der Wärme und Feuchtigkeit wie die Wälder, nur kräftiger, eindringlicher. Die Sphagnen haben die Eigenschaft, in kurzer Zeit große Mengen von Wasser einzusaugen und nach allen Richtungen zu den noch nicht gesättigten Teilen zu leiten. Dagegen geben sie in langer Zeit nur sehr wenig Wasser wieder ab. Daher ziehen die Torfmoore wie natürliche Schwämme in wasserreichen Zeiten, im Frühjahre, wenn der Schnee zergeht, oder im Sommer bei starkem Gewitterregen, die überschüssigen Wassermassen an sich und verhüten plötzliche Überschwemmungen. Auf der anderen Seite aber geben sie in Zeiten der Dürre und der Trockenheit von ihrem Reichtum wieder ab. Sie sind recht eigentlich die Wassersammler, die Wasserreservoirs, dasselbe, was die Gletscher für

das Hochgebirge sind, die den meisten Flüssen und Bächen ihren Ursprung geben und sorgen, daß es ihnen nie an Wasser gebricht und die immer gleichen Wasserstand erhalten.

Immerhin mag es daher ein Vorteil sein, daß die Fleißheimer Bauern auf der „Großen Au" Kartoffeln essen und dazu noch am Wuldauer Kirchturm auf die Uhr schauen können; ein Nachteil dagegen ist es, wenn dem „Wenzelmüller" seine Mühle nur die Hälfte des Jahres geht und er die übrige Zeit vor Dürre verschmachtet oder Gefahr läuft, mit samt seiner Mühle von den tobenden Fluten des angeschwollenen Gebirgswassers ins Land hinabgerissen zu werden. Vielleicht tritt aber von selbst eine Zeit ein, wo man aufhört, die Moore in Acker- und Wiesenland umzuwandeln, wo es ebenso wohl im Interesse des allgemeinen Wohles, wie in dem des Grundbesitzers ist, den Torf als Torf zu verwerten, ihn zu ernten und wieder nachwachsen zu lassen, wie man einen wohlgepflegten Wald ausbeutet, ohne seine gänzliche Erschöpfung herbeizuführen.

---

5. Der Bergbau zu Freiberg im Erzgebirge.

Von A. Fr. Wappler früher in Freiberg.

Das Erzgebirge hieß im Anfange des 9. Jahrhunderts Fergunna d. i. Bergland, in Urkunden des 10. Jahrhunderts Miriquidui, d. i. Schwarzwald, gegen Ausgang des Mittelalters Böhmischer Wald oder Böhmisches Gebirge, und erst seit dem 16. Jahrhundert befestigte sich langsam sein heutiger Name. Hermann Credner, der Leiter der geologischen Landesuntersuchung, beantwortet die Frage nach seiner Entstehung, wie folgt. In der Urzeit unseres Planeten entstanden in der bereits festen Erdrinde, welche durch ihre Schwere dem infolge Abkühlung schwindenden Erdkerne nachzusinken bestrebt war, seitliche Schübe. Ein solcher von Südost her wirkender mächtiger Schub bildete allmählich den erzgebirgischen Faltenwurf, bestehend aus drei Falten, nämlich aus dem 1000—1200 m hoch aufragenden Sattel des eigentlichen Erzgebirges, davor der kaum halb so hohen Falte des sächsischen Mittel- oder Granulitgebirges und am weitesten vorgeschoben der noch schwächeren Falte des Strehlaer Gebirges mit dem 300 m hohen Collmberge bei Oschatz. Für diese Erklärung spricht die allen drei Falten gemeinsame Richtung von SW. nach NO. und die Gleichheit ihres geologischen Baues. Sie sind nämlich zu unterst aus Gneis- und örtlich Granulit-, darüber aus Glimmerschiefer- und zu oberst aus Urthonschieferschichten aufgebaut. In dem erzgebirgischen Becken zwischen der ersten und zweiten und in dem Mügeln-Frohburger Becken zwischen der zweiten und dritten Falte lagerten sich Silur-, Devon- und Kulmschichten mit deutlichen Spuren

ehemaliger Lebewesen aus der urzeitlichen Wasserbedeckung ab, und es ist wissenschaftlich sehr fesselnd, von den Geologen zu erfahren, daß auch diese Schichten infolge der fortschreitenden Faltung gestaucht und gebogen wurden. Erst die noch später in jenen beiden Becken abgelagerten Schichten der Steinkohlenformation und des Rotliegenden blieben in Wage gelagert, zum Beweise dafür, daß mit der Kulmzeit die eigentliche Gebirgsbildung zu Ende gegangen ist. Es ist also das Erzgebirge viel älter als die erst in der zweiten Hälfte der Tertiärzeit aufgetürmten Alpen.

Es sind aber bekanntlich die Gneise, Glimmerschiefer und Urthonschiefer keine bildsamen, sondern vielmehr spröde Gesteine. Daher mußten bei jenem mehrere geologische Zeitalter hindurch währenden Schube die Schichten vielfach bersten. In den Spalten brachen sich bei Eibenstock, Kirchberg, Aue, Schwarzenberg, am Greifenstein und im sächsischen Mittelgebirge bei Mittweida Granite Bahn an die Tagesoberfläche, dann folgten in der Steinkohlen- und Rotliegenden-Zeit die Durchbrüche von Porphyren, Melaphyren und Pechsteinen und zuletzt in der Tertiärzeit die Durchbrüche des Basaltes, denen Haßberg, Spitzberg, Klößberg, Geisingberg, Pöhlberg, Scheibenberg und Bärenstein ihren Ursprung verdanken. Andere Spalten wurden die Veranlassung zur Verschiebung der getrennten Erdrindeschollen. Ein solcher Zug von Spalten und Klüften mit der Erzgebirgsrichtung war es, längs welchem die böhmische Seite des Erzgebirgssattels in die Tiefe sank, jenen steilen Bruchrand zurücklassend, von welchem sich dem von Norden nach dem Mückentürmchen oder nach dem Kupferhügel kommenden Wanderer so unvermittelt der großartige Blick in das Böhmerland darbietet. Die glücklicherweise unschädlichen erzgebirgischen Erdbeben (nach Credner in den Jahren 1875—1884 der Zahl nach 14) deuten auf ein noch von Süd nach Nord gerichtetes Drängen hin. Noch andere Spalten endlich dienten nicht glutflüssigen Gesteinen, sondern, worüber Hermann Müller Untersuchungen angestellt hat, warmen Quellen so lange zum Aufwege, bis sie sich gänzlich mit Mineralien geschlossen hatten.

Wir sind damit zu den Erzgängen gelangt, denen das Gebirge seinen Namen, die Erzgebirgsstädte ihre Entstehung und die Bevölkerung so viel Segen verdankt. Johann Karl Freiesleben kennt im Altenberger Reviere 47 Silber-, Blei- und Kobaltgänge, 8 Kupfer-, 17 Eisenstein- und außer dem Altenberger Zwitterstockwerke 41 Zinngänge, im Annaberger Reviere 230 Silber-, Blei- und Kobaltgänge, 16 Kupfer-, 13 Eisenstein- und 15 Zinngänge, im Marienberger Reviere 276 Silber-, Blei- und Kobaltgänge, 26 Kupfergänge, 27 Eisensein-, 136 Zinn- und 6 Arsenkiesgänge, im Johanngeorgenstädter Reviere 278 Silber-, Blei- und Kobaltgänge, 5 Kupfer-, 85 Eisenstein- und 152 Zinngänge, im Schneeberger Reviere, von dem wir eine Beschreibung aus der Feder Hermann Müllers besitzen, 191 Silber-, Blei- und Kobaltgänge, 64 Kupfer-, 83 Eisenstein-, 36 Zinn- und 14 Arsenkiesgänge und im Freiberger Reviere 829 Silber-

und Bleigänge, 49 Kupfergänge, 26 Eisenstein- und 7 Spießglasgänge, im ganzen Erzgebirge also 2677 Erzgänge. Wie viele Gänge sind aber seitdem (1845) neu aufgefunden worden! Wissen wir doch, daß manche in oberen Teufen taube Kluft in tieferen Sohlen sich aufthut und Erze in sich aufgenommen hat.

Die Freiberger Erzgänge sind im Gegensatze zu den obergebirgischen älteren Zinngängen mit wenigen Ausnahmen jünger als die Porphyrgänge, denn, wo sie mit solchen zusammentreffen, setzen sie durch sie hindurch; sie dürften ungefähr der Dyaszeit angehören. Untereinander aber zeigen sie noch manche Alters- und Ausfüllungsunterschiede. Die ältesten sind diejenigen der von Hermann Müller eingehend beschriebenen edlen Quarzformation bei den Gruben Alte Hoffnung Gottes zu Kleinvoigtsberg, Christbescherung zu Großvoigtsberg und Gesegnete Bergmannshoffnung zu Obergruna; ihr Hauptbestandteil ist Quarz mit Brocken des Nebengesteins; eingesprengt aber findet sich Glaserz, Sprödglaserz, Rotgiltigerz, gediegen Silber in Form von Haaren, Drähten, Zähnen, Geweihen, Anflügen und Blechen, Silberfahlerz, verglaste Zinkblende, silberreicher Bleiglanz, Arsen- und Schwefelkies. Mittleren Alters sind die kiesigblendigen Bleigänge der Gruben Himmelfahrt, Junge hohe Birke, Vereinigt Feld und der Gelobtlander Abteilung von Himmelsfürst, ferner die Gänge der edlen Bleiformation bei Beschert Glück, Einigkeit und im Reviere Reicher Bergsegen der Grube Vereinigt Feld, die von Eduard Neubert beschriebenen aus beiden Formationen gemischten Gänge im Westfelde von Himmelsfürst und die neuerdings von Robert Hoffmann beschriebenen von einem kiesigblendigen Bleierztrume und einem Braunspattrume bestehenden Doppelgänge der Grube Himmelfahrt. Es werden die reinen kiesigblendigen Bleigänge durch Quarz, Bleiglanz mit 0,03—0,3% Silbergehalt, Schwefelkies, Arsenkies, Zinkblende und Kupferkies und die Gänge der edlen Bleiformation durch Braunspat, Manganspat, Bleiglanz mit 0,4—2% Silbergehalt, verglaste Zinkblende mit 0,5% Silbergehalt, Schwefelkies mit 0,2% Silbergehalt, Silberfahlerz, Rotgiltigerz und Glaserz gekennzeichnet. Die jüngsten Freiberger Erzgänge endlich gehören der schwerspätigen Bleiformation an und finden sich im ganzen Gebiete; sie führen Schwerspat, Flußspat, Quarz, Kalkspat, Bleiglanz mit nur 0,02—0,08% Silbergehalt, Schwefel- und Strahlkies, an Kreuzen mit älteren Gängen aber nicht selten Glaserz, Rotgiltigerz, gediegen Silber, Melanglanz, Eugenglanz, Rot- und Weißnickelkies und gediegen Arsen.

Nach J. Fr. Klotzsch und J. K. Freiesleben soll der Bergbau bei Mittweida und Frankenberg schon zu den Zeiten Heinrich des Voglers 922—930 rege geworden sein. Albinus und Brückmann setzen die Entstehung des Siebenlehner Bergbaues in das Jahr 970. Die Freiberger Erzgänge sollen nach Bocer durch Fuhrleute, welche Salz von Halle nach Böhmen brachten, im Jahre 1163 dadurch entdeckt worden sein, daß sie beim Dorfe Christiansdorf in der Radspur eine Erzstuffe fanden, mitnahmen

und in Goslar prüfen ließen. Der reiche Gehalt der Stuffe veranlaßte die ohnehin damals durch Krieg und Hungersnot bedrängten Goslarer Bergleute, in das Waldthal der Loßnitz oder heutigen Münzbach auszuwandern, und so gründeten jene sächsischen Bergleute die Sächsstadt, den ältesten Teil der Stadt Freiberg. Markgraf Otto der Reiche befestigte die neue Stadt mit 6—8 m hohen Ringmauern, 39 viereckigen Türmen und tiefen Gräben. Die ersten Gruben: Gottesgabe, Schöne Maria und Heiliger Gregorius lagen vermutlich auf dem Hauptstollngange in der Sächsstadt.

Aus der ältesten Zeit des Freiberger Bergbaues fließen die Nachrichten sehr spärlich, doch muß er für damalige Verhältnisse bedeutend gewesen sein, denn Markgraf Heinrich gründete um 1250 eine Münzstätte in Freiberg und 1255 den Freiberger Bergschöppenstuhl. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts kam aber der Bergbau in Verfall, so daß von den früheren 52 Schmelzhütten nur noch 2 gangbar waren. Um den Gruben aufzuhelfen, kauften die Markgrafen Friedrich der Streitbare, Wilhelm und Georg um 1100 Groschen den aus dem Muldenthale bei Tuttendorf auf dem Stollngange in der Richtung nach der Stadt getriebenen Hauptstolln, der nun den Namen Fürstenstolln erhielt. Es war der Anfang des in den folgenden Jahrhunderten ausgebildeten Netzes von Haupt- und Nebenstollnflügeln, mit welchen unter den Namen Hermes-Stolln, Tiefer Fürstenstolln, Kurfürst Johann Georg-Stolln (seit 1612) und Moritz-Stolln (seit 1791) eine immer wirtschaftlichere, möglichst tiefe Lösung der Gruben angestrebt wurde. Je mehr Teufe ein Stolln nämlich einbringt (d. h. in je größerer Tiefe er die Grubenbaue trifft), desto mehr erspart man an Wasserhebungskosten und desto mehr können die Aufschlagwasser zum Antriebe von Wasserrädern und Wassersäulenmaschinen ausgenutzt werden. Jahrhunderte hindurch hat der Fürstenstolln und der seit 1531 aus dem Striegisthale bei Linda nach den Bränder Gruben herangeholte Thelersberger Stolln als Entwässerungskanal und zugleich Hauptverkehrsader gedient, bis man — um zeitlich vorzugreifen — nach dem v. Herderschen Gedanken und dem v. Weißenbachschen Plane durch den vom Triebischthale oberhalb Meißen in den Jahren 1844—77 herangetriebenen über 50 km langen Rothschönberger Stolln eine noch um 110—120 m tiefere Wasserlösung und um ebenso viel erhöhte Gefällausnutzung schuf.

Erst mit dem Beginn der Reformationszeit im Anfange der 16. Jahrhunderts machte sich, wie in allen geistlichen, staatlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, auch beim Bergbaue wieder ein regeres Leben und ein Aufschwung bemerkbar. Nach den seit 1524 vorhandenen Ausbeutbögen standen damals im Freiberger Revier 716 Gruben in Erzlieferung. Die Geschlechter Allenbeck, Trainer, Buchführer, Röhling, Prager, Münzer und Hausmann, vor allem aber der Bergvogt Simon Bogner, waren die Freiberger Fugger. Sigmund v. Maltitz führte 1507 die Naßpochwerke, der Bergvogt Martin Planer 1560 die Pumpengezeuge, Hüttenraiter Barthel

Köhler 1585 das Schmelzen in Hochöfen ein; Herzog Heinrich errichtete 1541 die Gnadengroschenkasse zur Unterstützung des Bergbaues. Der 30jährige Krieg aber, während dessen Freiberg 1632 von den Kaiserlichen unter Gallas eingenommen, 1639 von den Schweden unter Baner und 1643 unter Torstenson hart belagert wurde, dazu das mit der Entdeckung der amerikanischen Silbergruben verbundene Sinken des Silberwertes drückte jedoch das Ausbringen des Freiberger Bergbaues bedeutend herab.

Die Rettung kam durch die im Jahre 1710 gegründete kurfürstliche General-Schmelzadministration und durch die Anlage des mittleren Großhartmannsdorfer (1726), Obersaydaer (1728), Dörnthaler (1787) und Dittmannsdorfer Teiches (1826) nebst den zugehörigen Röschen zur Beschaffung ausreichenden Aufschlages auf die Wasserräder und Wassersäulenmaschinen. Es wurde auch die Freiberger Bergakademie im Jahre 1765 gegründet, deren im Jahre 1769 aufgenommener Hörer Abraham Gottlob Werner († 1817) der Begründer ihres Weltrufes und der Vater der Mineralogie und Geologie wurde. In den Gruben wurden die Mauerung, die ungarischen Förderhunde, das Schießen im ganzen (gespannten) Gestein (bei der im Jahre 1613 durch Oberbergmeister Martin Weigel eingeführten Bohr- und Schießarbeit mußten die Gangmassen auf der liegenden Seite mit Schlägel und Eisen erst freigeschrämt werden), die Stoßherde, Wassersäulenmaschinen, Tonnenleitungen und Treiberollen eingeführt, die Pferdegöpel und die Kehrräder der Wassergöpel verbessert, die Erzeinkaufstaxe 1765 erhöht und das Halsbrückner Amalgamierwerk 1787 gegründet. Dieses frische wissenschaftliche Leben ging aus vom General-Bergkommissar Friedrich Anton v. Heynitz und den Oberberg- und Berghauptleuten Friedrich Wilhelm v. Oppel, Adam Friedrich v. Ponikau, Eugen Pabst v. Ohain, Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra und Johann Friedrich Wilhelm v. Charpentier, Oberhüttenverwalter Bergrat Gellert und Maschinendirektor Mende.

Fortschritte neuerer Zeit sind außer dem schon erwähnten Rothschönberger Stolln die Zusammenlegung benachbarter kleiner Gruben, die Anwendung der Dampfkraft zur Förderung und Wasserhaltung seit 1844, die Anlage seigerer Schächte, die allgemeine Einführung der Gedinge bei der Häuerarbeit, das Wirthsche Besetzen der Sprenglöcher mit Schilfröhrchen, die Verwendung von Dynamit und Gesteinsbohrmaschinen (auf dem Rothschönberger Stolln erprobte Schumann seine Erfindung, das Vorbild aller heutigen Gesteinsbohrmaschinen), die Anlage von Fahrkünsten, Seilfahrungen, Grubeneisenbahnen und Pferdebahnen unter Tage und im Aufbereitungswesen die Verwendung von Steinbrechern, Walzwerken, stetig austragenden Setzmaschinen, Rittingerschen Spitzkästen und Querstoßherden.

Da kam neuerdings durch die Entwertung der Erzeugnisse der Bergbau wieder in eine Notlage. Während in den sechziger Jahren 1 kg Silber 178 Mk. 60 Pf. kostete, ist es jetzt zu 90 Mk. zu haben. 100 kg Blei sind seitdem von 35 Mk. 64 Pf. auf 20 Mk. und 100 kg Schwefelsäure von

6 Mk. 75 Pf. auf 2 Mk. gesunken.*) Die Ständeversammlung des Landes nahm in Würdigung des Wohles der auf den Fortbestand des Bergbaues und Hüttenwesens angewiesenen, auf 30000 Köpfe zu veranschlagenden Bevölkerung die Regierungsvorlage an, wonach die gewerkschaftlichen Gruben Himmelfahrt, Himmelsfürst, Junge hohe Birke, Vereinigt Feld und Beschert Glück im Frühjahre 1886 in den Besitz des Staates übergingen.

Die Freiberger Erzbergleute sind anstellig, unverdrossen, religiös und genügsam. Die sozialdemokratischen Irrlehren finden unter ihnen wenig Anklang. Sie hängen in Sitten, Sprache und Tracht am Alten. Sie tragen einen Bergkittel von schwarzer Leinwand, vorn das Bergtäschchen mit dem Feuerzeug und dem Zscherper, einem Messerchen, hinten das Leder, auf dem Kopfe den Hut von doppeltem Filz, am Halsriemen die Blende als Geleucht, bei feierlichen Bergaufzügen aber den Kittel von schwarzem Tuche mit weißen Kragenspitzen, ein blankes Leder, weiße Hosen und Strümpfe, schwarze Kniebügel, auf dem Kopfe den grünen Schachthut mit Kokarde, in der Hand die Bergbarde oder den Kaukamm. Rührend singt der Dichter von ihrer Ausdauer:

Von einem Bergmann träumte
Mir jüngst in stiller Nacht;
Ich sah ihn niederfahren
In seinen dunklen Schacht.
Er hatte braune Locken;
War frisch voll Jugendmut
Und strebte zu erfassen
Der Berge höchstes Gut.

Ich sah ihn wiederkehren;
Doch kam er, wie er ging,
Und immer fuhr er nieder,
Obgleich er nichts empfing.
Die Zeit floh schnell vorüber,
Und, der ein Jüngling war,
Er stieg aus seiner Grube
Mit schneebedecktem Haar.

Da trug er in den Armen
Viel Gold mit klarem Schein
Und lächelte so schmerzlich
In Gottes Welt hinein.
Die Jugend war verklungen,
Das Leben war so heiß;
Was will mit seinen Schätzen
Der lebensmüde Greis?

Wie wollen uns einmal einem solchen Häuer anschließen; zuerst wird er uns die Tagegebäude zeigen. Über der Hängebank (der rechteckigen

*) Laut Angabe der Verwaltung der Muldenerhütten bei Freiberg vom 17. Mai 1895.

Mündung des Schachtes über Tage) steht das turmartige Treibehaus, wo der Fördertonnen in Eisenbahnhunde oder in Karren ausgestürzt werden. Die Drahtseile, an denen die Tonnen hängen, wickeln sich an großen Seilkörben auf und ab, die durch Pferde-, Wasser- und Dampfkraft in Umdrehung versetzt werden.

Unter den Zechenhäusern sehen wir noch eine Bergschmiede, ein Hut- und Bethaus, in welchem vor der Einfahrt die Knappschaft eine kurze Andacht verrichtet, ferner den Ausschlageschauer und die Scheidebank, wo die geförderten Erze von 12—16jährigen Jungen mit dem Scheideeisen und Ausschlagefäustel zerkleinert, vom tauben Gestein befreit und nach Gehalt und Güte sortiert werden. Auf einer tieferen Sohle als diese Gebäude stehen die Abläuterwäschen, Klaubstuben, Walzwerke, Setzwäschen, Pochwerke und Stoßherdwäschen, wo die Gangmassen, welche das nutzbare Erz in unreinem und feinverteiltem Zustande enthalten, aufbereitet werden.

Die Zeit der Einfahrt ist gekommen, und das Treibehaus hat sich mit den düsteren Gestalten der Häuer, Bergmaurer, Bergzimmerlinge und Hundstößer gefüllt. Immer lichter und lichter wird's in dem Raume, denn einer nach dem andern brennt an des andern Lampe die seinige an; einer nach dem andern verschwindet herzhaft in der dunkeln Schachtöffnung, und eine lange Reihe hüpfender Flämmchen sieht man von der Hängebank aus die Fahrten (Leitern) sich hinabbewegen. Dabei herrscht eine feierliche Ruhe, kein lautes Gespräch. Jeder weiß, daß in der finstern Tiefe Gefahren ihm drohen: eine Felswand kann sich vom Gestein ablösen und den darunter befindlichen Häuer erschlagen, Zimmerung kann zusammenbrechen, böse Wetter (unatembare Luft) können plötzlich in die Baue eindringen, große Wassermassen aus einer sich aufthuenden Spalte hervorbrechen und den Bau erfüllen, bevor die Häuer den rettenden Schacht erreichen. Diese Gefahren sind der wirkliche Grund für die feierliche Ruhe, mit welcher der Häuer seine Arbeit verrichtet. Der Aberglaube sagt freilich recht anmutig: Lautes Gesinge und Gepfeife könnten die Berggeister nicht vertragen, sonst machten sie sich alsbald auf und davon und nähmen selbstverständlich alles Erz mit sich fort.

Neben der Fahrt im Schachte rasseln die Fördertonnen auf und ab, und die auf und nieder in die schwarze Tiefe tauchenden Kunstgestänge der Pumpen dehnen und recken sich mit Ächzen und Stöhnen; dazwischen hört man das Herabrauschen der Aufschlagwässer auf die Wasserräder, die in den Radstuben hängen, das Spritzen und Brausen der Turbinen und das Gurgeln der Wasser, welche aus den Steigrohren der Pumpen hervorstürzen. Das Anschwellen und Abnehmen dieses Durcheinanders von Geräuschen, das Flackern der Lämpchen in der tiefschwarzen Finsternis machen auf den Fremdling einen tiefergreifenden Eindruck.

Von den Schächten aus erreicht man durch alle 40 oder 60 m getriebene Querschläge die Erzgänge, auf denen die Gezeugstrecken ausgelängt

sind, über denen die Erzlagerstätten durch Überhauen aufgeschlossen und durch Förstenbaue abgebaut werden. Mit Hilfe von Fäustel und Stahlbohrer werden 40—50 cm tiefe Bohrlöcher geschlagen, bald auf deutsche Art von oben nach unten aus dem Ellbogengelenk, bald auf italienische Art pendelnd von unten nach oben aus dem Achselgelenk. Diese Löcher werden mit Pulver- oder Dynamitpatronen geladen und erstenfalls unter Aussparung des Schilfröhrchen-Zündkanals mit Lehmwolgern fest besetzt und mit Strohzündern und Schwefelmännchen angezündet, letztenfalls aber mit Zündschnur und Zündhütchen weggethan. Mächtiger Donner hallt alsdann in den weitverzweigten Bauen wieder. Wenn dann hinter dem Schusse der Gang sich freundlich aufthut, dann leuchtet das Auge des biedern Häuers freudig auf. Ein alter Bergreihen singt:

Glückauf! Dem Steiger sei's gebracht;
Der Anbruch wurde schön,
Daß er den Obern Freude macht,
Die es recht gerne sehn,
Wenn man ihm schöne Erze zeigt,
An Silber und an Bleien reich.
Dann ruft mit ihm der ganze Hauf:
Glückauf! Glückauf!

Die aufbereiteten Erze gelangen zu den dem sächsischen Staate gehörenden Muldener und Halsbrückner Hütten.

Die Bleierze, Dürrerze (d. i. silberhaltigen Erze ohne bezahlbares Blei), Kupfererze, die bei der Schwefelsäurefabrik abgerösteten Schwefelerze und die Rückstände der Arsenikfabrikation und Zinkdestillation werden zunächst beschickt, d. h. unter sich und mit Zuschlägen gemengt, dann geröstet; das nunmehr schwefelfreie zusammengesinterte Erz wird in 5—8,5 m hohen Pilzschen Hochöfen, einer Freiberger Erfindung, mit Koks verschmolzen, wodurch man Werkblei, Bleistein und Bleischlacke und aus den abziehenden Gasen in geräumigen Niederschlagskammern Flugstaub erhält. Die tägliche Leistung eines solchen Ofens ist bei 110 Zentner Koksaufgang 600 bis 700 Zentner Erz und ebenso viel Schlacken. Das Werkblei enthält nun außer Blei, Gold und Silber auch noch Kupfer, Zinn, Arsen, Antimon und Wismut. Zunächst wird der Kupfergehalt im Seigerofen abgeschieden; dann wird es im Flammofen dadurch gefeint, daß man durch den Gebläsewind den Gehalt an Zinn, Arsen und Antimon in zinn-, arsen- und antimonsaures Bleioxyd, Abstrich genannt, umwandelt. Das nunmehr nur noch Gold, Silber und Wismut enthaltende Werkblei wird in den Pattisonkesseln eingeschmolzen und die sich bei der Abkühlung bildenden silber- und wismutleeren Bleikristalle abgeschöpft, bis schließlich ein Reichblei mit 2% Silber übrig bleibt. Schließlich wird auf dem Treibeherde unter Gebläsewind der größte Teil des Bleies in Glätte umgewandelt und die zurückbleibende Silber-Wismut-Blei-Legierung mit 80% Silbergehalt im Fein-

ofen vollends geschieden. Das durch Eingießen in kaltes Wasser gekörnte Silber wird in der Goldscheideanstalt in Schwefelsäure aufgelöst, durch Kupfer wieder ausgefällt, das Zementsilber ausgewaschen und gepreßt, in Graphittiegeln eingeschmolzen und in Barren von 25 kg Gewicht in den Handel gebracht; der im Auflöskessel zurückbleibende Goldschlamm aber wird ausgewaschen und von Silberspuren durch Glühen mit doppeltschwefelsaurem Natron und Schmelzen mit Salpeter gereinigt.

Die Gruben des Freibergers Reviers waren im Jahre 1893 mit 5326 Mann belegt und brachten 31662 metrische Tonnen Erze im Geldwerte von 3358677 Mark aus. Die Freiberger Hüttenwerke verarbeiteten bei 1600 Mann Belegung in demselben Jahre 31336 metrische Tonnen sächsische Erze im Geldwerte von 3476166 Mk. mit 33254 kg Silber-, 4362 t Blei-, 20 t Kupfer-, 189 t Zink-, 407 t Arsen-, 4842 t Schwefel- und 0,7 t Nickel und Kobaltgehalt. Da sie nun aber nicht nur sächsische, sondern auch viel außersächsische und überseeische Erze einkaufen, so brachten sie aus: 954 kg Feingold, 95103 kg Feinsilber, 2100 kg Wismut, 2024 t Kupfervitriol, 183 t Zink, 5456 t Blei und Glätte, 194 t Schrot, 643 t Bleiblech, 454 t Bleiröhren und -Draht, 14409 t Schwefelsäure, 690 t Eisenvitriol und schwefelsaures Natron und 1083 t Arsenikalien im Gesamtwerte von 15727000 Mk.

Vierter Abschnitt.

1. Leipzig. — 2. Die Elbe. — 3. Hamburg. Der Zollanschluß Hamburgs. — 4. Bremerhaven.

1. Leipzig.

Die Sachsen sind ein ruhiges, aber geistig sehr regsames, industriöses und dabei anspruchsloses und mäßiges Völkchen, das, mit einem feinen Verstande begabt und stets aufgeweckten Sinnes, mit vielem Glücke nach den leiblichen wie nach den geistigen Gütern dieses Lebens zu ringen weiß, und auch mit vielem Geschicke den Genuß beider verknüpft. Der meißnische*) Sachse, der das jetzige Königreich Sachsen einnimmt, ist, mit anderen deutschen Stämmen verglichen, von einer gewissen Weichheit, Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, die ihn vor manchen Extremen bewahrt; er hat nicht die tiefgehende Gemütsenergie des Schwaben, nicht die heitere Lebenslust und derbere Natürlichkeit des Rheinländers und Österreichers, auch nicht die Schärfe und Kühnheit des Preußen, aber er ist auch weniger einseitig als seine Brüder und Vettern, erfreut sich einer Harmonie, eines Gleichmaßes seiner Kräfte, das ihn zum vermittelnden Bindegliede macht von Nord und Süd, Ost und West. Der Sachse ist das Bindeglied zwischen dem Deutsch-Österreicher und dem Preußen, dem Bayern und dem Schwaben, dem Pfälzer und dem Schlesier. Daß der meißnische Dialekt, wie er sich im 15. Jahrhundert im südlichen Teile Obersachsens ausgebildet hatte und in den Kanzleistil der sächsischen Fürsten übergegangen war, zur Zeit der Reformation und vor allem durch die meisterhafte Bibelübersetzung Luthers zur Schriftsprache des ganzen gebildeten Deutschlands erhoben wurde, war nicht zufällig, sondern Ergebnis eben seiner größeren Weichheit und Biegsamkeit. Alle Haupteinrichtungen des deutschen Kulturlebens treffen wir im kleinen Sachsen vereint, und es ist, als ob es seine Kraft in dem Maße konzentriert hätte, als unglückliche politische Verhältnisse ein Stück nach dem andern von diesem Lande abgerissen haben.

*) Von den zehn Kreisen, in welche man einst Deutschland teilte, hieß einer Obersachsen; dieser umfaßte aber Thüringen, Meißen, Brandenburg und Pommern.

Die glückliche Einheit von Lust an gelehrter Forschung und der Thätigkeit eines regen Fabriklebens, von kaufmännischem Handelsgeiste und musikalischem Sinne, von bürgerlicher Einfachheit und Sinn für äußere Eleganz und Schönheit hat sich das meißnische Sachsenland nicht zerreißen lassen. Wie sind doch die mannigfaltigsten Bildungsrichtungen in dem kleinen Sachsen zusammengedrängt! Man denke an die Vergangenheit: In Annaberg im Erzgebirge, wo noch jetzt eine Hauptniederlage von Spitzen ist, führte Barbara Uttmann um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Spitzenklöppeln ein; zu Schneeberg ward um dieselbe Zeit durch Schürer Blauglas bereitet aus Kobalt und Quarzsand; Brand, ein sächsischer Kaufmann, machte zuerst Phosphor, Böttiger in Meißen das erste Porzellan (1709), Schröder aus Hohenstein in Sachsen das erste Pianoforte (1715). Wie in den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma die philologische Gymnasialbildung vorzugsweise einen fruchtbaren Boden fand, so errang sich zu Freiberg im Erzgebirge nicht bloß der Fleiß des Bergmannes, sondern auch die an den Betrieb des Bergbaues sich knüpfende Naturwissenschaft die ruhmvollsten Lorbeeren. Wie in Dresdens herrlichen Kunstsammlungen der feine ästhetische Sinn zuerst eine bleibende Stätte schuf und ein Muster für ähnliche Museen aufstellte, so ward in Leipzig von alters her die Musik gepflegt. Sebastian Bach war der bescheidene Kantor an der Thomaskirche; in neuerer Zeit wirkten namentlich Mendelssohn-Bartholdy, Niels Gade, Rietz und Reinecke durch die berühmten Gewandhauskonzerte und als Leiter des Konservatoriums für Musik. Richard Wagner war ein Leipziger Kind. Auch zu den Heroen der deutschen Dichtkunst hat Sachsen seinen Mann gestellt, nämlich Gotthold Ephraim Lessing, den Reformator des alten und Schöpfer des neuen Dramas, den unerbittlichen, feinen und scharfen Kritiker, den Gelehrten mit polyhistorischem Wissen und Urheber einer klassischen deutschen Prosa. Und wie ferner Chemnitz zu einer der ersten Fabrikstädte Deutschlands sich emporgeschwungen hat, ist wiederum Leipzig — neben seiner Bedeutung als aufblühende Industriestadt — als einer der ersten deutschen Handelsplätze zu bezeichnen und steht als Meßstadt und Mittelpunkt des deutschen Buchhandels einzig da.

Blickt man auf die Geschichte der Stadt Leipzig, so ergiebt sich, daß die kulturgeographischen Faktoren, die vorteilhafte Lage in Deutschlands Mitte und die Fruchtbarkeit der umgebenden Landschaft, zwar immer bestimmend für die mächtige Entfaltung Leipzigs gewesen sind, daß aber die Stadt niemals eine Weltstellung hätte erreichen können, wenn ihre werkthätige Bevölkerung mit diesen gegebenen Verhältnissen nicht in so umfassender Weise zu rechnen verstanden hätte, und wenn dieselbe in diesen Bestrebungen von ihren Landesfürsten nicht vielfach begünstigt worden wäre.

Die erste Anlage mag von slawischen Fischern ausgegangen sein, die am Nordwestrande der heutigen inneren Stadt, nahe bei dem Zusammenflusse der Parthe und der Pleiße, ein Dorf bauten, das nach den damals vorge-

fundenen Linden (slaw. lipa) Lipzk — zu deutsch etwa Lindicht — genannt wurde. Als später die Deutschen kolonisierend vordrangen und die Slawen verdrängten oder unterwarfen, soll dort zum Schutze gegen slawische Überfälle, vielleicht durch Heinrich den Städteerbauer selbst, ein fester Ort angelegt worden sein. Thatsache ist, daß bis in unsere Zeit herein eine Gasse, die sich ebenda an der Pleiße hinzog, den Namen „alte Burg“ oder „Altenburg“ führte. Die neuen deutschen Ansiedler aber faßten südöstlich von dem ehemaligen Slawendorfe festen Fuß auf einem höher gelegenen Boden, wo sie vor Überschwemmungen sicher waren. Diese „neue Burg“ wird, und zwar in der Namensform Libzi, zum ersten Male im Jahre 1015 erwähnt, unter dem Namen einer Stadt, d. h. eines befestigten Ortes. Nachdem dann (1017) Kaiser Heinrich II. die Kirche zu Leipzig nebst deren Einkünften dem Merseburger Hochstifte überlassen hatte, ward Leipzig bald darauf unter Otto dem Reichen, Markgrafen von Meißen, durch dessen Vater Konrad diese Würde in der Wettinischen Grafenfamilie erblich geworden war, mit einem Stadtrechte begabt, wonach es den Bürgern vergönnt worden war, ihre Einrichtungen nach dem Vorbilde von Halle oder Magdeburg zu treffen. Wir sehen, wie die bereits kräftig emporblühende Stadt durch Mauern und Gräben befestigt wird und ihren friedlichen, nur den Geschäften nachgehenden Bewohnern Sicherheit und Ruhe gewährt. Eben der vorhin erwähnte Markgraf Otto stiftete auch zwei Märkte zu Jubilate und Michaelis jedes Jahres (die nachherigen Messen!) und knüpfte an diese Stiftung das Vorrecht, daß innerhalb einer Meile Weges um die Stadt kein ihr schädlicher Markt abgehalten werden sollte. Diese Märkte brachten reges Leben in die Bürgerschaft, welche bald zu solchem Selbstgefühle kam, daß sie Ottos Sohne Dietrich selber den Fehdehandschuh hinwarf und die Mauern, die sie durch den Vater erhalten hatte, zur Verteidigung gegen den Sohn gebrauchte. Markgraf Dietrich überrumpelte die Stadt mit Hilfe des Kaisers, zerstörte die Mauern und ließ innerhalb der Stadt drei kleine Zwingburgen aufführen, von denen sich eine, die Pleißenburg (freilich in oft veränderter Gestalt), bis auf den heutigen Tag erhalten hat, — leider sind auch ihre Tage gezählt. Es war dies im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, zur Zeit des mächtigen Emporblühens der deutschen Städte. Die Leipziger Kaufleute traten um diese Zeit zu einer geschlossenen Gilde zusammen, die Zünfte schlossen sich zusammen in gegenseitigem Wetteifer. So erstarkte die Bürgerschaft, und im hessischen Erbfolgekriege thaten sich die Leipziger hervor durch große Kühnheit und Tapferkeit. Unter Anführung des Schenken Rudolf von Vargula überfielen sie das braunschweigische Lager zwischen Wettin und Halle und nahmen den Herzog Albrecht von Braunschweig gefangen, durch welche kühne That der Friede herbeigeführt wurde. Als einige Jahre später Leipzig durch Teilung an den Markgrafen von Landsberg, Dietrich den Weisen, gekommen war, erteilte dieser der frisch emporstrebenden Stadt einen Freiheitsbrief,

worin er allen nach Leipzig kommenden fremden Kaufleuten unbedingte Sicherheit für ihre Person und ihre Waren gelobte, selbst für den Fall, daß er mit ihren Landesherren in offener Fehde sich befinden sollte. Dieser Freiheitsbrief zog viele Käufer und Verkäufer auf den Leipziger Markt und bahnte den Übergang zur Messe. Zu den beiden bestehenden Jahrmärkten verlieh der sächsische Kurfürst Friedrich 1458 einen dritten, den Neujahrsmarkt, und trotz aller Anfeindungen des nachbarlichen Halle errang die Stadt Leipzig 1497 unter Maximilian I. auch die kaiserliche Bestätigung ihrer Märkte. Mehr noch als in diesem Jahre erkannte Kaiser Maximilian 1507 die Leipziger Märkte unter dem Namen kaiserliche Messen dergestalt an, daß im Umkreise von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage aufgerichtet und gehalten werden sollte, Käufer und Verkäufer unter kaiserlichem Geleit standen und sie niemand, bei Strafe der Acht, stören durfte; jede Stadt, die den Gerechtsamen Leipzigs zu nahe trat, sollte in eine Strafe von 50 Mark lötigen Goldes verfallen. Wenn auch das noch hie und da auftauchende Raubrittertum nicht immer an solche kaiserliche Verordnung sich kehrte, so war doch ein Damm gezogen und ein Rechtsboden gewonnen, der Leipzigs Bürgerschaft sehr zu gute kam, so daß sie auf diesem Grunde die höchst wichtige Niederlags- und Stapelgerechtigkeit erwarb. Nach damaligem Brauche ließ sich Leipzig die errungenen Vorrechte durch eine besondere Bulle des Papstes (Leo X.) bestätigen und von den folgenden Kaisern stets erneuern. In anerkennenswerter Weise wandten auch die sächsischen Fürsten den Messen ihre Aufmerksamkeit zu, ließen die Straßen — soweit diese ihr Gebiet berührten und soweit es durch Verträge mit ihren Nachbarn geschehen konnte — in gutem Stande erhalten und sorgten für Sicherheit und Fortkommen der Reisenden.

Zu diesen Begünstigungen durch die Fürsten kamen aber auch manche Einwanderungen von seiten Fremder, die ebenso günstig wirkten. So hatte schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Reise Konrads von Wettin nach Italien zur Folge, daß lombardische Kaufleute nach Leipzig übersiedelten und durch ihre Gewandtheit im Wechselgeschäft, wie durch ihre Handelsverbindungen mit der Heimat die Handels- und Gewerbsthätigkeit von Leipzig sehr erhöhten. Von diesen Lombarden mochten die früher in Leipzig befindlichen „italienischen Keller“ herrühren. Die Bedrückung, welche im 16. Jahrhunderte das gewerbkundige Volk der Niederlande durch Spanien erfuhr, führte auch manchen gewerbfleißigen Bürger in die Mauern Leipzigs und nährte die Stadt mit frischen Säften. So gründete der Kaufmann Ryssel aus Maastricht 1588 die erste Gold- und Silberspinnerei, und auf Anregung der Eingewanderten ward eine Botenpost errichtet. Um die Mitte dieses Jahrhunderts (1556—58) wurde auch unter dem Bürgermeister Lotter, „einem in der Architektur und Baukunst wohlerfahrenen und geübten Manne“, das Rathaus erbaut, vor dem sich gegenwärtig jenes gewaltige

Denkmal erhebt, das die dankbare Stadt zur Erinnerung an die glorreichen Tage von 1870/71 nach Professor Siemerings genialem Entwurfe errichtete. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes kamen ferner manche französische Kaufleute nach Leipzig, und noch sind sehr ansehnliche Leipziger Häuser Sprößlinge jener französischen Kolonie. Die Bedeutung Leipzigs im europäischen Verkehre wuchs, seine Bewohner nahmen fast ohne Ausnahme den regsten Anteil am Handel, mit bewundernswürdiger Energie und Umsicht haben sie ihre Meß- und Stapelvorrechte zu wahren gesucht und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab gegen mehr denn vierzig Städte meist mit Glück verteidigt.

In den Kriegen, die Deutschland zerfleischten, hatte Leipzig besonders zu leiden, da seine Ebene die Heere anzog und vorzugsweise zum Schlachtfeld sich eignete. Welche Drangsale hatte die Stadt im Dreißigjährigen, dann im Siebenjährigen und endlich in den Freiheits-Kriegen zu leiden! In den Jahren 1631 bis 1642 hat Leipzig nicht weniger als fünf Belagerungen aushalten müssen. Im Siebenjährigen Kriege ist es dreimal besetzt worden und hat an Preußen gegen 12 Millionen Thaler zahlen müssen. Schwer, sehr schwer war der Handel geschädigt, der alte, ehrenwerte Kaufmannstand war fast zu Grunde gerichtet — aber rasch erholten sich die meisten Handelshäuser wieder; es bewahrheitete sich das bekannte Wort des Generals v. Seidlitz, das er einem Leipziger Bürger gegenüber brauchte, der sich über die Härte Friedrichs des Großen gegen die Stadt beklagt hatte: „Seien Sie getrost! Und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle Erpressungen in kurzem vergessen machen wird.“ Schon im Jahre 1780 belief sich der Betrag sämtlicher eingegangenen Waren auf 54 Millionen Mark, und 1789 zählte man bereits 270 Krämer, 137 deutsche, 24 französische und 12 italienische Handelsherren, welche insgesamt eine nicht geringe Zahl der übrigen Bürger in Thätigkeit setzten.

Mit dem zunehmenden Wohlstande wuchs auch das Streben nach Verschönerung der Stadt und die Lust an äußerem Glanze. Von der Nutzlosigkeit der Festungswerke hatte man sich im Siebenjährigen Kriege sattsam überzeugt. Die tiefen Festungsgräben, in denen das Wasser versumpfte, verpesteten die Luft; in der Tiefe, wo jetzt ein schöner Teich mit frischem Zu- und Abfluß die Parkanlagen schmückt, pflegte der Stadtkommandant wilde Enten zu schießen. Ein unternehmender Bürgermeister, Dr. Müller, verwandelte die Wälle und Gräben in einen Kranz von Promenaden, der sich zwischen dem Grimmaischen und Hallischen Thore zum wirklichen Parke erweiterte und gleicherweise die Schönheit wie die Gesundheit der Stadt aufs beste beförderte. Die Thatkraft jenes wackern Bürgermeisters blieb nicht ohne wohlthätige Folgen auf die Leipziger Bürgerschaft, welche fortan einen immer regern Sinn für Anlagen und Verschönerung öffentlicher Plätze ent-

wickelte. Im Jahre 1857 ist der letzte Rest des Stadtgrabens zwischen dem Grimmaischen und Petersthore zugeschüttet, die daneben laufende erhöhte Promenade abgetragen und der so entstandene weite Raum mit Rasen und Blumenbosketts belegt, mit Bäumen und Gesträuch besetzt, von Fahr- und Fußwegen durchschnitten worden. Wo längs der alten Stadtmauer sich unschöne und niedrige Wohnhäuser in ruhiger Abgeschiedenheit angesiedelt hatten, erheben sich stattliche Gebäude an breiter und lebhafter Straße (der Schillerstraße), und neue Verbindungsstraßen vermitteln den öffentlichen Verkehr zwischen der innern und äußern Stadt. Am Augustusplatze zieht der prächtige Bau des Städtischen Museums und des gegenüberstehenden Neuen Theaters die Augen des Fremden auf sich; ersteres ist ein redendes Zeugnis der Liebe eines Bürgers zu seiner Vaterstadt, des Kaufmanns Schletter, der seine höchst wertvolle Gemäldesammlung ihr testamentarisch hinterließ und außerdem zur teilweisen Deckung der Baukosten des Museums sein schönes Haus vermachte; letzteres ist den herrlichsten Kunsttempeln Europas ebenbürtig an die Seite zu stellen. Längs der ganzen Süd- und Nordseite zwischen der innern und äußern Stadt hat sich ein landschaftliches Bild gestaltet, welches Leipzig zum größten Schmucke gereicht und nur in wenig deutschen Städten in ähnlicher Weise zu finden ist. Und nicht bloß die Freunde der Natur und des Schönen fühlen sich durch die mächtige Umwälzung befriedigt, sondern auch die, die in dem Leben des städtischen Körpers zunächst das Nützliche und Einträgliche berücksichtigt wissen wollen; denn es ist nahe dem lebhaftesten Teile der Stadt ein weiter Raum teils neu gewonnen, teils besser verwertet und damit dem rastlos vorschreitenden Unternehmungsgeiste sein Recht gewahrt worden.

Im preußisch-französischen Kriege (1806) mußte Leipzig die Beschlagnahme aller englischen Waren um 7 Millionen Franken loskaufen; es sah alle Häfen gegen England gesperrt, später mußte es sich sogar einen großen Vorrat englischer Waren verbrennen lassen. Dafür entwickelte sich jedoch die inländische Industrie um so schneller, und selbst in den unglücklichsten Kriegsjahren hatte sich Leipzig stark besuchter Messen zu erfreuen. Von den härtesten Schlägen ward die Stadt im Jahre 1813 betroffen, wo die große Völkerschlacht in ihrer nächsten Nähe wütete, ja bis in die Stadt selber sich fortsetzte und in jenen denkwürdigen Tagen Leipzig in ein großes Militärlazarett verwandelte. Doch auch dies Ungemach ward bald überwunden. Dieselbe Lage, welche die Kriegsheere in den Ebenen Leipzigs so oftmals versammelt hatte, begünstigte ja auch die Meßstadt und machte sie zum Mittelpunkte eines großen Handelsverkehrs. Vermöge dieser Lage ist Leipzig der Mittelpunkt jenes Halbkreises, den die Elbe von Schandau bis Barby macht. Darum bildete sich eben hier ein bedeutender Straßenknoten, wo die Straßen nach Frankfurt und dem Rheine, nach Dresden und Breslau, nach Nürnberg und München, nach Magdeburg und nach Berlin sich kreuzten. Und der gleiche Knoten bildete sich, als die Eisenbahnen ins Leben traten:

in Leipzig vereinigen sich die Leipzig-Dresdener, die Leipzig-Berliner, die Leipzig-Magdeburger, die Thüringer und die Sächsisch-Bayerische Staatsbahn, zu denen sich neuerdings noch die Plagwitz-Zeitzer Bahn, die Leipzig-Eilenburger (Zweigbahn der Halle-Sorau-Gubener) und die Leipzig-Borna (-Lausigk)-Chemnitzer Bahn gesellt haben.

Da Leipzig sehr niedrig liegt, sieht es auch drei Flüsse in seiner Nähe zusammenkommen: die weiße Elster, die Pleiße und die Parthe. Diese Flußniederungen sind zum größeren Teile mit schönen Eichenwaldungen bedeckt; das anmutige Rosenthal (der Leipziger Prater) zieht sich bis an die Stadt heran, die sich somit auf vielen Punkten schattiger Spaziergänge zu erfreuen hat. Früher seiner großen Sterblichkeit wegen verrufen, ist Leipzig jetzt eine ebenso gesunde wie heitere und freundliche Stadt geworden. Sind auch fast alle die großen und schönen Gärten, die früher außerhalb der Stadt lagen, bereits ein Teil der Stadt selber geworden und mit Gebäuden ausgefüllt: so giebt es doch noch überall freie Durchblicke (mit Ausnahme des enggebauten Centrums) und größere Plätze. Der schönste und größte ist der Augustusplatz, auf den die Grimmaische Straße mündet. Auf der einen Seite von dem herrlichen Universitätsgebäude mit seiner Kirche, weiterhin von dem umfänglichen Gebäude der 1. Bürgerschule und dem 1856—1858 errichteten, nunmehr erweiterten Städtischen Museum — auf der andern Seite vom prächtigen Neuen Theater, das zu Anfang des Jahres 1868 eingeweiht wurde, dann von der Post und andern palastartigen Häusern begrenzt, bietet dieser große Platz, der im Mendebrunnen eine neue monumentale Zierde besitzt, eine prächtige Umschau, die namentlich des Abends, wo von allen Seiten her Gasflammen und elektrische Bogenlampen leuchten, ganz feenhaft wird. Dieser Platz ist denn auch ausersehen, zur Meßzeit den Brennpunkt der Buden und des kleinen Handels zu bilden. Erwähnenswert ist ferner der Roßplatz, der sich vom Museum bis zum Königsplatze erstreckt und nördlich von prächtigen Parkanlagen umgeben, südlich durch schöne, palastähnliche Häuser begrenzt wird, von denen namentlich das Panorama, das Gebäude der Harmonie-Gesellschaft und das neue, prunkhaft ausgestattete Café Bauer mit seiner großartigen Reitbahn sich auszeichnen.

Im Jahre 1834 ward Leipzig noch mit 46294 Einwohnern (einschl. 1492 Militärs) aufgeführt; die am 3. Dezember 1871 vorgenommene Volkszählung ergab 106925, die Volkszählung 1880 149084 Einwohner. Die Volkszählung Anfang Dezember 1885 ergab 170340 Einwohner, also eine Zunahme von $4^1/_4{}^0/_0$ jährlich seit 1871. 1890 war die Ziffer auf 179689 gestiegen. Als nach der Teilung Sachsens die preußischen Schlagbäume bis nahe vor Leipzigs Thore rückten, sank der Verkehr bedenklich schnell, und man sagte der Meßstadt eine trübe Zukunft voraus. Doch der Zollverein trat ins Leben, und wie mit einem Zauberschlage nahm alles eine andere Gestalt an. In die Geschäfte kam neuer Schwung, in die

Das Reichsgerichtsgebäude zu Leipzig.

Digitized by Google

Messen neues Leben; die reicheren Bürger zeigten wieder Unternehmungslust und machten ihre Kapitale flüssig. Man fing an zu bauen und wetteiferte förmlich darin, man fühlte sehr richtig, daß ein großes Haus in Leipzig mehr wert sei, als ein mittelmäßiges Rittergut auf dem Lande. So entstanden in einem einzigen Jahrzehnt im Osten zwei große neue Vorstädte, die Dresdener Vorstadt und die Marienvorstadt, mit langen, geraden Straßen, schönen Häusern und anmutigen Gärten; auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aber, da, wo sonst der Reichelsche Garten sich ausbreitete, und weit hinter ihm, hatte der einsichtsvolle und unternehmende, i. J. 1889 verstorbene Dr. Heine durch Austrocknen der sumpfigen Niederungen zwischen dem Gewirre der Flußarme einen unabsehbaren Raum dem öffentlichen Verkehre gewonnen. Breite, luftige Straßen, mit palastähnlichen Häusern besetzt, durchziehen jetzt denselben Boden, der noch vor wenig Jahrzehnten dem feuchten Volk der Frösche zum unbestrittenen Wohnsitze diente und durch seine Ausdünstungen in den benachbarten Stadtteilen Fieberepidemieen verbreitete. Dort, im Westen der Stadt, erheben sich jetzt auch die der Stadt zu großer Zierde gereichenden, monumentalen Gebäude des Konzerthauses (sog. „neuen Gewandhauses“), des Kgl. Konservatoriums der Musik, der neuen Universitätsbibliothek, der Kgl. Kunstgewerbeschule (mit Baugewerkenschule) und das kürzlich vollendete Reichsgerichtsgebäude, welches im Bilde vorliegt. In gleicher Weise ist die Stadt nach Süden und Norden fortgeschritten, und man glaubt sich in eine nordamerikanische Stadt versetzt, wenn man diesem emsigen Bautreiben zuschaut. Der bedeutsamste Schritt in ihrer großstädtischen Entwickelung hat sich um das Jahr 1890 vollzogen, in welcher Zeit Leipzig fast sämtliche Vororte bis auf 5 km Entfernung (vom Marktplatze aus gerechnet) sich einverleibte und dadurch einen Sprung in seiner Bevölkerungsziffer von 180000 auf über 350000 machte. Die Volkszählung vom 2. Dezember 1895 ergab eine Einwohnerzahl von 398448. Wie alle Großstädte zeigt nun Leipzig auch immer mehr das Bestreben, sich eine besondere „City“ zu bilden; ist doch die Bevölkerung seiner „inneren“ Stadt vom 1. Dezember 1885 bis 2. Dezember 1895 von 25016 Einwohnern auf 19635, d. h. 21,5% (jährlich 2,1%) zurückgegangen. Für die Beschaffung des durch diese rasche Zunahme der Bevölkerung sich steigernden Bedarfs an Lebensmitteln ist jetzt auch im Süden der Stadt ein neuer Vieh- und Schlachthof von gewaltigem Umfange erbaut, dem sich — gleichen Zwecken dienend — im Innern der Stadt eine modernen großstädtischen Einrichtungen entsprechende Markthalle beigesellt.

Die Wohnhäuser Leipzigs sind meist hoch, die Zimmer groß und hell, die Verhältnisse einfach, aber elegant, dem Luxus vollen Spielraum lassend. Die früheren, pyramidenartig spitz zulaufenden Dächer müssen nun möglichst platten Dächern weichen; freilich fallen nun auch die Erker weg und damit manche malerische Abwechselung in der Häuserreihe. Von aristokratisch sich abschließenden Palästen ist nicht viel zu finden; selbst die schöneren Häuser

behalten, wie sie bürgerlichen Ursprungs sind, auch ein bürgerliches Gepräge, indem der unterste Stock sogleich zu Läden mit mächtigen hellen Spiegelscheiben, zu Gewölben und Geschäftslokalen verwandt wird. Seltner nur erhebt sich hier und da in der Straßenzeile ein architektonisch besonders schönes Haus, das ebenso sehr vom Reichtume, wie vom Kunstsinne seines Erbauers Zeugnis giebt; in einer betriebsamen Handelsstadt muß auch das Schöne vor allen Dingen praktisch sein, und der Leipziger zumal versteht es, mit seiner geschäftlichen Hantierung möglichsten Glanz, mit dem dulce das utile zu verknüpfen. So kommt es, daß sich auch manche arme Familie eine Wohnung mietet, deren immerhin oft ansehnliche Miete sie mit eigener Kraft nicht erschwingen könnte; aber zur Meßzeit drückt sie sich in ein Hinterstübchen zusammen, und in zwei Monaten hat sie von den fremden Kaufherren den Mietzins so ziemlich wieder herausgeschlagen, so daß sie die geräumigen schönen Zimmer den übrigen Teil des Jahres fast umsonst bewohnt. Da kommt erst ein Lederhändler, dann ein Tuchhändler, endlich ein Buchhändler — sie alle beziehen der Reihe nach dasselbe Zimmer. Viele Gasthöfe am Brühle sind lediglich für die Meßzeit da, bringen aber eben deshalb mehr ein, als manche andere spärlich besuchte das ganze Jahr hindurch.

Es finden alljährlich drei Messen statt, welche drei, bezw. zwei Wochen dauern. Der Anfang der Messen wird nach einem gewissen Sonntage bestimmt; bei der Ostermesse (der lebhaftesten) ist dies der Sonntag nach Ostern; bei der Michaelismesse der Sonntag vor Michaelis, neuerdings der letzte Sonntag im Monat August; bei der Neujahrsmesse (der unbedeutendsten, die mehr einem großen Krammarkte gleicht) dagegen immer der 2. Januar. Die Hauptwoche aller drei Messen ist die erste, in welcher die meisten Engrosgeschäfte abgemacht werden; in die letzte Woche (am Donnerstag) fällt der Zahltag, an dem alle zur Messe eingegangenen Wechselverbindlichkeiten gelöst werden müssen. Die Meßfreiheit besteht darin, daß jeder Kaufmann ohne Ausnahmen seine Waren unbeirrt vom Zunftzwange der Stadt auslegen und verkaufen darf; daß niemand während der Messe gerichtlich zur Zahlung angehalten werden darf (es sei denn, daß die Schuld erst während der Messe kontrahiert wäre), und daß jeder Leipziger Bürger während der Meßzeit Gastgerechtigkeit üben darf.

Zwar haben die Messen durch die Eisenbahnen, welche den Handelsverkehr so leicht vermitteln, an ihrer früheren Bedeutung eingebüßt; aber sie sind doch noch lebhaft genug.

In Leder und Tuch, wollenen, baumwollenen und seidenen Waren ist die Warenzufuhr sehr bedeutend. Für den Pelz- und Rauchwarenhandel ist Leipzig geradezu der Hauptweltmarkt geworden. Die rohen Felle aus Amerika und Australien gelangen freilich in London, diejenigen aus Rußland und den Ländern Asiens auf den Messen von Irbit und Nischni-Nowgorod zum Verkaufe, Leipzig aber versorgt in erster Linie alle Märkte

der Erde, auf denen überhaupt Bedarf hervortritt, mit fertig für den Verbrauch hergerichteten Rauchwaren. In Leipzig begegnen sich alle die wechselreichen Pelzprodukte, hier werden sie zugerichtet, und hier findet der Austausch zwischen den verschiedenen Warenarten statt. Nach Rußland werden amerikanische Rauchwaren, sogar auch russische zugerichtete Waren exportiert, nach Amerika und Westeuropa, einschließlich Englands, russische, aber auch amerikanische Rauchwaren. Das Rauchwarengeschäft beschränkt sich also nicht auf den Zwischenhandel mit rohen, zur Pelzbereitung bestimmten Fellen, sondern unterzieht einen großen Teil der Felle vor ihrer Weitergabe einer mehr oder weniger vollständigen Zubereitung. Der Gesamtumsatz des Leipziger Rauchwarengeschäfts beträgt jährlich durchschnittlich mehr als 40 Millionen Mark.

Dieser bedeutende Handel wird teils direkt, teils durch Kommissionäre und Mäkler besorgt, deren es eine große Anzahl giebt. Die Kaufleute finden sich auf dem Brühle zusammen, der sich in eine fortwährende Börse verwandelt; dann besuchen sie sich gegenseitig in ihren Lagern, fragen nach dieser und jener Ware und bieten die ihrige an. Die, welche die weiteste Reise zu machen hatten, wie die Amerikaner und Griechen, pflegen sich zuerst einzustellen.

Wer noch keiner Leipziger Messe beigewohnt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von diesem Gewühl und Getümmel, diesem Fahren und Laufen, diesem Handel und Wandel allerorten und -enden. Zwar sind einige Teile der Stadt, wie die Grimmaische Straße, auch außer der Meßzeit sehr belebt; aber was will das sagen gegen die Meßwoche, wo man oft Mühe hat, das Fahrzeug des eigenen Leibes durch diesen Strom von Menschen, von Wagen und Karren und Droschken und Warenballen ohne Verletzung hindurch zu bugsieren! Die Parterreräume der inneren Stadt scheinen e i n großes Warenlager geworden zu sein, und die Durchgänge der Häuser, wie Auerbachs Hof, starren von Buden, Käufern und Verkäufern, daß es schwer wird, durch eine solche Meerenge hindurch zu steuern und breiteres Fahrwasser zu gewinnen. In der buntesten Mannigfaltigkeit sieht man Leder- und Tuchballen, Leinwand und Baumwollenzeuge, Shawls und Spitzen, Hüte und Mützen, Lebkuchen und Bonbons aufgestapelt, und gleich bunt ist das Menschengewühl. Leipzig ist auf 14 Tage die Hauptstadt und der Mittelpunkt von ganz Deutschland, ja von Europa; denn auch Russen und Engländer, Franzosen und Italiener, Griechen und Armenier, selbst phlegmatische Türken haben sich eingefunden, Seiner Majestät dem Genius des Handels ihre Huldigung darzubringen. Vor dieser Majestät schwinden alle nationalen Verschiedenheiten, vor diesem Herrn gilt kein Ansehen der Person, nicht Stand oder Rang, Adel oder Bürgertum — alles ist eine große Familie und auch jeder Fremde willkommen, wofern er nur Geld mitbringt oder Geldeswert. Und damit es den lieben Gästen auch nicht an Unterhaltung fehle, hat besagter Herr und Gebieter dafür gesorgt, daß

die Augen und Ohren allerlei Schönes und Merkwürdiges, Ernstes und Lustiges, Fades und Pikantes zu sehen und zu hören bekommen. Da sind Tierbuden und Kunstreiter, Affen- und Menschentheater, Wachsfiguren und Marionetten, Mississippi-Panoramas und Chinesen — und hat man sich hungrig gesehen, kann man sich satt hören von all den böhmischen und sächsischen Musikkonzerten, von der großen Oper und den noch größeren Virtuosen. Wird schon außer der Messe kaum anderswo soviel gegeigt und gesungen und konzertiert wie in dem musikalischen Leipzig, so ist während der Messe in allen Wirtshäusern Konzert, und jeder Gast kann sein Bratwürstlein mit Musik verzehren.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ostermesse für die Buchhändler. In dem schönen, mit einem großartigen Saale gezierten Deutschen Buchhändlerhause (1888 vom Börsenvereine der deutschen Buchhändler eingeweiht) halten dann die Herren Buchhändler, denen das Wohl und Wehe von tausend und abertausend schreiblustigen Federn anvertraut wird, ihren Reichstag, auf welchem wohl 300 auswärtige Buchhändler tagen und gegen 7000 Buchhandlungen durch ihre Kommissionäre sich vertreten lassen. Da werden dann die jährlichen Rechnungen ausgeglichen und die Zahlungen geleistet; jeder Verleger erfährt da, was die in alle Welt gesandten Bücher ihm Verlust gebracht haben, wenn sie als rückwärts marschierende Krebse wieder zum heimischen Herde zurückkehren, oder was sie ihm Gewinn gebracht haben, wenn das Publikum die Seelenspeise nahrhaft oder doch wohlschmeckend und gaumenkitzelnd gefunden hat. Es gehen da in wenigen Stunden große Summen aus einer Hand in die andere; im Zeitraume eines halben Tages ist in diesem großen Rate ein freier Überblick gewonnen über Soll und Haben, und das große, künstlich zusammengesetzte Geschäft des deutschen Buchhandels ist, dank dem persönlichen Verkehre, in wenigen Stunden geregelt! In früheren Jahrhunderten versammelten sich die Buchhändler zu diesem Zwecke in Frankfurt a. M. Der Umstand aber, daß die sächsische Regierung die Censur in humanerer Weise ausübte und die Bücher von der Accise befreite, veranlaßte zunächst die Buchhändler des nördlichen Deutschlands, sich von Frankfurt a. M. loszumachen und in der damals schon weltberühmten Meßstadt des Nordens einen selbständigen Büchermarkt zu begründen. Zur Michaelismesse 1594 erschien der erste Leipziger Meßkatalog, und seit 1764 besuchen die deutschen Buchhänder nur noch die Messen (Ostermesse!) in Leipzig.

Ist Leipzig schon als Meßstadt überhaupt für den Handel und die Gewerbthätigkeit Deutschlands ein Mittelpunkt, so ist es als Hauptstapel- und Kommissionsplatz des gesamten deutschen Buchhandels, Kunst- und Musikalienhandels für das geistige, ästhetische, ja für das gesamte Kulturleben Deutschlands von größter Bedeutung. Es bildet das lebendigpulsierende Herz jenes großartigen wunderbaren Organismus des deutschen Buchhandels, dem kein anderes Land etwas Ähnliches an die Seite stellen darf. Dieser

Organismus teilt sich in drei Hauptorgane, die aber wieder auf das engste verbunden sind und ineinandergreifen, — nämlich in das Verlags-, Sortiments- und Kommissionsgeschäft. Die Verlagsbuchhandlung nimmt die Manuskripte der Autoren entgegen, erwirbt gegen Zahlung des Honorars das Recht, unter den mit dem Verfasser des Buches vereinbarten Bedingungen das Werk drucken zu lassen und zu verkaufen; sie sorgt für die Versendung und alles, was zum schnellen Absatze der Ware beitragen kann. Vom Standpunkte des Handels sind also die Verlagsbuchhändler die Produzenten der Ware und Großhändler. Sie schicken nämlich ihre Ballen zunächst an die Sortimentshandlungen, d. i. an die Kleinverkäufer, denen von jedem Buche, das sie absetzen, gewisse Prozente bewilligt werden. Diese Sortimentsbuchhändler sind also die eigentlichen Verkäufer, welche das Buch ihren Kunden zur Ansicht übersenden oder auf Bestellung liefern, oder sonst an den Mann zu bringen suchen. Sie brauchen aber (wie das noch vor 50 Jahren üblich war) die von den Verlagshandlungen zugesandten Bücher nicht fest zu übernehmen, sondern nur bedingungsweise (à condition), d. h. sie dürfen die Ware, die sie nicht absetzen, wieder an den ursprünglichen Eigentümer zurücksenden. Das sind dann die unwillkommenen, gefürchteten „Krebse“. Nun aber wäre es noch immer sehr beschwerlich, wenn jede einzelne Buchhandlung sich immer mit direkter Post an die Verlagshandlung wenden müßte, bei welcher dieses oder jenes Buch erschienen ist; für ein kleines Buch wäre dann nicht bloß viel Schreiberei, sondern auch viel Postporto zu zahlen, was den Verkehr und Preis der Bücher gleich sehr belästigen würde. Da tritt dann das Kommissionsgeschäft hilfreich ein. Es erwählt sich nämlich jeder außerhalb Leipzigs etablierte deutsche und auch mancher ausländische Buchhändler einen in Leipzig selber ansässigen Buchhändler als Beauftragten, durch den er ausschließlich alle an dieses und jenes Haus zu machenden Bestellungen, Zahlungs- und andere Aufträge sendet, und durch welchen er alle für ihn eingehenden Sendungen und Zahlungen empfängt. Hat er überdies noch eigenen Verlag, so legt er bei diesem seinen Kommissionär ein Lager an, so daß dieser nun die Bücher in seinem Auftrage ausliefert. Man erstaunt, wenn man die gewaltigen Bücherballen erblickt, die bei einem einzigen Kommissionär aufgestapelt liegen! Es waren z. B. im Jahre 1895 schon 8245 auswärtige Handlungen, verteilt über nahezu 1700 Städte des In- und Auslandes, in Leipzig durch Kommissionäre vertreten. An neuen Büchern, Fortsetzungen und neuen Auflagen gelangten über Leipzig im Jahre 1888 17560 zur Versendung. Sowohl durch Neugründung als auch durch Übersiedelung altberühmter Firmen erhält der Verlagsbuchhandel jährlich einen schätzenswerten Zuwachs.

Neben der großartigen Thätigkeit im Verlagsbuchhandel ist aber auch das Sortimentsgeschäft der Leipziger Buchhändler gleich rührig geblieben und hat sich gleichmäßig auf den Verkauf deutscher, ausländischer und antiquarischer Werke erstreckt. Die Werke der englischen, französischen, spanischen,

italienischen, slawischen ꝛc. Litteratur werden für den Absatz in Deutschland zunächst auf die Leipziger Lager gesandt, jede neuerstehende deutsche Firma in London oder Paris, Madrid oder Mailand, Kiew oder Stockholm tritt vor allem mit Leipzig in Verbindung und bildet somit einen neuen Kanal und Verbindungsweg. Im Antiquariat, d. h. im Handel mit der älteren Litteratur aller Zeiten und Völker, steht Leipzig wiederum mit in erster Linie. Der Geschichts- und Altertumsforscher, wie der Bücherliebhaber im allgemeinen, die sich alte Drucke, selten gewordene ältere Werke und Handschriften verschaffen wollen, wenden sich an einen Leipziger Antiquar,*) der, vermöge des Umstandes, daß sowohl durch festen Ankauf, wie durch Versteigerungen ein großer Teil aller zum Verkauf kommenden Büchersammlungen nach Leipzig wandert, über eine Auswahl von Litteraturschätzen verfügt, wie sie in keiner anderen Stadt zu finden ist. Von den größeren Antiquariatshandlungen hat jede ein Lager von Hunderttausenden größerer und kleinerer Werke, eine Zahl, die von den wenigsten öffentlichen Bibliotheken in der Provinz erreicht wird. Fünf Auktionsinstitute arbeiten durch Versteigerung von Büchern, Handschriften und Kunstgegenständen dem Antiquariat wirksam in die Hände. Um dieselbe Tafel, um die heute die Vertreter der größten Bibliotheken der Welt und die Liebhaber seltener Bücher aus aller Herren Ländern sich scharen und oft genug für ein unscheinbares Bändchen oder Blättchen viele Tausende von Mark zahlen, ... sitzt morgen der Student, Lehrer u. s. w., der sich um billigen Preis das notwendige litterarische Handwerkszeug ankauft. Von nicht minder großer Wichtigkeit als der Buch- und Kunsthandel ist der Musikalienhandel, der ebenfalls den größten Teil des gesamten deutschen umfaßt. Auch hier stehen neben den weltbekannten Verlagsfirmen, Breitkopf & Härtel an der Spitze, die Antiquare, die uns die Musik früherer Jahrhunderte neu erklingen lassen. Interessant ist ein Blick auf das rasche Anwachsen des Leipziger Buchhandels. Im Jahre 1837 hatte Leipzig 92 und 1863 schon 202 buchhändlerische Geschäfte. Gegenwärtig bestehen fast 800 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen. Das Gewicht der von Leipzig aus versandten Bücher wird zur Zeit auf mindestens 10 Millionen Kilogramm im Jahre, der Umfang des Geldverkehrs im Buchhandel auf etwa 30 Millionen Mark geschätzt, und dabei sind die Bücher- und Geldsendungen durch die Reichspost und die vermittelst der Reichsbank geleisteten Zahlungen nicht mitgerechnet. Bei der dem Verein deutscher Buchhändler eigentümlichen Buchhändlerbörse gehen täglich an 50000 Bestellungen, Geschäftsanzeigen u. dergl. ein, die sortiert und ausgetragen werden müssen.

Selbstverständlich muß ein solcher schwunghafter Buchhandel auch eine

*) „Antiquare“ nennen sich auch die Trödler, die in Hausfluren, auf der Messe u. s. w. ihre abgenutzten, unvollständigen oder sonst wertlosen Schätze „Stück für Stück 1 Groschen“ ausbieten; das sogenannte „moderne Antiquariat“ befaßt sich mit dem Vertriebe neuer Werke, die vom Verleger zu ermäßigten Preisen abgegeben werden.

große Thätigkeit in die Presse bringen. Es befanden sich Anfang 1894 nicht weniger als 141 Buchdruckereien in Leipzig, und wenn die Anzahl der Schnellpressen sich während der Zeit von 1864—1875 von 144 auf 251 vermehrte, so stieg sie im Jahre 1886 bereits auf 530, welche über 2600 Setzern und Druckern Beschäftigung gaben. Eine einzige Schnellpresse druckt in einem Tage wohl 10000 Bogen; die eisernen Finger fassen den Bogen auf der einen Seite, und indem eine Walze den Satz mit Druckerschwärze bestreicht, wird alsbald der Papierbogen hereingezogen und kommt auf der andern Seite bedruckt heraus, so daß dem Menschen nur das Wegnehmen bleibt. In verschiedenen größeren Druckereien, die zwischen 300 bis 500 Leute jahraus jahrein in Thätigkeit versetzen, sind 30 und mehr Schnellpressen aufgestellt, — der vielen Handpressen und Hilfsmaschinen nicht zu gedenken! Nun erwäge man, wieviel Menschen nur durch die Buchdruckereien Leipzigs beschäftigt werden. Was gehört erst dazu, bis das weiße Druckpapier hergestellt ist! Dann die Schriftgießer, Maschinenmeister, Holzschneidekünstler — die Korrektoren, Schriftsteller, Journalisten, die nach Leipzig gezogen werden — die Kommis und Schreiber in den Buchhändlerkontors, die Markthelfer und Boten, die in Leipzig selber die Ware von einem Hause zum andern bringen, und man erstaunt billig, wenn man trotzdem ein dickes Buch mit Holzschnitten geziert für zwei Mark kaufen kann! 19 Etablissements beschäftigen sich in Leipzig ausschließlich mit Schriftschneiden, Schrift- und Stereotypengießerei; der Notenstich und Notendruck wird durch 8 Anstalten besorgt. Wo soviel Bücher gedruckt, müssen auch viele Bücher broschiert und gebunden werden, und so hat Leipzig jetzt 169 Buchbinderwerkstätten. Dieser Erwerbszweig hat sich während der letzten Jahre ebenfalls zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgeschwungen; — während früher ein großer Teil der in Leipzig gedruckten Bücher nach Berlin wanderte, um sich dort elegant kleiden zu lassen, findet jetzt der umgekehrte Fall statt, und so kommt es, daß manche Buchbindereien Leipzigs weit über 100 Gesellen beschäftigen. Für die Illustrationen und die Verzierung der Bücher wirken 11 Kupfer- und Stahlstechereien, 8 Kupfer- und Stahldruckereien, 129 Steindruckereien (lithographische Anstalten), 96 xylographische Institute, 21 zinkographische Anstalten, 6 Lichtdruck-Anstalten und 60 Graveure, Stempelschneider u. s. w.

Doch es mögen diese Angaben genügen, um eine Vorstellung zu erwecken von dem regen Leben und Treiben einer Stadt, die, wenn sie auch nicht die Ehre hat, Residenz eines Fürsten zu sein, sich doch durch die rastlose Thätigkeit, Umsicht und Intelligenz ihrer Bürger den noch größeren Ruhm errungen hat, Haupt- und Residenzstadt des deutschen Meß- und Buchhandels zu sein, und damit zwei Hauptpole des deutschen Verkehrs zu verbinden und zum Heile deutscher Nation lebendig wirksam zu erhalten. Dazu ist in neuester Zeit noch eine für das Ansehen und die Würde Leipzigs bedeutende Errungenschaft gekommen. Leipzig ist Sitz des deutschen Reichs-

gerichts geworden und hat bei der Wahl den Sieg über die Reichshauptstadt davongetragen. Wie auf die Welthandelsstadt Hamburg darf der Deutsche auch auf Leipzig stolz sein, das nächst Hamburg die zweite Handelsstadt Deutschlands und einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa überhaupt ist, zugleich aber auch einen der wichtigsten Zentralpunkte bildet für deutsches Recht, für deutsche Wissenschaft und Kunst. Lange vorher, ehe München zum „deutschen Athen“ sich erhob, blühte die 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste unter Öser, Tischbein, Schnorr, Jäger u. a. und wirkte kräftig für Malerei, Kupferstecherkunst, Architektur. Die Universität (1409 durch Einwanderung einer großen Anzahl Prager Studierender gegründet) ist seit Jahrhunderten eine der ersten und ward die fruchtbarste Pflanzschule für viele andere Bildungsanstalten Deutschlands. Eine Reihe glänzender Namen verherrlicht die Geschichte dieses Musensitzes. Gellert, dessen Ruf auch Goethe anzog, starb als Professor der Leipziger Universität 1769, und die dankbaren Leipziger haben ihm im Rosenthal ein würdiges Denkmal gesetzt. Der wackere Theolog und Kanzelredner Tzschirner war auch eine Zierde der Universität. Hofrat Beck und Professor Hermann gründeten die philologischen Seminarien und wirkten bedeutend für das aufblühende Studium des klassischen Altertums. In der medizinischen Fakultät (besonders für Anatomie und Klinik) herrschte von jeher außerordentliche Thätigkeit, und noch fort und fort bringt die Universität reges geistiges Leben in die materiellen Interessen. Die Leipziger Universität zählt seit Jahren über 3000 Studenten und gegen 200 Dozenten.

Die Pflege der Naturwissenschaften hat sich mit den entsprechenden Instituten gehoben, als da sind: das physikalische Kabinett, das zoologische und mineralogische Museum, die pharmakognostische und zootomische Sammlung, die physiologisch-chemische Anstalt, der botanische Garten, zwei chemische Laboratorien, ein magnetisches Observatorium, endlich eine neuerbaute Sternwarte. Auch für die Technologie ist ein eigenes Kabinett eingerichtet worden. Das wissenschaftliche Studium hat sehr gut eingerichtete Institute zur Seite, unter denen das großartige neue Krankenhaus, das physiologische und pathologisch-anatomische Institut, die neue Anatomie besonders hervorzuheben sind. Im Südosten der Stadt, in einem Teile des ehemaligen, aus Gärten bestehenden Johannisthales erhebt sich eine so stattliche Anzahl von Universitätsanstalten, wie sie in dieser Ausdehnung und zweckmäßigen Einrichtung wohl in keiner zweiten deutschen Universitätsstadt wieder gefunden werden. Mit den höheren Schulen (den drei Gymnasien, einem Realgymnasium, drei Realschulen und einer höheren Schule für Mädchen) wetteifert ein trefflich organisiertes Volksschulwesen. Mit wahrhaft pädagogischem Triebe wird aber auch die Popularisierung der Wissenschaften und das Volksschriftentum gepflegt, und die Vorträge für den Arbeiterstand, für die Frauen ꝛc. sind alle aus diesem Sinne für Hebung und Förderung allgemeiner Volksbildung hervorgegangen. Die Volkszeitschrift „Gartenlaube“ ist ein echt

Leipziger Gewächs. Zahlreiche Wandervereine haben von jeher gern, gestützt auf die Gastlichkeit und das rege vielseitige Interesse der Bewohner, die Stadt zu ihrem Versammlungsort erwählt. Wenn Goethe von dem Leipzig, welches er kannte, sagte: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris, es bildet seine Leute“, so würde er gewiß das Urteil auch vom heutigen Leipzig gelten lassen; denn in allen Verhältnissen hat die Stadt zu ihrem Vorteile Fortschritte gemacht, und ihre Bürger, die es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu Wohlstand gebracht haben, zeichnen sich aus durch Gemeinsinn und Mildthätigkeit, die sie in allen Fällen, wo ihre Hilfe und Teilnahme verlangt wird, kund geben.

2. Die Elbe.*)

(Im Gebirgsdialekt „Albe“, böhmisch „Labe“.)

1.

Wie am Scheitel des Brockens sich eine feuchte Moos- und Moorwiese hinaufzieht, welche einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit der Wolken aufsaugt, so lagern an der Schneekoppe gleichfalls solche Schwämme. Der eine, die Elbwiese, reicht unserm Elbstrome die erste Muttermilch. Ringsum hohe Berghäupter, nirgends ein Blick in die Ebene, oben der Himmel mit seinen Wolken, die das Bett des zarten Kindes mit ihrem weichen, aber kalten Flaum decken, während das Unterbett den größten Teil des Jahres über der weiße Schnee ist. Man zählt wohl sieben Quellwasser, die aus ebenso viel hochgelegenen sumpfigen Schluchten zwischen der Schneekoppe, Teufelswiese, Sturmhaube und dem Ziegenrücken ihr Wasser auf der Naworer Wiese zusammenziehen. Diese Wiese wird freilich vorzugsweise Elbwiese genannt, und doch liefert sie nicht die stärkste der Elbquellen, sondern muß diesen Vorzug der weißen Wiese einräumen, welche überdies noch 30 m höher liegt als alle übrigen Elbquellen. Sie liegt auf dem östlichen Gebirgsflügel (die Elbwiese auf dem westlichen), wohl eine Quadratstunde groß, lehnt sich an den oberen Gipfel der Schneekoppe und bricht hier als Rand des Riesengrundes, dort zum düstern Teufelsgrunde ab. Das Weißwasser ist von vornherein ein starker Bach und zieht auch die stärkeren Zuflüsse an, unter denen das Silberwasser, der krumme Seiffen, der Sturmgraben und das Mädlwasser die bedeutendsten sind. Unterhalb des „Festungshübls“, von einer großen Granitgruppe also genannt, vereinigt sich das Weißwasser mit dem „Elbseiffen“, der nach einem prächtigen Sturze von der Höhe der

*) Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beiblatt zur Magdeburger Zeitung). 1853.

Elbwiese in beständigen Fällen durch den wilden Elbgrund herabbraust. Auch das Weißwasser bildet in seinem Laufe durch den langgedehnten schauerlichen Teufelsgrund eine Reihe von Kaskaden, deren mehrere durch die Stärke und Höhe ihres Gefälles und die wilderhabene Gestaltung ihrer Umgebung zu den sehenswürdigsten Gegenständen des Riesengebirges gehören. Und doch bieten die beiden ersten Hauptnebenflüsse der Elbe, die Aupa und Iser, noch großartigere Szenen dar, ja der Iser gebührt unter den Flüssen des Riesengebirges selbst vor der Elbe die erste Stelle.

Es ist in den Haupt- und Nebenflüssen der Elbe eine Jugendlust und Frische, eine Kraft und Tollkühnheit, an welche die Flüsse des Böhmerwaldes oder Erzgebirges, Thüringer Waldes oder Harzes nicht im entferntesten hinanreichen. Es fehlen dort aber auch diese mächtigen, stufenweise übereinander gelagerten Granitblöcke, welche das Riesenkind ohne Gnade zu den waghalsigsten Sprüngen hinreißen. Gneisgranit liegt unter den Quellen und steht an den Ufern als eine geschlossene Kette von Polizeisoldaten, welche der mutigen Tochter des Gebirges den Weg nach der böhmischen Grenze weisen, und sie zu einem gehorsamen kaiserlichen Unterthanen machen. Bald wird das Bett weicher, und von Spindelmühl bis Hohenelbe bildet Glimmerschiefer die Unterlage. Wenn wir nicht irren, verirrt sich zuweilen noch bis in die norddeutsche Ebene ein Stück dieses Gesteins, um Zeugnis von dem fernen Quellgebiet zu geben. Die Ufer werden weniger steil, das Gefälle sanfter; die Elbe tritt in das Gebiet des Steinkohlengebirges ein; aber wenn sie auch schon zahlreiche Mühlen treibt, so ist sie doch noch an den Schultern zu schwach, um Kähne mit einem großen Tiefgang zu tragen. Die Hauptumgebung in Böhmen bildet ferner der Quadersandstein mit seinen Gefährten, und er ist es, der ihr die Thür öffnet, aus welcher ihr die Moldau entgegentritt, aber nicht mit freundlichem, sondern mit neidischem Blick. Denn sie kommt von Süden und hat schon früher die Richtung des Flusses, den man nun bis zur Nordsee mit dem Namen der Elbe beehrt; sie ist früher schiffbar als die Elbe, und doch entgeht ihr die Ehre, ihren angeerbten Namen weiter als bis zur Vereinigung mit ihrer Nebenbuhlerin zu führen.

Indes den Ansprüchen des Moldauweibchens setzt das Elbweibchen die seinigen mit siegreicher Kraft entgegen; die Moldau macht kurz vor ihrem Ende einen Fehltritt; sie verläßt den geraden Weg nach Mitternacht und wendet sich nach Osten, um sich erst dann wieder nach Norden zu wenden. Aber das klügere Elbweibchen hat schon eine geraume Strecke vorher in der Ahnung seiner Zukunft ebenfalls eine Wendung gemacht, so daß bei der Zusammenkunft beider nicht die Elbe, sondern die Moldau die Herzukommende, also die Untergeordnete wird. Das Elbweibchen ist zum Elbweibe geworden, und die Nebenbuhlerin weist vergeblich darauf hin, daß sie weit früher als die Elbe Schiffe und Kähne getragen hat. Nicht die Elbe wird von der Moldau, sondern diese von jener angezogen, wie die Gerinne beweisen, in

welchen die Moldau schon vor ihrer Hauptmündung Wasser, und darum Rechte an die Elbe abgiebt.

Die Elbe geht nun von Melnik an, dem Vereinigungspunkte mit der Moldau, als deren lachende Erbin auf dem ihr schon längst eigenen Terrain, dem der Kreideformation, noch einige Meilen fort. Da tritt ihr in der Gegend von Lowositz, aus der Tiefe der Erde aufsteigend, Vulkan in den Weg. Er hat den Fluch der sterbenden Moldau gehört und ladet die Elbe vor sein Gericht. Er wirft der Angeklagten einen Damm von Basalt, Trachyt und Phonolith, gleichsam als Häscher, entgegen, und seine Batterieen öffnen die Feuerschlünde gegen die heranziehende Feindin. Aber des Pluto Sohn ist nicht mehr stark genug gegen die neptunische Tochter; das Wasser siegt über das Feuer; die Elbe zieht als Hilfstruppen die Wogen der Eger an sich und durchbricht den aufgetürmten Wall, dessen Werkstücke fortan zu beiden Seiten ihr eine Ehrenpforte bauen, an deren Romantik sich die Siegerin jetzt täglich erfreut. Aber kaum hat sie auf väterlichem Boden sich wieder heimisch fühlen gelernt und die befreundeten Gestalten ihres ersten Mittellaufes, die Ufer und das Bett von Kreide und Quadersandstein, deren widerstandslose Natur das Zeugnis für die Freude des Wiedersehens ist, von neuem begrüßt, so stellen sich auch schon zwei Bergriesen, das Erzgebirge und das Lausitzer Gebirge, in geschlossener Phalanx ihr entgegen, mit dem Harnisch des Granits (und Syenits) und dem krystallinischen Schiefer (Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer) gepanzert. Und zur eisernen Rüstung fügen sie eine Kriegslist. Es ist die Kriegslist, welcher sich einst die Feinde der alten Ägypter gegen diese in offener Feldschlacht bedienten, indem sie in der linken Hand eine Katze hielten, welche bei den Ägyptern als ein geheiligtes Tier galt. Über jenen Gebirgsrücken und an deren Gehängen haben sich die Gesteinsschichten gelagert, welche wir als die befreundeten Gestalten der Elbe bezeichneten. Aber eben darum wendet sich die Kriegslist in ihrem Erfolge gegen die, welche sich ihrer bedienen. Die Bundesgenossen wider Willen öffnen die Festungsthore dem Belagerer; dieser durchbricht mit lautem Hurra die Verschanzungen; der Durchbruch wird für ihn zum Triumphbogen, die Siegerin spannt die besiegten Feinde vor ihren Triumphwagen; die Walstatt heißt die Sächsische Schweiz, deren Besucher zwar noch immer die Zeugen des gewaltigen Kampfes sehen, aber durch dessen Ergebnisse so befriedigt sind und darum ein so liebliches Bild des Friedens genießen, daß sie sich nicht mit der veralteten geologischen Frage quälen, ob man die Elbe dort den Felsen oder diese der Elbe zu verdanken habe. In der Anschauung des Friedensbewußtseins sind beide Wahrheiten vereinigt und haben ihr Recht. Große Schlachten geben einen großen, segensreichen Frieden, die Völkerschlacht bei Leipzig nicht minder wie die Naturschlacht bei Dresden. In der That, wenn irgendwo Deutschland eine liebliche Romantik in den mannigfaltigsten Formen aufzuweisen hat, so ist es die Sächsische Schweiz. Es vereinigen sich hier nicht bloß

die malerischen Gestalten der starren, senkrechten (weil aus Quadersandstein gebildeten) Felsen mit dem lebensvollen Bilde eines großen fließenden Gewässers, welches eine schöne Vegetation und eine lachende Industrie an seine Ufer fesselt, so daß zwischen beiden Mächten ein unübertreffliches Gleichgewicht herrscht, sondern es sind auch die Gruppen so gedrängt, daß für den Besucher fast alle Vermittelungsglieder der langgestreckten und langweiligen Wege hinwegfallen. Er biegt nur um eine Ecke, und ein neues liebliches Gelände thut sich lachend hervor. Darum ist die Sächsische Schweiz die Partie der Damen und der lustreisenden jungen und alten Ehepaare. Hier hat die Elbe mit dem Sandstein eine ebenso harmonische Ehe geschlossen.

2.

Mit dem Durchbruche durch das böhmische Thor und seine Außenwerke begrüßt die Elbe die norddeutsche Ebene. Doch soll sie zunächst davon nur einen Vorgeschmack haben, und diesen hat sie, indem sie, ausruhend von den Kämpfen mit den Berggeistern, ein Mittagsmahl in dem Dresdener Kessel einnimmt, welchen sie mit dem eigenen Wasser füllt und in welchen der nordische Gott einige Brocken aus seiner Vorratskammer wirft. Ja man kann sagen: In dem Thal von Dresden genießt sich die Elbe selbst; sie kommt hier zum erstenmale zu sich selbst, zur gemächlichen und doch nicht abstumpfenden Ruhe. Die Mittagshöhe ihres Naturlebens ist erreicht, die Arbeit gethan, welche dem spätern Alter die Ruhe sichern soll. Aber noch einmal beginnt ihr Kampf mit den harten Naturmächten; unterhalb Dresdens begegnet sie der Arrièregarde der am böhmischen Thor geschlagenen feindlichen Hauptarmee, und der Granit hat hier auch seinen jüngern Bruder, den Porphyr, zu Hilfe gerufen, wie ihrerseits die Elbe sich durch allerlei Gewässer, gleichsam durch Flankeurs, verstärkt. Der Kampf ist kurz und leicht; der Feind ist schwach und weicht bald zurück. Die Felsenufer werden niedrig und niedriger, ziehen sich mehr und mehr, besonders auf dem rechten Ufer zurück. Die Glocke von St. Afra verkündet, daß die vorüberziehende Göttin in die arva (Gefilde) Norddeutschlands eintritt.

Es beginnt ihr Unterlauf; ihr Angesicht färbt sich, das reine Wasser des Felsenbettes wird trübe. Doch es hebt bei dem Eintritt in die norddeutsche Ebene, nach der Arbeit des Kampfes, für die Elbe die Arbeit des Segens, des positiven Schaffens an. Das Diluvium der deutschen Ebene hat ihr zwar die allgemeine geognostische Unterlage in den Thon-, Lehm- und Sandschichten gegeben; aber sie gräbt sich nun ihr Bett mit Leichtigkeit selbst und hat daher Zeit und Muße, um nicht mehr an sich allein, sondern auch an ihre Umgebung zu denken und die mitgebrachten Schätze, gleich dem Nil, als fruchtbringendes Alluvium ihrer Nachbarschaft mitzuteilen. Diese Arbeit ist aber durch die Gestaltung des umgebenden Landes begrenzt.

Ihr Arm reicht so weit, als die überflutenden Wogen gehen oder einst gegangen sind, indem sie an sich selbst, d. h. an ihrer erschöpften Kraft, oder an den Füßen der Höhenzüge ihr Ziel finden. Hatte die Elbe bisher vorwiegend eine negative Arbeit, d. h. das Hinwegräumen vollbracht, so beginnt sie jetzt vorwiegend eine positive Arbeit, indem sie nicht bloß fruchtbaren Schlamm nach rechts und links auf die Felder führt und so in geognostischer Hinsicht die horizontale Thalsohle bildet, welche als das ureigne Gebiet der Elbe, gleichsam als ihre Hausmacht, zu betrachten ist, sondern auch neue Richtungen ihres Stroms und neue Ufer schafft. Doch hat sie eben nur noch innerhalb ihres Alluviums Macht, solches zu thun. Die Höhen treten ihr zwar nicht mehr so trotzig und so nahe entgegen, aber schon der gegenseitige Anblick aus der Ferne hält die beiden Mächte gegenseitig in Schach. Beide sind matter geworden.

Schon auf königlich sächsischem Gebiete drängen die Höhen am linken Elbufer härter heran, als auf dem rechten, und ziehen sich so auf preußischem bis nahe vor Wittenberg, so daß bis dahin der Strom mehr auf dem rechten Ufer die oben angedeutete Arbeit zu leisten vermag. Von Wittenberg an, welches ja auch in der Geschichte der christlichen Kirche Änderungen hervorrief, wechseln diese Rollen; die Höhen treten am rechten Ufer heran und ziehen sich vom linken zurück. Diese Wendung ist aber zugleich ein Hinlenken nach dem Harze und seinen Vorbergen, welche bei Magdeburg weit nach Osten auslaufen. Man sollte meinen, die friedlich gewordene und kampfentwöhnte Elbe müßte, den Harz fliehend, sich nach Osten wenden, wo ihr der Feind Brücken, wenn auch nicht goldene, gebaut hat. Aber es ist, als fühle sie sich von ihm angezogen. Indessen beschleicht sie bloß die feindlichen Vorposten und zieht weiter, ohne ihnen ein Gefecht geliefert zu haben. Zwar tritt der märkische Sand bei Hohenwarte (in der Nähe von Burg) herausfordernd an den Fremdling aus Böhmen heran und hebt vor ihm den Kopf, allein er zieht bald wieder ab und überläßt von Tangermünde an bis zum Einfluß der Havel seine Rolle dem altmärkischen Sande u. s. w. Es muß überhaupt als eine Eigentümlichkeit der Höhen an der Elbe in der norddeutschen Ebene hervorgehoben werden, daß, so wenig bedeutend sie auch an sich und in Hinsicht auf eine durch sie hervorgerufene Naturszenerie sind, sie doch den angedeuteten Wechsel fast bis zum Ausflusse in die Nordsee fortsetzen. Bei Blankenese (unweit Hamburgs) erheben sie sich, der vor ihrem Tode noch einmal aufflackernden Flamme gleich, noch einmal zu nicht unbedeutender Höhe über den Elbspiegel und bilden eine treffliche Naturlandschaft. Hier hört der Kampf der Elbe mit dem Berggeiste auf; dieser stirbt, ein Kind geworden, einen schönen friedlichen Tod; aber auch jene überlebt den letzten Sieg nicht lange; denn der aufhörende Reiz des Gegensatzes (zwischen Berggeist und Flußgott) ist der Tod, und ihr Grabdenkmal die größte deutsche Handelsstadt.

3.*)

Wir sind hier an den Punkt gelangt, die für das Verkehrsleben von Norddeutschland so wichtige Elbschiffahrt in nähere Betrachtung zu ziehen.

Daß für die Güterbeförderung der Wasserweg billiger ist, als der Landweg, ist bekannt. Was aber die Schnelligkeit anbetrifft, so ist die Fahrt stromaufwärts eine ebenso langsame als mühsame. Segel können nur zeitweilig benutzt werden und ihre Kraft in der Bekämpfung des Stromes ist gering. Man mußte also Menschen- und Pferdekraft zu Hilfe nehmen, um den schwerbeladenen Elbkahn aufwärts zu ziehen. Die Elbschiffart war, solange es keine Dampfschiffe gab, in den Händen einzelner Frachtschiffer, die über die nötige Anzahl von Kähnen und Menschen verfügten. Selbst noch im Jahre 1876 gehörten 103 Elbfahrzeuge zwanzig Magdeburger Schiffherren. Als aber die alten Verkehrsmittel durchaus nicht mehr genügten, entstanden neben den Großschiffern Gesellschaften, welche es unternahmen, der Dampfschiffahrt auch auf der Elbe Raum zu schaffen.

So ward eine regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Hamburg und Magdeburg (meist für Frachtgüter) und von Dresden aus durch die Sächsische und Böhmische Schweiz (nur für Personen) eingerichtet.

Bei solcher Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs konnten die alten Lasten und drückenden Grenzzölle und Vorrechte Einzelner, welche jahrhundertelang die freie Entwickelung der Elbschiffahrt gehemmt hatten, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Nach dem Vorgehen Österreichs, welches im Jahre 1851 die Elbzölle aufgehoben hatte, wurden auch von den übrigen Regierungen der Elbuferstaaten die Zölle auf Hauptartikel ermäßigt und durch eine Kommission, welche 1858 in Hamburg zusammentrat, die gänzliche Ablösung der Elbzölle vorbereitet. Ebenso sprach sich der erste deutsche Handelstag, welcher vom 13. bis 18. Mai 1861 in Heidelberg tagte, für kräftigere Wahrnehmung der deutschen Handels- und Schiffahrtsinteressen und für Abschaffung der Elbzölle aus. Im Jahre 1862 gelang es dann dem unausgesetzten Bemühen der preußischen Regierung, eine abermalige Herabsetzung der Elbzölle zu ermöglichen, welche zwar nicht ganz befriedigte, doch aber eine Anzahl der wichtigsten Artikel der Elbe wieder zuführte, die sonst den Eisenbahnen zur Beförderung überwiesen worden waren. Das Schlußprotokoll der fünften Elbschiffahrtskommission vom 4. April führte zu einem Normalzoll, der in drei verschiedene Klassen zu 16, 8 und 2 Pfennige für den Zentner zur Erhebung kam.

Nach dem Kriege von 1866 und der Bildung des Norddeutschen Bundes, der viele alte Verkehrsschranken beseitigte, trat für die meisten Flüsse Deutschlands eine allgemeine Abgabenfreiheit ein, mit Ausnahme der Elbe,

*) Vergl.: Die Elbe im Dienste der Schiffahrt und des Handels von G. Zilling (Aus allen Weltteilen, XIII, 3. 1881.)

da mehrere Uferstaaten auf ihr altes Vorrecht nicht völlig verzichten wollten. Endlich ward durch ein Bundesgesetz des Norddeutschen Bundes vom 11. Juni 1870 für den Elbstrom vom 1. Juli desselben Jahres ab die langersehnte Abgabenfreiheit durchgesetzt.

Wie die drückenden Abgaben war aber auch die geringe Tiefe des Fahrwassers der Elbe seit langer Zeit ein Hemmnis des Verkehrslebens gewesen. Das in so viele Staaten und Staatchen zersplitterte Deutschland hatte es zu keiner durchgreifenden und nachhaltigen Regulierung seiner Ströme, zu keiner Herstellung eines normalen Fahrwassers gebracht. So ward die Tiefe der Elbe immer geringer, und Messungen am Elbpegel bei Magdeburg ergaben eine allmähliche Abnahme der Wassermenge von 55 cm für den hundertjährigen Zeitraum von 1730 bis 1830. Im Hochsommer sinkt die Elbe, da sie nicht, wie der Rhein, in der Gletscherregion des Gotthard entspringt, noch tiefer; im Jahre 1874 zeigte der Magdeburger Pegel schon im Juni nur 37 cm. Die Fahrrinne des Stromes konnte nur in einer Tiefe von 63 cm erhalten werden.

Nun fehlte es zwar nicht an gesetzlichen Vorschriften für die Regulierung; schon in der Elbschiffahrtsakte vom 23. Juni 1821 und in der Additionalakte vom 13. April 1844 war die Ausführung aller hierauf bezüglichen Bestimmungen eingeschärft worden; doch blieb es zumeist bei frommen Wünschen. Auch die Prüfungen von Wasserbaumeistern in den fünfziger Jahren brachten keine durchgreifende Abhilfe der Übelstände. Erst die von der preußischen Regierung im Jahre 1861 eingesetzte Elbstrombau-Direktion, unter dem Oberpräsidium in Magdeburg, die allmählich ihre Thätigkeit bis in die Provinz Hannover erstreckte und seit 1876 auch das lauenburgische Gebiet in Angriff nahm, hatte entschiedenen Erfolg.

Höchst wichtig für das Gedeihen der Elbschiffahrt war eine neue Beförderung der Flußfahrzeuge, welche im stande war, mit den Eisenbahnen in Wettbewerb zu treten — die Kettenschiffahrt. Diese besteht darin, daß ein eigenes Schiff als Schlepper oder Remorkeur dient, dem man die Lastschiffe anhängt. Die auf dem Verdecke des Schleppers stehende Dampfmaschine setzt zwei Trommeln (Rollen) in Bewegung, um welche man eine endlose Kette oder ein endloses Seil mehrere Mal schlingt, so, daß es sich stetig auf- und abwickelt. Längs des ganzen vom Schiffe zu befahrenden Weges wird die „endlose" Kette auf dem Boden des Flusses oder Kanales ausgespannt und nur an ihren Endpunkten befestigt. Die auf dem Hinterteile des Schiffes befindlichen beiden Rollen, welche, je nachdem sich der Arm (Rollenträger) dreht, abwechselnd in Anspruch genommen werden, vermitteln den Ablauf der Kette, die von dem Schiffe auf dessen Vorderseite aus dem Wasser gehoben, durch Rollen unterstützt, eine über das Deck des Schiffes führende hölzerne Rinne passiert, mehrmals die Treibrollen umschlingt und dann wieder in den Fluß hinabsinkt.

Während die Räder des gewöhnlichen Dampfschiffes am Wasser einen

nicht geringen Widerstand finden und nur durch schnelle Drehung diesen Mangel ersetzen können, wodurch aber viel Kraft verloren geht, kann die Maschine des Kettenschleppers ihre volle Kraft auf die Drehung der Trommeln verwenden, verbraucht also nicht so viel Kohlen, wie das Dampfboot. Um so mehr ist es den Eisenbahnen gegenüber im Vorteil. Ein Schleppschiff von nur 60 Pferdekraft befördert die Last von 4 bis 6 Güterzügen (zu 100 Achsen) stromaufwärts (bei 0,66 m Steigung) in 1 Stunde.

Auf Betrieb der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrts-Gesellschaft wurde die erste Kette versuchsweise zwischen Buckau und der Neustadt von Magdeburg in einer Strecke von 5,6 km versenkt. Der Schleppdampfer, den Verhältnissen der Elbe angepaßt, also mit geringem Tiefgange, mit Ausnahme des Deckes ganz aus Eisen erbaut, hatte eine Länge von 51,3 m und größte Breite von 6,7 m. Obwohl auf genannter Strecke eine starke Strömung zu überwinden ist und zwei Brücken zu durchfahren sind, fielen die ersten Probefahrten so günstig aus, daß schon am 1. Sept. 1866 der regelmäßige Betrieb beginnen konnte. Im März 1868 wurde die Kette bis Niegripp und 1869 bis Ferchland, der Mündung des Plaueschen Kanals, weiter geführt und im Spätherbst desselben Jahres ward auf der Oberelbe die Kettenschiffahrt mit zwei Schleppern eröffnet und konnte schon im folgenden Jahre 1870 auf der ganzen schiffbaren Oberelbe bis Aussig benutzt werden.

4.

Wenn nun in dieser Weise die Elbe immer mehr die Aufgabe, eine gute Wasserstraße zu sein, zu verwirklichen hat, so baut sie auch aus sich und durch sich selbst die Landstraßen ihrer Umgebung. Und zwar gilt dies nicht bloß in dem Sinne, daß die durch Kähne, Brücken u. s. w. vermehrte Bewegungsfähigkeit auf der Elbe in demselben Grade einen Einfluß auf die Vermehrung und Besserung der von der Elbe ausgehenden und in sie mündenden Wege und Straßen ausübt, sondern es gilt auch in seiner recht eigentlichen Bedeutung das Wort, daß die Elbe sich ihre Straßen selber baut, sofern diese in ihrer unmittelbaren Nähe, auf dem engern Gebiete ihres Schwemmlandes liegen. Ein Fluß wie die Elbe nimmt in seinem Unterlaufe auf der einen Seite dem Straßenbau sein Material, indem er es tief unter seinen Lehm- und Schlammanschwemmungen vergräbt, welche den dadurch erzeugten Nachteil in ihrer Fruchtbarkeit mehr als aufwiegen; allein auf der andern Seite führt er in seinen Geröllen ein reichliches Material zum Chausseebau mit sich, und zwar bis auf die letzten Hammerschläge zubereitet, indem das Wasser die Arbeit übernimmt, welche sonst die Gewalt des Pulvers beim Felssprengen auszuführen hat. Man kann in demselben Sinne auch sagen, daß die Elbe sich nicht bloß ihre Straßen, sondern auch ihre Brücken und Dome gebaut, und dadurch für Tausende von Menschen, Tieren und Wagen eine lohnende Industrie geschaffen hat.

Hätten wir die Elbe nicht, so hätten wir die pirnaischen Sandsteine nicht, deren Profil sie so lockend dem Hammer und dem Meißel zeigt. Freilich gäbe es auch ohne sie diese herrlichen Bausteine, aber sie würden tot und unbenutzt im Schoße der Berge ruhen. Als daher die Elbe das linke von dem rechten Ufer schied, verband sie dieselben sofort durch diese Trennung, und die Brücken von Dresden, Meißen, Riesa, Torgau u. s. w. sind die schlagenden Zeugnisse dieser Wahrheit, die Auflösung jenes Widerspruchs, daß die trennende Kraft zugleich die verbindende sei. Wasser war die Wiege des wohlthätigen Steines, Wasser durchsägte denselben, Wasser ist sein Lebensweg, und diese Harmonie sich gegenseitig ausgleichender Thatsachen dürfte nicht in demselben Grade der Vollendung bei jedem Flusse gefunden werden, wie sie bei der Elbe auftritt. Doch diese hat an ihren Ufern durch ihren Sandstein auch die prächtigen Dome, diese Brücken zwischen Himmel und Erde gebaut. Ohne den Elbsandstein würde wohl der Architektur der katholischen Kirche in Dresden, des protestantischen Doms zu Magdeburg, der Festungen zu Torgau und Magdeburg ein bescheideneres Gepräge verliehen worden sein! Und welche gewaltigen Schlußfolgerungen lassen sich knüpfen an diese Werke des Krieges und des Friedens, zumal wenn wir die Geschichte zu Hilfe nehmen, soweit ihre Stätte das Elbthal gewesen ist! Ferner: die Elbe speist Hunderte von Ziegelöfen mit einer Thonerde, welche für diesen Zweck nicht besser sein kann. Diese Ziegelsteine bilden nicht minder wie die Felsblöcke von Pirna einen beträchtlichen Teil der Elbschiffahrt.

Gehen wir zu dem Pflanzenreiche über, so bedeckten zwar in früheren Jahrhunderten weit zahlreichere Holzflöße den Spiegel der Elbe; allein noch gegenwärtig gehört dieser Industriezweig zu einem hervorragenden Erwerbsquell der Elbanwohner, obgleich die das meiste Holz liefernden Wälder vorzugsweise an der Moldau, sowie an der Saale (im Frankenwalde) u. s. w. wachsen. Bekanntlich werden Hunderte von böhmischen Kähnen samt dem Inhalte in Berlin verkauft und dann weiter zu Holzarbeiten verwendet. Neben dieser Industrie des Nadelholzes steht die des Weidenholzes, welches den Elbanwohnern die Erwerbsquelle der Korbflechterei darbietet. — Einen weit höhern Anteil an der gewerblichen Arbeit der Elbe und ihres engeren Gebietes haben indessen die eigentlichen Kulturgewächse, von den Ölfrüchten und dem Weizen der „Auen" bis zu den Gemüsen der „Dithmarschen". Zwar haben diese Weizenbauern einen kürzern Weg bis zu einem sichern Markte, als ihre Nachbarn, allein dafür haben sie auch zum Teil eine längere und schwierigere Arbeit bei dem Feldbau. Während in anderen Ländern die herkulische Keule längst der Mythe und dem Räuber überlassen worden ist, wird sie hier noch immer geschwungen, um die zentnerschweren Schollen zu zerschlagen, welche sich in dem Boden bilden, wenn derselbe erweicht gewesen ist und dann schnell trocknet, so daß Risse entstehen, in welchen man die Beine brechen kann. Dies und noch manches andere in den Ackergeräten,

in der Düngung, in der Fruchtfolge u. s. w. ist dem Nachbar auf dem Höhenfelde gänzlich unbekannt. Eine Folge des schweren Bodens, sowie der reichen Wiesen ist der stärkere Zugviehbestand. Man kann hier nur schwere Pferde und schwere Ochsen brauchen, und wo diese Tierklasse schwerer und zahlreicher ist, da pflegen es auch andere zu sein. Was aber diesen Vorteil erzeugt, hat auch manchen Nachteil im Gefolge, wohin z. B. die Wasserböden für den Fall einer Überschwemmung, die oft weniger schmackhafte Milch, die nicht selten eintretenden Krankheiten u. s. w. gehören. Also auch hier wirkt der Strom ausgleichend, d. h. vermittelnd.

Eine sichtbare, wir dürfen sagen, die am meisten sichtbare und in die Augen fallende Vermittelung, ist in den Brücken gegeben, deren Bauart, Zahl, geschichtliche Entstehung u. s. w. bei jedem Flusse eine andere zu sein pflegt, und zu dessen Eigentümlichkeiten sie gehören. Wir behaupten, daß man an der Größe der Fenster einem Gebäude das Alter ansehen könne: je kleiner jene, desto höher dieses. So ist die Zahl der Brücken an einem Flusse der Maßstab nicht bloß für seine Breite und Stärke, sondern auch für die Größe seiner industriellen Bedeutung, und zwar früher mehr in geradem Verhältnis als gegenwärtig, wo bei sehr breiten Strömen das Dampfschiff die Brücke vertritt. Dennoch machen die großen Städte, diese Einigungspunkte für ein bestimmtes Gebiet mit den in ihnen mündenden Straßen, namentlich mit den Eisenbahnen, den Brückenbau auch über große Flüsse immer mehr notwendig, so daß diese früher nur in ihrem Ober- und Mittellaufe Brücken hatten, gegenwärtig aber sich mit ihnen auch in ihrem Unterlaufe bedecken. Beweise dafür bei der Elbe sind die in der neuesten Zeit entstandenen Brücken bei Harburg, Lauenburg, Dömitz, Schönhausen, Magdeburg, Riesa und Meißen, so daß die Elbufer von Dresden abwärts jetzt durch 14 Brücken verbunden sind, wovon auf die Provinz Sachsen allein 7 fallen. Kannte die frühere Zeit fast nur hölzerne Brücken, so hat die neuere Zeit steinerne bezw. eiserne geschaffen, und jene (z. B. bei Torgau und Wittenberg) durch diese ersetzt. Aber dieser Vergleich der Zeit ergiebt noch manchen anderen Unterschied; so sind es jetzt bei der Elbe meist die Lokomotiven, welche die Brücken aus dem Wasser steigen lassen (wie bei den obigen), während z. B. die Brücke bei Torgau, welche das Mittelalter baute, ein religiöses Motiv hatte, nämlich die Steuer für die in der Fastenzeit gestattete Butter.

Während wir von den sogenannten Fähren hier nur so viel sagen wollen, daß sie wegen der Unbequemlichkeit, Kleinheit und Art der Bewegung, wegen der damit verbundenen Gefahren, wegen der Unerfahrenheit der meisten Fährleute im Schwimmen u. s. w. meist recht mangelhafte, in der Entwickelung zurückgebliebene Verkehrsmittel sind, wie sie wohl kaum bei einem andern norddeutschen Flusse gefunden werden, gedenken wir noch der Schiffmühlen, welche ebenfalls an den vielen Gebrechen leiden, wohin z. B. ihre Neigung zum Verbrennen gehört. Die Zeit ist noch nicht lange her,

wo man's einem solchen Dinge oder einem gewissen Gesicht ansehen konnte, ob der „Zufall" bald neben dem eisernen Anker auch nach dem Feueranker der Rettung greifen werde. Das gab zwar ein herrliches Schauspiel, wenn die brennenden Balken elbabwärts fuhren und das Wort wahr machten: die Elbe brennt; allein die Nichtversicherten verbaten sich dieses Feuerwerk, und seitdem die Schiffmühlen — wir nehmen viele aus — das Vergnügen der abgesonderten Versicherung haben, außerdem durch Dampfmühlen und Dampfschiffe vielfach beeinträchtigt worden sind, dürfte eine Zahl derselben bald auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden.

5.

Die vergleichende physikalische Geographie der neuesten Zeit hat bezüglich der Frage nach der Abhängigkeit der geistigen Physiognomie des Menschen von der Naturbeschaffenheit seines Wohnorts höchst beachtenswerte Ergebnisse, einen bleibenden Gewinn für die Wissenschaft, zu Tage gefördert. Wir erinnern beispielsweise an die Vorlesungen von Guyot, worin eine Übersicht der neuesten Forschungen gegeben ist. Wenn nun hier in großen Zügen das von den natürlichen Bedingungen abhängige geistige Gepräge der Europäer im Unterschiede von den Asiaten, der Südeuropäer im Unterschiede von den Nordeuropäern (d. h. denen, welche nördlich von den Alpen wohnen) u. s. w. entworfen wird, so ist es freilich eine andere Aufgabe, diese Vergleiche zwischen den Menschen verschiedener Flußgebiete anzustellen, welche einer so gleichartigen Ebene, wie die norddeutsche ist, angehören. Denn soll der Elbanwohner in seiner geistigen Eigentümlichkeit hervortreten, so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man ihn neben den Fellah des Nil oder den Yankee des Mississippi stellt, sondern dadurch, daß ihm etwa der Mann von der Weser, der Oder u. s. w. als Hintergrund und Maß dient. Wollte man in aller Gründlichkeit den Vergleich ausführen, so müßte man die vier Parallelen mit der Oder, der Weser, der Donau und dem Main, bezw. Rhein ziehen, und würde in dieser schulmeisterlichen Gründlichkeit ein ganzes Buch füllen. Übrigens wohnt, zum mindesten gegenwärtig, in dem weitern Elbgebiete kein einziges streng einheitliches Volk, dessen innere Unterschiede gegenüber den Nachbarn entschieden in den Hintergrund träten, und soweit geschichtliche Kunde zurückreicht, ist niemals die Grenze eines Volksstammes mit der Wasserscheide der Elbe zusammengefallen. Und das ist ganz natürlich, denn dieses gegen 170000 qkm umfassende Gebiet grenzt sich von seiner Nachbarschaft durchaus nicht überall durch scharf gezeichnete Linien, etwa hohe Gebirgskämme, ab, wie dies z. B. bei dem Po der Fall ist. Eine abgeschlossene Landschaft bietet die Elbe nur in ihrem Oberlaufe, also in Böhmen, sowie auf der Westseite eine Strecke weit gegen das Wesergebiet. Aber selbst im böhmischen Kessel ist

der einheitliche Volkscharakter in die Nationalitäten der Tschechen und der Deutschen gespalten. Der Anwohner des untern Nil hat auf der einen Seite das Meer, auf der andern die von seinem Grund und Boden gänzlich verschiedene Wüste, welche scharfe Ränder bietet; der Acker hört genau da, wohin das Nilwasser nicht mehr reicht, auf, Früchte zu tragen; der Mensch, der sich zur Wüste wendet, fühlt sich immer wieder auf den Nil zurückgeworfen; dieser Fluß ist sein Eins und sein Alles; hörte der Nil auf zu fließen, so müßte Ägypten und der Ägypter ohne Rettung zu Grunde gehen. Dieses unbedingte Abhängigkeitsverhälnis findet weder im Mittel- noch im Unterlaufe der Elbe statt, was nämlich das gesamte große Wassergebiet betrifft.

Anders steht es um das eigentlichste Elbgebiet, um das Elbthal in der engern Bedeutung des Wortes, also da, wo der Fluß seine unmittelbare Anziehungskraft ausübt und der Mensch seine Wogen sieht und rauschen hört, wo er oder mindestens sein Acker aus diesem Kelche trinkt. Hier ist die Menschennatur zunächst im allgemeinen eine Fluß- oder Wassernatur, oder um sie noch genauer zu bezeichnen und als das, was sie eigentlich ist, darzustellen: eine Diagonale zwischen Wasser und Land, eine Amphibiennatur. Wer täglich das perpetuum mobile eines großen Wassers, also das Bild der Unruhe, der eilenden Zeit, vor Augen hat, und auch im härtesten Winter auf die Eisdecke des Stromes mit einem Gefühle tritt, welches ihm sagt, daß er auf einer erstarrten Schlange steht, welche in jedem Augenblick erwachen und ihn überfallen kann; wer stündlich darauf bedacht sein muß, wie er Weib und Kind, Haus und Feld, welche dem Wasser ihren Wohlstand verdanken, gegen die Überfälle der belebenden Kraft schütze; wer in den frischen Gewässern eines Stromes das stärkende Wellenbad nimmt und in seinen Sumpfmiasmen, in seiner allzu wasserhaltigen Atmosphäre sich leicht das Fieber holt, welches das handgreifliche Bild von den Wechseln des Guten und Bösen ist; wer immer auf der schwankenden Wellenlinie zwischen Land und Wasser steht: der muß in seiner geistigen Natur sich unterscheiden von dem, welcher den Anblick starrer Felsen und gewaltiger Bergmassen hat und das Flußfahrzeug gleich dem Wechselfieber, für welches er das Nervenfieber eingetauscht hat, nur vom Hörensagen kennt; welcher seine Dämme nicht parallel mit den Wasserläufen, sondern in senkrechter Richtung gegen sie zieht, um die Gewässer aufzuhalten, daß sie seine Mühlen treiben. Daher auch an der Elbe ein biegsamer, beweglicher, für Neuerungen empfänglicher Volkscharakter, wobei wir selbstverständlich diejenigen Striche ausnehmen, wo die Elbe entweder noch zu ohnmächtig, d. h. ein Bach ist, oder bereits den Seecharakter angenommen hat. Ein Fluß ist das Bild, darum das Vorbild der Arbeit; die Elbanwohner sind fleißige, thätige Leute. Zwar ist die Aussaat ihrer Arbeit vielfach der Einsatz in eine Lotterie, aber auf der andern Seite auch wiederum eine sichere Quelle des Wohlstandes, und wo dieser waltet, da findet sich ein gewisser Geldstolz

ein, sofern er nicht durch die Macht einer höhern geistigen Bildung aufgehoben wird.

Gilt das Vorhergehende im allgemeinen von den Elbanwohnern und im besondern von der ländlichen Bevölkerung, ohne daß man von dieser eine hervorstechende Eigentümlichkeit aussagen kann, so nehmen dagegen die Städte mehr eine charakteristische Farbe, die Elbfarbe, an. Die eigentlichen Elbstädte beginnen erst mit Dresden, und es können als solche nur die größten in Betracht kommen. In Dresden hält sich die Elbe den Spiegel ihres lieblich-romantischen Wesens vor; Dresden mit seinen höflichen, gefälligen, sächsisch-gemütlichen Bewohnern faßt die Elbe, das Thal, die Höhen in eins zusammen; daher mußte hier die Kunst der Plastik, die Malerei, die Tonkunst, die Poesie gedeihen und die Fremden von weit her locken. Weder der Fluß, noch der Berg herrscht hier einseitig; das Thal ist die glückliche Vermittelung und die Stadt die schöne Mitte. Das Auge hat nicht den Anblick schwerer Last- und Kauffahrteischiffe, welche ausgeprägte Bilder des Materialismus sind; es hat den Genuß der leichten, zierlichen Dampfschiffe, deren Maße zu den benachbarten zierlich schmucken Uferpartieen stimmen. Kann Meißen als eine Vorstadt von Dresden, als das nach der norddeutschen Ebene führende Thor der sächsischen Hauptstadt betrachtet werden, so beginnt mit Torgau ein mehr ausschließlicher Wassercharakter. Wie Torgau neben dem jetzt entschwundenen Ruhme des Bieres und des Zwiebacks zu dem Ruhme der Grobheit gekommen sei, kann hier nicht erörtert werden; vielleicht daß hier zuerst der Unterschied zwischen sächsischer Weichheit und preußischer Härte hervortrat, wie auch die Elbe hier zum erstenmal die Fassung des straffen preußischen Geistes annimmt. Ferner liegt Wittenberg an der Elbe, und diese hat in den ersten Jahrzehnten die Reformation zu Berg und zu Thal bis an ihre beiden Endpunkte getragen, so daß selbst Böhmen protestantisch ward. Man kann, seitdem Böhmen aus dem Deutschen Reiche geschieden, im vollen Sinne sagen, daß die Elbe der protestantische Strom Deutschlands sei. Noch mehr! sie ist der größte protestantische Strom der Welt. Denn obgleich der Protestantismus an der Elbe nicht die Kraft gehabt hat, in Böhmen die Zurückführung in die katholische Kirche zu hindern, so ist dennoch die Elbe der größte Fluß, welcher vorwiegend dem Protestantismus angehört. Wenn wir uns erinnern, wie schnell Luthers Wort in Sachsen und Böhmen Eingang fand, wie Torgau die Amme, Wittenberg die Mutter des Protestantismus war, wie ernst es Magdeburg mit dem Protestieren bis in die neuere Zeit genommen hat, wie überwiegend in Hamburg die lutherische Konfession ist, wie also gerade hier eine Reihe protestantischer Burgen sich gebildet hat, so dürfen wir wohl mit gutem Recht die Elbe den protestantischen Strom der Welt nennen. In Hamburg geht der Elbcharakter in den Seecharakter, der eigens deutsche Geist in eine Art von Kosmopolitismus über, obgleich es die Elbe gewesen ist, welche Hamburg von A bis Z zu Hamburg gemacht hat. Dagegen

hält sich Magdeburg weit genug vom Meere entfernt, um sich eben recht eigentlich und fest an die vorüberziehende Freundin zu halten. Außer der Elbe herrscht hier keine charakteristische und einflußreiche Naturmacht; der Harz ist zu weit entfernt, die Bodenfruchtbarkeit zu weit nach rechts und links verbreitet, die geognostische Beschaffenheit nicht charakteristisch genug, die Festung zum großen Teil eben ein Kind der Elbe, der Katholizismus nicht massenhaft und nahe genug, um seinerseits ein bemerkbares Element zu bilden. Daher tritt der Protestantismus nirgends so einseitig auf als in Magdeburg; früher mehr positiv, ist er hier jetzt mehr negativ, d. h. ein formelles Protestieren geworden. Aber für das aufgegebene Positive in der Religion hat diese Elbstadt ein anderes positives Element, den Materialismus des Handels und somit des Geldes, in sich aufgenommen. Sie ist auch in dieser Hinsicht die eigentliche Elbstadt, eine Stellung, welche früher Wittenberg einnahm.

Wenn in früheren Jahrhunderten, man darf sagen bis auf die Gegenwart, der Gang der Kultur dem Laufe der Flüsse folgte, so wird zwar in der Zukunft dieses Gesetz, weil es ein natürlich bedingtes ist, nicht auf jeden Fall beseitigt werden, und das um so weniger, als ja auch die modernen Träger der Kultur, die Lokomotiven, welche recht eigentlich den Namen von der That führen, vielfach gezwungen sind, den Stromeinschnitten nachzugehen; aber diese Ausschließlichkeit der an den Flußlauf geknüpften Bildung ist für immer dahin, und daher hat auch die Elbe für die Zukunft nicht mehr jene Bedeutung, wie ihre Vergangenheit sie besaß.

---

3. Hamburg.*)

Hamburg mit seinen mehr als 620000 Einwohnern, nach Berlin die größte Stadt des Deutschen Reiches, ist nicht nur die bedeutendste Handelsstadt Deutschlands, sondern auch der erste Fluß- und Seehafen des ganzen europäischen Festlandes. Denn sein Gesamthandel steht in Europa nur dem von London und Liverpool nach, seine Waren-Einfuhr kommt sogar der Liverpools gleich. Sein Handel übertrifft den von ganz Holland, sowie bedeutend den von Spanien, das doch auf drei Seiten vom Meere bespült wird.

Der Seeschiffsverkehr im Hamburger Hafen bezifferte sich im Jahre 1894 auf mehr als 9000 ankommende Schiffe von zusammen über 6 Millionen Reg.-Tons Raumgehalt, darunter etwa 6500 Dampfer, von denen wieder genau 900 in transatlantischer Fahrt gingen. Für die in gleichem Jahre

*) Von Dr. H. Michow.

von Hamburg ausfahrenden Schiffe gelten im großen und ganzen dieselben Zahlen. Im Jahre 1895 hat Hamburgs Seeschiffahrt einen weiteren Zuwachs erfahren, so daß die Hafen- und Quai-Anlagen, trotz der unablässig fortschreitenden Erweiterungen, sich zeitweilig als ungenügend erwiesen.

Noch größer war in letzter Zeit die Zunahme des Warenverkehrs. Der Gesamtumsatz Hamburgs betrug 1894 für Ein- und Ausfuhr, see- und landwärts, zusammen etwa 5000 Millionen Mark. Beteiligt sind daran vom Auslande vornehmlich Großbritannien, dann ganz Amerika, Britisch Ostindien, in geringerem Maße Australien und die Südseeinseln, Afrika, Frankreich, Rußland, Holland u. a. Doch auch mit dem Binnenlande hat Hamburg einen so bedeutenden Verkehr, teils zu Wasser, teils zu Lande, daß der Warenumsatz hier dem zur See in der Einfuhr nur wenig nachsteht, in der Ausfuhr ihm gleichkommt.

Auch die eigene, d. h. im Besitz Hamburger Reeder befindliche Handelsflotte ist sehr zahlreich; am 1. Januar 1896 zählte sie 284 Segler und 357 Dampfer mit einer Gesamtbesatzung von 15000 Mann und einem Raumgehalt von rund 666000 Reg.-Tons.

Regelmäßige Dampfer-Verbindungen zur See unterhält Hamburg nach allen europäischen Seestaaten, darunter allein 25 Linien nach Großbritannien; ebenso nach den fremden Erdteilen. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Gesellschaft, welche den Verkehr mit Nord-Amerika, Mexiko und Westindien vermittelt, hat 55 Ozeandampfer in Fahrt. Um den Passagierverkehr wieder mehr nach Hamburg zu ziehen, hat dieselbe Gesellschaft seit mehreren Jahren Schnelldampfer besonderer Konstruktion mit Doppelschrauben in Fahrt zwischen Hamburg und New-York eingestellt. Der neueste, für die Amerika-Linie bestimmte, noch im Bau begriffene Dampfer wird imstande sein, die größte Ladung einzunehmen, wie die Hamburger Seglerflotte in dem aus Stahl gebauten Fünfmaster „Potosi" von 3854 Reg.-Tons bereits das größte Segelschiff der Welt besitzt. — Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrt-Gesellschaft unterhält mit 26 Schiffen den Verkehr mit der Ostküste Süd-Amerikas, 2 andre Gesellschaften mit zusammen 30 Dampfern den mit der amerikanischen Westküste. Vier andre Gesellschaften haben etwa 30 Dampfer nach Asien und Australien in Fahrt. Die Erwerbung von Kolonialgebieten seitens des Deutschen Reiches hat die Schiffahrt nach Afrika belebt, wohin mindestens 20 Dampfer regelmäßige Fahrten machen.

Nach Hamburg, Bremen und Bremerhaven sollte jeder Süddeutsche und deutsche Binnenländer wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrten, um der Tüchtigkeit und ausdauernden Kraft des niederdeutschen Volkes sich zu freuen, um die Macht und Herrlichkeit dieser alten Hansestädte, die ihre Freiheit und Selbständigkeit bis zur Gegenwart erhalten haben, zu bewundern, um das Leben und Weben in den Häfen in all seiner Größe und Mannigfaltigkeit anzuschauen und über die weit ausgreifende Thätigkeit dieser Hansestädte zu staunen. Hamburg und Bremen sind in noch höherem

Maße zur See, was Frankfurt und Leipzig im Binnenlande sind und Augsburg und Nürnberg waren.

Ihre Lage ist aber auch höchst günstig. Beide liegen an Flüssen, die in die Nordsee münden, unfern der Mündung da, wo diese Flüsse sich zu weiten, dem Ozean zu öffnen beginnen, so daß sie an der Flut desselben Anteil haben. Bremen, an der kleineren Weser gelegen, welche von Natur eine für Seeschiffe nicht ausreichende Tiefe hatte, besitzt bei Bremerhaven vortreffliche Hafenanlagen nahe dem Meere, auch ist in den letzten Jahren das Fahrwasser der Weser genügend vertieft worden, um größeren Seeschiffen den Zugang zu Bremen zu ermöglichen. Für die nötige Vertiefung des Fahrwassers in der Elbe hat Hamburg schon früher gesorgt, so daß die Handelsschiffe aus dem Weltmeere jederzeit weit in den geschützten Unterlauf des Stromes einlaufen können. Hamburg liegt 135 km von der See entfernt, noch im Gebiet der Gezeiten, aber doch genau an der natürlichen Grenze von Fluß- und Seeschiffahrt, so daß gerade hier und nur hier die Überladung der Waren aus Seeschiffen in die Flußkähne und umgekehrt vor sich gehen kann; denn über Altona hinaus können die Flußkähne wegen des Wellenganges schon nicht mehr sicher verkehren, und über Hamburg hinaus finden die Seeschiffe im Flußlaufe nicht mehr die nötige Tiefe. Die Flußschiffahrt wird auf der Elbe bis Österreich-Ungarn hinein, wie auf Havel und Spree bis Berlin und drüber hinaus ausgeübt. Dazu münden in Hamburg am rechten Ufer zwei Flüßchen, die Alster und die Bille, in die Elbe und bilden daselbst sehr günstige Buchten, den Binnenhafen und den Oberhafen, welche seit dem Zollanschluß Hamburgs durch den das Freihafengebiet umgehenden Zollkanal in bequemere Verbindung miteinander gesetzt sind, aber nur durch die Flußschiffahrt von ober- und unterhalb Hamburgs belebt werden. Für die meisten in Hamburg verkehrenden Seeschiffe sind die Lösch- und Ladeplätze jetzt weiter ab von der Wohnstadt ins Freihafengebiet verlegt worden.

Zwar ist die ganze Nordseeküste von der Mündung des Rheins bis zum Ausfluß der Elbe von der Natur keineswegs begünstigt. Die lange Dünenkette, die einst das Meer aufgetürmt hatte, und welche einen Schutz für das tiefliegende Küstenland bildete, ward von den Sturmfluten desselben Meeres wieder durchbrochen; es bildeten sich Düneninseln, die zum Teil wieder fortgeschwemmt oder überflutet wurden, und an vorteilhafte Hafenanlagen war an dieser Flachküste nicht zu denken. Dennoch bildete sich der friesische Volksstamm, der das Küstenland des deutschen Meeres inne hatte, unter diesem beständigen Kampfe mit Ebbe und Flut, mit Versandung und Überschwemmung, zu tüchtigen Schiffern und Lotsen aus, zu seegewohnten und kühnen Männern, mit denen eine deutsche Handels- und Kriegsflotte Ehre einlegen kann. Und an der Weser und Elbe konnten, was an der Küste Frieslands nicht möglich war, Hafenanlagen zustande gebracht werden, die mit den besten in Europa wetteifern.

So überaus leicht wurde es auch den Hamburgern nicht gemacht; es war auch ihnen vorbehalten, zu zeigen, daß zu der Gunst der Lage, zu dem, was die Natur bietet, die Thatkraft und Ausdauer, die Entschlossenheit und Rührigkeit der Menschen hinzukommen muß, wenn etwas Großes geschaffen und die Größe behauptet werden soll. Zuerst galt es, die verschiedenen Arme, in welche sich die Elbe teilt, bevor sie Hamburg erreicht, einzudeichen und manche Durchstiche zu machen, um die Norderelbe (den nördlichen Arm) der Stadt zu sichern. Ein planmäßiger Ausbau des Elbstromes und eine Korrektion seiner Uferlinien, wie sie zur Erlangung günstiger Gefällverhältnisse und verstärkter Wasserzufuhr erforderlich waren, konnten erst ins Werk gesetzt werden, nachdem infolge der Annexion Hannovers durch Preußen die Interessen-Streitigkeiten Hamburgs mit jenem Staate aus der Welt geschafft waren. Besonders die Norderelbe hat durch die Regulierung gewonnen und oberhalb Hamburgs sowohl eine kräftigere Flutströmung wie auch überall eine Mindesttiefe von 2 m erhalten.

Durch geschickt konstruierte Eisbrecher hat man auch die winterlichen Hindernisse wenigstens für die Seeschiffahrt beseitigt; sie dienen der Aufeisung in den Häfen und Kanälen, und kleinere Eisbrechdampfer halten das Eis fortwährend in Bewegung.

Zur Förderung des Hamburger Seehandels sind jetzt auch in Kuxhaven die übrigens im Zollausland befindlichen Hafenanlagen in gehöriger Weise erweitert und vertieft worden, um einesteils den nach der Elbe bestimmten Seeschiffen jederzeit Zuflucht und Schutz zu bieten, anderenteils den tiefgehenden Schnelldampfern die direkte Verbindung mit dem Lande daselbst zu ermöglichen.

Eine neue und leichtere Verbindung nach den Häfen des Ostseegebietes ist für Hamburg erwachsen seit der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanales, der von der Kieler Förde ausgehend, Holstein in südwestlicher Richtung kreuzt, um oberhalb Kuxhavens bei Brunsbüttel die Elbe zu erreichen. Die bedeutende Abkürzung des Weges und die größere Sicherheit der Fahrt dürfte nicht ohne Einfluß bleiben auf den Verkehr Hamburgs mit Dänemark, Schweden, Rußland und sämtlichen deutschen Ostseehäfen.

Der Anschluß ans Zollgebiet, der sich 1888 vollzog, erforderte eine besondere Rücksicht auf die Flußschiffahrt, um ihr die natürlichen Häfen und Ladestellen zu belassen. Diesem Zwecke dient der oben genannte Zollkanal, der jetzt Bille und Alster in sich aufnimmt. Von diesem ziehen sich zur Alster sogenannte Fleete, das sind teils der alte Flußlauf der Alster, teils künstliche Kanäle, welche an die Wasserstraßen von Venedig erinnernd, den Transport der Waren auf großen Flachböten, sogenannten Schuten, aus den Häfen bis mitten in die Wohnstadt ermöglichen.

Die aus dem holsteinischen Binnenlande kommende Alster bildet infolge doppelter Aufstauung, die bereits vor Jahrhunderten innerhalb der Stadt durch Deichanlagen bewerkstelligt ist, eine seenartige Erweiterung von

ca. 2 qkm Flächeninhalt, welche durch zwei vorspringende Landzungen und die dieselben verbindende Lombardsbrücke in zwei ungleiche Becken, die ca. 1/5 qkm fassende Binnenalster und die ca. 7/4 qkm fassende Außenalster, geschieden wird. Die Wasserfahrt und der Schutenverkehr zwischen der oberen Alster und der Elbe wird demgemäß an jenen beiden Stadtdeichen durch Schleusenwerke ermöglicht.

Auf jenem echt holländischen Terrain, auf einem von Flußarmen und Kanälen durchschnittenen, nur noch wenige Fuß über dem Meere liegenden Niederlande, teils Sumpfboden, teils Sandfläche, die einem früheren Elbbette angehörte, hat sich eine der reichsten und mächtigsten, schönsten und prächtigsten Städte erhoben. Kaum bietet eine andere Stadt in Deutschland dem Auge, das landschaftliche Stimmung zu fassen versteht, so viel reine Freude wie Hamburg mit seiner Umgebung; die Eindrücke sind der mannigfaltigsten Art.

Da ist vor allem jenes prächtige Wasserbecken der Binnenalster, auf einer Seite umgeben von den Palästen des Alten, auf der anderen Seite von denen des Neuen Jungfernstieges, auf der dritten von denen des Alsterdammes, und eingefaßt von Spaziergängen, die durch eine doppelte Reihe schöner Lindenbäume beschattet werden. Bezaubernd, ja feenhaft ist der Anblick dieses Stadtteiles, wenn des Abends die Hunderte von Gasflammen und die sie weit überstrahlenden elektrischen Lampen sich in der dunkeln Wasserfläche spiegeln.

Im bewußten Gegensatz zu dieser städtischen Umgebung der Binnenalster werden die Ufer der Außenalster mehr landschaftlich gehalten.*) Mit ihren Rasenplätzen und Buschpartieen leiten sie wirkungsvoll über zu den schattigen Gärten und stolzen Landsitzen Hamburger Kaufherren, von denen das ganze Alsterbecken umrahmt ist. Letzteres bietet ein besonders anziehendes Bild, wenn es an schönen Sommertagen von Schwänen, Ruder- und Segelbooten belebt ist, während eine förmliche Dampferflotte (36 Schiffe) den Verkehr mit der Stadt und zwischen beiden Ufern aufrecht erhält. Schwäne werden etwa 400 auf der Alster gehalten, zu deren Fütterung im Sommer monatlich, im Winter wöchentlich etwa 1000 kg Hafer und Gerste benötigt werden.

Auch abseits der Alster haben sich innerhalb der früheren Vororte größere offene Grasplätze mit schattigen Baumgängen erhalten oder sind neu angelegt worden. Die früheren Festungswälle und Gräben, die die innere Stadt auf der Landseite umgaben, sind teils abgetragen, teils in städtische Anlagen verwandelt, in denen einzelne Punkte geradezu überraschende malerische Ansichten bieten. Vor allem läßt sich dies sagen von dem Botanischen Garten, in den neuerdings ein Teil jener Anlagen hineinbezogen ist, und der in dieser neuen Gestalt wie eine Ideallandschaft im kleinen dem

*) S. Hamburg und seine Bauten. Festschrift 1890.

Beschauer Vegetationsbilder vorzaubert, wie sie schöner und stimmungsvoller kaum gedacht werden können.

Und nun erst der Hafen! Freilich mußte Hamburg im Herbst 1888 Abschied nehmen von dem unvergeßlichen Hafenbilde, das vom Stintfange gesehen, wo sich jetzt die deutsche Seewarte erhebt, jeden mit Entzücken erfüllte. Weithin am Ufer entlang erstreckte sich der majestätische Wald von Masten und Raen; bunte Flaggen und Wimpel flatterten im Winde. Dies alles mußte elbaufwärts in weitere Ferne rücken, denn Zollpallisaden scheiden jetzt den früheren Hafen in Zollinland und -Ausland. Doch landschaftlich hat das Bild nicht verloren, es ist nur erweitert und vervielfacht worden; die Elbe erscheint mächtiger und die Perspektive zu den neuen Häfen großartiger; ja das Bild hat auch an Leben gewonnen, denn alles zieht jetzt elbaufwärts zu den neuen Kaianlagen oder kommt daher; viel majestätischer lagern sich jetzt in dem geräumigen Segelschiffhafen die Kolosse, und vornan erhebt sich wie eine endlose Burg, von Zinnen gekrönt, die stolze Reihe der Freihafenspeicher. In seinem malerischen Reichtum und vollem Glanze zeigte sich das Hafengebiet bei der Kaiserfahrt, als am 29. Oktober 1888 für die Freihafenbauten vom deutschen Kaiser der Schlußstein gelegt wurde.

Außerhalb der Wallanlagen, nach Altona zu, erhebt sich auf erhöhtem Terrain der Stadtteil, die frühere Vorstadt, St. Pauli; im Volksmunde wohl heute noch „der Hamburger Berg“ genannt, in Erinnerung an frühere Zeiten, wo hier noch keine Wohn- und Geschäftshäuser, sondern nur Vergnügungslokale standen, und ländliche Lustbarkeiten die Gegend belebten. St. Pauli wäre allein schon groß genug, um die Haupt- und Residenzstadt eines deutschen Fürstentums vorzustellen, denn es zählte 1895 gegen 75000 Einwohner. Es ist, im Gegensatz zu dem eleganten und vornehmen Viertel der beiden Jungfernstiege, das plebejische Viertel, wo noch heute das „gemeine Volk“ sich erlustigt und die Matrosen ihr Geld möglichst schnell verprassen, auch wohl aus anderen Ständen mancher lockere Vogel einfliegt; Volkstheater und Schaubuden aller Art üben noch heute auf Fremde wie Einheimische ihre Anziehungskraft aus. Einige in dem letzten Jahrzehnt hier erstandene Konzerthäuser sind übrigens in so großartigem Maßstabe angelegt, daß auch die vornehme Welt nicht nur zur Zeit des Weihnachtsmarktes, hier „Dom“ genannt, den dort gebotenen vortrefflichen Schaustellungen gern folgt, sondern auch schon als ständigen Gast sich eingeführt hat.

Nur ein 2 m breiter Graben trennt St. Pauli von der Stadt Altona. Die Häuserreihen und Häusermassen nehmen kein Ende, nach welcher Richtung man sich auch wendet. Bis Blankenese sind's von Altona noch zwei Stunden. Dort haben sich die Norder- und Süderelbe wieder zu dem einen breiten und herrlichen Strom vereinigt, dessen Breite schon gegen 3 km beträgt: vom hohen Uferrande schaut man wie von einem Vorgebirge zur Linken nach Altona und Hamburg hinüber, auf die von Gärten, Villen

und Palästen eingefaßten Ufer, zur Rechten auf den golfartig erweiterten Strom mit seinen zahllosen Dampfern und Seglern, gerade aus über den Strom hin auf die saftigen Wiesen, auf die korn- und obstreiche Niederung der hannöverschen Marsch — es ist ein Bild landschaftlicher Größe und Pracht und von einem so bewegten Leben, wie es der Süden unseres deutschen Vaterlandes trotz seiner Seen und Alpenherrlichkeit nicht zu bieten vermag.

Auch auf der Nord- und Ostseite dehnt und reckt sich die Stadt und wachsen Straßen empor, wo vor ein paar Jahrzehnten nur erst vereinzelte Landhäuser standen. Stattliche Häuserketten erstrecken sich von der Binnen-Alster, als dem Mittelpunkte aus gerechnet, schon wohl eine Stunde weit mehrfach bis an die Landesgrenze, so in den Stadtteilen Eimsbüttel und Eppendorf im Nordwesten, Hamm und Horn im Osten. Diese wie alle früheren Vororte sind seit 1894 in die Stadt hineinbezogen worden, so daß das jetzige Stadtgebiet, mit einer Fläche von rund 77 qkm, im ganzen 20 Stadtteile umfaßt, von denen drei, nämlich Steinwärder, Kleiner Grasbrook und die Veddel, südlich der Norderelbe liegen.

Nach der Elbe zu breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Die Bauart der Häuser daselbst hat wenig Anziehendes, verrät aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch Straßenbenennungen wie „Holländischer Brook" andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne, ja prächtige Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadtteile sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuser, größtenteils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief nebeneinander, und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Wie an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt; über diese Fleete neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Flut, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich die Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Ewer und Schuten heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Luken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und geschäftige Hände sind bemüht, die Erzeugnisse ferner Erdstriche emporzuheben auf die Lager-

böden der geräumigen Speicher. So war es bis vor kurzem ausschließlich hier. Jetzt hat sich dieses ameisenartige Treiben des Entlöschens und Ladens teilweise ins Freihafengebiet gezogen, wo stattliche moderne Speicherbauten die zollfreie Lagerung der Waren gestatten, während jene in der Wohnstadt belegene Speicher nur noch fürs Zollinland bestimmte Waren aufnehmen. Auch sind die neuerdings angelegten Kanäle, besonders der das Freihafen-Speichergebiet in ganzer Länge durchschneidende Kanal, so tief angelegt, daß sie jederzeit für Schuten und Schleppdampfer passierbar sind.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für sein Geschäft so vorteilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Äußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Kontor, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleet, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden seine Vorräte lagern. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt. Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleichem Niveau mit dem von der Flutwelle gefüllten Fleete, zu handeln und vom Gewinn dieses Handels zu leben und selbst Reichtümer zu sammeln. Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller alles, was die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Bei heftigen Weststürmen aber rollen die ungeheueren Flutwellen der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe; dann stauen sich die Wassermassen des Stromes zurück, bäumen sich hoch auf und dringen durch die Fleete in diese Kellerwohnungen, dieselben oft meterhoch mit trübem, schmutziggelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn infolge einer Springflut seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanonen angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadtteile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut; ein hölzernes Gerippe, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es an sogenannten Brandmauern, welche die Nachbarhäuser voneinander trennen. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Schutzmauer, woraus großenteils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff, und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden.

Nicht viel besser gebaut ist die westlicher gelegene Neustadt. Auch dieser Teil Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart; nur hat derselbe seiner höheren Lage wegen von den Flutbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist ebenso stark, und auf einzelnen Straßen, wie den Steinwegen und der Wexstraße, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wider Drängender nur in wenigen Städten des Erdenrundes seinesgleichen finden dürfte.

Den beiden letztgenannten Stadtteilen zugehörig und deren nördlichen Teil bildend, ist aber auch der *Neubau*, den die auflodernde Flamme des 5. Mai 1842 geschaffen hat. Der große Brand, welcher 1749 Wohnhäuser, 1508 Sähle, 488 Buden,*) 474 Kellerwohnungen verzehrte, hat von der alten Stadt die krummen engen Straßen und Schlupfwinkel zum großen Teil hinweggenommen und auch die ungesunden Kellerwohnungen getilgt oder doch zur Verbesserung genötigt, und so ist jener Neubau entstanden mit großer Eleganz und Regelmäßigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit. Den Glanz- und Mittelpunkt, die Binnenalster mit den beiden Jungfernstiegen, haben wir bereits genannt. Die ehrwürdigen alten Kirchen *St. Petri* und *St. Nikolai*, letztere am Hopfenmarkt, welche mit abbrannten, sind durch Neubauten in gotischem Stil ersetzt worden, welche der Stadt alle Ehre machen und zeigen, daß der Hamburger nicht bloß für Gelderwerb Sinn hat, sondern seinen Reichtum auch würdig anzuwenden weiß. Namentlich die aus hartem Sandstein, der eine ins feinste ausgearbeitete Ornamentik erlaubt, aufgeführte *Nikolaikirche*, deren Inneres mit schwarzem und weißem Marmor belegt, deren Chor, Altar und Kanzel mit Säulen von farbigem Marmor geschmückt sind, während über dem Altar ein Christus am Kreuz und unter demselben ein Reliefbild, Christus am Ölberge betend, aus weißem Marmor ausgeführt sind — und mit ihrem schönen 144,2 m hohen, das Straßburger Münster also an Höhe übertreffenden — Turme ist wohl unter allen kirchlichen Bauten im Norden Deutschlands die schönste und eine der großartigsten und prächtigsten Neubauten Europas. Die größte Kirche von Hamburg liegt in der Neustadt

*) In den älteren Etagenwohnungen der ärmeren Klassen heißt das Unterhäuschen „Bude“ und ist von den übrigen Wohnungen desselben Hauses abgetrennt. Zu den über der Bude gelegenen und von derselben gänzlich getrennten Wohnungen der oberen Stockwerke führt eine direkt von der Straße eingehende und selten durch eine Hausthür von derselben abgeschlossene, äußerst steile und schmale Holztreppe hinauf. Diese Etagenwohnungen haben den Namen „Sahl“, zum Unterschiede von Saal meist mit h geschrieben. Die Treppe heißt also Sahltreppe. Solche Sahlwohnungen finden sich noch massenhaft auf den schmalen Gängen und Höfen hinter der Niedern-, Stein- und Spitalerstraße in der Altstadt. Zu diesen Höfen führen kaum 1 m breite, oft zur Hälfte unterirdische, Durchgänge unter den großen Wohnhäusern der Straßenfronten hindurch.

auf dem höchsten Punkte der Stadt; es ist die Michaeliskirche mit einem 131 m hohen Turm. Sie wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Stelle der alten vom Blitz getroffenen und in Asche gelegten erbaut. Die einzigen aus dem Mittelalter erhaltenen und auch im großen Brande von 1842 verschonten gotischen Bauwerke Hamburgs sind die Katharinen- und die Jakobikirche. Dazu sind in den letzten 30 Jahren für die ehemaligen Vororte 12 neue Kirchen und Kapellen gekommen.

Von den Denkmälern, die Hamburgs Straßen und Plätze zieren, sei zuerst des zuletzt errichteten, des Kaiser-Karl-Brunnens, gedacht. Er ist ein herrliches Monumentalwerk im Stile strenger Gotik, welches auf seiner Spitze das Standbild Karls des Großen, des Gründers von Hamburg, trägt und darunter die in Mosaik ausgeführten Bildnisse von vier um Hamburg verdienten Männern der Vorzeit. Er steht auf dem Fischmarkte, in dessen Umgebung die ersten Ansiedelungen stattgefunden haben. Es legt dieser Brunnen zugleich ein schönes Zeugnis ab für den selbständigen Geist, mit dem das freie Hamburger Bürgertum idealen Zwecken zu dienen weiß; denn er ist erdacht und vollendet von Hamburger Künstlern und aus den Mitteln eines Vereines Hamburger Bürger, der sich die Verschönerung seiner Vaterstadt zur Aufgabe gestellt hatte.

Für die Kinderwelt bedeutsam ist ein einfacher Denkstein, zur Erinnerung an J. H. Campe am Ufer der Bille errichtet, wo dieser in den Jahren 1778—1783 lebte und seinen „Robinson" schrieb.

Vor dem Maria-Magdalenen-Kloster, jetzt protestantischen Damenstift, steht in den Wallanlagen ein ebenfalls schlichtes Denkmal — Erzplatte mit Inschrift — dem Grafen Adolf IV. von Schauenburg geweiht, der im Jahre 1227 bei Bornhövede die Hamburger gegen Waldemar von Dänemark zum Siege führte, und einem Gelöbnis gemäß jenes Kloster, freilich an anderer Stelle, wo jetzt die Börse steht, stiftete.

Seinem Vorgänger, Adolf III., der die dem Weltverkehr bestimmte damalige Neustadt, das Nikolai-Kirchspiel, gründete und von Barbarossa jenen Freibrief erwirkte, der Hamburg erst zu einer Seehandelsstadt machte, ist auf der Trostbrücke, die jene Neustadt mit der ehemaligen bischöflichen Altstadt verbindet, dem Ansgar-Denkmal gegenüber — ein Standbild gesetzt worden.

Während an den Dichter des Messias, Klopstock, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens in Hamburg wohnte, außer seinem in dem benachbarten Ottensen (Stadtteil Altonas) befindlichen Grabe, eine Inschrift mit Büste an dem von ihm bewohnten Hause in der Königsstraße erinnert, hat Lessing nahe der Stätte, wo er als Theaterkritiker wirkte, auf dem Gänsemarkt, ein Standbild in Erzguß erhalten. Der Granitsockel des Denkmales trägt den Dichter in sitzender Stellung und zeigt unten die Reliefbildnisse zweier Hamburger Zeitgenossen, des Schauspielers Eckhoff und des Philosophen Reimarus. Wie dieses ist auch das Schiller-Denkmal, in den Anlagen

vor der Kunsthalle, aus Anregung und freien Beiträgen der Bürger hervorgegangen.

In den Anlagen vor dem Steinthore erinnert ein schlichter Obelisk an einen Hamburger Fabrikherrn, H. C. Meyer, Stockmeyer genannt (gestorben 1848), der sich um das Wohl des Arbeiterstandes große Verdienste erworben; und ein anderes — Bronzebüste auf Granitsockel — an den in öffentlicher wie wissenschaftlicher Wirksamkeit gleich ausgezeichneten Bürgermeister Kirchenpauer (gestorben 1887).

Aus Staatsmitteln in Bronzeguß ausgeführt ist das Krieger-Denkmal auf der Esplanade, den im Kriege 1870—71 gefallenen Hamburgern gewidmet. Die Hauptfigur ist ein Engel, der über das Schlachtfeld gleitend die sterbenden Krieger mit der Siegespalme berührt und in die Ewigkeit aufnimmt. Steinerne Bänke umrahmen das Ganze und laden zu andächtiger Betrachtung ein.

An Bildungsanstalten für Wissenschaften und Künste fehlt es der großen Hansestadt nicht. Ihr Johanneum ist eine seit der Reformation hervorragende Lateinschule gewesen, die sich jetzt in eine „Gelehrtenschule" (Gymnasium) und ein Realgymnasium gliedert. Dem Gründer desselben, dem Reformator Bugenhagen, ist an dessen 400jährigem Geburtsfeste, 1885, von ehemaligen Schülern der Anstalt, auf dem Schulhofe ein Standbild errichtet worden. Außerdem hat Hamburg das Wilhelmsgymnasium und mehrere Realschulen. Von anderen wissenschaftlichen Anstalten seien genannt die Sternwarte, ein chemisches Staatslaboratorium, ein desgleichen physikalisches, ein sehr reichhaltiges Museum für Kunst und Gewerbe, eine Kunsthalle, deren Gemälde-Sammlung hauptsächlich Werke deutscher, niederländischer und englischer Meister enthält, ein Naturhistorisches Museum, dem ein 1891 fertig gewordener Kolossalbau vor dem Steinthore gewidmet ist, ein Botanisches Museum, ein Ethnographisches Museum, der Zoologische und der Botanische Garten und die von dem Deutschen Reiche gegründete und unterhaltene Seewarte. Eine besondere Anziehungskraft auf das Publikum übt der Zoologische Garten aus, der landschaftlich einen angenehmen Aufenthalt bietet und auch durch die Opferwilligkeit Hamburger Bürger stets mit interessanten Tieren reich versorgt wird. — Neben der in mehreren Wissenschaften sehr reichhaltigen Stadtbibliothek ist die Kommerz-Bibliothek zu erwähnen, die eine äußerst reichhaltige Sammlung von weit über 100000 Bänden aus all den Wissenschaften bildet, die in irgend einer Beziehung zum Handel stehen. Diese letztere ist im Börsengebäude, und zwar in den oberen Räumen des einen Flügels aufgestellt.

Als ein Hauptzug des Hamburgischen Charakters ist mit Recht oft der Wohlthätigkeitssinn hervorgehoben worden. Derselbe offenbart sich u. a. durch eine sehr große Zahl milder Stiftungen, deren älteste seit dem 12. und 13. Jahrhundert segensreich wirken. Teils sind es staatliche Wohlthätigkeits-Anstalten, wie das Waisenhaus und mehrere Armenhäuser, teils

Privatstiftungen, von denen das mit mehreren Millionen Mark begründete, zur Versorgung bedürftiger Personen bestimmte Schröderstift und das von Wichern begründete, der inneren Mission dienende Rauhe Haus genannt sein mögen.

Auch den gesundheitlichen Bedürfnissen der volkreichen Stadt wird seitens der Regierung in vollem Maße Rechnung getragen. Außer einem älteren Krankenhause, das 2000 Kranken Aufnahme gewähren kann, hat Hamburg, abgesehen von sechs Privat-Krankenhäusern, jetzt noch ein neues Staatskrankenhaus, von gleichem Umfange wie jenes ältere, erhalten, das nach den Grundsätzen moderner Hygiene eingerichtet und aus 72 isolierten massiven Gebäuden bestehend, als Musteranstalt überall anerkannt wird.

Von größtem Einfluß auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung muß die Wasserversorgung derselben sein. Hierfür ist eine Central-Anlage mit Sand-Filtration geschaffen, die das Wasser der Elbe entnimmt und in 18 offenen Filtern von zusammen 13 ha Bodenfläche ein kristallklares Produkt liefert.

Der Beseitigung der häuslichen Verbrauchswasser samt allen Abfuhrstoffen dient eine unterirdische Siel-Anlage, die mit ihrem verzweigten Netz von 300 km Siellänge zur Elbe entwässert.

Für eine gesunde und bequeme Fleischversorgung hat der Staat Vieh- und Schlachthöfe großen Maßstabes angelegt, beide in St. Pauli, in naher Verbindung mit der Eisenbahn. Die Schlachthof-Anlage ist auf eine jährliche Schlachtung von 50000 Ochsen, 60000 Kälbern, 80000 Hammeln und 150000 Schweinen berechnet.

Ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten sind die alten, jetzt im Stadtgebiet belegenen Friedhöfe geschlossen und ein für alle Konfessionen bestimmter Central-Friedhof, etwa 10 km vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, auf freiem Felde angelegt worden, auf luftigem, lockerem Boden, der die Verwesung beschleunigt. Auf mehreren Seiten von erfrischendem Buschwerk umgeben, und auch im Innern, um die Grabstellen, mit reichem Pflanzenschmuck versehen, überall landschaftlich gehalten und mit Teichen geschmückt, die das durch Drainage gewonnene Wasser sammeln und zugleich eine Wasserleitung speisen, die blumengärtnerischen Zwecken dient, macht die ganze Anlage einen überaus wohlthuenden Eindruck.

Daß in einer so mächtigen und thätigen Handelsstadt wie Hamburg, eben der Handel den Lebensnerv bildet, daß alle Energie seiner Bewohner sich auf den Handel und die mit ihm zusammenhängende Industrie vorzugsweise richtet, ist selbstverständlich. In einer kleinen Landstadt, die eine Universität hat und von den Studenten lebt, dreht sich alles um das Universitätsleben; in der Hauptstadt eines kleinen Königreichs oder Herzogtums bildet der Hof des Fürsten den Mittelpunkt, wenn auch, wie das in unserer Zeit nicht anders sein kann, die Industrie sich gleichfalls geltend macht. In der Haupt- und Residenzstadt Berlin ist zwar der Hof immer ein Mittelpunkt,

aber es vereinigen sich alle übrigen Lebensinteressen der Industrie und des Handels, der Kunst und Wissenschaft mit den politischen und militärischen, regierungs- und verwaltungsmäßigen, so daß weder der Hof allein, noch die Universität allein, noch die Industrie allein, noch die parlamentarische Thätigkeit allein auf bevorzugte Geltung Anspruch machen kann. In Städten aber wie Hamburg und Bremen ist das ganze Leben sozusagen in den Handel eingetaucht. Wie sehr trotzdem die Industrie zu Hamburgs Lebenselementen gehört, ergiebt sich aus der statistisch festgestellten Thatsache, daß von der Gesamtbevölkerung Hamburgs etwa 45% der Industrie und nur etwa 30% dem Handel und Verkehr dienen. Was auf dem Gebiete der Industrie Hamburg zu leisten vermag, zeigte die große Industrie-Ausstellung von 1889. Immerhin bildet der Welthandel die Haupteigentümlichkeit Hamburgs, und die rege Industrie verdankt jenem großenteils ihre Existenz. Der Handel bildet den belebenden Odem, den nie aussetzenden Pulsschlag, der nicht minder im Centrum als auf der äußersten Peripherie zu spüren ist. Hamburg würde seinen Charakter, seine Macht, seine Bedeutung verlieren, wenn es anders wäre. Das Bewußtsein davon durchdringt jeden Hamburger und nicht am wenigsten die Karrenführer und Lastenträger, die, gut bezahlt, den umherschlendernden Reisenden fast verächtlich wie einen Müßiggänger betrachten und, wohlwissend, daß Zeit Geld ist, ihm kaum Rede stehen. Eine Stadt wie Hamburg giebt auch dem Handwerker und tüchtigen Arbeitsmann Verdienst genug, so daß wer Kraft, Fleiß und guten Willen hat, auch eine ehrbare Existenz gewinnen kann. So durchdringt das stolze republikanische Selbstgefühl, das Bewußtsein, ein freier Hamburger zu sein, nicht minder den Holzhauer wie den Millionär.

Das seelische Centrum dieses Lebens ist in der Börse auf dem Adolfsplatze. Hamburgs Börse ist in ihrer Art einzig, indem in ihr die verschiedensten Geschäftszweige vertreten sind, die sonst getrennte Börsen haben, und hier die Börsenversammlung die Gesamtheit des Hamburger Handelsverkehrs darstellt. Daher mußte der gewaltige Bau von 75 m Länge, 54 m Breite und 5150 qm Bodenfläche, der vor 50 Jahren geschaffen wurde, durch spätere Neubauten auf 7400 qm Bodenfläche erweitert werden. Der fürs Börsenpublikum schon im ersten Bau bestimmte Mittelsaal ist 38 m lang, 18 m breit und 23 m hoch; derselbe steht aber in offener Verbindung mit dem großen Saale des Neubaues, und eine gemeinsame innere Galerie gestattet dem Publikum auch während der Börsenzeit oben einen Rundgang um die beiden Säle zu machen. Welch ein Bild, von oben gesehen, bietet sich dann dem Beschauer! Ein Meer von Köpfen in steter wogender Bewegung, und über 5000 Besucher, sämtlich mit den Nachbarn leise flüsternd, erzeugen ein dröhnendes Brausen, dem des Meeres nicht unähnlich. Da wimmelt es von Käufern und Verkäufern, welche ihre Waren: Zucker, Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollstoffe, Kunstgegenstände aus aller Herren Ländern anbieten oder verlangen. Selbst Gold und Papiere werden

zu Waren, mit denen spekuliert und Handel getrieben wird. Die Makler sind besonders rührig und in steter Bewegung, schreiben stehend oder auch im hastigen Schritt ihre Kurszettel, suchen hier zu überreden, dort zu schlichten, sind aller Aufträge gewärtig und haben für alle Fragen eine Antwort. Das Hamburger Adreßbuch weist über 60 verschiedene Arten Makler auf, die nicht bloß die Geschäfte Anderer vermitteln, sondern auch auf eigene Rechnung oft ganze Schiffsladungen ankaufen, mitunter schon, bevor noch das betreffende Schiff den Hafen erreicht hat.

Wer mit einem geistigen Blicke all die Geschäfte, die in den zwei Börsenstunden von 1—3 Uhr abgemacht werden, überschauen könnte, der würde sich eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung einer Handelsstadt wie Hamburg bilden können. Was sich aber hier dem nicht geschäftskundigen Auge entzieht und hinter hieroglyphenartigen Ziffern und Zeichen verbirgt — im Hafen mit seinem Gewimmel von großen und kleinen Schiffen tritt es ihm anschaulich, sozusagen in handgreiflicher Größe entgegen. Wer aus dem Innern Deutschlands sich hier zum erstenmale der Nordsee nähert und den Odem des Ozeans spürt, obwohl er noch weit von der Küste entfernt ist, dem weitet sich auch mit dem sich verbreiternden Elbstrome, der die gewaltigen Dampfer und Hunderte von Segelschiffen heimführt, das Herz. Und wenn er auf einer Rundfahrt durch den Freihafen Tausende von Masten und zierlichen Wimpeln erblickt, und wenn er diese unabsehbaren Massen von Waren aus allen Erdgürteln, dieses Getümmel und Gewimmel von Matrosen, Kaufleuten, Reisenden und Auswanderern, die in allen Zungen reden, erschaut, dann wird er auch von einem Gefühl des Staunens nicht nur und der Bewunderung, sondern auch vom stolzen patriotischen Gefühle erfüllt werden, daß diese Welthandelsstadt Hamburg eine deutsche Stadt, eine Perle des Deutschen Reiches ist.

Hamburg hat die Macht und Herrlichkeit der freien Hansestadt bis in die Gegenwart sich gerettet, wenn ihm auch noch in diesem Jahrhundert die härtesten Prüfungen nicht erspart wurden; das Vordringen der Franzosen hatte 1803 die Blockade der Elbe durch die Engländer zur Folge, wodurch der Handel Hamburgs gelähmt ward. Dazu kamen die Opfer, die es den Franzosen durch erzwungene Anleihen bringen mußte, und nach unaufhörlichen Gelderpressungen und Bedrückungen ward es 1810 dem französischen Kaiserstaat einverleibt. Die Handelsverbindung mit England hörte auf, der ganze überseeische Handel lag darnieder. Sobald die Kunde von der Vernichtung des französischen Heeres im russischen Feldzuge 1812 anlangte, schüttelten die Hamburger (1813) das französische Joch ab. Doch die Freude war vorläufig nur kurz, denn neue französische Heerhaufen unter Davoust drangen ein, besetzten die Stadt und übten neue grausame Erpressungen. Erst 1814, Ende Mai, räumten die Franzosen die Stadt, deren Verluste auf 210 Millionen Mark berechnet wurden. Dennoch erhob sich Hamburg nach langem Druck um so elastischer, und wenn auch der große Brand vom

5.—8. Mai des Jahres 1842 eine neue Störung und schwere Schädigung brachte, so war auch dieses Unglück für den kräftigen kleinen Freistaat nur ein vorübergehendes Gewitter. In den letzten Kriegen Preußens gegen Österreich, und Deutschlands gegen Frankreich hat die alte und stets junge Hansestadt wacker auf deutscher Seite gestanden und im neu erstandenen Deutschen Reiche unter dem glorreichen Scepter der Hohenzollern hat sie den kräftigsten Schutz und die vollste Gewähr ihrer Freiheit gefunden.

Als Wahrzeichen ihrer Kraft und als Sinnbild ihres stolzen Selbstbewußtseins erhebt sich das neue Rathaus, auf dem Platze, der nach dem großen Brande von 1842 bei Anlegung des neuen Stadtplanes für diesen Zweck bereit gehalten wurde. Bei jenem Brandunglück hatte man das ehrwürdige alte Rathaus, das länger als ein halbes Jahrtausend der Stadt gedient hatte, mit Pulver sprengen müssen, um dem herannahenden Flammenmeere die Nahrung zu nehmen; und einer vierzigjährigen Vorbereitungszeit bedurfte es, ehe ein Einverständnis darüber erzielt werden konnte, wo und in welchem Umfange das neue Rathaus ausgeführt werden sollte. Bei dem gewaltigen Wachstum der Stadt mußte nämlich für einen Monumentalbau, der zugleich alle Zweige der Staatsverwaltung in sich vereinigen sollte, der gegebene Platz zu winzig erscheinen. In der Zwischenzeit wurde das alte Waisenhaus in der Admiralitätsstraße von der Regierung bezogen und dient derselben noch heute. Denn das neue Rathaus, zu dem i. J. 1886 der Grundstein gelegt wurde, ist nur erst äußerlich fertig. Es ist nach einem von 9 Hamburger Architekten gemeinsam entworfenen Plane, auf granitnem Unterbau in Sandstein aufgeführt, an Dach und Fassaden mit reichem Figurenschmuck bedacht und von einem 111 m hohen Turme überragt, dessen Spitze mit dem deutschen Reichsadler geziert ist. Damit der Bau, dem Platze entsprechend, in seiner Ausdehnung beschränkt werden konnte, soll in demselben nur ein kleiner Teil der Staatsverwaltung Aufnahme finden; in der Hauptsache enthält er außer den Sitzungssälen für die regierenden Körperschaften, nur die für die Stadt unentbehrlichen Repräsentationsräume.

Trotz der Unfertigkeit im Innern hat das Gebäude bereits seine politische Weihe empfangen. Als der Kaiser bei Eröffnung des Nordostsee-Kanales Hamburg zum Ausgangspunkte der Feier bestimmt hatte, ließ der Hamburger Senat es sich nicht nehmen, den Kaiser samt den an der Kanalfeier teilnehmenden deutschen Fürsten und Vertretern der seefahrenden Nationen zu einem Festmahle im Rathause und einem Abendfeste auf der Alster einzuladen. Zu diesem Zwecke war in der Binnen-Alster eine Felseninsel künstlich geschaffen worden, die im Glanze Tausender elektrischer Lichter einem Feenreiche glich; und die unfertigen Festräume des Rathauses waren vorübergehend einer Ausschmückung unterworfen worden, die einer so erlauchten Festversammlung durchaus würdig war. Die huldvolle Annahme der Einladung sowie die begeisterte Teilnahme aller Schichten der Ham-

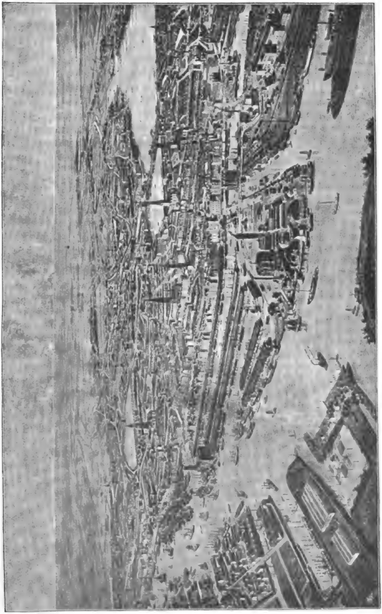
burger Bevölkerung an Empfang und Begrüßung der hohen und seltenen Gäste, machten diesen Tag zu einem der denkwürdigsten Festtage, die die Hansestadt erlebt hat.

Wie die wohlgelungene Durchführung dieser Kaiserfeier wieder beweist, ist ihr ganzes Leben ein gesundes, frisches, volles, dem noch eine große Zukunft bevorsteht. Es ist diese Gesundheit und Kraftfülle vom Palast des reichen Senators bis zur Kellerwohnung des Diensthelfers zu spüren, sie umschlingt alle Stände, die als handeltreibendes Volk solidarisch miteinander verbunden sind. Hungerleider sind in Hamburg eine Seltenheit. Der Hamburger lebt gut und läßt gern, wie man sagt, etwas draufgehen. Der Wohlhabende und Reiche will seines Reichtums auch froh werden, er gefällt sich im Luxus und liebt eine reichbesetzte Tafel.

Die Lage und der Schiffsverkehr Hamburgs kommen seinem Markte zu statten. Die Elbe spendet Aale, Lachse und Störe, Holsteins und Mecklenburgs Seen Karpfen und andere Edelfische, die Nordsee Steinbutt, Zungen, Austern, Hummer und Krabben, Holstein feinste Butter und zartesten Schinken, die Länder Nordeuropas und Norddeutschland selber Wildbret, Rußland den feinsten Kaviar, Westindien Schildkröten, Ostindien eßbare Vogelnester, Frankreich und die Mittelmeerländer köstliche Weine und Früchte.

Speziell für den bequemeren Absatz der Seefische sind seit fast 10 Jahren in St. Pauli (Hamburg) wie auch in Altona offizielle Fischversteigerungen eingerichtet. Außer den unterhalb Hamburgs gelegenen Fischerdörfern Finkenwärder und Blankenese, die mit zusammen etwa 200 kleinen Segelfahrzeugen, sogenannten Kuttern, Hochseefischerei betreiben, bringen auch eigne große Fischdampfer, die in Hamburg, Altona oder Kranz (unterhalb Altonas) beheimatet sind, große Mengen von Seefischen zu Markte. Im Jahre 1895 wurden an Seefischen in Hamburg für $1^1/_3$ Million, in Altona für $1^1/_2$ Million Mark versteigert.

Charakteristisch für die in Hamburgs Nähe gelegenen Marschdörfer ist die Obstkultur. So erzeugen die Vierlande, oberhalb Hamburgs zwischen Elbe und Bille belegen, und schon im Mittelalter von Holländern eingedeicht, deren Nachkommen ihre fremdartige Tracht bis heute bewahrt haben, außer Blumen und Gemüsen, eine große Menge Obst, Erd-, Johannis- und Stachelbeeren. Vor allen anderen Landschaften berühmt durch seine Obstkultur ist aber das hannöversche Alteland, am Südufer der Elbe oberhalb Stade's meilenweit sich hinziehend, in Hamburg meist das Kirschenland genannt, weil es im Sommer monatelang täglich viele Kahnladungen von Kirschen liefert, aber auch Äpfel und Zwetschen. Dieses Ländchen ist ein förmlicher Wald von Obstbäumen, die nicht bloß in den Gärten hinter den Häusern, sondern auch auf den Wegen und Höfen und, wo ein wenig Ackerbau betrieben wird, auch an den Ackerrändern wie auf den Deichen



Hamburg.

Digitized by Google

gepflanzt sind. Zur Zeit der Blüte erscheint das ganze Land wie in einen weißen Schleier gehüllt, ein Anblick, aus dessen Zauberbanne man sich jedesmal nur ungern losreißt.

Hamburgs Freihafen.

Die Frage, welche Stellung die Hansestädte zum deutschen Zollverbande einnehmen sollten, ist schon damals aufgeworfen worden, als im Jahre 1833 Preußen und die süddeutschen Staaten den deutschen Zollverein gründeten. Bei jedem weiteren Schritte aber, welcher auf dem langen, endlich zur Begründung deutscher Einheit führenden Wege gethan wurde, ist dieselbe von neuem lebhaft erörtert, sowie die Wichtigkeit des Zutritts der Hansestädte betont worden. Auch in der politischen Aufregung zu Ende der vierziger Jahre dachte man ernstlich an Gründung eines einheitlichen deutschen Zollverbandes, und brennend wurde die Frage für die Hansestädte, als in den fünfziger Jahren durch Zutritt Hannovers das deutsche Zollvereinsgebiet sich bis an die Nordsee erweitert hatte. Die großartigen politischen Ereignisse der Jahre 1866 und 1871 waren zu überrumpelnd, als daß für endgiltige Erledigung der hanseatischen Frage Raum gewesen wäre. Daher wurde in der Verfassung des Norddeutschen Bundes es den Hansestädten überlassen, solange Freihafen und außerhalb der gemeinsamen Zollgrenze zu bleiben, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen würden.

Seitdem erfolgte nun der nationale Zusammenschluß, und damit erhielt auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem deutschen Wirtschaftsganzen im Reiche immermehr die Oberhand. Schon die Reichsverfassung von 1871 sprach im Artikel 33 das Prinzip des einheitlichen Zoll- und Handelsgebietes aus. In Hamburg selber war man über die Rätlichkeit des Zollanschlusses sehr geteilter Meinung; jedenfalls war man der Ansicht, daß die auf historischer Entwickelung beruhende Freihafenstellung der Hansestädte dem ganzen Reiche nicht minder förderlich sei als den Städten selber. Im Binnenlande jedoch herrschte sowohl in der Volksvertretung als auch im Publikum die Meinung vor, daß die politische Einheit auch die wirtschaftliche zur Folge haben müsse, der Eintritt der Hansestädte ins Zollgebiet nur eine Frage der Zeit sei. Nachdem dann auch von seiten der Reichsregierung der Zollanschluß für eine hervorragende Frage des deutschen Reichsinteresses erklärt worden, konnte Hamburgs Interesse nur noch darauf gerichtet sein, sich mit dem Deutschen Reiche über jene Frage in dauerndes Einvernehmen zu setzen.

Den ersten in dieser Hinsicht seitens der Reichsregierung i. J. 1879 gestellten Anfragen folgten Verhandlungen auf Grund der unerläßlichen Bedingungen, die die Vertreter der Hamburger Handelsinteressen für die Ausführung des Zollanschlusses stellen zu müssen glaubten. Diesen Bedingungen

— Belassung eines ausreichenden Freihafens, d. h. des nötigen Raumes, in welchem die Seeschiffe sich bewegen und der Transithandel wie die Exportindustrie auch ferner ohne jede Zollkontrolle betrieben werden können; Übertragung der Zollverwaltung auf den Hamburger Staat und Zuschuß des Reiches zu den Kosten der Anschlußbauten — wurde seitens der Reichsregierung in so vollem Maße Rechnung getragen, daß Hamburgs Welthandelsstellung dabei gesichert schien. Demgemäß trat in Hamburg ein Umschwung in der öffentlichen Meinung ein, und allmählich vollzog sich auch die Zustimmung aller maßgebenden Faktoren in diesem Sinne. Aus den dann folgenden Beratungen der Hamburger Behörden erstand ein Projekt, das von den Reichsbehörden gutgeheißen und in den 7 Jahren von 1881 bis 1888 zur Ausführung gebracht wurde. Die staatsseitig nach diesem Projekte durchgeführten Bauten erforderten einen Aufwand von 120 Millionen Mark, wovon beinahe die Hälfte auf den nötigen Grunderwerb verwandt werden mußte. Zu jener Summe steuerte das Reich 40 Millionen Mark bei.

Ein einheitliches Freihafengebiet konnte nur geschaffen werden, wenn außer den auf beiden Elbufern bereits bestehenden Häfen und Kaianlagen ein Teil der Norderelbe und ein genügend großes Terrain im Süden derselben hineinbezogen wurde. Nur so konnte ein freier Verkehr zwischen den verschiedenen Hafenanlagen ermöglicht und zugleich Raum beschafft werden für Exportindustrie und Lagerung von Massengütern.

Demgemäß ward ein Areal von circa 10 qkm als Freihafengebiet vereinbart, welches die Wohnstadt ausschließt und von dieser durch die Zollgrenze getrennt ist. Nach Herstellung der nötigen Kai- und Speicherbauten wie Schaffung neuer Verkehrswege für das zollangeschlossene Gebiet, wurde jenes am 15. Oktober 1888 seinem Zwecke übergeben und für die Wohnstadt der Zollanschluß vollzogen. Erst am 29. Oktober 1888 aber fand die feierliche Einweihung des Freihafens statt, indem Kaiser Wilhelm II. den Zollanschlußbauten den Schlußstein einfügte und dadurch die Teilnahme des Reiches an diesem geschichtlichen Ereignisse kundgab. Jener Stein befindet sich in dem westlichen Turm des Südportales der Brooksbrücke und trägt folgende Inschrift: „Kaiser Wilhelm II. setzte diesen Stein am 29. Oktober 1888 bei dem Anschluß Hamburgs an das deutsche Zollgebiet.“

Das nunmehrige Freihafengebiet wird im Westen begrenzt vom Köhlbrand, der Hauptwasserstraße zwischen Norder- und Süderelbe. Im Osten reicht es bis zur Eisenbahnbrücke, der oberen Grenze der Seeschiffahrt auf der Elbe. Die Nordgrenze wird durch den sogenannten Zollkanal gebildet, einen bedeutend erweiterten und vertieften ehemaligen Fleetenzug. Im Osten wendet sich die Zollgrenze vom Zollkanal ab nach Süden, um das Terrain des Hannöverschen Bahnhofes im Zollinlande zu belassen; hier bildet der Bahnhofsdamm die Ostgrenze des Freihafengebietes. Die Süd-

grenze fällt nahezu mit der Territorialgrenze des Hamburger Gebietes zusammen, durchschneidet, der Elbe parallellaufend, die Elbinseln vom Harburger Eisenbahndamm im Osten bis zum Köhlbranddeich im Westen, um an diesem entlang die Norderelbe zu gewinnen und dieselbe dann zu durchqueren.

Sollte den rings um das Freihafengebiet belegenen Wohnplätzen auch zu Lande freier Verkehr mit einander ohne Überschreitung der Zollgrenze ermöglicht werden, so mußten außer jenem Zollkanal ganz neue Verkehrswege geschaffen werden.

Der Wagenverkehr zwischen Hamburg und Harburg wurde früher mitten durch den jetzigen Freihafen mittels einer Dampffähre über die Elbe geleitet. Zum Ersatz dafür wurde nun im Zollinlande oberhalb der Eisenbahnbrücke eine neue Straßenbrücke für Wagen und Fußgängerverkehr erbaut, die die Wohnstadt mit dem Süduser der Elbe verbindet und dadurch die Besiedelung des zollinländischen Stadtteiles Veddel wesentlich erleichtert. Ihrer Bedeutung als einzigem städtischen Verkehrswege über die Elbe entsprechend, sind die Endportale der Brücke architektonisch den älteren norddeutschen Stadtthoren, wie sie in Lübeck, Stendal und sonst sich noch finden, nachgebildet und mit den Wappen der drei Hansestädte geschmückt worden.

Die durch Hamburg führenden Eisenbahnen sind samt ihren Bahnhöfen ins Zollinland hineinbezogen worden, um die aus den Zolluntersuchungen notwendig sich ergebenden Verkehrsstörungen zu vermeiden. Die Güterbahnhöfe sind jedoch in geeigneter Weise mit den Kaibahnen des Freihafengebietes verbunden worden und werden auch den industriellen Anlagen zugänglich gemacht.

Das Nordufer des Zollkanals wird von einer neuen, bedeutend erhöhten, sturmflutfreien Straße gebildet, die dem Ringstraßenverkehr um die Wohnstadt dient und teilweise von einem tieferliegenden Landungskai begleitet ist. Belebt sind die langen, die Straße stützenden Kaimauern durch Kasematten, Kräne und Landungstreppen.

Der Zollkanal selber, bei 45 m Minimalbreite und 2 m Niedrigwassertiefe, die sich bei Flut durchschnittlich um 2 m erhöht, dient einesteils dem zollinländischen Verkehr zwischen Ober- und Unterelbe wie auch beider mit der Wohnstadt, und bietet in seinem oberen Ende unweit der Billmündung dem lebhaften Flußschiffsverkehr der Oberelbe Lösch- und Ladeplätze; anderenteils dient er der Zollabfertigung für die aus dem Freihafen nach der Zollstadt bestimmten Güter. Fünf Fleetenzüge führen von ihm aus unter Brücken hindurch zur inneren Stadt, während zwei neue stattliche, an der Stadtseite mit Standbildern gezierte Straßenbrücken, die Brooks- und Kornhausbrücke, sowie ein Fußgängersteg, die Jungfernbrücke, dem Straßenverkehr zwischen Wohnstadt und Freihafengebiet dienen. Zollinländische Seeschiffe, also aus anderen deutschen Seehäfen stammend, die die

freie See unter Zollverschluß passiert haben, können ihres Tiefganges wegen nur unterhalb des Freihafengebietes bei St. Pauli anlegen.

Überschreiten wir, von Norden kommend, eine jener Brücken, so treffen wir zunächst auf dem schmalen Inselstreifen, welcher zwischen dem Zollkanal und dem nächstgelegenen, bereits früher vorhandenen Elbhafen, dem Sandthorhafen, sich hinzieht, die großartigen Freihafenspeicher-Bauten. Diese Anlage soll einen Ersatz bieten für jene vielen in der Wohnstadt zerstreut liegenden Einzelspeicher, welche künftig nur zu zollinländischen Zwecken benutzt werden können. Durch einen Kanal, Kehrwiederfleet und Brooksfleet genannt, wird das Speichergebiet der ganzen Länge nach in zwei Speicherreihen geteilt, deren Gebäude je eine Wasser- und eine Landfront haben. Da der ganze Transport der für die Speicher bestimmten Waren von den Seeschiffen her oder aus den Kaischuppen nur durch Schuten, d. s. flachbodige Fahrzeuge von 20—25 Reg.-Tons Tragfähigkeit erfolgt, so genügte für diesen Kanal eine geringe Breite und Tiefe. Das Speicherterrain ist Staatsgrund, aber von einer Aktiengesellschaft gepachtet und bebaut worden. Von derselben werden die einzelnen Speicher an Private vermietet. Die sämtlichen Speicher, mit wasserdicht abgeschlossenen Kellerräumen und im Erdgeschoß meist mit Kontoren versehen, sind einfache Backsteinbauten mit schmiedeeisernen Stützen und Balkenlagen, deren ganze Eisenkonstruktion deutschen Eisenwerken entstammt. Es können hier nicht bloß die seewärts eingeführten Waren frei zur Wiederausfuhr lagern, sondern es findet hier auch die Sortierung und Bearbeitung derselben, die je nach den Bedürfnissen der verschiedenen Konsumtionsplätze sehr verschiedenartig ist, ihre Erledigung.

Hervorgehoben mag der Kaiserkai-Speicher werden, der allein eine Fläche von über 3600 qm bedeckt. Er trägt auf einem, das Westende zierenden Turme ein 10 m hohes Eisengerüst und auf diesem einen weithin sichtbaren Zeitball. Derselbe wird täglich kurz vor 1 Uhr mitteleuropäischer Zeit, d. i. Greenwicher Mittagszeit, um 3 m gehoben und dann zur genauen Mittagszeit durch einen auf der Sternwarte bedienten elektrischen Apparat zum Fallen gebracht. Auch trägt der Turm vier Zifferblätter, die den jeweiligen Elbwasserstand in Metern und Centimetern angeben. Die Zeiger werden durch einen in der Elbe befindlichen Schwimmer in Bewegung gesetzt.

Dem Zollkanal und diesem Speichergebiet, welches allein etwa 40000 qm Areal umfaßt, mußte ein bedeutender Teil der inneren Stadt geopfert werden; etwa 500 Grundstücke mit 1000 Häusern mußten erworben und gegen 20000 davon betroffene Bewohner ins Zollinland übergeführt werden, was übrigens allmählich und ohne Schwierigkeiten sich vollzog.

Inmitten des Speichergebietes ist für die Bedienung der verschiedenen Bewegungsvorrichtungen wie zur Erzeugung von elektrischem Licht eine Zentral-Maschinenstation errichtet. Um den großen Anforderungen an

Kraft, die in den Schuppen und Lagerräumen gemacht werden, zu genügen, sind hydraulische Werke angelegt worden, wie sie großartiger und vollendeter nirgendwo sich finden. Durch ein weitverzweigtes Röhrennetz wird das Druckwasser aus den sogenannten Akkumulatoren, wo es unter einem Druck von 53 Atmosphären steht, zu den Schuppen und Arbeitsstellen geleitet und setzt 36 Zollkanal-Kräne, 260 Winden, 50 Aufzüge und zahllose Hebetische, welch letztere das Verladen der Güter in den Zoll-Abfertigungsschuppen bezwecken, in Thätigkeit. Durch Verbindung mit der gewöhnlichen Leitung der Staatswasserwerke wird jenes Druckwasser auch zur Hebung des für Feuerlöschung etwa erforderlichen Wassers benutzt. Zum Zweck der elektrischen Beleuchtung für die Speicherkontore und den Zollkanal und seine Zollabfertigungsstellen sind mehrere Dampfmaschinen aufgestellt. Von einer eigenen Dampfmaschine bedient wird der Riesenkran am Eingang des Segelschiffhafens, der schwerste Handelskran der Welt, von 30 m Höhe und 150 t = 3000 Zentner Tragkraft, der allein von allen Handelskränen des Kontinents ausreicht, um die schwersten Kruppschen Geschützrohre von 125 t Gewicht zu heben. Ebenso werden an sämtlichen neuangelegten Häfen die Kais mit Dampfkränen versehen, denen aus zentralen Kesselanlagen, je einer für jeden Kai, der nötige Dampfdruck zugeleitet wird. Nach Fertigstellung aller projektierten Anlagen werden im ganzen Freihafengebiet gegen 500 Kräne in Gebrauch kommen.

Der in seinem Mastenwalde nahe der Stadt früher so stattliche Niederhafen hat durch Abscheidung des Zollkanales einen großen Teil seiner Ankerplätze verloren. Ersatz dafür wie für den in einen Seeschiffhafen umgewandelten Baakenhafen, der früher den Oberländer Kähnen als Winterhafen diente, konnte im Freihafengebiet nur auf dem Südufer der Norderelbe beschafft werden. So entstanden auf dem Kleinen Grasbrook der sehr geräumige, fast $1^1/_2$ km lange und in der Breite für sechs Reihen größter Schiffe bemessene Segelschiffhafen, und neben demselben der Moldau-, sowie der Saalehafen für diejenigen Oberländer Kähne, d. h. Flußschiffe, welche zwischen Zollinland und Freihafen verkehren. Durch den an der Südgrenze des Freihafengebietes entlang führenden Veddelkanal mit dem Spreehafen stehen jene in Verbindung mit dem Reiherstieg, an dessen Ufern durch Aufhöhung allmählich Boden für neue Industrieanlagen gewonnen wird.

Für weiteren Bedarf an Anlegeplätzen ist ein geräumiger See- und Flußschiffhafen, genannt Hansahafen, bestimmt, in welchem die nördliche tiefere, für Seeschiffe bestimmte Hälfte nur durch eine auf der Sohle entlanglaufende Steinböschung von der südlichen seichteren, für Flußschiffe geeigneten Hälfte geschieden ist, um so eine direkte Umladung von Gütern aus den Flußschiffen in die Seeschiffe zu ermöglichen. Der letztgenannte Hafen wird mit dem älteren Petroleumhafen und dem zwischen beiden gelegenen Indiahafen eine gemeinsame Einmündung in die Elbe haben.

Der westliche Teil des Freihafengebietes, Steinwärder und teilweise

der Kleine Grasbrook, ist vorläufig bestimmt und teilweise schon in Anspruch genommen so zur Lagerung von Massengütern, wie zur Anlegung von Fabriken, die entweder der Schiffahrt direkt dienstbar sind, Schiffswerften und Maschinenfabriken, oder für den Export arbeiten. Für letztere ist das Freihafengebiet insofern von größter Bedeutung, als hier ausländische Stoffe zollfrei verarbeitet werden und infolge dessen solche Fabrikate erfolgreicher, als dies vom Zollinlande aus möglich wäre, auf dem Weltmarkte konkurrieren können. Von solchen Betrieben finden sich dort bereits Spritrektifikationsanstalten, Hefe- und Guanofabriken, Ölraffinerieen und Reisschälmühlen. Auch aus diesem früher teilweise dicht bevölkerten Gebiete, dessen Grund dem Staat gehört und von der Bevölkerung zu Wohnzwecken gemietet war, mußten alle Wohnungen, soweit sie nicht zu Betriebs- und Aufsichtszwecken dringend nötig sind, sowie alle Betriebsgeschäfte für den Einzelverkauf, ausgeschlossen und gegen 5000 Bewohner nach dem Zollinlande übergesiedelt werden.

Besonders kräftig entwickelt hat sich aber infolge des aufblühenden Handels Hamburgs Schiffsbau-Industrie. Die größte der Schiffswerften, die stets 3—4000 Arbeiter beschäftigt, hat sich bereits einen Weltruf erworben. Kauffahrteischiffe wie Kriegsschiffe werden hier neu gebaut, beziehungsweise ausgebessert oder umgebaut. Etwa von der Stelle aus, wo die Altonaer Grenze das Nordufer der Elbe berührt, sieht man am jenseitigen Elbufer im Freihafengebiet die gewaltigen Schwimmdocks jener Werft, mit ihren in der Luft schwebenden Schiffskolossen und dahinter auf ansteigendem Ufer die im Bau begriffenen Schiffskörper.

Um aber auch den größten Schiffen der Handels- wie Kriegsmarine Gelegenheit zu bieten, im Hamburger Hafen zu docken, wird neben oben beschriebener Schiffswerft augenblicklich ein Hafeneinschnitt von einer Wassertiefe angelegt, welche die der Seeschiffshäfen noch um 5 m übertrifft. In diesem soll neben den Liegeplätzen für größte Schiffe ein Riesenschwimmdock Aufnahme finden, das bei einer Ausdehnung von 36 bei 170 m auf eine Tragfähigkeit von vorläufig 17500 Tons gebracht worden soll.

Der Grenzschutz des Freihafengebietes wird je nach örtlichen Verhältnissen verschieden bewerkstelligt, teils durch Gräben mit Grenzpfählen, teils durch eiserne Drahtgitter oder, wo die Grenze im Fahrwasser der Elbe entlangläuft, durch schwimmende Zollpallisaden. Die offenen Einfahrten in der Elbe werden durch eine große Zahl Zollbarkassen bewacht; der Zollkanal selber aber, soweit er die Grenze zwischen Zollinland und Ausland bildet, ist der ganzen Länge nach mit Zollabfertigungsschuppen besetzt und wird zur Erleichlerung der nächtlichen Kontrolle elektrisch beleuchtet. Die ganze Zollverwaltung liegt in den Händen des Hamburger Staates, wodurch die sachgemäße Handhabung derselben sowie eine thunlichst erleichterte Verbindung des Freihafengebietes mit der Wohnstadt gewährleistet wird.

Da sowohl das Wohnen als auch der Betrieb von Kleingeschäften vom

Freihafengebiete ausgeschlossen ist, so mußte für die leibliche Verpflegung der Tausende von Arbeitern und Beamten, welche daselbst in Thätigkeit und Anstellung sind, gesorgt werden. Dies geschieht in trefflichster Weise von seiten einer humanitären Gesellschaft in einer größeren Zahl Volksspeise- und Kaffeehallen. Da jene Gesellschaft die Waren im großen bezieht, so ist sie in den Stand gesetzt, verhältnismäßig billig zu wirtschaften und zu liefern; anderseits verwendet sie sämtliche Überschüsse ihrer Speisewirtschaft wieder im Interesse des Publikums und dessen Bewirtung.

Vorstehende kurze Skizze der Hamburger Freihafenanlagen dürfte ersichtlich machen, daß betreffs der Handelsstellung, die Hamburg groß gemacht hat, der Bestand und die Weiterentwickelung derselben sowohl im überseeischen Großhandel als auch im internationalen Zwischenhandel für die Zukunft gesichert sind; und was das Verhältnis Hamburgs zum Deutschen Reiche betrifft, so wird nicht nur Hamburgs Gewerbestand sein Absatzgebiet in das früher durch Zollschranken verschlossene Hinterland erweitern, sondern auch und vor allem wird die deutsche Industrie in immer weiterem Umfange in der ersten Handelsstadt des Reiches eine natürliche Vermittlerin ihres Absatzes gewinnen.

---

4. Bremerhaven.*)

Wenn uns der Dampfer von Bremen aus stromabwärts trägt, wenn längst die Türme der alten, ehrwürdigen Hansestadt dem Auge entschwunden sind, auch der freundliche Hafenort Vegesack mit seinen Schiffswerften und gartenumgebenen Landhäusern, das waldgrüne Blumenthal und die Fabrikschornsteine Ronnebeks hinter uns liegen, dann tritt plötzlich das hohe und steile, in den Fluß abfallende Sandufer zur Rechten ins tiefere Land zurück; aber davor legt sich nun niedriges, thoniges und üppigbegrüntes Schwemmland, das von jetzt an hüben wie drüben den Fluß einfaßt und ihn begleitet bis zu seiner Mündung.

Die reichen Marschen sind es, zwischen denen nun der Dampfer hinrauscht. Da folgen der Reihe nach am rechten Weserufer die alten Bezirke Osterstade, das Land Wührden, das Vierland, und zuletzt, wo schon salzige Wogen rollen und eine echte Meerstrandflora die Ufer schmückt, das Land Wursten; am linken dagegen haben wir das Stedingerland, das Stadland und endlich Butjadingen.

Voll prächtiger Kornfelder, voll üppiger Weiden und Wiesen, belebt von Tausenden und Tausenden mächtig schwerer Rinder, reich besäet mit freundlichen Kirchtürmen, Windmühlen und großen stattlichen Bauern-

*) Von Ernst Fricke in Bremerhaven.

gehöften, vor allem aber bewohnt von einem freien, wackern Bauernvolke friesischen Stammes, dem eine ruhm- und sturmvolle Geschichte, ein vielhundertjähriges Kämpfen und Ringen für Recht und Freiheit, für Herd und Heimat, sei's mit Menschen oder Naturkräften, endlich wohl jenes Gepräge echten Selbstbewußtseins und echten Stolzes aufdrücken mußte, wie wir es wohl bei wenigen anderen deutschen Volksstämmen wiederfinden: so liegen sie da zu beiden Seiten, diese reichen und so vieles Interesse bietenden Marschen. Aber dennoch werden sie nur selten von Fremden besucht, selten geschildert, fast gänzlich unbekannt sind sie der großen Menge des übrigen Deutschlands.

Indes wenn man auch mitten zwischen diesen gesegneten Landen den Strom hinabschwimmt, man sieht von all dem Reichen, Schönen und Stattlichen doch so gut wie nichts; denn viele Meilen lang zieht sich wie ein starker Festungswall der hohe Deich schützend vor ihnen her, und höchstens sieht man hier und da einige Häusergiebel, Baumkronen, eine Turmspitze oder ein Windmühlenkreuz darüber emporragen.

Die beiden kleinen Hafenorte Elsfleth und Brake, am oldenburgischen linken Ufer, unterbrechen noch einmal die Szenerie recht angenehm, sonst rauscht der Dampfer nur zwischen jenen hohen Deichen, den einzelnen grünen Inseln, den gelben Sandbänken und längs den mächtigen Rohr- und Binsenfeldern der Ufer hin.

Ist man endlich auch an der letzten Insel, der sogen. Lunenplatte, vorübergefahren, dann erweitert sich plötzlich das Flußbild, und es ändert sich nun der ganze Naturcharakter; man merkt, der Strom schickt sich an, sich dem alten Ozean in die Arme zu stürzen. Eine frischere Luft weht uns entgegen, mächtiger und in langgezogenen Linien rollen die grauen, schaumgekrönten Wogen; die weiße Möwe, die zierliche, langbeschwingte Seeschwalbe bevölkern die Luft oft in ungeheuren Scharen, hier und da tauchen aus den Fluten seltsame schwärzliche Körper, fast wie eine Tonne anzusehen, und sinken schnell wieder unter. Es sind Delphine, oder wie sie hier genannt werden, Tummler; selbst der runde Kopf eines Seehundes schaut wohl einzeln aus dem Wogenschaum, und noch manch andere Erscheinung läßt die Nähe des Meeres ahnen.

Vor allem aber fesselt uns das Bild, welches sich auf dem rechten Ufer ausbreitet.

Eine Menge roter Ziegeldächer leuchtet uns von dort entgegen, Türme steigen auf, ein paar Molos greifen in den Strom und endlich — ein wahrer Mastenwald bildet den bedeutsamen Mittelpunkt des reichen Bildes.

Der neu aufgeblühte Ort Geestemünde und die jüngste Seestadt Deutschlands, Bremerhaven, liegen vor unseren Blicken, und nun lenkt in wenigen Minuten der Dampfer in die Geeste ein, jenes Binnenflüßchen, dessen Mündung die beiden Orte voneinander trennt. Wir sind am Ziel unserer Fahrt.

Geestemünde, gerade im äußersten Winkel gebaut, den der Zusammen-

fluß der Weser und Geeste bildet, hat eine für Handel und Schiffahrt ausgezeichnet treffliche Lage. Dennoch wollte der Ort anfangs nicht so recht aufbühen. Zwar hatte schon länger die hannöversche Regierung das Ufer der Geeste durch ein tüchtiges Bollwerk zum Anlegen der Seeschiffe in einen Kai verwandelt und Geestemünde zu einem Freihafen erklärt; indes nur sehr wenige Schiffe löschten und überwinterten hier, denn Kapitäne und Reeder fürchteten mit Recht diesen noch allen Sturmfluten und Eisgängen ausgesetzten Ankerplatz. Erst mit der Anlage eines gegen alle Fluten gesicherten Hafenbeckens und der aus dem Binnenlande herabführenden Eisenbahn hob sich Geestemünde, und in kurzer Zeit entstanden die stattlichsten Gebäude neben den kleinen einstöckigen Giebelhäusern.

Ungleich rühriger und lebhafter ist jedoch der Nachbar drüben — Bremerhaven. Kaum hat uns das Fährboot der Geeste ans andere Ufer gebracht, als auch schon das ganze rege und bunte Treiben und Lärmen einer echten Seestadt uns entgegenwogt. Alles rund um uns her arbeitet, schleppt und rennt in geschäftiger Eile durcheinander; die nahen Schiffswerften und Drydocks hallen und dröhnen früh bis spät von fortwährendem Sägen, Lärmen und lautem hundertfachen Hammergepoch, während vom Hafen her, aus dem Dickicht der Masten und Taue, buntes Flaggengeflatter leuchtet und das „Ho i ho" und der eigentümlich melancholisch klingende Gesang arbeitender Matrosen zu uns herüberschallt.

Bremerhaven ist der Mittelpunkt und unstreitig die bedeutendste der Ortschaften, welche zusammen die preußisch-bremische Niederlassung an der Geeste bilden und in ihrem Äußeren den Eindruck einer einzigen ungeteilten Stadt machen. Außer ihm gehören dazu die Stadt Geestemünde und der Flecken Lehe. Die Einwohnerschaft dieser drei Orte beläuft sich jetzt auf rund 48000. Lehe und das seit 1. April 1889 mit Geestemünde vereinigte Geestendorf sind alte Ansiedlungen, während Geestemünde und Bremerhaven zu den jüngsten Städtegründungen Deutschlands zählen.

Das kleine Fleckchen Erde, auf dem Bremerhaven entstanden ist, hat eine von der Natur außerordentlich begünstigte Lage, welche nicht allein dem Handel und der Schiffahrt Vorteile bietet, sondern auch für die in der Weser liegenden und erst in der neuesten Zeit entstandenen Befestigungswerke von der größten militärischen Bedeutung war. Schon unter schwedischer Herrschaft hatte der Platz, wo die Geeste in die Weser einmündet, die Aufmerksamkeit der damaligen Regierung auf sich gezogen. Karl XI. ließ daher im Jahre 1673 auf dem rechten Mündungswinkel eine kleine Festung, die Karlsburg, anlegen. Hinter derselben sollte unter dem Schutze ihrer Kanonen eine Handelsstadt erstehen, für die der Name „Karlsstadt" bestimmt war. Schon waren mehrere Häuser errichtet, als Burg und Stadt nach einer vierteljährigen Belagerung durch die vereinigte brandenburgisch-holländische Flotte sich ergeben mußten und teilweise zerstört wurden. Die Weihnachtsflut des Jahres 1717 vollendete das Zerstörungswerk und spülte die letzten

Häuser und Wälle vollends hinweg, so daß die Stelle, wo sich früher die Karlsburg erhob, nur noch durch eine geringe Erderhöhung zu erkennen war. Für ein ganzes Jahrhundert hindurch fiel alles der völligsten Verlassenheit und Vergessenheit anheim, bis im Jahre 1827 der Gedanke des Bremer Bürgermeisters Johann Smidt, dem damals sehr bedrohten Handel seiner Vaterstadt einen neuen Aufschwung zu geben, seiner Verwirklichung entgegenging. Die stetig fortschreitende Versandung der Weser und die von Jahr zu Jahr größer gebauten und tiefer gehenden Schiffe machten es unmöglich, auf bremischem Gebiete ferner zu löschen; die Anlage eines Hafens an der Mündung des Flusses wurde daher zu einer zwingenden Notwendigkeit. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, gelang es endlich den langjährigen und unablässigen Bemühungen Smidts, von der hannöverschen Regierung für Bremen ein Gebiet an den Ufern der Geeste und Weser käuflich zu erwerben. Am 1. Mai 1827 wurde auf diesem neu erworbenen Boden zum erstenmale die bremische Flagge gehißt und zwei Monate später die Herstellung des Hafens unter Leitung holländischer Ingenieure in Angriff genommen. Von allen Seiten strömten Unternehmungslustige herbei; der neue Hafenort blühte ungemein schnell empor, und wenige Jahre später standen bereits ganze Straßen. 1853 wurde Bremerhaven zur Stadt erhoben und hat seitdem auch in seinem äußeren Gepräge nach und nach den Charakter einer solchen angenommen.

Der Fremde, der Bremerhaven besucht, muß von Erstaunen und Verwunderung erfüllt werden, wenn ihm gesagt wird, daß auf einem Platze, wo sich noch vor etwa 60 Jahren sumpfige Wiesen ausdehnten und über den zur Flutzeit die Wasserwogen hinwegspülten, heute ein blühender, von Jahr zu Jahr mehr aufstrebender Handelsort entstanden ist, der 18000 Einwohner zählt. Wie alle neuen Städte, ist auch Bremerhaven regelmäßig angelegt und wird von breiten, vortrefflich gepflasterten und sehr sauber gehaltenen Straßen durchschnitten. Da infolge der schnellen Entwickelung der Stadt der Grund und Boden einen fast unverhältnismäßig hohen Wert erreicht hat, so wird auch das kleinste Stückchen Erde möglichst ausgenutzt. Abgesehen von dem Kirchenplatze, auf dem sich die schöne Kirche der vereinigten evangelischen Gemeinde erhebt, hat der Ort nur einen größeren freien Platz, den Markt. Dieser liegt im südlichen Teile der Stadt und ist vollständig mit Iron bricks gepflastert. Unter sämtlichen Straßen zieht sich ein Kanalnetz hin, durch welches die bei der niedrigen Lage Bremerhavens ohne Maschinenkraft schwerlich mögliche Entwässerung der Stadt in der denkbar wünschenswertesten Weise erreicht wird. Das System derselben beruht einfach auf der Ausnutzung von Ebbe von Flut. Das bei Hochwasser durch die geöffneten Schleusenthüren in die Häfen eindringende Wasser wird dort nach Schließung derselben gehalten. Sobald nun die Ebbe eingetreten und der Wasserspiegel der Weser sich wieder gesenkt hat, wird der entstandene Niveauunterschied benutzt, um die

Kanäle zu durchspülen. Die Spülung erfolgt nach dem ostwärts der Stadt fließenden Geestefluß zu.

Die Versorgung mit gutem und gesundem Trinkwasser, die anfangs der höchst ungünstigen Bodenverhältnisse wegen außerordentlich schwierig und mangelhaft war, wird seit 1885 durch das neue städtische Wasserwerk bewirkt. Dasselbe entnimmt das Wasser aus einem Terrain, welches mehr als acht Kilometer in nördlicher Richtung von Bremerhaven gelegen ist.

Die kleinen, einstöckigen Häuser, aus welchen zuerst der ganze Ort bestand, sind bis auf wenige völlig verschwunden und haben hohen, stattlichen Gebäuden, von denen mehrere architektonischen Wert haben, Platz gemacht. Unter diesen verdienen die drei Kirchen, das frühere Auswandererhaus, die verschiedenen Schulgebäude, das Stadthaus, das Gerichtsgebäude, das Hauptzollamtsgebäude, das Agenturgebäude des Norddeutschen Lloyds, sowie einige Privathäuser ganz besondere Aufmerksamkeit. Allerdings finden sich in den Nebenstraßen auch noch gar manche nüchterne, geradezu geschmacklose Bauten, welche die verschiedensten Bauformen in unsinnigster Zusammenstellung in sich vereinigen. Doch diese Erscheinung wird sich überall da zeigen, wo neue Städte gleichsam über Nacht aus der Erde emporwachsen, nur dem nächsten Bedürfnis Rechnung getragen und einem schnell zunehmenden Wohlstande Ausdruck gegeben wird. Das Aufführen größerer Bauwerke verursacht bei den Bodenverhältnissen große Schwierigkeiten und bedeutende Kosten, da eine feste Grundlage für dieselben erst durch Einrammen und Legen von Rosten bereitet werden muß und auch von allen Seiten her beständig Wasser durchsickert. So ist z. B. die Gründung für die Hauptkirche durch Pfähle, welche 56 Fuß tief in den Boden eingetrieben sind, hergestellt worden. Die Stadt dehnt sich namentlich nach Norden zu aus. Die Chaussee, welche zur Zeit der Gründung Bremerhavens in nördlicher Richtung nach dem eine halbe Stunde entfernten Flecken Lehe führte, ist im Laufe der Jahre gänzlich bebaut worden, so daß beide Orte vollständig zusammenhängen, und der Fremde nicht weiß, wo die Grenze zwischen beiden zu ziehen ist, wenn er nicht auf den viereckigen Pflasterstein, der dieselbe bezeichnet, aufmerksam gemacht wird. Enge Straßen mit den dunklen, ungesunden Wohnungen älterer Städte giebt es in dem jungen Bremerhaven natürlich nicht. Die Hauptstraße (Bürgermeister Smidtstraße), welche sich von Süden nach Norden in einer Länge von mehr als einem Kilometer hinzieht, würde mit ihren durchweg schönen und stattlichen Häusern der Stolz jeder Großstadt sein. Sämtliche Parterreräumlichkeiten der Häuser sind zu Läden verwandt, in deren großen Schaufenstern alle Herrlichkeiten der Stadt ausliegen und den Vorüberwandelnden zum Kauf einladen. Die Schaufenster in den Nebenstraßen, besonders die an der Hafenstraße erinnern den Fremden sogleich daran, daß er sich in einer Hafenstadt befindet. In echt amerikanischer Weise wird hier alles feil geboten, was der Seefahrer zu seiner Ausrüstung bedarf: Kleidung,

Schuhzeug, Wäsche, Pfeifen, Tabak, Zigarren, Messer, Gabeln, Löffel, Musikinstrumente, die verschiedensten Eßwaren, Getränke und andere Sachen. Alles ist in ein und demselben Schaufenster oft in wirrem und geschmackloseſtem Durcheinander aufgestapelt. Zwischen diesen Läden haben zahlreiche Speditions- und Geldwechslergeschäfte ihre Kontore eingerichtet, und Schlaf- und Heuerbase halten ihre Räume den Schiffern geöffnet. Schilder in den verschiedensten Größen und auffallendsten Farben bedecken die Häuser und tragen außer den deutschen fast durchgängig englische, sowie auch schwedische, holländische, spanische und italienische Aufschriften.

Obwohl zuzeiten sich gegen tausend Fremde und Seeleute in der Stadt aufhalten, die fast sämtlich bestrebt sind, sich nach Möglichkeit zu vergnügen, so herrscht doch im großen und ganzen tagsüber wie auch nachts anständige Ruhe und musterhafteste Ordnung. Der Matrose giebt sich oft wirkliche Mühe, sein während einer langen Seereise sauer verdientes Geld in wenigen Tagen durchzubringen, und durchzieht dann taumelnd und singend die Straßen; aber er ist dabei ein harmloser und gutmütiger Mensch, der etwaigen Anordnungen der Polizei willigen Gehorsam leistet. Auf der Seereise ist er nach seiner harten und gefahrvollen Arbeit ausschließlich auf den Verkehr und die Unterhaltung mit seinesgleichen angewiesen, hat sich nur in seltenen Fällen eines eigenen Familienglückes zu erfreuen, und es ist daher wahrhaft rührend zu beobachten, in welch liebevoller, zutraulicher und zarter Weise er sich an Land mit Kindern zu schaffen macht und sie durch Geschenke aller Art zu erfreuen sucht. Ausnahmen kommen natürlich auch hier vor; aber es sind dann meistens nichtdeutsche Matrosen, welche sich Ausschreitungen roher Art zu Schulden kommen lassen.

Eine herrliche und bemerkenswerte Zierde besitzt Bremerhaven neben dem Krieger- und Kaiser Wilhelmdenkmale in dem von Werner Stein entworfenen und ausgeführten Smidtdenkmale. Dasselbe ist auf dem Marktplatze errichtet und dem Andenken des Bürgermeisters Smidt, des Gründers von Bremerhaven, gewidmet. Es besteht in dem Standbilde Smidts und zwei Figurengruppen am Sockel, von denen die eine — ein Schiffer mit einem seinen Erzählungen lauschenden Knaben — die Schiffahrt, die andere — ein Kaufmann, dem ein Negerknabe die Erzeugnisse ferner Länder darbietet — den Handel versinnbildlicht.

Der Handel der jungen Stadt erstreckt sich vorzugsweise auf Spedition, Petroleum, Korn, Fettwaren, Holz und Zement. Ein bedeutender Anteil an dem Aufschwunge des Waren- und Personenverkehrs während der letzten 30 Jahre muß unbestritten dem Norddeutschen Lloyd zugeschrieben werden. Dieses großartige Unternehmen wurde im Jahre 1857 unter der Leitung des umsichtigen und weitschauenden Bremer Kaufherrn H. H. Meyer gegründet und hat sich im Laufe der Zeit die erste Stelle unter den deutschen Schiffahrtsanstalten, wenn nicht sogar die erste Stelle unter denen der

ganzen Welt zu erringen gewußt. Heute führen die Kontorflagge des Norddeutschen Lloyds nicht weniger als 156 große atlantische und 20 kleinere Dampfer, welch letztere den Verkehr auf der Unterweser und nach den Nordsee-Inseln vermitteln, und ebenso eine Anzahl Schleppdampfer und Schleppkähne. Nach allen Erdteilen hin werden durch seine vorzüglichen und schnellen Dampfer Verbindungen unterhalten. — Unter den gewerblichen Anlagen dienen die größten dem Schiffsbau und der Schiffsausrüstung. Die bemerkenswertesten sind neben den Langeschen und Wenckeschen Dockanlagen und Werkstätten die des Norddeutschen Lloyds, welche sich an der Westseite des Neuen Hafens ausdehnen und in denen 1200—1500 Arbeiter beschäftigt werden. Von besonderem Interesse ist das Trockendock. Dasselbe ist derart eingerichtet, daß darin zwei der größten Dampfer zu gleicher Zeit „docken" können. Da diese Anlage aber für den Tiefgang der neuen Dampfer nicht mehr genügte, so wurde im Jahre 1888 mit großem Kostenaufwande ein Pumpwerk hergestellt, mit dessen Hilfe man für den Fall, daß die Flut nicht hoch genug aufläuft, den Wasserspiegel des Docks, sowie den des Hafens zu steigern vermag und zwar um 0,3 Meter in einer Stunde. — Die niedrigen, langen Petroleum-Lagerschuppen mit ihren weißen Dächern, welche früher ein weites Terrain an der Nordseite der Stadt bedeckten, sind zum großen Teil niedergerissen und durch neue Tankanlagen ersetzt worden. Das von Amerika eingeführte Petroleum wird nicht mehr ausschließlich in Fässern, sondern mehr mittelst sogenannter Tankdampfer befördert. Diese haben riesige eiserne Behälter, in welche das Petroleum unmittelbar eingefüllt und nach ihrer Ankunft in Bremerhaven durch lange Röhrenleitungen in die großen Tanks übergepumpt wird. Aus diesen wieder wird es in die Zisternen-Eisenbahnwagen oder auch in Fässer geführt und so der Eisenbahn zur Weiterbeförderung übergeben.

Das Sehenswerteste und Interessanteste Bremerhavens für den Binnenländer sind jedoch die ausgezeichneten Hafenanlagen, die sich parallel mit der Stadt zwischen dieser und der Weser in einer Länge von etwa drei Kilometern ausdehnen. Sie haben im Laufe der Entwickelung mannigfache Veränderungen erfahren. Zur Zeit bestehen dieselben aus drei großen Hafenbassins, dem Alten Hafen, dem Neuen Hafen und dem Kaiserhafen. Die beiden ersteren sind durch einen Fahrweg getrennt, während die letzteren durch eine Verbindungsschleuse, über welche zwei Drehbrücken führen, eine für den Fuß- und Fahrverkehr und die andere für die Eisenbahn, miteinander verbunden sind. Ungeheure Geldsummen hat der kleine Bremer Staat auf die Herstellung dieser Anlagen verwenden müssen; aber trotzdem genügen sie den sich fortwährend steigernden Bedürfnissen nicht, da sich die Bauart der Dampfschiffe in einer Weise entwickelt hat, daß die vorhandenen Bassins nicht mehr ausreichen und eine Erweiterung und namentlich Vertiefung derselben unabweislich geboten ist. Daher ist in den letzten drei Jahren ein neuer, vierter Hafen erbaut worden. Derselbe soll 1896 dem

Verkehr übergeben werden, während die völlige Fertigstellung desselben einschließlich eines großen Docks kaum vor Ende des 19. Jahrhunderts stattfinden dürfte. Gewiß ein sprechender Beweis für den mehr und mehr aufblühenden Handel der alten Hansastadt Bremen und ihrer Tochterstadt Bremerhaven! Es kommt nicht selten vor, besonders zu den Zeiten der Baumwolleinfuhr, daß die einlaufenden Schiffe nicht sogleich den erforderlichen Raum am Kai zum „Löschen" erhalten können, sondern oft mehrere Tage warten müssen, bis andere ihnen Platz gemacht haben. — Bevor jedoch die einkommenden Schiffe in die Häfen gelangen, müssen sie die Vorhäfen durchfahren. Diese sind nach Süden zu gebogen und durch starke, etwa 3 m dicke Mauern eingefaßt. Mit den in den Strom vordringenden Molos, die auf ihrer Spitze weitleuchtende Laternen tragen, dienen sie dazu, bei stürmischem Wetter die von der Seeseite heranrollenden Wogen abzuhalten und so das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu sichern. Vorhäfen und Häfen sind durch Schleusen getrennt, welche aus zwei Paar mächtigen Thoren, einem Flut- und einem Ebbethor, bestehen. Sie sind in Schmiedeeisen hergestellt und im Innern hohl, so daß ihr Gewicht durch die innen eingeschlossene Luft fast völlig getragen wird, und sie sich in ihren Angeln mit größter Leichtigkeit bewegen lassen. Auf der Nordmole des Neuen Hafens erhebt sich ein hoher, in gotischen Formen erbauter Leuchtturm, der mit seinen der See zugekehrten Lichtern den Schiffern den Weg weisen soll.

Gehen wir nun einmal die Häfen entlang und beobachten hier das Leben und Treiben. Schiff reiht sich an Schiff, und ein wahrer „Wald von Masten" mit tausendfach sich kreuzenden Raaen, Wanten und Tauen dehnt sich vor dem erstaunten Auge aus. In langen Reihen und in schönster Ordnung liegen die Schiffe, von deren Mastspitzen die Wimpel und Flaggen aus aller Herren Ländern lustig im Winde flattern, an Pfählen und an starken, in die Kaimauern eingelassenen eisernen Ringen wohl „vertäut" da, verschieden an Gestalt und Farbe, Größe und Bauart. Vor allen anderen erregen unsere Aufmerksamkeit die überaus sauber und stets in bester Farbe gehaltenen Bremer Schiffe, besonders aber die prächtigen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyds. Letztere haben durchweg eine Länge von 130—140 m und sind mit jeder nur erdenklichen Pracht und Bequemlichkeit im Innern ausgestattet, so daß sie in dieser Beziehung auch den Ansprüchen der verwöhntesten Menschen genügen. Laute und Mundarten der verschiedensten Völker des Weltalls dringen an unser Ohr; dazwischen erklingt der einförmige und melancholische Gesang der auf dem Deck und in den Wanten und Raaen arbeitenden Matrosen; Ruf und Gegenruf erschallt mit lauter Stimme; Dampfpfeifen ertönen und Kräne rasseln. Überall herrscht eine sich nie erschöpfende Thätigkeit, ein fortwährendes Kommen und Gehen, Hin- und Hereilen, ein ununterbrochenes Hasten und Treiben, denn das englische „time is money" gilt auch hier wie dort. Hier werden Schiffe mit einheimischen Produkten befrachtet;

dort werden andere mit Hilfe der gewaltigen Dampfkräne ihrer kostbaren Ladung entledigt. Was der Erdball dem Menschen an Schätzen darbietet, das liegt und steht in den großen Lagerschuppen und Speichern in Fässern, Kisten, Körben und Ballen aufgestapelt; ja, sogar auf den Straßen und Plätzen lagern unter freiem Himmel oft Waren, deren Wert sich auf Millionen beziffert, und harren der Weiterbeförderung durch die Eisenbahn oder die kleinen Flußschiffe. Man wird nicht müde, tagelang an den Häfen zu weilen, denn immer wieder und wieder wird das Auge durch etwas Neues gefesselt.

Es ist bald Hafenzeit, d. h. wenige Stunden vor Hochwasser. Einer der großen Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyds liegt „segelfertig" da und trifft die letzten Zurüstungen zur Fahrt über den weiten Ozean. Hunderte von Händen regen sich emsig und geschäftig, um die letzten Güter an Bord zu bringen; aber die Passagiere fehlen noch. Doch da fährt schon der Extrazug, der sie von Bremen herführt, auf dem Perron vor. Eiligst entsteigen die Reisenden, zum größten Teile Auswanderer aus Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland, Schweden und Norwegen, mit den verschiedensten Gepäckstücken beladen, wie Koffern, wollenen Decken und allerlei Blechgeschirr, den geöffneten Waggonthüren, um sich sofort auf den Dampfer zu begeben. Die meisten von ihnen erblicken jetzt mit Staunen und Zagen zum erstenmale ein Seeschiff, das bestimmt ist, sie über die Wogen des Weltmeeres zu führen, entgegen einer neuen Heimat, einer ungewissen und zweifelhaften Zukunft. Drängend, stoßend und lärmend steigen sie die Schiffsbrücke hinauf, um alsbald in dem Riesenleibe des Schiffes zu verschwinden, hier ihr Gepäck unterzubringen und ihre engen Lagerstätten aufzusuchen. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem eigenartigen Leben und Treiben auf solchen Auswandererdampfern machen, wenn man bedenkt, daß manche von ihnen 1500, ja bis 2000 Menschen aufzunehmen vermögen. Dem aufmerksamen Beobachter, welcher den Auswanderern auf das Schiff folgt, werden bald einige als schlichte Bürger gekleidete und sich harmlos benehmende Herren auffallen, die sich besonders den jüngeren Männern im Alter von 17 bis 23 Jahren nähern und dieselben zum Vorweisen ihrer Legitimationspapiere veranlassen. Es sind Geheimpolizisten, und ihre Aufgabe ist, jeden, der sich durch Auswanderung dem Militärdienste entziehen möchte und sich schon in Sicherheit wähnt, anzuhalten und ihn von den eben erst betretenen Schiffsplanken auf den vaterländischen Boden zurückzuführen. Da spielen sich denn gar oft erschütternde Familienszenen ab. Eltern und Geschwister des Flüchtlings bitten, flehen, weinen und machen Versprechungen, um den Beamten seiner Pflicht abwendig zu machen; aber alles ist vergeblich. Jetzt ertönt die Schiffsglocke, das Zeichen, daß das Schiff „klar" ist. Die Arbeiter und alle, die nicht mitfahren wollen, verlassen schnell den Dampfer; die Schiffsbrücken werden aufgezogen; Ketten und Taue werden gelöst und „übergeholt"; dann ein mehrmaliges Ertönen

der Dampfpfeife, dumpfes Ächzen und Stöhnen der Maschine, einige Umdrehungen der gewaltigen Schraube, — und der Meereskoloß setzt sich langsam in drehender Bewegung in Fahrt und verläßt unter Führung des Lotsen durch die geöffneten Schleusen den sicheren Hafen. Kommandorufe erschallen; die Schiffskapelle läßt Abschiedsweisen erklingen; Freunde und Angehörige rufen den Scheidenden die letzten Grüße und „glückliche Fahrt!“ zu; hier lautes Jauchzen und Singen, dort bitteres Schluchzen und Weinen. Sobald der Dampfer die Weser erreicht hat, verläßt ihn der Lotse, und unter dem Kommando „vull Spriet!“ fährt das mächtige Schiff stolz und majestätisch dem Meere zu und ist in kurzer Zeit unsern Blicken in nebelgrauer Ferne entschwunden.

Fünfter Abschnitt.

1. Thüringen. Land und Leute. Volksfeste. Hausindustrie in Thüringen. — 2. Der Spessart. — 3. Der Schwabe. — 4. Der landschaftliche Charakter Württembergs. — 5. Aus dem Schwarzwald. Allgemeine Charakteristik. Die Uhrenfabrikation. Brennende Berge und stürzende Flüsse. — 6. Aus dem Elsaß. — 7. Die „Arbeiterstadt" in Mülhausen.

1. Thüringen.

Land und Leute.

Thüringen ist die Grenzscheide des deutschen Südens und Nordens, und wer diesen verläßt, um jenen zu betreten, mag mit dem auffallenden Wechsel der sandigen Ebenen, die sich an die fruchtbarsten Partieen Thüringens keck heranwagen, sehr zufrieden sein. Ohne Übergang gerät man in den Segen eines Landes, das von jeher der Stolz Obersachsens war.

Thüringen hat von der Natur seine Grenzen erhalten, und wenn auch der Name in der deutschen Statistik erlosch, im Munde des Volkes und der Geschichte wird er länger fortleben, als die neueren Zustände und politischen Zerstückelungen, die an die Stelle des alten Thüringer Landes traten. Im Osten umsäumt die Saale mit ihren bunten Bergen und Hügeln diesen Landstrich; im Norden umrauscht ihn der Wellenschlag der zwar kleinen, aber wilden, ausgelassenen Unstrut, im Nordwesten überragt der Harz die thüringischen Ebenen und das hagere Eichsfeld erhöht ihre üppigen Reize; im Süden spannt sich in einer Entfernung von 135—163 km der Thüringer Wald aus, eine Mauer aus Wald und Fels, oder vielmehr ein Meer von Bergen, die wie die Wellen nebeneinander liegen, als könnte man von der einen Höhe auf die andere hüpfen, aber unbeweglich — ein grün bewachsenes Meer. Hinter dem Thüringer Walde liegt Franken mit seinen fruchtbaren Ebenen, und weiter und immer weiter verbreiten sich die Mannigfaltigkeiten der südlichen Natur, die in Thüringen auf dem Wendepunkte steht, gleichsam im Kampfe mit den Zumutungen des Nordens. Nicht selten bricht dieser noch mit Hagel und Schnee in den Frühling ein, der

aus Süden über den Thüringer Wald hinabstieg und nun im Thüringer Lande in die Enge getrieben wird.

Man leitet den Namen Thüringen von den Hermunduren ab, die an die Stelle der Katten traten, oder von dem Gotte Thor, oder auch von den Theoringern oder Toringern, einem westgotischen Stamme, dessen Reich von großer Ausdehnung gewesen sein soll. Etymologen wollen sogar duros homines*) in Thüringen finden, eine Behauptung, die durch den tüchtigen und ausdauernden Menschenschlag unterstützt wird, aber schwerlich durch die Geschichte, die nirgends darthut, daß germanische Stämme lateinische Bezeichnungen angenommen hätten. Am richtigsten unter diesen Vermutungen mag die von den Theoringern oder Toringern sein, die sich zweifelsohne auf die Hermunduren werden zurückführen lassen, einen Namen, der immer als Grundlage von Thüringen zu betrachten ist. Übrigens bezeugt der eigentliche Thüringer bis auf den heutigen Tag seinen deutschen Ursprung, und selbst ohne geschichtliche Seitenblicke wird man aus der Individualität der Thüringer und meißnischen Sachsen den Unterschied herausfühlen, der zwischen diesen germanischen Stämmen und den Sorben und Wenden, die sich bis an die Saale ausdehnen, stattfindet. Aber auch vom meißnischen Sachsen unterscheidet sich wieder scharf genug der Thüringer, denn sein Dialekt ist viel voller und derber, als das zugespitztere, feinere Meißnische. So sind auch die Züge des Thüringers grob und phlegmatisch, seine Augen haben jenen einförmigen Ausdruck, der von Zufriedenheit und Sorglosigkeit Zeugnis giebt. An dem meißnischen Sachsen dagegen muß man die Beweglichkeit hervorheben, die aus dem runden und ausgefüllten Gesichte des Thüringers nur selten hervorblitzt. Ebenso wenig wie äußerlich hat der Thüringer innerlich die Gewandtheit des meißnischen Sachsen, dessen Geist viel biegsamer und schmiegsamer ist. Feinheit und höfischer Schliff sind — bis auf die Verfeinerung einiger Städte — zwischen der Saale, der Unstrut, dem Harze und dem Thüringer Walde noch immer im Rückstande geblieben; noch immer macht sich hier ein unverdorbener Naturlaut der Bevölkerung geltend und eine einfache Gefühlsweise, die auch durch die Vorliebe des Thüringers für Musik und teilweise durch die Virtuosität in dieser Kunst bezeugt wird. Weil das Land gesegnet ist, hält man auch auf Pflege des Leibes mehr als im Königreiche Sachsen, und Biederkeit und Gastfreundschaft sind Tugenden, die man in Thüringen noch heute, wenn auch bereits nichts mehr wie früher, antrifft. Denn die Kultur der Neuzeit hat auch Thüringen beleckt. Seitdem das Land allsommerlich von zahllosen Gästen überschwemmt wird, sind die Eigentümlichkeiten des Volkscharakters mehr oder weniger verwischt worden.

Man trifft in vielen Gegenden Thüringens eine Behaglichkeit und Lebensfülle, die an die holsteinischen und mecklenburgischen Länder erinnert,

*) Harte Leute.

an Jever und an Butjadingerland. Wenn die freundlichen Dörfer und ansehnlichen Rittergüter, die blühende Städte einfassen, im allgemeinen diesen Zustand darthun, so wird er insbesondere durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erwiesen, die man in der Nähe von Kurhessen nicht vermutet. In Thüringen trifft man einen Aufwand bei den Gastereien der Bauern und eine Gastfreundschaft, die eben nur da Stoff finden können, wo die Natur ihnen eine breite Grundlage bietet und keinerlei Sorge eingreift. Es kommt bei Hochzeiten, wenn auch seltener als früher, noch vor, daß ein gemästeter Ochse und zwei bis drei Schweine verzehrt werden; dazu trifft man nur in Thüringen jenen leichten Ton und die innige Hingebung, wie sie dem Süddeutschen eigen ist, wie sie aber weder der Hesse noch der Sachse kennt. Die Bauern im Norden sind auch wohl gastfrei, aber sie brüsten sich mit ihrer Gastfreundschaft; doch die Thüringer leben darin, wie denn auch die meisten Dorfnamen mit dem Worte „leben"*) endigen. Aber die Bauern in Jever, Butjadingerland, Dithmarschen u. s. w. haben ihre Ernte aus den Gefahren des Lebens zu retten, aus Sturm und Wetter, Deichbrüchen und Überschwemmungen; und solche Besorgnisse rufen eine Stimmung hervor, die sich wenig mit einem heiteren und hingebenden Herzen verträgt. Der Bauer jener nördlichen Gegenden trägt es auf seiner Stirn geschrieben, er müsse auf seiner Hut sein, und wird er lustig und guter Dinge, so ist es nur eine vorübergehende Lustigkeit; der Reichste spült trinkend nur seine Sorgen hinunter, nicht die Prosa des Lebens, die ihm immer bleibt. In Thüringen dagegen ist die Lustigkeit etwas zum Wesen des Menschen Gehöriges. Gott hat dieses Land gesegnet und mit der Poesie der Fülle geschmückt; man kann von Herzen lustig sein und eine Festfeier drückt hier nicht die Sorgen nieder, sondern hebt vielmehr nur die Freude. Diese Stimmung aber, die über fast ganz Thüringen verbreitet ist, ich meine die Lebenslust, die Lust am Leben, wird auch da in keinem geringeren Grade angetroffen, wo es keine goldenen Auen und duftige, getreidefunkelnde Thäler giebt. Der Wäldler ist so heiter und freudevoll, und fast noch genußsüchtiger und sorgenloser, als der reichste Bauer des Landes. Er hat sich sogar die höchste Poesie verschafft, die Kunst; die thüringische Musik ist bekannt, und man hört es ihr an, daß sie nicht die Grillen verscheuchen, sondern mit der Freude zum Tanze aufspielen soll.

Der Thüringer Wald, der sich von den Ufern der Werra bis zur Saale erstreckt, ist durch einen ununterbrochenen und überall mit hohen Rainsteinen (Grenzsteinen) besetzten fahrbaren Pfad in zwei Hälften geteilt, den man

*) Das „leben" als Endung thüringischer Dorfnamen kommt von „leben", „läuben", „Laube", während neuere Erklärungen darauf hinweisen, daß das „leben" den Übriggebliebenen, Überlebenden, Nachkommen bezeichne und sich findet von Hadersleben in Nordschleswig bis Güntersleben nördlich von Würzburg. Die Orte sollen die Sitze der Angeln und Warnen bezeichnen, die einst von der schleswigschen Halbinsel nach Nord- und Mitteldeutschland wanderten.

mißbräuchlich statt Rainweg „Rennweg“ oder „Rennstieg“ heißt. Dieser Pfad war sicherlich bereits in den ältesten Zeiten Grenze zwischen Thüringen und Franken, und noch bis auf den heutigen Tag nennen die Thüringer den südöstlichen Teil des Waldes Frankenwald. Die höchste Spitze des Thüringer Waldes ist der Beerberg (984 m hoch), der bekannteste aber der Inselsberg, der für den Brocken des Thüringer Waldes gilt. Er liegt in dem nordwestlichen Teile der Bergkette und seine kahle Kuppe ist 916 m hoch, also noch 227 m niedriger als der Brocken. Das Gestein des Inselsberges ist rötlichbrauner Thonporphyr, durchzogen von Quarz und Feldspat.*) Man sieht von seiner Kuppe zunächst zwar nur die bewaldeten Höhen und Tiefen des Bergwaldes um sich, in der Ferne aber südwestlich die Hohe Rhön, nordwestlich den Meißner bei Kassel, nördlich sogar den Harz. Eine volle Rundsicht hat man von dem Turm auf dem Kulm des Berges, auch über das nördliche Hügelland mit seinen Städten und Dörfern. Man überblickt Thüringens Gaue bis zur Sachsenburg und den Ettersberg bei Weimar. Um die nächsten Vorberge des Inselsberges, an deren Fuße Schnepfenthal und Reinhardsbrunn, windet sich die Hörsel. Im Durchbruch zur Werra trennt die Hörsel den Thüringer Wald von der Fortsetzung der Höhen an der Werra, eine anmutige, drei Stunden lange Pforte bildend, wo die Stadt Eisenach und dicht daneben auf waldiger Höhe die Wartburg liegt, der Lieblingssitz thüringischer Landgrafen bis ins 13. Jahrhundert hinein, und noch berühmter durch den Aufenthalt Luthers 1521. Noch zeigt man sein Arbeitszimmer, mit dem vielbesprochenen Tintenfleck, sowie ein Saal voll trefflicher Rüstungen an die alte Ritterzeit erinnert. Neuerdings hat man die zum Teil morsch gewordenen Gemäuer der Wartburg mit vielem Geschick erneuert; im Stil des frühen Mittelalters neu

---

*) Ein gemütvoller thüringischer Dichter, Ad. Bube, singt:

Sieh dort den Inselsberg
Aus dem Gebirge ragen;
Einst war von Wogenschaum
Sein Riesenleib geschlagen,
Und nur sein Porphyrhaupt
Gerundet, rötlich braun,
Von Möwen dicht umschwärmt
Als Fels im Meer zu schaun.

Wie ein Pilot, der lang
Das wilde Meer durchzogen,
So eilt' ich oft zu ihm;
Müd von des Lebens Wogen
Stand ich auf seinem Haupt;
Meist wogte dann umher,
Wie vormals Flutenschwall,
Ein graues Nebelmeer.

Jetzt blickt er auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Und schön bebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem bravsten Volke gleich.

Doch wenn zum Himmelszelt
Die Nebel sich erhoben,
Wenn sie im Sonnenglanz
Tief unter mir zerstoben,
Dann dankt' ich staunend Gott
Mit hoher Herzensglut,
Daß er mein Vaterland
Erhob aus öder Flut.

aufgeführt, bietet sie mit ihren weiten Sälen, namentlich Ritter- und Sängersaal, dem Besucher einen seltenen Genuß.

Die engen Thäler der Gera und Ilm sind reich an malerischer Schönheit, aber es fehlt dabei nicht an schauerlich düsteren Tannengründen, namentlich im Thal der Schwarza, wo die alte Schwarzburg auf steilem Felsabhange thront, um den sich der Fluß windet. Diese Schwarzburg ist das Stammhaus der Fürsten von Rudolstadt und Sondershausen und bewahrt noch eine Sammlung von Ritterrüstungen und Waffen des Mittelalters. Nicht weit davon sind die immer noch großartigen Ruinen der einst reichen und blühenden Abtei Paulinzelle. So stößt man in Thüringen überall auf Baudenkmäler, die an die merkwürdige Geschichte des Landes erinnern.

Der Thüringer Wald ist als eine Fortsetzung des Fichtelgebirges anzusehen, und der Wald, den dieses Gebirge vorzugsweise bezeichnet, besteht nordwestlich aus den schönsten Buchen und Eichen und östlich aus Fichten und Tannen. Nur drei kahle Gipfel ragen aus dem dichten Kranze der thüringischen Bergkette hervor: der Gerberstein (teilweise bewachsen), der Tröhberg und Hermannsberg, dienen aber nur dazu, die bunte Färbung zu erhöhen, die hier durch ein Meer von Laub und bei heiterem Wetter durch einen blauen Horizont über diesen grünen Wogen eines Riesenwaldes gebildet wird. Der Thüringer Wald ist holzreicher als der Harz und das Erzgebirge; man kann wohl sieben Stunden lang in einem Walde von Fichten fortgehen, und es ist schon erfahrenen Wandersleuten und Jagdmännern begegnet, daß sie sich in dieser Waldwildnis verirrt haben. Übrigens ist in neuerer Zeit sehr viel für Wegebauten, namentlich im gothaischen und weimarisch-eisenachischen Anteil, geschehen.

Bietet so der Zug des Hauptkammes wenig Abwechselung, da kaum Thäler ihn durchbrechen, und wird eben hierdurch die sinnende Phantasie mächtig angeregt, so ist hinwiederum der Gegensatz zu den lieblichen und doch malerischen Hügelthälern der Gera und Ilm, der Hörsel und Schwarza, Saale und Unstrut um so größer. Die mittleren Gebiete Thüringens geben freilich nur die lachende, aber auch einförmige Ansicht einer reichen Ernte; aber in solchen „goldenen Auen“ ist es doch behäbig und gemütlich zu wohnen, und das Herz wird ganz anders erfreut, als durch den märkischen Sand und die pommerschen Triften des Preußenlandes. Steigen doch nicht bloß auf jeder Bergkuppe, sondern selbst im Innern der Ebene Burgruinen (die drei Gleichen) auf, an die reiche Geschichte erinnernd und den Quell der Sage lebendig erhaltend. Thüringen hat auch das mit Schwaben gemein, daß es sagenreich ist. So tritt uns auch auf vielen Wegen die ehrwürdige Gestalt Winfrieds (Bonifazius) entgegen, dessen Glaubensthaten die heilige Legende bewahrt. Bei Georgenthal, einer der lieblichsten Pforten der Thüringer Waldes, oberhalb der von ehrwürdigen Linden umschatteten Immanuelskirche des Dörfchens Altenbergen, glänzt aus dunkeln Tannen weiß und hell der sogenannte „Kandelaber“ hervor, die 10 m hohe Winfrieds-

Schwarzburg in Thüringen.

Digitized by Google

säule in Form eines Leuchters, auf welchem drei goldene Flammenzungen lodern (hindeutend auf die drei kirchlichen Bekenntnisse der abendländischen Christenheit). Sie steht an der Stelle, wo früher eine sehr alte christliche Kirche, angeblich die erste in Thüringen, von Bonifazius erbaut, gestanden hat. Um die hehren Gestalten der alten Landgrafen hat die Sage auch ihren Nimbus gebreitet, sie hat dem alten Kaiser Friedrich Barbarossa, als Volkshelden in Vergangenheit und Zukunft, den geheimnisvollen Palast im Kyffhäuser gebaut, sie hat dem Sängerkrieg die Wartburg erschlossen, der frommen Elisabeth den Scheitel mit unvergänglichen Rosen bekränzt und auch das Andenken Luthers auf Weg und Steg mit inniger Treue erhalten. Hier sehen wir den Hörselberg wie einen ungeheuren Sarg sich erheben; um denselben wandelt der getreue Eckart, jedermann warnend; drinnen aber sitzt der Tannhäuser bei der Venus, den schönen Frauen und all den Heidengöttern, die darin gebannt sind. Die „drei Gleichen" erzählen die Geschichte von der Doppelehe des Grafen, den die Liebe der Sarazenenjungfrau aus Ketten und Banden befreite. Jedes Dorf, jede Höhle, jeder Denkstein, mancher Baum sogar hat seine Sage, die bald eigentümlichen Wuchses, bald aus einem allgemein gültigen deutschen Samenkorn aufgegangen ist.*)

Volksfeste.

Die Haupttummelplätze volksfestlichen Lebens in Thüringen sind Jahrmärkte, Vogelschießen und Kirmsen. Von den Jahrmärkten sind besonders die zu Günstedt und auf der Eselswiese bei Querfurt bemerkenswert; der erstere knüpft sich an einen weiland Ablaß, den die Mönche aus Erfurt und Griesstadt in der Woche vor Himmelfahrt den zu einem Christusbilde Wallfahrenden erteilten; der letztere gleichfalls an einen Ablaß, der seinen Ursprung auf einen Esel zurückführt, und zwar auf einen prophetischen, den des heiligen Bruno, der auf der Stelle, wo später eine Kapelle als Ablaßstätte erbaut wurde, des Heiligen Märtyrertum voraussagte.

Will man den Thüringer Bürger in seiner vollen Freudigkeit sehen, so ist dazu die Zeit des Scheiben- und Vogelschießens (einer uralten echtdeutschen Bürgerlust) die beste; da schallt Musik, da knallen die Böller, da sieht man die stattlichen Aufzüge der Schützengesellschaften mit Fahnen und Prunkscheiben, da prangt der Reichsadler auf hoher Stange weit ab vom freundlichen Schützenhause; vor dem letzteren aber (auf dem saftigen Wiesengrün lodern die Feuer, an denen gekocht und gebraten wird) zapft man das schäumende Bier, gehen die Bürger mit lieben Gästen einher zwischen all den bunten Schaubuden und mancherlei Glücksspielen; es ist ein Leben und Gewimmel aller Stände in der Freiheit und Gleichheit der Lust.

Die Kirmsen (Kirmes, Kirchweihe) sind des Landvolks tüchtigstes

*) Vergl. E. Duller a. a. O. Bechstein, Thüringen in der Gegenwart.

Behagen. Da bilden die lustigsten Burschen eine eigene Brüderschaft mit gemeinschaftlicher Kasse, dingen für die Dauer der Kirmse (drei bis vier Tage) Musikanten und mieten einen Tanzsaal. Zu Pfingsten pflanzt man Maien (Birken), die mit Kranz und bunten Bändern geschmückt werden. Außerdem ist der „Anger" mit der Dorflinde, der meist ummauerte Gemeindeversammlungsort, nach altem deutschen Brauch der Platz dieser ländlichen Festlust. Mit aller Feierlichkeit wird der Kirchweihmorgen von den Musikanten angeblasen, dann ziehen die Kirmesburschen paarweise unter Vorantritt der Musik zur Kirmespredigt nach der Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes geht es unter die Linde oder ins Wirtshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeister", welche die Kasse führen, sowohl für Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für Beschaffung der Bedürfnisse und möglichste Regelung des Tanzes sorgen. Einer von ihnen, mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackierte Bierkanne (thüringisch „Schleifkanne", hennebergisch „Rätze"). Bei den Gutsbesitzern, Pachtern, Pfarrern, Förstern folgt auf das Festessen, wobei es an Kuchen nicht fehlt, zunächst der Kaffee, und dann Spiel und Scherz; ein Lieblingsspiel der jungen Welt heißt der „Kirmsenbauer".

An manchen Orten durchzieht das Landvolk gleich nach der Kirche das ganze Dorf mit Musik, festlich geputzt mit Bändern und Blumen. Die Kirmesburschen tragen ein auf die Achsel gestecktes buntseidenes Tuch, das sie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachsene Töchter sind, die zu den Kirmsejungfern gehören, wird Kuchen zum Fest gesteuert, den man auf einem Schubkarren voraus und zum Gelage fährt. Auch ziehen wohl die Kirmseburschen und Mädchen in die Häuser der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen.

An vielen Orten ist noch der Hahnenschlag üblich, ferner der Bärentanz, wobei der den Bären Vorstellende in Gerstenstroh gebunden wird und teils Gaben, teils Scherzprügel bekommt; ferner Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge zu befreundeten Nachbarn. Zum Überflusse laufen noch hin und wieder Bursche wie Mädchen nach Tüchern und anderen Gegenständen; die besten Renner haben den Vorantritt bei allen Kirmsefeierlichkeiten. Doch sind alle diese Lustbarkeiten jetzt vorzugsweise bei Hochzeitsfesten üblich.

Hausindustrie in Thüringen.*)

Ein gewisser Zauber, etwas Anmutiges, Anheimelndes, lauschig Idyllisches, Biedertreues und Derbes verbindet sich für uns mit dem Klange Thüringerland und Thüringerwaldgebirge. Doch wo viel Licht, ist starker Schatten. Tritt mit mir ein in die kleinen Häuser des landschaftlich so

*) Quelle: Mitteilungen der geograph. Gesellschaft zu Jena, Bd. IV. Jena 1885.

schön gelegenen Ruhla oder dessen Umgebung, in die Hütten der am Nordostabhange der Rhön gelegenen Dörfer des Eisenacher, ferner auch in die des Meininger Oberlandes, und du wirst finden, daß teilweise ein schwerer Druck auf den Leuten lastet, die ein so schönes Stück Erde ihre Heimat nennen. Gerade so wie im sächsischen Erzgebirge, im Schwarzwald, im französischen Jura u. a. die starke Bevölkerung in der Ausbeutung der mineralischen Reichtümer, in der Nutzung der Bergweiden, in der Bearbeitung der dünnen Humusschichte, in der Waldindustrie nicht ausreichende Nahrung finden, liegt die Sache auch im Thüringer Walde. Daher suchte man von jeher Industrie in die Walddörfer zu ziehen, und Sonneberg mit seinen Spielwaren, Koburg-Lichtenfels mit seinen Korbflechtereien, Neustadt am Rennsteig mit seinen Zündhölzchenfabriken, Bürgel mit seiner Töpferei, namentlich aber auch die Gegend von Ruhla und das Eisenacher Oberland an der Rhön sind hierfür sprechende Beweise.

Wir wenden unseren Blick zuerst Ruhla und Umgegend, sodann dem Eisenacher und endlich dem Meininger Oberlande zu. Schon am Anfang des 15. Jahrhunderts war in Ruhla die Innung der Messerschmiede in bedeutendem Ansehen. An Arbeitsteilung wurde damals freilich noch nicht gedacht; denn jeder Meister schmiedete, beschalte und vertrieb seine Ware selbst. Doch anfangs des 17. Jahrhunderts war die Teilung vollzogen; werden doch „Messerschmiede“ und „Messerbeschaler“ als gesonderte Zünfte aufgeführt, und gelangt doch auch der Vertrieb in die Hände ortsansässiger Händler. Der Wettbewerb der westfälischen Messerschmiedereien und die Abhängigkeit, in welche die Händler viele Meister zu bringen wußten, bewirkten einen Niedergang des Geschäfts und die Auswanderung eines Teiles der Messerschmiede nach Brandenburg, wo Friedrich der Große reichlichere Arbeit und Löhnung in Aussicht stellte. Kein Wunder! Lesen wir doch in einer Dienstanweisung an die zur Beaufsichtigung des Geschäfts angestellten herzoglichen Beamten von 1751: „Es hat sich des öfteren ereignet, daß die „Verleger“ (Händler) denen armen Fabrikanten die Messer nur mit $^{1}/_{3}$ an barem Gelde und mit $^{2}/_{3}$ an allerhand Waren bezahlet, wobei noch als das Unverantwortlichste ist, daß letztere zu einem solchen enormen Preise angerechnet werden, daß dabei notwendig ein Erkleckliches verloren werden müssen.“ Weder das neue, von den beteiligten Regierungen 1751 gegebene Innungsstatut, noch die Überwachung durch herzogliche Beamte vermochten den Niedergang aufzuhalten; die Messerverleger brachten die Handwerker nur in größere Abhängigkeit, richteten selbständig Fabriken ein, drückten die Preise derartig, daß nur Schleuderware geliefert wurde und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts die Wiederbelebungsversuche an der Messerschmiederei als gescheitert fallen gelassen wurden.

Die nicht Auswandernden wandten sich einem neuen Erwerbszweige zu, dem Beschlagen der Pfeifen. In großen Massen wurden die rohen Pfeifen bezogen und mit Messingbeschlägen versehen; gegen 200 Beschläger

zählte man in Ruhla und Umgegend Ende des vorigen Jahrhunderts. Doch leider stellten sich sehr bald dieselben Blutsauger ein, wie wir sie bei der Messerschmiederei kennen lernten. Die Verleger bezahlen nur in Material- und Schnittwaren, die sie über 50% höher berechnen als sonst üblich, liefern das Rohmaterial, als Messing, Draht, Borax, Zink, in viel größeren Posten, als es der Handwerker braucht, nehmen den Überschuß zu vermindertem Preise zurück und bestimmen teilweise sogar den Geldkurs ganz nach Willkür. Lange mußten die armen Beschläger diese kaufmännische Zwingherrschaft ertragen trotz strenger Strafandrohungen seitens der Regierungsbehörden, bis sie endlich in den siebziger Jahren durch einen Streik Freiheit bezüglich des Einkaufes der Rohstoffe und Ablösung des Zwanges der Warenabnahme durchsetzten.

Während der Pfeifenbeschlag fast ausschließlich Hausbeschäftigung ist, liegt die Sache bei der Meerschaumindustrie wesentlich anders. Sie ist mit Fabrikbetrieb verbunden, und auf 30—50 Fabrikarbeiter kommen nur 8—20 Hausarbeiter. Es hängt dies mit zwei Umständen zusammen; zunächst ist der echte, aus Kleinasien über Wien bezogene Meerschaum-Rohstoff so teuer, daß nur die Beschaffung in größeren Massen lohnt, und weiter ist der unechte nur durch Schlemmung und Eindämpfung aus den Abfällen des ersteren zu gewinnen, so daß nur Fabrikbetrieb, Gewinnung großer Massen lohnend sein kann.

Als die Hauptindustrie Ruhlas muß aber der Handel mit Pfeifenwaren bezeichnet werden, der seit der Gründung des deutschen Zollvereins, mit dem Wegfall der Binnenzölle (1. Januar 1834) einen kräftigen Aufschwung nahm. Die Ausfuhr des Jahres 1820 bewertete sich auf 711600 Mark, die der 60er Jahre auf 5700000 Mark. Unter Pfeifenwaren sind nicht bloß fertige Pfeifen und Zigarrenspitzen, sondern auch Pfeifenteile zu verstehen, als Köpfe mit und ohne Beschläge, Schläuche, Ketten, Schnüre, die in Millionen von Dutzenden durch einige 40 Häuser — reine Verleger oder solche, die zugleich eigene Fabrik besitzen — vertrieben werden. Das Hauptgeschäft wurde früher auf der Leipziger Ostermesse, später durch Reisende gemacht. Leider ist auch bei diesem Geschäft die Herabsetzung der Preise das beliebteste Mittel, um konkurrenzfähig zu bleiben. Diese Praxis übt naturgemäß einen Rückschlag auf die Löhne der Arbeiter. Wir lesen zu unserem Erstaunen, daß selbst der geschickteste derselben bei angestrengtestem Fleiße über einen Wochenlohn von 12 Mark nicht hinauskommt, und daß trotz aller Sauberkeit im äußeren Anstrich des Örtchens und in den Wohnungen doch das Elend öfter anklopfe an die Thüren. Wohl mancher, der im bequemen Lehnstuhl den entschwindenden Dampfwölkchen seiner Pfeife nachschaut, weiß nicht, wie kümmerlich die Lage der armen Verfertiger seines Rauchapparates ist, jener zahlreichen Drechsler und Schnitzer in Holz und Horn, die Rohre, Mundstücke, Schläuche, Holzköpfe, Zigarrenspitzen fertigen, jener Beschläger und Maler, die die

Pfeife rüsten oder den Porzellankopf mit Farbenschmuck versehen. Die geschicktesten Kopfschneider oder Meerschaumbildhauer verdienen bei angestrengtester Arbeit 12 Mark, die Beschläger bei 16—17 Stunden täglicher Arbeitszeit 10—12 Mark, die Versilberer bei 15—16 Stunden täglicher Arbeit 13—14 Mark, die Maler 13 Mark, die Drechsler etwa 12 Mark Wochenlohn. Ja, wenn des Gewährsmannes Beispiel aus dem Dorfe Seebach, wo ein Drechsler für 144 Stück kleine Wachholderpfeifchen samt Rohr 90 Pfennige, sage neunzig Pfennige, verdiente, nicht aus der Luft gegriffen ist, so sind dies allerdings Hungerlöhne.

Doch folge mir, lieber Leser, auch in die Dörfer des Eisenacher Oberlandes, jenen Siedelungen am Nordostabfall der Rhön im Thal der Werra, Felda und Ulster, sowie auf den zwischen diesen Flußadern befindlichen Höhenzügen. Jene Gegend gilt als der „schrecklichste der Schrecken", wenn solcher Bezeichnung auch eine gewisse Übertreibung nicht abzusprechen ist, sofern man sie auf alle 81 Ortschaften des Bezirks anwendet, während sie nur auf einige paßt. Denn Thatsache ist, daß in manchen derselben, besonders den in den Thälern gelegenen, ein bemittelter Bauernstand vorhanden, daß in einigen Anlagen nicht erhoben zu werden brauchen, daß die Sparkassen einzelner beträchtliche Kapitalien verwalten, daß die Basalt-, Kork-, Holz-, Bürsten- und Webindustrie in den größeren Orten ein leidliches, wenn auch nach unseren Ansprüchen kärgliches Brot gewähren; daß freilich ebenso Gemeinden zu finden, wo die geringen Erträge der dürftigen Äcker, wo Bodenzersplitterung, Verschuldung, Wucher und Branntweingenuß ein recht trauriges Bild vor unserem Auge entstehen lassen. Unsere Aufmerksamkeit gilt auch hier nur der Hausindustrie in diesen Gebieten, und da wäre besonders auf die Holzschnitzerei und Korkindustrie zu achten. Die erstere hat nur eine sehr beschränkte Ausdehnung, sofern sie in der Hauptsache an die Dörfer Dermbach und Empfertshausen gebunden ist, woselbst sich im Jahre 1882 von den 105 überhaupt Holzschnitzerei treibenden Familien 52 bezw. 40 befanden. In Empfertshausen ist fast jedermann Schnitzer; die Erzeugnisse, meist Pfeifenköpfe, wandern an die Händler in Ruhla, Eisenach und Waltershausen und stellen einen Wert von 20—25000 Mark jährlich dar. Die Regierung suchte durch Gründung einer Zeichen- und Modellierschule in Empfertshausen die Güte der Leistungen zu erhöhen und veranlaßte auch die Überwachung der Arbeitsstätten durch den betreffenden Zeichenlehrer, um leicht einreißenden Flüchtigkeiten der Schnitzer vorzubeugen. Die Bevölkerung bringt dieser wohlgemeinten Einrichtung das verdiente Interesse entgegen, sofern die Zahl der die Schule benutzenden jungen Leute fast kein Jahr unter zwanzig ist. Es hat dies etwas zu sagen, wenn man erwägt, daß der Schulbesuch zunächst den Verdienst schmälert. Die Schnitzerei würde jedenfalls bessere Erträgnisse auch dann ergeben, wenn das Rohmaterial, das Holz, in den benachbarten Forsten in der erforderlichen Güte ausreichend vorhanden

wäre. Der Wochenlohn beträgt bei 16—18 Stunden täglicher Arbeitszeit der ganzen Familie 18, 12, 5—9 Mark, je nachdem die Arbeit sehr gut, mittelmäßig oder gering ist.

In den fünfziger Jahren fand in Dermbach und den umliegenden Orten die Korkindustrie Eingang. Drei große Verlagsgeschäfte in Dermbach bezogen in Schiffsladungen die Korkeiche aus Spanien und verteilten sie zentnerweise an die einzelnen Haushaltungen, wo nun durch Schneiden mit der Hand die Korke gefertigt werden, die dem Verleger zuzuführen sind. Derselbe weiß, wieviel Stück Pfropfen aus einem Zentner Rohmaterial zu erwarten sind. Der Wochenlohn des Arbeiters stellt sich auf 5—8 Mark. Die Industrie verarbeitete 1884 an Rohmaterial 159813 kg und versandte 54209000 Stück Pfropfen. Die Einführung eines Zolles von 30 Mark auf 100 kg fertige Korke übte auf unsere Gegend eine güngstige Wirkung aus, die freilich dadurch beeinträchtigt wurde, daß den spanischen Korken nur 10 Mark Zoll aufgebürdet worden, und daß unserem Einfuhrzoll auf fertige Ware ein solcher auf das Rohmaterial seitens der ausführenden Länder entgegengestellt wurde. Erfolg wäre auch jenen Bemühungen der Korkfabrikanten zu wünschen gewesen, welche die Brunnenverwaltungen der großen deutschen Mineralquellen veranlassen wollten, ihren Bedarf bei deutschen Firmen zu entnehmen. Ob unsere wackeren Thüringer mit ihrem Hauptartikel, den gewöhnlichen Bierkorken, den spanischen Wettbewerb immer aushalten werden, ist ungewiß, weil bei diesem Artikel ein Abfall von 60% zu verzeichnen ist, der bei Bezug von Rohmaterial selbstverständlich mit in Rechnung kommt. Wollte man sich aber auf Herstellung feinerer Sorten werfen, so ist ohne Maschine nichts zu erzielen, und die Hausindustrie wäre bankrott.

Treten wir endlich ein in den Bezirk des Meininger Oberlandes; nicht der Spiel- und Holzwarenindustrie in und um Sonneberg gilt unsere Aufmerksamkeit, obwohl sie mit der Nürnbergs getrost den Wettkampf aufnimmt; giebt es doch in Sonneberg Musterzimmer mit 12—18000 Mustern und Reisende, die in ihren Musterbriefen 3—4000 Photographieen mit sich führen. Wir wollen uns vielmehr die Schiefergriffel- und -Tafelindustrie näher ansehen.*)

Das Meininger Oberland ist das Eldorado der Kinderwelt; aus Holz und Glas, Papiermaché und Porzellan, Marmor und unedlem Gestein sendet es tausend niedliche Sächelchen in Hütten und Paläste, freilich auch die ersten Peiniger der Schulpflichtigwerdenden: Tafel und Griffel. Die Tafel- und Griffelindustrie im Oberlande ist bodenständig und teilweise älter als die Spielwarenbereitung; sie hat aber gegenwärtig ihren Mittelpunkt von Sonneberg mehr nach dem schieferreichen Bezirk Gräfenthal-Lehesten verlegt. In einem freundlichen Thale liegt das Dörfchen Steinach; Sohle

*) Quelle: Dr. E. Sax, Die Hausindustrie in Thüringen. I. Teil. Jena, Fischer 1882.

und Gelände sind mit äußerlich schmucken Häuschen überdeckt; ein heiterer Friede lagert über dem Örtchen, wo Schachtel- und Griffelmacher ihren Hauptsitz haben. Eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt liegt der schieferige Fellberg, dessen Brüche die ältesten und ergiebigsten sind; nicht jeder Schiefer eignet sich zu Griffeln, nur der leicht spältige und nicht zu harte, wie ihn eben das Meininger Oberland besitzt. Er wird nicht bergmännisch gewonnen, sondern der Fiskus überläßt die Brüche Kompanieen von Griffelmachern, die ohne Technik, ohne Kapital und Plan den Abbau vornehmen. Die Griffelarbeiter brechen in der Regel nur den täglichen Bedarf, der in Lose geteilt und sofort verlost wird. Die Aufbewahrung des Steines, der weder „Luft noch Licht“, d. h. keinen Wind und keine Sonne verträgt, weil er sonst spröde und zur Verarbeitung untauglich wird, erfolgt in Gruben, Kellern, Erdlöchern. Während früher die Bearbeitung fast nur im Hause geschah, bemerkt man jetzt in den meisten Brüchen Holzhütten, Schuppen, wo die ganze Familie den Tag über wohnt, die Griffel sägt und stößt, weil die Hauswirte, trotz des ansehnlichen Mietzinses, die unsaubere Arbeit nicht im Hause dulden wollen. Doch ist das nicht überall der Fall. Der Schiefer wird in der Richtung, in welcher er schlecht spaltet, zersägt. Die so gewonnenen Platten von der Dicke eines Schieferstiftes legt man auf die Kante des Spaltstocks und tippt mit dem Spalthammer darauf, so fällt der Rohgriffel zu Boden. Die Rundung des Rohgriffels geschah früher durch Schaben, jetzt mit Maschine; der Stift wird auf ein scharfkantiges Eisen mit runder Öffnung aufgelegt und durch einen Druck hindurchgetrieben. Dem Vater fällt außer der Brucharbeit das Behauen, Sägen und Spalten des Steines in Rohgriffel zu, während das Runden, Sortieren, Papieren und Malen der Frau und den Kindern überlassen wird, die den fürchterlichen Staub von klein auf mit dem Vater teilen. Selten wird daher ein Griffelarbeiter über 40—50 Jahre alt. Die Wochenleistung einer Familie beträgt 12—15000 Stück Griffel; der Preis des 1000 schwankte fortwährend zwischen 20 und 30 Kr.,*) weil die Zwischenhändler die Griffel zu Spottpreisen aufkauften, besonders zur Zeit von Geschäftsstockungen, und dem armen Griffelarbeiter schlechte Waren zu ungeheuerlichem Preise dafür aufzwangen. Nur genossenschaftliche Selbsthilfe hat die Leute aus dem schrecklichsten Helotentume zeitweilig befreit; als nämlich 1869 die Griffelpreise wieder einmal auf 18—20 Kr. das Tausend herabsanken, bildeten sich vier Genossenschaften in Steinach, Haselbach, Haasenthal und Spechtsbrunn mit dem Vorort Steinach; der Zweck derselben war, die Preise der Griffel zu vereinbaren und nur zu diesen abzugeben; Preisschinder wurden in Verruf erklärt, Notleidende aus Vereinsmitteln unterstützt. Die Hauptabsicht aber, die Griffelpreise langsam in angemessener Weise zu erhöhen, ist erreicht worden, wenigstens auf die Zeit

---

*) 1 fl = 60 kr.

von 1873—1878, sofern für das Tausend 2 Mark bezahlt wurden. Da aber kam neues Unglück; denn der keineswegs hohe Erlös reizte viele Private, ihren Grund und Boden nach Griffelschiefer zu durchwühlen, und ein Privatbruch that sich neben dem andern auf, in 9 Jahren (1872—1880) nicht weniger als 31 mit 233 neuen Griffelarbeitern gegen 311 Genossenschafter. Die Folgen spüren die armen Leute nur allzudeutlich; denn mögen sie heute an die Kaufleute, Zwischenhändler oder die Genossenschaft liefern, über 85 bis 90 Pf. kommt das Tausend nicht hinaus.

Wie Griffel und Schiefertafel zusammengehören, so finden wir in dem genannten Waldbezirk neben dem Griffel- den Tafelschiefer, neben Griffelmachern die Tafelmacher. Sie verwenden nicht bloß einheimisches, sondern auch fremdes Rohmaterial aus den angrenzenden bayerischen und reußischen Bezirken, ja aus Frankreich und der Schweiz, weil die einheimischen Brüche das Rohmaterial nicht in genügender Menge lieferten; es kommt dies Zurückgehen in der Lieferung des Rohmaterials im Heimatlande einfach daher, daß sich die Nachfrage nach schabloniertem Dachschiefer steigerte und dieser eine bessere Verwertung des Bruchs ermöglicht als der viel peinlicher zu behandelnde Tafelschiefer. Die Einfuhr fremden Schiefers hat die Schiefertafelindustrie über Gegenden verbreitet, die früher nicht daran dachten, jetzt aber zufolge günstiger Lage an der Eisenbahn das fremde Rohmaterial bequem beziehen können, und Holz zur Herstellung der Rahmen findet sich ja überall. Treten wir ein in die Hütte eines Tafelmachers, um seine Arbeit, aber auch seine ganze Lage kennen zu lernen. Wir wählen einen der besseren in Gräfenthal und finden ihn in einem hölzernen Anbau, der Schabhütte, wohin er sich gesetzt hat, um mehr „in der Luft" zu sein. Neben seinem Bretterhaus liegt der Schweinestall und der Misthaufen. In diesem engen, staubigen, stinkenden Raume sitzt er, in Lumpen gehüllt, verfallen am Körper, schabt mit dem Meisel die Schieferplatten, um ihnen die nötige Glätte zu geben und atmet den auffliegenden Staub aus erster Hand ein. So schafft er 4—5 Tage der Woche, jeden Tag 18 Stunden; die übrige Zeit braucht er, um die Rahmen zu bilden. Während die Frau die grob zugeschnittenen Tafeln aus seiner Hand empfängt, um sie unter stetem Anfeuchten mit Sandstein glatt und blank zu reiben, schnitzt das Mädchen die Rahmen schockweise zurecht und trocknet sie auf dem Trockenrahmen. Der Vater setzt den Hobel an und fügt die Nuten ein. So mögen wöchentlich 6 Schock Tafeln fertig werden, für die man 18—20 Mark erhält; da der Tafelmacher nun für das Schock Schweizerschiefer Nr. 4 zu zahlen hat 2,40 Mark, außerdem auch Auslagen für das Rahmenholz erwachsen, sofern er es nicht stiehlt, so mag sich sein Wochenlohn auf 3,60—5,60 Mark stellen. Glücklich, wenn er diese vom Händler bar und nicht zum Teil in Waren ausgezahlt erhält; denn auch sein Geschäft leidet unter der Ausbeutung durch Zwischenhändler.

2. Der Spessart.*)

Die ältesten Berichte über die Geographie Innerdeutschlands machen uns nicht mit einem einzelnen Teile des deutschen Mittelgebirges bekannt, sondern fassen die Glieder desselben unter dem Namen des Hercynischen Waldes zusammen. In unserem größten Volksepos wird der Spessart als selbständiges Einzelgebirge erwähnt, und zugleich zeigt sich sein Name daselbst in einer Form, die über seinen Ursprung kaum einen Zweifel übrig läßt. In der 16. Aventiure des Nibelungenliedes hören wir den auf die Ermordung Siegfrieds sinnenden Hagen von Tronje, der bei der Jagd im Odenwald den Wein absichtlich vergessen, sich entschuldigen mit folgenden Worten:

„vil lieber herre mîn,
ich wânde daz diz pirsen hiute solde sîn
dâ zem Spehtsharte; den wîn den sande ich dar.“

Dieser Spechtwald ist fast auf allen Seiten durch Flüsse begrenzt. Die südliche Hauptmasse desselben ist hineingeschoben in das Viereck, welches der Main zwischen Gemünden und Hanau umschreibt, während der nördliche Teil in das Dreieck eingebettet ist, welches Sinn und Kinzig bilden, und dessen Spitze im Norden liegt. Man zerlegt das im Mittel 400 m hohe Gebirge, welches im Geiersberg (617 m) die höchste Höhe erreicht, gewöhnlich in drei Teile: in den Vorspessart, welcher den äußeren längs des Mains hinlaufenden Saum bildet, wiewohl man den Namen vorzugsweise nur auf den westlichen Teil anwendet; ferner in den Hochspessart, den steileren, rauheren, dicht bewaldeten östlichen Teil, und endlich in den Hinterspessart, mehr die nördlichen, nach der Kinzig und Kahl sich senkenden Plateaumassen bezeichnend. Die Hauptwasserscheide verläuft südnördlich, beginnt Mildenberg gegenüber mit dem Engelsberg und zieht über den Geiersberg nordwärts. Sie war lange Zeit zugleich politische Grenzscheide zwischen den östlich davon gelegenen würzburgischen und den westlich davon sich ausbreitenden kurmainzischen Besitzungen. Ferner lief auf dieser Wasserscheide in der Römerzeit die via asinina, eine Heerstraße hin, welcher der wasserscheidende Rücken noch heute die Bezeichnung Eselshöhe verdankt; eine zweite, viel wichtigere Römerstraße führte von Hanau nach Gemünden.

Der Spessart ist geologisch ein Glied jener rechtsrheinischen Kette, zu welcher auch Schwarz- und Odenwald zählen. Denn obwohl er durch das Durchbruchsthal des Mains von den südlichen Nachbarn getrennt ist und vor allem als ein Bau aus Buntsandstein erscheint, so fehlt doch auch ihm ebensowenig als dem Oden- und Schwarzwald der granitne Kern. Im

*) Deutsche geogr. Blätter. Heft 1. IV. Jahrg. 1881 u. a. Quellen.

westlichen Teile sind die Schichten des Buntsandsteins zuweilen von Basalt durchsetzt. Von jüngeren Ablagerungen wären die Schichten mit dürftigen Andeutungen von Braunkohlenflözen (bei Erlenbach und Aschaffenburg), die bis 15 m mächtigen Lager feuerbeständiger Thone (in und bei Aschaffenburg, Klingenberg), die braunen, lehmigen Schichten des Löß von ausgezeichneter Fruchtbarkeit (besonders zwischen Wallstadt und Kleinostheim), die Torfmoore des Lindigbruchs bei Dettingen und die von Stockstadt, zu erwähnen. Die Pflanzenerde ist im ganzen Gebiete des Spessarts vorherrschend Sandboden, im Vorspessart reichlich mit Humus vermengt, im Hochspessart meist magrer, thonarmer, fast kalkleerer Quarzsand, aber durch beigemengte Feldspatteilchen und ziemliche Mächtigkeit imstande, herrliche Forsten zu tragen. Die Flußthäler sind eng und meist tief eingeschnitten; in ihnen eilen Bäche nach Osten, Süden und Westen zum Main; doch sind sie mit einer einzigen Ausnahme nicht geeignet zum Holzflößen.

Daß der Spessart in der vorchristlichen Zeit bevölkert gewesen, ist nicht erwiesen; denn die im Volksmunde übliche Bezeichnung „Allvaterbaum“ für eine Eiche im Frammersbacher Forstrevier würde eher das Gegenteil beweisen; es würde darin mehr eine Hindeutung liegen auf jene Zeit, wo die Bewohner Asenheims allmählich aus der Erinnerung schwanden, so daß man Donars Baum dem Wodan weihte. Erst als der heilige Kilian seine Missionsthätigkeit begann im 8. Jahrhundert, folgten Klöster seiner Spur am Main im Vorspessart. Die frommen Väter suchten eine ihrer Hauptaufgaben im Landbau. Und je mehr sich der Vorspessart mit Ansiedelungen bedeckte, um so mehr mußte man hinaufrücken in die rauheren, anfangs nur als Jagdgebiet benutzten Regionen des Hochspessarts. Sicher ist, daß im 14. und 15. Jahrhundert Hessen von den Ufern der Fulda in diese Teile des Spessarts eindrangen und im 16. Jahrhundert Einwanderer aus Böhmen und Tirol sich hinzugesellten, um Glas zu blasen und Kohlen zu brennen. So kommt es, daß die meisten Orte im Hochspessart ursprünglich Glashütten gewesen, wo besonders Glasknöpfe gefertigt wurden. Während diese Hütten ursprünglich nomadischen Charakter trugen, wurden sie später stehend, und um sie herum lagerten sich Ortschaften. Diese Anlehnung geht zum Teil aus den Namen der Dörfer hervor: Heinrichshütte, Ruppertshütte, Knopfhütte 2c. Die Anlage der Ortschaften hat sich den örtlichen Umständen anbequemen müssen. Entweder bilden die Häuser in doppelter Reihe an beiden Seiten des schmalen Thales eine lange Gasse, oder sie stehen in einer Thalerweiterung, einer Thalmulde zusammengehäuft.

Wenn man das Innere einer Spessartwohnung betritt, so wird man auch in der Gegenwart noch erinnert an jene Schilderung, welche Simplicissimus, der Sohn des Spessart, von der Wohnung seines Knan (Vaters) in bitterer Ironie entwirft*): „Mein Knan hatte einen eigenen Palast; er

*) I. Buch, Kap. 1.

war mit Laimen (Lehm) gemalet und anstatt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies und roten Kupfers mit Stroh gedeckt, darauf das edel Getreid wächst. Und damit mein Knan mit seinem Adel und Reichtum recht prangen möchte, ließ er die Mauer um sein Schloß aus Eichenholz aufführen. Seine Zimmer, Säl und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erschwärzen lassen; nur darum, dieweil dies die beständigste Farbe von der Welt ist und dergleichen Gemälde bis zu seiner Perfektion mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Maler zu seinen trefflichsten Kunststücken erheischet. Die Tapezierereien waren das zärteste Geweb auf dem ganzen Erdboden (nämlich Spinnengewebe); seine Fenster waren keiner andern Ursach halber dem Sant Nit-glas gewidmet, als dieweil er wußte, daß ein solches Fenster von Hanf oder Flachs viel mehr Zeit und Arbeit kostet, als das beste Glas von Muran. Anstatt der Pagen, Lakaien und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu. Die Rüst- und Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Äxten, Hauen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übte. Denn Hacken und Roden war seine disciplina militaris; Ochsenanspannen sein hauptmannschaftliches Kommando, Mistausführen sein Fortifikationswesen, Ackern sein Feldzug, Holzhacken sein tägliches Exerzitium, Stallausmisten seine Kurzweil."

Auch heute noch machen die Wohnungen im Hochspessart einen traurigen Eindruck. Nur selten läuft an der Langseite des Hauses ein Gärtchen hin, viel häufiger die Mistlache. Die Hütten bestehen aus übereinander geschichteten Balkenvierecken, die Fugen sind mit Lehm verschmiert. Die Rückwand der einstöckigen Häuser ist an den Berg gelehnt, daher sehr feucht. Der Keller ist zufolge des Felsenuntergrundes ein oberirdischer, der das Erfrieren der Kartoffeln begünstigt. Auf einigen Steinstufen gelangt man zu der über dem Keller liegenden Wohnung. Das Schwarz ist die überwiegende Farbe im Innern und Äußern und bei dem Mangel ordentlicher Schornsteine kein Wunder. Gewöhnlich besteht ein solches Wohnhaus aus zwei Kammern und der zugleich als Tenne benutzten Küche. Die Fenster sind nicht selten mit Papier verklebt; die Dielen fehlen oft. Der riesige Ofen, die Wandbank, der Tisch und ein sogenanntes Bett bilden den Hausrat, Heiligenbilder und Photographieen solcher Angehörigen, die ein Stück Welt gesehen, den Zimmerschmuck. Wenn man nun erwägt, daß in solchen niedrigen, schmutzigen Kammern nicht bloß eine, sondern oft mehrere Familien in einer dem Fremden unerträglichen Hitze Tag und Nacht zusammengepfercht sind; daß man die winzigen Fenster nur aus Neugierde, nicht aus Gesundheitsrücksichten öffnet; daß man — durch die Ofenglut halb geröstet — nur leicht bedeckt in den Hofraum geht und sich hier beschäftigt; daß die Nahrung bei aller schweren Arbeit auf Kartoffeln, rahmlose Milch, Brot (aus Kartoffeln, Heidemehl und Hafer), auf Brot- und Bohnensuppe, auf sogenannten Kaffee (aus Cichorie und gebranntem Korn), auf elenden

Fusel beschränkt ist: so hat das ärmliche, dürftige Aussehen, das frühe Verblühen des Hochspessarters nichts Auffallendes. Viel günstiger sind in dieser Hinsicht die Bewohner des Vorspessarts gestellt zufolge der besseren Nahrungsquellen. Der Spechtwäldler trägt keine eigentliche Nationaltracht; höchstens der grüne Kittel erinnert an die Zeit gleicher, einfacher Kleidung und bekundet vielleicht unabsichtlich die Anhänglichkeit an den Wald. Die alte Spessarttracht, nämlich der bis an den Hals zugeknöpfte Oberrock, die kurzen, ledernen Beinkleider mit Strümpfen und Schuhen, ist geschwunden. Man begnügt sich jetzt Sommer und Winter mit Barchenthosen oder solchen von Leinwand. Die meisten Spessarterinnen haben ebenfalls die ortsübliche, eigentümliche Kleidung aufgegeben; nur die Haartracht haben sie beibehalten. Das Haar wird nämlich nach hinten glatt gekämmt, dann zurückgeschlagen und auf dem Wirbel in einen Knoten befestigt, der meist mit einem Häubchen bedeckt ist. Zu Festlichkeiten bieten dem Spessarter mehr nur Familienereignisse Anlaß, so Hochzeiten und Kindtaufen; einzig die Kirchweih ist ein Freudenfest von größerem Umfang. Das Familienleben entbehrt nicht der Innigkeit; friedliebend teilt der Vater Arbeit und Genuß mit Weib und Kind, erntet Teilnahme und treue Anhänglichkeit für die Beschwerden des Lebens. Das enge Beisammenwohnen mehrerer, oft nicht einmal verwandter Familien trägt freilich naturgemäß sehr oft den Keim zu unsittlichen Verhältnissen in sich. Treue Anhänglichkeit an Fürst und Verfassung, Gastfreundschaft, Biederkeit und Tapferkeit sind Eigenschaften, die man bis in unser Jahrhundert dem Spessarter nicht absprach. In neuerer Zeit jedoch sind viele der ehemals trotz ihrer dürftigen Lage zufriedenen Leute durch ausgewanderte und wieder heimgekehrte Landsleute sozialdemokratisch angehaucht. Kirchlicher Sinn zeichnet besonders die Jugend der katholischen Gegenden aus, wenn man Wallfahrten u. dergl. als Beweise kirchlichen Sinnes gelten lassen will.

Treten wir nun den Hilfsquellen näher, die der Spessart seinen Bewohnern eröffnet! Den Bergbau anlangend, so galt in früherer Zeit der Vorspessart für mineralreich. Kupfer- und Eisenschmelzen, Eisenhämmer, Glashütten, Porzellanfabriken deuteten darauf hin. Auch Kobalt und Schwerspat, feuerbeständiger Thon, Sandstein kamen und kommen an manchen Stellen vor. Gegenwärtig stehen die Eisenhämmer still; denn das seit dem Bahnbau über den Spessart (von Aschaffenburg nach Lohr) eingeführte ausländische Eisen bereitete der heimischen Industrie den Tod, da sie zufolge kostspieliger Landbeförderung und hoher Holzpreise den Wettbewerb nicht aushalten konnte. So sind auch die Bergwerke, die Eisenschmelzen bis auf die von Laufach, die Glashütten (wegen zu hoher Holzpreise) mit einer einzigen Ausnahme der Ungunst äußerer Verhältnisse zum Opfer gefallen. Die Hauptnahrungsquelle wird für den Bewohner des Spessart immer der Wald bleiben. Derselbe bedeckt 70% der gesamten Bodenfläche, ist vorzugsweise Laub-Hochwald und seiner Zugehörigkeit nach teils Staats-, teils

Stifts-, teils Gemeinde-, teils Privateigentum. In den Staatsforsten kommen nicht weniger als 68 % auf Laubholz; namentlich trägt das Waldgebirge herrliche Bestände an Rotbuchen (bei Rothenbuch) und Eichen. Der Wald setzt eine Menge von Händen in Bewegung zum Holzfällen, Holzflößen, Bauholzschneiden, Dauben- und Weinpfahlzuhauen, Holzfahren, Kohlenbrennen und die Kinderhände zum Sammeln von Beeren. Die Verfrachtung von Waldprodukten ist eine ungeheure. Lohr, einer der bedeutendsten Plätze in dieser Hinsicht, versandte auf dem Wasserwege 1879 an Buchen- und Eichenholz stromaufwärts nach Würzburg zu 200000 Ztr., stromabwärts 25420 Ztr., ferner stromabwärts 7000 Ztr. Eichen-Daubenholz, 1890 Ztr. Eichen-Müsselholz, 400 Ztr. Fichtenhopfenstangen. Über die beträchtliche Menge Eichen-Stammholz, welches in Langstämmen und als sogenanntes Stückholz von Lohr aus verflößt wird, waren keine Zahlen ermittelt. Mit der Bahn wurden von derselben Station aus verfrachtet: 80000 Ztr. Brennholz, 2000 Ztr. Daubenholz, 10000 Ztr. Bretter und Stämme. Freilich hat die Waldarbeit ihre Schattenseiten: sie gewährt sofortigen Lohn und hält manchen Burschen ab von der Erlernung eines Handwerks, gewöhnt den Flößer an die Laster der Fremde, lockt manchen Bauern, seine Stiere vor den Holzkarren zu spannen und auf langen Wegen, in den Wirtshäusern der Landstraße die Wirtschaft daheim zu vergessen. In neuerer Zeit hat man seitens der Regierung auch ernstlich an Einführung der Holzindustrie gedacht, die sich bei größter Arbeitsteilung mit Herstellung von Rechen-, Schaufel- und Spatenstielen, Holzschuhen, Löffeln, Korbflechtereien &c. befassen sollte, um namentlich Winterbeschäftigungen zu schaffen, wie dies die zum Teil recht rührig betriebene Papierfabrikation von Frammersbach bereits thut.

Werfen wir einen Blick auf die Landwirtschaft! Die Ackerbauverhältnisse sind naturgemäß im Vorspessart ganz andere als im Hochspessart. Vorzugsweise den letzteren fassen wir ins Auge; denn an ihn denkt man, wenn man von den Zuständen des Spessart im allgemeinen spricht. Die späteintretende Frühlingswärme, die oft dünne, sandige Ackerkrume, steile Berge, ausgedehnter Wald, häufige Regengüsse, welche die Dammerde wegschwemmen, bereiten dem Landbau entschieden Hindernisse. Kartoffeln, Hafer, Heidekorn, Flachs, Hanf und Sommerkorn sind die Haupterzeugnisse. Zu jenen elementaren Hemmnissen kommen andere, die im Bewohner selbst begründet sind: es ist das Sträuben gegen Zusammenlegung der Ackerbeete, das zähe Festhalten an dem Glauben, daß keine andern als die obengenannten Feldfrüchte gedeihen; die Arbeitsunlust, die sich in dem Spätaufstehen und dem geringen Interesse für Feldwirtschaft kundgiebt; das Verfüttern des Strohs, das Übertragen der Feldarbeit an Frau und Mädchen, während der Bauer lieber Holz- und Steinfuhren macht.

Die Viehzucht ist mit geringen Ausnahmen im Hochspessart in traurigem Zustande. Der Bauer unterhält, ohne sich um Verbesserung der Wiesen

und Stallfutter groß zu kümmern, einen zahlreichen Rindviehstand von kleiner, schlechter Rasse, seine Tiere — sofern sie nicht weiden können — mit Stroh nährend. Der Dünger geht schon dadurch zum guten Teil verloren, ebenso durch die zu häufige Verwendung des Viehes auf der Landstraße. Diese schwächlichen Tiere werden durch zu zeitigen Gebrauch ruiniert. 4—6 abgemagerte Kühe und Stiere ziehen nicht selten mühsam den zweirädrigen Karren mit unbedeutender Düngerlast. Die schlechten Verhältnisse bezüglich des Rindviehstandes sind besonders durch Schuld der Juden herbeigeführt. Sie haben sich auch im Hochspessart eingenistet, leihen dem Spessartbauern das schlechte Vieh und entziehen es ihm bei Nichteinhaltung des Zahlungstermins. Ja, zur Abtragung der Schuld und der Zinsen stellen sie ihm eine Anzahl Stücke in den Stall zur Fütterung. Ein Zweig der Viehzucht, der sich zufolge des Reichtums an Eicheln und Bucheckern hoher Blüte erfreut, ist die Schweinezucht. Pferdezucht ist des Bodens, Schafzucht des Waldes wegen nicht angebracht. Daß in einzelnen Gemeinden des Hochspessarts zufolge größerer Rührigkeit der Bewohner bessere Zustände herrschen, erwähnen wir mit Freude.

Die Ungunst der landwirtschaftlichen und industriellen Lage tritt beim Spessart um so mehr hervor, als derselbe an Übervölkerung leidet. So zählte man im Bezirk Rothenbuch im Hochspessart 1875 in 1990 Wohnungen 2358 Familien mit 10694 Seelen. Ist das Leben schon in günstigen Jahren ein ärmliches, so tritt in Mißjahren allgemeiner Notstand ein, zumal da für Auswanderung weder Lust, noch Mittel vorhanden sind. Man hat nicht bloß für augenblickliche Beseitigung der Not von den verschiedensten Seiten aus gesorgt, sondern auch für künftige Verhütung solch allgemeiner Bedrängnis Vorkehrungsmittel in Vorschlag gebracht, deren wichtigste wir zum Schluß kurz zusammenfassen: Beförderung der Auswanderung durch Regierungsunterstützung, um das Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Ernährungsfähigkeit des Bodens auszugleichen; Hebung der Liebe zur Arbeit und zwar zunächst bei der Jugend; daher Einrichtung von Winterarbeitsschulen für Mädchen, Erlernung von Handwerken durch konfirmierte Knaben und zwar solcher Handwerke, die zur Beschaffung der Bedürfnisse des täglichen Lebens dienen (Maurer, Zimmerer, Schuhmacher, Schneider, Wagner, Schmiede); ferner Erlernung der Landwirtschaft in landwirtschaftlichen Winterschulen und dadurch Einführung besserer Düngung, andern Fruchtwechsels, bessern Samens; sodann Beschäftigung der Bevölkerung im Winter durch Holzindustrie; Hebung der Viehzucht durch Beschaffung guter Zuchtstiere und endlich Verbesserung der menschlichen und tierischen Wohnung.

3. Der Schwabe.*)

Wir kommen zum Alemannen (Schwaben). Der Alemanne beginnt in den ersten Schattierungen von der Mosel an, haust am Oberrhein, in Schwaben und Helvetien. Feurigkeit, Leidenschaftlichkeit, Lebens-, Kriegs- und Gesangslust tritt uns entgegen, das Vaterland der Helden, Ritter und Genies. Was willst du mehr? Nun, wir sollen uns nicht loben, doch die Schwaben sind einer der herrlichsten Bestandteile des deutschen Volkes, ein begeisternder, belebender Stoff.

Den Hessen bezeichnet man als blind, weil er mit offenem Auge dem Tode entgegengeht, wo ein anderer dasselbe ängstlich schließt. Wir stoßen hier nun sogleich auf das Schwabenalter, auf die dummen Schwaben. Doktor Luther hat einen hübschen Waidspruch gesprochen, also lautend: „Wer im zwanzigsten Jahre seines Lebens nicht schön, im dreißigsten nicht stark, im vierzigsten nicht klug, im fünfzigsten nicht reich ist, der wird weder schön, stark, gelehrt, noch reich.“ Schwabenalter ist gleich vierzig Jahren, erst im vierzigsten Jahre fällt dem Schwaben das Gelbe vom Schnabel und fängt er an klug zu werden. Mich erinnert's mit Lächeln, wie ich mir einmal beinahe einen Zweikampf auf den Hals gezogen hätte, indem ich einem nicht schlechten Maler in bester Meinung zusprach: Sie sind nach Ihrer Aussage wohl Schwabe? und er mir mit wütend rotglühendem Gesicht trotzig entgegenrief: Nein, mein Herr, ein Zweibrücker. Was meint dieser dumme Schwabe? Gewiß ist, wie beim plumpen Pommer und dem blinden Hessen, etwas Ursprüngliches, Unvertilgbares in diesem Stamme. Und es ist wahr, die Dummheit ist eine echt schwäbische Tugend. Wir müssen nur bei der ursprünglichen Bedeutung des lieben Wörtleins „dumm“ stehen bleiben, wo es eigentlich das Starre, Taube bedeutet, was fremde Töne und Art nicht vernehmen, noch aufnehmen kann. Also dieser Ausspruch über den Schwaben stellt ihn offenbar in eine gewisse Ähnlichkeit zu dem Friesen und Westfalen, der auch von vielen im Vaterland für dumm gescholten wird. Warum? Weil er schwer aus sich heraus will und heraus kann, weil er etwas in sich Abgeschlossenes, Festes hat, was schwer in Anderes und Fremdes übergeht, weil er gleichsam in sich versperrt und abgesperrt ist, wie man von einem sehr abgeschlossenen Manne wohl zu sagen pflegt: Er hat die Thür seines Zimmers in der Leidenschaft zugeschlagen und zuerst die Schlüssel hineingeworfen. Was nur bei dem Friesen und Westfalen ein Kühles und oft ein Kaltes ist, das ist bei dem Schwaben ein Warmes und oft ein Heißes. Er hat ein gewisses unbeschreibliches Zuviel, ein gewisses Ungestüm, eine gewisse innerlich spielende, oft wogende Leidenschaft, die ihn häufig wie im Traume hinwandeln läßt und bei einem Überfluß von Trieben und Strebungen in einer gewissen Verdunkelung

*) E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.

hält, in einer scheinbaren Verwirrung und Unklarheit, worin die Gegenstände und ihre Gestalten sich nicht sondern wollen. So taumelt und purzelt er, von den Seinigen wohl verstanden und wohl gelitten, häufig mit einer eigenen Unbehilflichkeit und Verworrenheit hin, und es muß ihm das Leben mit seinen äußeren Verhältnissen und bösen und guten Künsten sehr spät erst klar werden; er muß also den Fremden sehr häufig täppisch, kindisch, wunderlich erscheinen, und so rufen sie denn dumm über ihn!

In dieser seiner Art und Weise scheint der Schwab ein deutschester Deutscher, scheint die Untugend des Deutschen, welche die klaren und pfiffigen Welschen und Slawen soviel an uns belächeln und bespötteln, in ganzer früherer Fülle darzustellen. Aber dieser Art und Erscheinung, wie die Schwaben und Alemannen sie dem fremden Blicke zeigen, liegt wohl noch etwas anderes zu Grunde, und zwar ein recht deutscher Grund, nämlich das alte Wesen und Unwesen des deutschen Reichs.

Alle deutschen Kaufleute und Handwerksburschen, wenn sie gen Augsburg, Heilbronn, Stuttgart und Basel zogen, pflegten weiland zu sprechen: „Wir gehen ins Reich!“ Hier in diesem Schwaben und Alemannien war wirklich auch das alte Reich, hier lag es, wenngleich in mannigfachen Trümmern, mit seinen Scherben und Splittern ausgeschüttet, und der Liebhaber des deutschen Altertums und Mittelalters konnte noch an diesen schimmernden Bruchstücken sich den Glanz und die einst lebendige Herrlichkeit des Gewesenen vergegenwärtigen. Schwaben und Alemannien ward bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, bis zum Untergang der Hohenstaufen von allen deutschen Landen am meisten erhalten und zusammengehalten. Nachher fiel es freilich auch auseinander, blieb aber in seinen Stücken, eine alte zugleich bewunderte und gescholtene deutsche Mannigfaltigkeit, bis zum Jahre 1790 ziemlich unaufgeräumt liegen. Es bildeten sich hier keine großen Fürstentümer und Herrschaften wie aus einem Stück — denn Württemberg war bis dahin immer nichts Großes und Mächtiges —, es ward hier nichts fertig in dem Sinne, wie man im 17. und 18. Jahrhundert diese und jene Staaten Deutschlands schon fertig und geordnet zu nennen beliebte: es blieb die reizendste, ergötzlichste Mannigfaltigkeit und Unordnung, ein Musterbild des mittelalterlichen Deutschlands aus den Tagen, wo von Reichseinheit und kaiserlicher Macht und Majestät kaum noch geredet werden konnte. — Bistümer, Abteien, Fürstentümer, Reichsstädte, Ritterschaften, Reichsdörfer, Reichsvogteien u. s. w. in unzähliger Menge. Und die Schweiz im Süden, obgleich seit einigen Jahrhunderten ein dem Namen nach von dem großen Reiche abgerissenes Wesen für sich, auch sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Republiken, ihrer von Abteien und Vogteien abhängigen und denselben zinsbaren Lande und Orte, gab immer noch ein echt deutsches und schwäbisches Bild, und giebt es heute noch am meisten. Diese eigentümlichen politischen Zustände Schwabens und Alemanniens, diese vielen immer noch mehr oder weniger lebendigen Bruchstücke des alten Deutschlands, diese vielen Klein-

bilder, diese auf die verschiedenste Weise entwickelten Einzelnheiten mußten im Verlaufe von sechs Jahrhunderten den Menschen hier teils ein ältestes deutsches Gepräge lassen, teils dies Gepräge, das vormals in kaiserlicher und königlicher Münzstatt herrlich ausgeprägt war, mit verkleinertem Bilde in Kupfer- und Hellerwert rundlaufen lassen. Also auch eine gewisse kleinliche Einseitigkeit und Absperrung des Äußern, wovon die Menschen auch innerlich etwas abbekommen mochten. Eine Fülle der Erinnerungen an alte deutsche Herrlichkeit spielte in den Menschen hinein, und weil der Schwabe sich nicht mehr in einer großen Einheit, von einem großen politischen Ganzen getragen fühlen konnte, gefiel er sich in seinem absonderlichen Wesen, ward in mancher Beziehung kleinlich und ungefügig, und das wollen wir ihm keineswegs als Tugend anrechnen. Da mag er immer noch der dumme Schwabe heißen; und er ist reich genug in einer tiefen Leidenschaft, in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften, daß er sich auch einen tüchtigen Tadel wohl kann gefallen lassen. Darf er doch uns anderen Deutschen zur Beschämung und stillen Widerlegung kühn hinweisen auf die Hohenstaufen, die Frundsberge, die Emser, die Christophe, Reuchlin, Zwingli, Melanchthon, Kepler, Euler, Haller, Schiller, Holbein, Uhland, Schelling u. s. w. Nur ein Blinder mag übersehen, daß in diesen Alemannen und in den Hessen, Westfalen ein echtester, man möchte sagen, ein doppelter und dreifacher furor teutonicus verborgen steckt.

Einige haben auch aus den Ergebnissen und Erlebnissen des Augenblicks, wie eben der Wind weht und wie es denn zu geschehen pflegt, die Alemannen eben wegen der tiefen Überschwenglichkeit ihrer Triebe das poetischste und am meisten lyrische Volk der deutschen Zunge genannt, das klangreichste und sangreichste aller Deutschen. Ei, ei! was soll der Thüringer und Franke, der Österreicher und Tiroler u. s. w. denn dazu sagen, die edlen Enkel der Hermunduren und Goten? Und ist nicht der Deutsche allenthalben und überall der große Musikant und Saitenspieler Europas, der auch in der kleinen Musik, in dem Gebiete der Töne, den europäischen Reigen führt? Und weil einige ihrer Vögel herrlich singen, soll man dem Schwaben, dem verständigen Menschen, einbilden, daß alle Schwaben geborne Nachtigallen sind?

---

4. Der landschaftliche Charakter Württembergs.*)

Einer prächtigen, mit wahrer Inbrunst geschriebenen Darstellung des landschaftlichen Charakters des Württemberger Landes entnehmen wir die Hauptzüge zu unserm Bilde und zwar wörtlich:

*) Quelle: Das Königreich Württemberg. Herausgegeben vom Königl. statistisch-topographischen Büreau. Stuttgart 1882. Bd. 1.

„Als Fußwanderer wollen wir unser Land durchpilgern, wobei mancher Ausspruch eines schwäbischen Dichters uns im Ohre klingen mag; denn wie das Land unerschöpflich reich an inniger Schönheit, so gebar es auch eine ganze Reihe von Geistern, die der Natur das erlösende Wort gegeben. Wir pilgern das Jagstthal hinauf, vorbei an Jagstberg, Regenbach, Langenburg.*) Unten das grüne Thal und auf steilem, zungenförmigem Kalkberg die altertümliche Stadt, zum Teil noch ummauert, vorn das großartige, von vier wuchtigen Rundtürmen gefaßte Hohenlohische Schloß tragend. Von hier jagstaufwärts ist so recht ein Gang für den, der Frieden sucht vor der Welt; das Thal krümmt sich in endlosen Schleifen, eng und voll Waldes, weiter, weglos, geisterhaft still, tief in das Kalkplateau hineingesenkt, mit wenigen Ortschaften und mit vielen Burgen, und hier gleitet die Jagst, bald rauschend und jagend, bald weit gestaut und von Schilfgras umwogt, als die einzige Straße, Himmel und Wolken abspiegelnd, dahin. Nacheinander treten, ohne daß man es ahnt, Schlösser, Burgen oder Burgruinen fesselnd hervor, wie Leofels, eine der schönsten Burgruinen aus glänzender Ritterzeit, aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Man sieht es an den großen, mit Säulen und Maßwerk verzierten Fenstern, welche die hohen, von Waldbäumen, Hollunder- und Wildrosenbüschen umgebenen Buckelsteinmauern durchbrechen.

Vom Jagstthale wandern wir westwärts über die Hochebene ins Kocherthal, das wir an der Komburg, eine Viertelstunde oberhalb Halls, erreichen. Frei aus dem schroffen Thale, auf grünem Hügel steigt die Komburg empor mit vieltürmiger Ringmauer und den drei, Steinhelme tragenden Türmen der Kirche. Wenn des Abends trübgraue Wolken über das Thal ziehen, um die schwärzlichen Steinhelme und die alte Ringmauer hin, so glaubt man eine Königsburg zu sehen aus fabelhaften Tagen. Ganz herrlich ist der Blick gegen Hall zu, das nur eine Viertelstunde unterhalb am Kocher sich ausdehnt. Das steil, oft felsig einbrechende Thal erscheint lang hinab mit Gebäuden erfüllt; dazwischen herein und in den tiefen Buchten der Thalgehänge empor drängen Laubbäumegruppen, dazu die Stadt, wie sie am Berghang sich hinanzieht mit alten Kirchen, Türmen, Thoren und anderen Steinbauten.

Von Hall aus steigen wir westwärts auf das Keupergebirg des Mainhardter Waldes. Oben auf dem Wald auf rauher Ackerblöße Mainhardt mit den Resten eines Römerkastells, in der Nähe des hier schnurgerade vorbeiziehenden, in den Wäldern noch sichtbaren Römerwalles, der einstigen Grenze des römischen Zehntlandes. Gar anmutig ist vom Kastell aus der Blick hinab durchs langhin geöffnete Brettachthal, in das die Ruine Maienfels auf schwerem Sandsteinfelsen vortritt, und durch das der Odenwald mit der edlen Pyramide des Katzenbuckels aus der Ferne hereinschaut. Wir

*) Die Wanderung ist in Andrees Handatlas, Blatt 26/27, gut zu verfolgen.

aber wandern, immer noch westwärts, über schweigende Wald- und Felsenhöhen und tiefe von Wasserfällen durchrauschte Rinnen und Schluchten fort auf den Bergen, manchmal mit Aussichten weit in das Land und bis an die schwäbische Alp.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar,
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr —

sang einst Justinus Kerner, der in diesen Gegenden war, bis er nach Weinsberg zog. Wir folgen ihm auf eben dem Weg von den Bergen herab zum nahen Weinsberg und lassen ihn selbst sprechen: „Es kommen andere Thäler, andere Berghöhen, ein weiterer Himmel, aber immer noch Wälder, stille Hütten auf einsamen Waldwiesen. So sehr auch diese Thäler, Wiesen und Hütten wechselten, so hatten sie immer ein und denselben Hintergrund, und das war ein einsamer kahler Berg, der blickte immer trauernd zu mir her, und so trauernd und einsam, wie er, sah ich mich immer in all diesen Wäldern, Thälern und Waldwiesen, und eine Stimme hört' ich rufen: dort stand der Hohenstaufen Haus. — Aber auf einmal erschien ich mir lächelnd und fröhlich am Wanderstabe durch die Wälder und Wiesen wallend, neben mir zu Rosse eine zarte weibliche Gestalt, ein blühendes Kind vor sich auf dem Schoße haltend. — —

Die Wälder verschwanden, der Himmel wurde immer weiter und lichter, und ein gesegnetes Thal voller Berge mit Reben lag vor uns ausgebreitet, und statt des kahlen, trauernden Berges im Hintergrunde ein hoher, lachender Rebenhügel mit einer Burg. Da hört' ich eine Stimme rufen: Sieh' da die Burg der Frauentreue! Ein kleines freundliches Haus unter schattigen Bäumen ersah ich an des Berges Fuß, das war von Rebenranken bekränzt, und volle Trauben hingen an ihnen ob seinem Eingange nieder."

Es ist Weinsberg, wo noch das Kernerhaus steht und dabei jetzt das Denkmal des ahnungsreichen Dichters. Kurz ist der Weg von hier nach Heilbronn; am rechten Ufer des Neckars, der von hier ab schon größere Schiffe tragen kann, liegt es, eine der gewerbreichsten und fröhlichsten Städte des gesegnetsten Unterlandes. Hohe Pappeln und silberblättrige Weiden umsäumen den schönen friedlichen Fluß, der leise dahinrauscht durch die ebene fruchtbare Thalweitung; denn gerade vor Heilbronn treten die Berge zurück und bilden ein reizendes Amphitheater von steilen und doch wieder weich gebuchteten Gehängen, die, von Weinreben übergrünt und auf den Höhen mit Laubwäldern bedeckt, gegen Osten an die von wilden Schluchten durchzogenen Waldgebiete sich lehnen. Viel größer und moderner ist jetzt die Stadt geworden gegen die Zeit, da Goethe am 28. August 1797 sie besuchte. Ein breiter Gürtel von Hafenbassins, schönen Wohnhäusern und

großen Fabriken umgiebt jetzt die Altstadt, als deren Hauptwahrzeichen noch immer der Turm der Kilianskirche hoch emporragt.

Von Heilbronn ziehen wir thalaufwärts am schönen Gestade, zwischen steilen Rebenhängen, am Flusse selbst Nußbäume und Pappeln mit lieblichen Durchblicken, nach Lauffen, wo vor Zeiten zwischen der Felseninsel Stromschnellen die blaue Flut des Neckars rauschend beschleunigten, dem Geburtsort des unglücklichen, früh in Wahnsinn untergetauchten Dichters Friedrich Hölderlin.

In deinen Thälern wachte mein Herz auf
Zum Leben, deine Wellen umfingen mich,
Und all der holden Hügel, die dich kennen,
Wanderer, ist keiner fremd mir —

singt er vom Neckar, und wieder von seinem Geburtsort Lauffen:

Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.

Das ist die Felseninsel im Neckar, der hier kristallhell und rieselnd hinabzieht, mit ihrem alten Turm; an ihn lehnt sich die Oberamtei, wo Kerners Mutter geboren ward.

Von Lauffen aus pilgern wir (im Thale der Zaber, die in den Neckar fällt) nach den nahen Höhen des Strombergs und zwar gerade nach dem vordersten hierher gekehrten, mit uralter Wallfahrtskirche und verlassenem Kapuzinerhospiz, dem Michelsberge zu. Wir lassen hier wieder Kerner sprechen. „Das Kreuz von der Kapelle des Klosters blickte freundlich ins Thal her, und wir bestiegen rüstig den Berg. Je höher wir kamen, je freier schlug mein Herz, je herrlicher lag die Welt vor uns ausgebreitet. — Unter mir sangen die Vögel, auf zu mir dufteten die Blumen, und aus spiegelhellen Seen und Flüssen schien die Sonne empor. — Der Mönch führte mich durch lange Gänge voll heiliger Bilder in seine Zelle. — Sanft säuselte jetzt der Wind durch die Blumen, die vor dem Fenster standen, und füllte mit süßen Düften die Zelle; lauter und immer lauter aber, wie der Zug des Windes stieg, erklangen die Töne einer Äolsharfe, die vor einem Nebenfenster zwischen Blumen stand. — Ein dunkler Gang führte wieder hinaus; in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Mädchen singend am Ufer eines Flusses und sahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüten und Kräuter, zu uns empor."

Es ist das vom Waldgebirge des Strombergs und des Heuchelbergs eingerahmte Thal der Zaber, in weichen Formen sich hinziehend, reichlich mit Wein und Obst und freundlichen Dörfern und Städtchen gesegnet, und aus den Waldhöhen herab ragen Burgen mit gebrochenen Zinnen.

Der Wanderer mag hinabsteigen in das glückselige Thal oder auf dem Grat des Strombergs, auf dem uralten Rennweg, hoch über den Wohnorten der Menschen fortschreiten, bis er vorgelangt auf den am andern Ende

stehenden Berg, der einst die Burg Sternenfels trug. Von hier aus blickt er gerade gegen Westen durch das von Waldhügelkränzen umfangene Kraichthal hinab bis an den langhin schimmernden Silberstreifen des Rheinstromes und die blauen feingeschnittenen Berge der Haardt.

Und nun durch herrliche Buchenwälder hinüber nach dem ehemaligen Cistercienserkloster Maulbronn. Hineingezwängt in das abgeschiedene schmale, gegen Abend offene Salzachthal, dessen nordwärts schauende Gehänge mit Laubwäldern, die steileren südlichen mit Weingärten, die den goldhellen Elfinger hervorbringen, bedeckt sind, liegt das Kloster, noch von Graben und Mauer umfriedigt. Die schattigen, von Bächen durchrieselten Wälder und die großen, schon von den Mönchen in der Nähe des Klosters angelegten Weiher, zwischen Feldern, Wäldern oder Waldsäumen liegend, vermehren die Schönheit und Ruhe der Landschaft. Dann die Klostergebäude selbst, an denen 400 Jahre lang (1150—1550) gebaut wurde, mit ihren stimmungsvollen Einblicken, überraschenden Durchsichten, malerischen Gruppen; und dabei sind diese Bilder der Kunst nicht allein, sondern unauflöslich verknüpft mit denen der Natur. Sei es, daß wir Rast halten, unter den Linden, vor uns die Vorhalle mit den rohrschlanken Säulen, im Garten des Kreuzganges wandeln bei blühenden Rosenbüschen und dem Gemurmel des dreischaligen Brunnens oder im großen Ephoratsgarten unter rauschenden Wipfeln am epheuumsponnenen Faustturm träumen, bestaunend den Ernst der Kreuzarme der Kirche, oder daß wir im Abendrot über den Spiegel des Tiefensees nur noch die Spitzen des Klosters auftauchen sehen, — am schönsten im Herbst, wenn die Blätter fallen und die Vergänglichkeit des Naturlebens zusammenstimmt mit dem Geist, der diese von der Zeit verlassenen Hallen in sanfter Wehmut durchflüstert.

Und nun den Wanderstab nach SO., neckarwärts, wo nicht weit von Ludwigsburg aus der Ebene der Asberg aufsteigt, mit Festungswerken und mit einer der schönsten Aussichten des Unterlandes. Ein großer Teil Württembergs, besonders die Gefilde des unteren Neckars mit ihren Städten, Dörfern und Burgen, Schwarzwald und Alp, liegen hier ausgebreitet. — Auf dieser Festung saß von 1777—1787 der arme Schubart gefangen. Man höre seine eigene rührende Klage aus den Kerkermauern hervor:

Und der Neckar, blau vorüberziehend,
In dem Gold der Abendsonne glühend,
Ist dem Späherblicke Himmelsluft;
Und den Wein, des siechen Wandrers Leben,
Wachsen sehn an mütterlichen Reben,
Ist Entzücken für des Dichters Brust.

Aber, armer Mann, du bist gefangen;
Kannst du trunken an der Schönheit hangen?
Nichts auf dieser schönen Welt ist dein!
Alles, alles ist in tiefer Trauer
Auf der weiten Erde, denn die Mauer
Meiner Feste schließt mich Armen ein!

Der Asberg, frei, felsig, leicht zu verteidigen, aus dem üppigen Getreideland aufsteigend, ist gewiß eine uralte Stätte menschlicher Besiedlung und muß in der Zeit, bevor die Römer in unsere Gaue einbrachen, der Sitz eines mächtigen Fürstengeschlechts gewesen sein. Um seinen Fuß, be-

sonders in der Nähe des „Oster"holzes, liegen riesenhafte Grabhügel, die neben den Gerippen goldene Stirnbänder und Trinkhörner, mit Erzblech überzogene Wagen und feine mit Goldblättern umhüllte, gemalte griechische Thonschalen — alles jetzt im Altertumsmuseum in Stuttgart — enthielten. Und von diesen Denkmälern ist es nur eine halbe Stunde hinüber zu der modernen, von großen tiefschattigen Parkanlagen umfaßten Stadt Ludwigsburg, der Heimat von Justinus Kerner, David Friedrich Strauß, Friedrich Vischer und Eduard Mörike.

Von Ludwigsburg mag, wer Lust hat, einen Abstecher über das Neckarthal hinüber auf den Lemberg bei Affalterbach machen. Von seiner einsamen Kuppe aus erblickt das Auge die wohlgerundeten milden Formen der nahen Höhenzüge mit den Burgen Lichtenberg, Wunnenstein, Wildeck auf den Vorsprüngen und Vörhügeln. Man sieht in das Neckarthal und über die weite grüne Saatfeldebene bis in das von seinen Bergen umzirkte Stuttgart hinein. O meine Heimat, in leuchtender Sommerluft und bedeckt mit blühenden Bäumen, wie umfängst du wieder mein Herz, daß es niemals altert und nicht hervorverlangt aus dem himmlischen Thal, das Hügel und Schluchten umgrünen und ragende Wälder umrauschen. Wer dort geboren, dem ist unauflöslicher Zauber in die Brust gesenkt, und er bringt das Heimweh nicht weg, wie er wandere über Länder und Meer. Das Herz geht ihm erst wieder auf, wenn er im waldumkränzten Weinthalkessel hinter allen den neuen Prachtbauten den alten dicken Turm der Stiftskirche wiederschaut. Beschützt durch ein gütiges Schicksal, steigt der Ehrfurchtgebietende noch immer empor über die hochgegiebelten Bürgerhäuser, das burgartige Alt-Schloß und andere Renaissancewerke und blickt so traulich herab auf Schwabens größten Sohn, auf Schillers von Thorwaldsens Meisterhand gefertigtes tiefsinnendes Erzbild.

Von Stuttgart reizt es den Wanderer über Kannstatt durch das breite blühende Neckarthal hinauf. Rings Rebenhügel mit alten Kirchen, in den Seitenthälern im Obstwald versteckte liebliche Dörfer mit weinumrankten Holzbalkenhäusern; auf allen Bergen Ausblicke herrlichster Art, nordwärts nach den blauenden Höhen des Strombergs und Odenwaldes, südwärts nach der Felsenmauer der schwäbischen Alp. Davor wunderbares Wellenland, in mildschönem Licht, ein Garten voll edler Fruchtbarkeit.

Wir wandern im Neckarthal weiter, das bei Plochingen plötzlich im rechten Winkel nach Westen umbiegt, und rücken, ins bescheidene, pappelreiche Filsthal eintretend, der Schwäbischen Alp immer näher. Schon erhebt sich uns zur Linken, einsam und wurzelnd in weit hinausgreifenden waldigen Vorbergen, der baumlose Hohenstaufen. Um seine weltgeschichtliche Stirne, die nun so kahl, schwirren die Lieder der schwäbischen Dichter in trüben und kühnen Akkorden.

Unten kriecht der niedere Wald und sendet
Karge Nahrung, seltne Ziegel wittern

Auf der Heide rings, — und Kaisernamen
Flattern geisterhaft, wie leise Düfte,
Zitternd in dem Abendflor der Lüfte

singt Albert Knapp und, in die alte Zeit sich zurück versetzend, Uhland:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.

Wir ziehen jetzt vom Hohenstaufenberg über Göppingen südwärts hinüber zur Schwäbischen Alp, an welcher der Staufen, als ein weit ins gehügelte Land vorgeschobener Posten, Wache hält. Wir ziehen hinüber zum Steilrande der Alp und hinein in ihre so tief in das Herz des Kalkgebirges eindringenden, von Felsenkränzen begleiteten Thäler. „Erhabene Berge mit den herrlichsten Aussichten, ungeheure Felsenmassen, abgerissene schroffe Wände, schauerliche Wildnisse, rauschende Wasserfälle, finstere Höhlen und Felsenschluchten, wilde Ruinen und reizende fruchtbare Thäler findet man hier im malerischen Gemische," sagt Schübler in seinem „Ausflug auf die Alp im Sommer 1810" — und wahrlich, unerschöpflich ist hier die Mannigfaltigkeit der großen landschaftlichen Eindrücke, so daß ein Dichter wie Gustav Schwab ein ganzes prächtiges Buch nur über die Nordtraufe des Gebirges geschrieben hat. Hören wir ihn, wie er sich davor ausruht im Abendlichte: „Die dunkle Farbe des Gebirges wird in ein durchsichtiges Blau verklärt, über das der Sonnenschein eine leichte Röte gießt, in der bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnet. Sie hält uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind, schimmernd entgegen, zeigt dem Blicke den Anfang mannigfaltiger Thäler, die sich zwischen den mehr und mehr vom ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen, bescheint, wo die Vorhügel einen Durchblick gewähren, die schmucken Städte und Dörfer, die üppigen Obstwälder, die sich am Fuß der Alp hin und in die Thäler bergein ziehen, beglänzt die Kalkfelsen, mit welchen die Höhen übersäet sind, und vergoldet die wenigen Gipfel des Gebirges, auf welchen sie uns vorher unbemerkte Schlösser und Burgen zeigt. Und wenn dem Betrachtenden hier und dort ein Bauer, auf die goldenen Bergspitzen deutend, die Namen Hohenzollern, Achalm, Urach, Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein zu nennen weiß, so mag seine Phantasie wohl noch ein zweites Leben aus der Vergangenheit über diese Bergkette heraufbeschwören."

Oder hören wir Hölderlin, wie er nach seiner Rückkehr in die Heimat das ihm so liebe Gebirge begeistert grüßt:

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom,
Ihr wogenden Gebirg', o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder!

Wir wandern und schwelgen von Berg zu Berg, von Thal zu Thal; am schönsten ist es oben auf den duftenden Bergheiden; da mögen wir Rast halten unter uralter Waidbuche, umher die kahlen zerlöcherten Felsbrocken und feurig funkelnde Blumen. Durch die helle, scharfe, dunstlose Luft dringt aus den Thälern zuweilen der Schall einer Glocke, und harmlos flattern von Blüte zu Blüte schillernde Sommerfalter, balsamischen Honig und die Lüfte des Himmels trinkend.

Und nun durchs schöne Urachthal, am Fuße der Achalm vorbei, durch die alte Reichsstadt Reutlingen, die im Abendschimmer einer traulichen Ruhe genießt, durch die von Wein- und Waldbergen eingerahmte Musenstadt Tübingen über die schäumende Nagold nach den Höhen des Schwarzwaldes. „Am Fuße schwarzwäldischer Gebirge," schreibt Kerner, „im Thale, durch das die Enz unweit ihres Ursprungs schon als ein beträchtlicher Waldstrom wild reißend zieht, entspringen die warmen Quellen des Wildbades aus Spalten zersprungener Granitfelsen. Diese Granitmassen, die hier den Grund der Enz und der Gebirge bilden, ragen bald als Felsen aus der Erde hervor, bald liegen sie in ungeheuren Blöcken als Geschiebe im Thale und im Bett der Enz zerstreut. Die Oberfläche der Gebirge ist rings mit großen, roten Sandsteinblöcken übersäet, die, wie aus der Erde gewühlt, lose daliegen und nirgends einen felsigen Zusammenhang zeigen. Sie sind jetzt noch das Spiel großer Wasserströmungen, die sie bei Gewittern und Wolkenbrüchen mit dumpfem Getöse weiterrollen. Größere Massen beharren in den dunklen Tannenwäldern, gleichwie in hohen Säulenhallen, als Grabsteine längstversunkener Jahrhunderte, auf ihrer Stelle. Sie sind mit Moos bekleidet, und aus den Spalten mancher wuchsen Tannen und Fichten hervor. Aus den Seitenthälern und Schluchten strömen häufig Waldbäche, die sich in die Enz ergießen. Teils entspringen sie in den Gebirgen selbst, teils sind sie der Abfluß mooriger Strecken auf wilden, einsamen Ebenen der Gebirge. Überdies sprudeln viele tausend kleinerer Quellen vom reinsten und kältesten Wasser in den Höhen und Tiefen hervor, scheinen durch ihre Klarheit und Bläue den hier so sparsam zugemessenen Himmel ersetzen zu wollen und bringen in die einsame, selbst von Vögeln verlassene, gleichsam unterirdische Gegend Leben und Ton." Ein tiefer Ernst lagert im allgemeinen auf den Höhen des Schwarzwaldes; riesige Tannen entwachsen dem mit Moosen, Farnkräutern, Heidel- und Preißelbeeren dicht bedeckten, immer beschatteten Waldboden, dessen farbenarme Flora nur durch einige schön blühende Pflanzen wie Fingerhut, Besenpfriem, Weidenröschen &c.,

jedoch nur an lichteren Stellen, unterbrochen wird. Der östliche Teil des Schwarzwaldes, also der württembergische Abhang, bildet eine weite, allmählich gegen Osten und zugleich gegen Norden sich abdachende Hochebene, in welche tiefe, enge Thäler einbrechen, an ihren Steilgehängen mit losen Felstrümmern überlagert. Diese wilden, durch Seitenthälchen und Schluchten vielfach geteilten Waldabhänge reichen bis zur Thalsohle oder werden am Fuß mühevoll für die Landwirtschaft benützt. Dazwischen ziehen die schmalen, wiesenreichen Thalebenen wie lichtgrüne Bänder durch den Wald und rufen einen freundlichen Gegensatz zu den dunklen Tannen hervor. Starke, klare, forellenführende Bäche, denen von beiden Seiten durch trümmerfelsenreiche, mit Farnkräutern hoch überwachsene Schluchten tosende kleinere zueilen, fließen rasch die Thalebenen hin und bieten den Gewerben bereitwillig ihre Kräfte, was in der Landschaft des Schwarzwaldes einen hervorragenden Zug bildet; denn allenthalben trifft man die verschiedensten Wasserwerke, und auch in dem entlegensten Thälchen, wo man menschliche Wohnungen nicht mehr vermutet, bringt noch eine Sägemühle Leben in den abgeschiedenen Wald, aus dem öfters nur noch die von den Kohlenmeilern aufsteigenden Rauchsäulen den Menschen verraten. Überdies lagern zerstreut Holzmacher- und Flößerwohnungen malerisch in den Thalgründen oder an den untersten Gehängen. Wie sich die Thäler vom Herzen des Gebirges entfernen, werden ihre Sohlen breiter; ihre Gewässer erstarken, und freundliche Städte und Dörfer treten an die Stelle der Einzelwohnungen."

5. Aus dem Schwarzwald.

Allgemeine Charakteristik.*)

Solange Elsaß-Lothringen den Franzosen gehörte, bildete der Schwarzwald den äußersten südwestlichen Grenzwall Deutschlands; jetzt ist es der Wasgenwald oder die Vogesen. Zwischen beiden liegt die Ebene des oberen Rheinthals. Beide Gebirge, von Süden nach Norden ziehend, zeigen eine Reihe ähnlicher Erscheinungen. Sie fallen beide steil zum oberrheinischen Becken ab.**) Der Schwarzwald ist aber dem Rheinstrom viel näher gerückt und bildet von Schaffhausen bis fast nach Karlsruhe hinab das schroff ansteigende Ufergebirge desselben. Auf seiner Nord- und Ostseite hingegen verläuft er ganz allmählich in das schwäbische Hochland, ganz so wie der Wasgenwald gegenüber in entgegengesetzter Richtung (nach Westen zu) allmählich in die Plateaulandschaften von Lothringen übergeht

*) Von A. W. Grube.

**) Siehe den ersten Artikel des VI. Abschnitts: Der Rhein.

und nach Norden gleichfalls in sanften Wellen sich absenkt. Am steilsten und mächtigsten setzen beide Gebirge im Süden ein; das eine im Feldberg, das andere im Elsasser Belchen. Auch ist die ganze Südhälfte beider Gebirge die bei weitem höhere; sie besteht beiderseits aus kristallinischem Gestein: Gneis und Granit —; beide gehen nordwärts mit mäßigen Hochflächen in den Buntsandstein über, treten aber auch da noch mit scharfgezeichneten Wänden an das Rheinthal heran.

An dem Nordende beider Gebirgswälle liegen ferner die Hauptthore für die Straßen von Ost nach West: dem Thor von Zabern am linken Ufer des Rheins steht rechts das Thor von Pforzheim gegenüber. Bis zu diesem Thor erstreckt sich der Schwarzwald vom Rheinknie bei Basel an gerechnet 165 km lang und 38—45 km breit. Die Berge weiter dem Neckar zu noch zum Schwarzwald zu rechnen, ist weder geognostisch noch durch den Sprachgebrauch des Volkes gerechtfertigt.

Den Kern und Knotenpunkt des Gebirges bildet im Süden die Gruppe des Feldbergs, welcher Gipfel übrigens nicht so frei und ansehnlich aufragt, wie der Brocken im Oberharz, obwohl er über 350 m höher ist als dieser; denn er mißt 1494 m. Als Knotenpunkt charakterisiert er sich dadurch, daß fünf Bergzüge von ihm ausgehen, oder wenn man lieber will, zu ihm hinstreben; ein über 1000 m hohes, sehr rauhes Plateau lehnt sich an seinen Osthang, durchschnitten von der Landstraße, die aus dem Höllenthal nach Lenzkirch führt. Dort lagern auch die Hochseen des Schwarzwaldes: der kleine Feldsee (1112 m hoch), der Titi-See und Schluch-See.

Von den genannten Bergästen, die vom Feldberg ausgehen, ist ein südöstlicher gegen diesen Schluch-See gerichtet und erreicht in der Bärhald noch eine Höhe von 1320 m, der südwestliche Teil erreicht die höchste Höhe im Belchen mit 1415 m — 15 km vom Feldberg entfernt — und endigt ob Badenweiler mit dem am weitesten vorgeschobenen und daher aussichtsreichen Blauen, 1175 m. Die zwei nordwestlichen Äste verlieren sich in der Ebene.

Einige Meilen nördlich von der Feldberggruppe erhebt sich der Kandel (1213 m südlich von Waldkirch), östlich von diesem der Hornkopf, nordnordwestlich (durch ein tiefes Thal geschieden) der Rostock.

Im unteren Schwarzwald ist die Hornisgrinde (1164 m) der höchste Punkt. Auf dem 1050 m hohen Seekopf liegt der kleine, fischlose, sehr tiefe, dunkle Mummelsee, dessen Rand oft Nebelstreifen ganz unheimlich umlagern und aus dessen Tiefe es bei stürmischer Witterung ebenso unheimlich grollt und aufsprudelt. In der Sage und Poesie des Volkes spielt der Mummelsee eine große Rolle. Der weit sich ausbreitende Rücken des Kniebis, obwohl derselbe nur 972 m Meereshöhe hat, bietet eine schöne und großartige Fernsicht ins Rheinthal, auf die Vogesen, auf die Schweizer Alpen und den größten Teil des Schwarzwaldes selber. Er hat überdies die meisten Flußquellen, das Murgthal ist das schönste des Schwarzwaldes;

an den Abhängen des Kniebis sprudeln vier Heilquellen: Ripoldsau, Griesbach, Petersthal und Antogast — im Bezirk einer Quadratmeile.

Am südöstlichen Fuß des Kniebis rinnen die Quellen der Kinzig zusammen; daß Flüßchen gewinnt ein geräumiges freundliches Thal, das zuletzt, nach Westen sich umbiegend und das ganze Gebirge in seiner Breite durchschneidend, ins Rheinthal (bei Kehl, Straßburg gegenüber) mündet. Ebenso biegt die Elz nach Nordwesten um; bei Freiburg mündet das rasche Flüßchen Dreisam in die Elz, deren oberes Thal, von malerischen Felsen eingeengt, das Höllenthal genannt wird.

Im Schwarzwald sind rauhe, öde, wilde Partieen ganz nahe an warme, fruchtbare, lachende Thäler gerückt. Von den kahlen, mit dürftiger Grasweide bedeckten Stufen des Feldberges, die bei einer Höhe von 1300 m ein ganz nordisches Klima haben, oder vom Niederwald der Krummholzkiefer auf den moorbedeckten Hochflächen des Sandsteingebiets (der nördlichen Hälfte des Schwarzwaldes) steigt man zunächst durch größere und kleinere Wälder schlanker Tannen und Fichten in die mildere Region stämmiger Eichen herab, die bei 800 m Höhe beginnen und als Niederwald bis 500 m herabgehen. In den Einschnitten der Berge, in den warmen Thalgründen entfalten Buche, Birke, Ahorn, Esche ihre mächtigen und zierlichen Laubkronen. Diese Vorberge des Schwarzwaldes thun dem Auge wahrhaft wohl durch ihren reichen Laubwald, in den sich die Obstgärten hineindrängen. Die echte Kastanie und die Walnuß zieren die unteren Hänge mit ihren weitschattigen, urkräftigen Bäumen, die an Stärke des Wuchses mit den Eichen wetteifern. Es breiten sich die Weizen- und Spelzäcker aus, umsäumt von Obstbäumen und riesigen Nußbäumen, deren Schatten der Fruchtbarkeit dieser Gefilde kaum Eintrag thut. Die letzten Hügel auf der Rheinseite sind alle mit edlen Reben bepflanzt. Dort an den südwestlichen Hängen gedeiht der würzige, feurige Markgräfler Wein (der Landesfürst hieß früher Markgraf von Baden) und die Sonne hat in dem tiefeingeschnittenen Rheinthal schon solche Macht, daß sie sogar Mandelbäume im Freien erblühen und Frucht bringen läßt.

Welcher Gegensatz zu den unwirtlichen Höhen im oberen Gebirge, wo die Kirschen erst im September reifen, und die armen Bewohner schon froh sind, wenn ihre Felder nur Kartoffeln, Hafer und Wicken geben! Einer dieser unwirtlichsten, doch aber noch bewohnten Teile des hohen Schwarzwaldes zwischen den Flüßchen Alp und Enz heißt Dobel und ist sprichwörtlich geworden. Das kleine Pfarrdorf besteht nur aus niederen Hütten mit Schindeldächern. Auf der kahlen Hochebene kann kein Obstbaum gedeihen, nur verkrüppelte Birken fristen noch einigermaßen ihr Dasein. Auch im Sommer wehen mitunter sehr kalte Winde, welche geheizte Stuben zum Bedürfnis machen. „Wie auf dem Dobel“ — sagt man, um eine recht rauhe, unfruchtbare Gegend zu bezeichnen.

Doch fehlt es auch dem ärmsten Schwarzwäldler an Brennholz nicht, da der Tannenwald nirgends weit entfernt ist. Und da auch der Rhein

nicht weit ist, so kann mancher hohe schlanke Tannen- und Fichtenstamm den Strom hinab bis in die Niederlande geflößt werden, von wo er, in Gold und Silber umgesetzt, in die Heimat zurückkehrt. Auf den Bergwassern werden jahraus, jahrein die Holzscheiter und — wo die Wassermasse es erlaubt — auch große Stämme hinabgetrieben ins Rheinthal. Vom Holzfällen erhält manche kräftige Faust ihre Schwielen und den Lebensunterhalt für eine zahlreiche Familie. Vor allem hat der Holzreichtum des Schwarzwaldes jene Uhrenindustrie in Aufnahme gebracht, die noch immer sein Ruhm und Stolz und seine, wenn auch nicht reiche, doch anhaltende Nahrungsquelle ist.

Die Uhrenfabrikation.*)

Ich bin jetzt im Uhrmachergebiet des Schwarzwaldes angelangt, und Sie wissen wohl, daß aus den ursprünglichen hölzernen Wanduhren nach und nach immer bessere Messingwerke, Spieluhren und endlich sehr künstlich zusammengesetzte Musikinstrumente, selbstspielende Drehorgeln, hervorgegangen sind, die gar nichts mehr von einer Uhr an sich haben, als das bewegende Gewicht. Diese Instrumente werden besonders in Vöhrenbach und in Kirnach gefertigt, und vorzugsweise nach Rußland verkauft. Dort stellt man sie in den Wirts- und Theehäusern auf und der Russe trinkt und tanzt nach der Schwarzwälder Pfeife, deren Noten von Petersburg bis Odessa gern gehört und pünktlich befolgt werden. Eins der größten Instrumente, welches in Vöhrenbach einst gebaut und nach Odessa geliefert wurde, hatte tausend Pfeifen und kostete nach seiner Aufstellung in einem dortigen Theehause gegen 13000 Rubel. So großen Wert legt man also in Odessa auf musikalische Unterhaltung beim Theetrinken!

Die Fabrikation der Pendeluhren ist natürlich viel weiter ausgebreitet als die der Spielwerke. Sie nimmt das ganze Quellengebiet der Donau ein und greift noch weit darüber hinaus. Fast in jedem Orte findet man eine Anzahl Uhrmacher, die für sich arbeiten, d. h. die allein oder mit einem Gehilfen ganze Uhren fertig machen; selbst auf den höchsten Höhen des Waldes findet man vereinzelte Häuser und Hütten, in denen die Drehbank schnurrt, und die sich meist durch größere, hellere Fenster vor den anderen Wohnungen auszeichnen. Das ist natürlich die niederste und ursprünglichste Stufe der Fabrikation, da immer derselbe Arbeiter alle Teile einer Uhr, mit Ausnahme des Zifferblattes, anfertigt, folglich für keinen Teil eine vorzugsweise große Übung erlangt. Aus diesen Werkstätten gehen die großen Pendeluhren der Bauernstuben hervor. Dann giebt es aber in den kleinen Städten der Gegend, wie in Triberg, Lenzkirch u. s. w. eine Menge Werkstätten, in welchen viele Arbeiter beschäftigt sind, von denen jeder nur bestimmte Teile macht. Das größte Unternehmen der Art wurde seiner Zeit in Lenzkirch

*) Bernh. Cotta.

für 300 Arbeiter eingerichtet. Da werden denn besonders die kleinen Pendeluhren mit niedlichen Porzellanzifferblättern gefertigt, die weit versendet werden, aus Triberg allein jährlich gegen 30000. Trotzdem klagt man über Abnahme des Geschäfts. Der Grund dieser Klage mag teils in den ähnlichen Unternehmungen anderwärts, z. B. im Erzgebirge, beruhen, teils aber darin, daß die Zahl der Uhrmacher weit mehr wächst als die Absatzgebiete. Die großherzoglich badische Regierung hat sich neuerlich dieses Industriezweiges angenommen, und sucht namentlich durch besondere Schulen auf stete Vervollkommnung der Kunst hinzuwirken. Offenbar sind solche Industriezweige vorzugsweise für Gebirgsgegenden geeignet, in welchen das Leben und folglich die Arbeitskraft billig ist, die Feldarbeit aber nicht alle Kräfte des bewohnten Raumes in Anspruch nimmt. Der mittelbare Zusammenhang zwischen den geologischen Ereignissen der Vorzeit und dem gegenwärtigen Leben der Menschen ist auch hier unverkennbar. Es wäre eine unglückliche Idee, solche Beschäftigungen in fruchtbare Niederungen verpflanzen zu wollen. Ihr Aufblühen, besonders wenn es zu sehr unterstützt wird, vermehrt aber auch die Bevölkerungsanzahl selbst in unwirtlichen Gegenden und untergräbt somit nach und nach die Grundbedingungen der eigenen Lebensführung.

Brennende Berge und stürzende Flüsse.

Wer die Eigentümlichkeiten des Schwarzwaldes recht kennen lernen will, der muß in der ersten Hälfte des September seine Thäler durchstreifen. Feuer und Wasser sind da in großer Thätigkeit. Brennende Berge überall, hier und da die lustige Fahrt eines großen Flosses. Jene brennenden Berge sind eine Folge der eigentümlichen Niederwaldwirtschaft, welche auch im Odenwald und im Siegenschen sehr verbreitet ist, und die man dort Hackwaldwirtschaft nennt. Eichen, Haseln, Birken und anderer Stockausschlag bildet den Bestand, der alle fünfzehn oder zwanzig Jahre abgetrieben wird. Der Abtrieb erfolgt im Frühjahr, die Eichen werden geschält, um die Lohe zu benützen, die geeigneten Hasel- und Birkenruten werden zu Reifen und Floßseilen ausgesucht, alles dünne Reis mit dem Laube bleibt an Ort und Stelle liegen, um während des Sommers zu trocknen, wird aber durch dazwischengelegtes Stangenholz in einzelne, fünfzehn Schritte breite Streifen geschieden. Wenn nun im September das Reisig trocken ist, so zündet man es an der oberen Seite eines der fünfzehn Schritte breiten Streifen an, die sich stets an Bergabhängen herabziehen, und vier oder fünf Männer mit langen Stangen und eisernen Haken daran wälzen die Feuerwelle nach und nach den ganzen Berg hinab, wobei sie sich vorsehen müssen, daß nicht mehrere Streifen zugleich in Brand geraten, oder ein Nachbarstreifen sich von unten entzündet und aufwärts brennt, weil sie dann leicht alle Macht über die Ausbreitung des Feuers verlieren würden. Bei Wittichen ist ein

Haus dadurch abgebrannt. Das Abbrennen bezweckt teils Düngung durch Aschebildung, teils die Zerstörung vieler Unkräuter, während den Stöcken und Wurzeln des Holzes dadurch kein Schaden geschieht. Die abgebrannte Stelle wird, soviel es Steine und Felsvorsprünge erlauben, zwischen den Stöcken bearbeitet und ein Jahr lang mit Korn bestellt. Im zweiten Jahre sind hier auf dem fruchtbaren Granitboden die neuen Holztriebe schon wieder zu groß, während man z. B. im Odenwald auf Sandsteinboden zwei Jahre nacheinander Frucht bauen kann. Da im Kinzigthal und seinen Seitenarmen alle die kuppigen Granitabhänge unter dem hohen Sandsteinplateau mit Niederwald bedeckt sind und der Vorgang des Abbrennens sich alle fünfzehn oder zwanzig Jahre für jede Stelle wiederholt, so ist es begreiflich, daß zur Brennzeit allerorten Flammen auflodern und Rauchsäulen emporsteigen. Dazu kommt noch, daß auch auf vielen Feldern die Stoppeldecke mit den Wurzeln durchgebrannt wird, und zu allen diesen Vertilgungsfeuern gesellen sich noch hier und da die Rauchsäulen der Kohlenmeiler; kein Wunder also, wenn zuweilen ein feiner bläulicher Rauch alle Thäler durchzieht.

Außer dieser Niederwaldzone nützt aber der Schwarzwälder auch seine großen Hochwälder oben auf den Sandsteinhöhen und in den engen Thälern tüchtig aus. Während sie noch wachsen, müssen sie ihm vielfach ihre Säfte als Harz abgeben. Dann aber folgt mit dem Abtrieb die Hauptnutzung. In den vielen Privatwaldungen ist die Ausnutzug freilich nicht immer ganz forstlich. Der Umtrieb ist 60- oder 70jährig; einzelne Stämme läßt man aber eine doppelte Umtriebszeit stehen, um so das beste und teuerste, das sogenannte Holländerholz zu erziehen. Doch davon wollte ich Ihnen eigentlich nicht erzählen, sondern von den hier sehr ausgebildeten Holzverfrachtungseinrichtungen.

Oben in den Bergen und an den steilen Abhängen findet man überall Schlittenwege oder feste Holzriesen für Stammholz und für Scheitholz. Einige bleiben für immer, andere baut man für den einzelnen Holzschlag. Die Beförderung erfolgt durch Zugtiere oder durch die eigene Schwere. Ein Teil des abzuführenden Scheitholzes wird oft zunächst verwendet, um den Weg zu bahnen, auf dem die Schlitten hinabgleiten. Die letzten Schlitten nehmen dann zugleich alle die Schienen, oder vielmehr Querschwellen der gelegten Holzbahn mit sich. Nun aber folgt der interessanteste Teil des Hinabschaffens, obwohl nicht der schwierigste und gefährlichste. Am ersten Floßbach angelangt, werden die geschälten und an den Enden durchbohrten Stämme mit gedrehten Haselruten zusammengebunden zu sogenannten Gestören. Die längsten dieser Gestöre, die sogenannten „Holländer" (weil sie besonders nach Holland gehen) sind 20, 25, selbst 30 m lang. 20 oder 30 solcher Gestöre verbindet man zu einem 600—900 m langen Floß. Jetzt liegt es noch ruhig und leblos im Bette des kleinen Baches, schon aber beginnt auf und neben ihm ein reges Treiben. Zwanzig, auch dreißig Männer und Knaben mit Stangen, Beilen und großen Spitzhauen bewaffnet, stellen sich in bestimmten Abständen auf das Floß. Auf ein ge-

gebenes Zeichen werden die Schleusen der Weiher davor und dahinter geöffnet. Das Floß wird lebendig, der Wasserschwall hebt es. Jetzt setzt sich die gewaltige Riesenschlange in Bewegung. Vorn auf der Spitze, aus nur drei Stämmen mit einer Art Schiffsschnabel gebildet, steht ein kühner, kräftiger Mann mit einer Leitstange, auf den nächsten drei oder vier Gestören ähnliche. Dann auf dem breiteren Teil folgen ganze Gruppen von solchen, die teils nur zum Vergnügen mitfahren, darunter Kinder von sechs oder acht Jahren; zuletzt die geübtesten Flößer, welche den Gang regeln durch dicke Sperrbalken, die sie auf den Boden stemmen, da das Floß sonst bald über das Fahrwasser hinausschießen würde, aus dem Grunde, weil in jedem Bach das obere Wasser, in welchem das Floß schwimmt, schneller strömt, als das untere, durch die Unebenheit des Bodens gehemmte. Die Region des Fahrwassers aber ist in diesen kleinen Bächen nie sehr viel länger als das Floß, da sie eben nur künstlich, durch verhältnismäßig kleine Wasseransammlungen erzeugt wird. Jetzt erreicht das Floß ein Wehr von 6 oder 8 Fuß Höhe. Seine schmale Spitze senkt sich hinab, der vordere Leitmann stemmt sich fest auf seine Stange und gleitet ruhig in die wilden Fluten hinein, die ihn fast bis zur Hüfte umspülen. Weniger tief sinken die folgenden ein, weil die Steifheit des Flosses es etwas verhindert. Da kommt aber ein Gestör mit drei kleinen Knaben, jubelnd fahren sie dem Wehr entgegen; sie halten sich freilich fest an den emporstehenden Binderuten, aber das Wasser umspült sie auch fast bis zu den Armen. Sie sind das schon gewohnt und müssen sich eben früh daran gewöhnen, um einst tüchtige Flößer zu werden. Mit reißender Schnelligkeit schießt das lange Ungetüm knarrend an uns vorüber; es ist nicht möglich, ihm im schnellsten Laufe zu folgen. So geht's im Thal hinab, von Station zu Station. Es muß etwas ungemein Anregendes in solcher Wasserfahrt liegen, sicher nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Charakters und die Manneskraft der Bewohner dieser Thäler; sie sind Wasserhelden so gut als die Schifferbevölkerung vieler Küstenländer.

Der Schwarzwald nährt seine Bewohner fast nur durch die Erzeugnisse der Oberfläche, sehr wenig durch innere Bodenschätze. Die Steingut- und Porzellanfabriken zu Zell am Hammersbach und zu Schramberg beziehen ihren Thon vom äußeren Rand des Gebirges, die Porzellanerde sogar aus Frankreich. Ihre ganze Lebensfristung ist lediglich durch billiges Brennmaterial und billige Menschen- und Wasserkraft, sowie durch Zollverhältnisse bedingt. Dasselbe gilt für die Granatschleifereien derselben Gegenden, die rohen Granaten kommen aus Böhmen. Die früher vorhandenen Schmaltefabriken bezogen die Kobalterze aus Oberitalien; als man etwas Kobalt im Lande selbst kennen lernte (z. B. bei Wittichen), da waren sie bereits eingegangen. Metallbergbau wird nur wenig betrieben; nennenswert sind jetzt eigentlich nur noch die Eisengruben bei Kandern, die Silbergruben im Münsterthal und im Schappachthal.

6. Aus dem Elsaß.*)

Wenn wir im Schnellzug unter vollem Dampf ab Mülhausen nach Straßburg das Land rasch durchziehen, so überschauen wir mit einem Blick die Gestaltung des elsässischen Bodens. Derselbe stellt sich in drei voneinander unterschiedenen Zonen dar. Im Westen erhebt sich die Gebirgskette der Vogesen — der Wasgenwald unserer deutschen Altvordern, der Wasichenstein der Sage —**) gleich einem natürlichen Wall zwischen dem Innern von Frankreich und dem Becken des Rheins. Ein Saum von Hügeln und Weinbergen umfaßt den Fuß der Kette, den Übergang bildend von der höhern Region zu der Ebene. Dann dehnt sich das Flachland selbst aus, einförmig, niedrig, eben, dem Rhein entlang ziehend in einer Länge von 200 Kilometern oder 27 deutschen Meilen, von Basel bis Lauterburg, die Hügelregion und den zu Elsaß gehörenden Teil der Vogesen zusammen an Flächeninhalt übertreffend.

Diese drei Zonen sind durch ihre geognostische Beschaffenheit, durch den Anbau, wie durch die äußere Gestalt des Bodens scharf getrennt. Jede hat ihr eigentümliches Klima, ihre eigentümliche Pflanzendecke. Im Hochgebirge sehen wir nur Wald und alpenähnliche Weiden; die Hügelregion ist mit Reben bedeckt, das Flachland hat besonders Kornbau.

Dem Rhein parallel, das Elsaß von Süden nach Norden durchströmend, läuft die Ill oder die Ell (lateinisch Alsa), welche Land und Leuten den Namen gegeben hat: Elsassen oder Elsässer. Sie entspringt im Jura, ihre Zuflüsse empfängt sie aber alle auf der linken Seite von den Vogesen. Ihr Wasserstand ist sehr ungleich; auf lange Trockenheit folgen Überschwemmungen. Ein oberelsässisches Sprichwort lautet: „Die Ell geht wo sie well!"

Der Boden der elsässischen Ebene erhebt sich kaum einige Meter über den Rhein, dessen Meereshöhe in Kolmar 200, in Straßburg nur 144 m beträgt. Er besteht aus Lehm, Sand oder kleinen Rollsteinen, welche teils durch den Rhein, teils durch die Ill und ihre vogesischen Zuflüsse abgelagert wurden. Eine schwache Bodenfalte, auf deren Rücken sich der Rhône-Rhein-Kanal von Süden nach Norden hinzieht, bezeichnet die Grenze zwischen den Diluvium-Gebilden von vogesischem Ursprung und denen des Rheins, dessen Rollsteine andere sind. Wo das Geröll vorherrscht, ist der Boden dürr und trocken, mit Gebüsch bewachsen, wie im Hardtwald, im Kardenwald

---

*) Nach Charles Grad, einem geborenen Elsässer, Verfasser der Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges (Mulhouse 1870), Skizzen aus dem Elsaß und Vogesen im Ausl. 1871, 20 ff.

**) Der römische Name Mons Vösegus wurde von den Franzosen in les Vosges umgebildet, aus welchem die Deutschen wieder „Vogesen" machten.

(Kartenwald) und in der Gegend zwischen Hagenau, Sulz und Selz. An den fruchtbaren Stellen erscheinen große Wiesen. Kommt aber der fruchtbare Lehm über die Oberfläche, so gedeihen fröhlich die Getreidefelder, mit Pflanzungen aller Art gemischt, auf beiden Ufern der Ill, von Mülhausen bis unterhalb Straßburg.

Ein gesegnetes Land ist dieses Flachland des Elsasses; allein die mittlere Hügelregion erfreut sich eines noch reichern Wohllebens. Vor allem wird dort der Weinbau getrieben. Nirgends giebt der Boden einen so hohen Ertrag, nirgends hat er einen so hohen Wert. Prachtvolle Reben bedecken die unteren Bergabhänge und ziehen sich am Eingange der Thäler unter der erwärmenden Mittagssonne hin, bis auf eine Höhe von mehr als 400 m ü. M. Die Meereshöhe der Hügelregion schwankt meistens zwischen 300 u. 400 m. Die Hügel liegen teils wellenförmig am Fuße des Gebirgs, teils strecken sie sich wie Vorgebirge der Ebene entgegen. Sie bieten die schönsten Blicke in die lachende Rheinebene und in die grüne Romantik des Berglandes; eine Menge von Schlössern prangen eines neben dem andern, an das alte Wort erinnernd:

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal
Hat ganz Elsaß überall!

Diese Hügelregion, 1—3 Kilometer breit, erweitert sich gegen Norden zwischen Zabern und Weißenburg, aber auch im Sundgau zwischen Thann, Belfort und Mülhausen, wo sie das ganze südliche Elsaß bis zu den ersten Stufen des Juragebirges einnimmt. Sie besteht meistens aus Tertiärbildungen (Grobkalk, Süßwasserkalk), bisweilen aus Sandstein oder Kalkschichten des Jura und buntem Sandstein.

Durch tiefe Thäler erheben wir uns über die Weingaue und betreten das Innere der Bergregion. Grüne Wiesen, die sich längs der rauschenden Gebirgsbäche ausdehnen, deuten hier besonders auf Viehzucht. Auf die Wiesen folgt Wald, dann wieder Alpenweiden oder kahle Felsstürze. Der obere Teil der Vogesen ist ganz von unübersehbaren Waldungen und stellenweise mit Weiden bedeckt. Die strenge Witterung erlaubt kaum auf einigen gut geschützten Abhängen den Anbau von kleinen Korn- und Kartoffelfeldern, auf den höchsten Gipfelflächen liegt der Schnee von Anfang Oktober bis in den Maimonat hinein.

Wie im Schwarzwald, gegenüber auf der andern Seite des Rheins, finden sich auch im Wasgenwald auf den höchsten Flächen, von finstern Tannenwäldern umgeben, kleine dunkelfarbige Seen; einige derselben, wie der Sternsee und der Weiße See, zeichnen sich durch die kraterartige Gestalt ihrer Becken aus, und die Bergbewohner behaupten, sie hätten eine unermeßliche Tiefe, bis zu den untersten Abgründen des Meeres reichend. Einige

dieser kleinen Seen verdanken ihre Enstehung wahrscheinlich den Gletschern, welche während der Eiszeit auch in die Thäler der Vogesen hinabstiegen und dort unverkennbare Spuren ihres Daseins zurückließen — geritzte Rollsteine und moränenartige Steinwälle.

Die Masse der oberen Vogesen, von vorwiegend kristallinischer Beschaffenheit, hat abgerundete Kuppen von bedeutender Höhe (der Elsässer Belchen hat 1244 m; der Große oder Sulzer Belchen bei Gebweiler 1426 m). Der mittlere Wasgenwald ist wie der untere Schwarzwald ein breitrückiges Buntsandstein-Plateau, das sich nach Norden abstumpft. Die Thäler der oberen Vogesen sind tief eingeschnitten, und in ihrem unteren Teile herrscht große Fruchtbarkeit, wenn auch die Dörfer nicht die Größe und Bedeutung derer in der Rheinebene erreichen.

Die Bewohner der Ebene und der Hügelregion sind meistens von germanischer Abstammung und sprechen deutsch mit Ausnahme des Bezirkes Belfort. In der oberen Bergregion herrscht die französische Sprache vor, mit einem wohl keltischen Platt gemischt, da die Bewohner des Hochgebirges von Kelten abstammen und sich während der letzten Völkerwanderung dorthin zurückzogen.

In dem fruchtbaren angeschwemmten Boden der Ebene hat deutscher Fleiß die Landwirtschaft auf einen hohen Grad der Entwickelung gebracht. Kein Stück Boden, kein Privatgut bleibt unangebaut. Trifft man auf sumpfige Stellen oder magere Triften an steinigen Flußufern, so sind das gewöhnlich Gemeindebesitzungen; die Privatbesitzer haben seit langem auch die unfruchtbaren Strecken auf ihren Gütern umgeschaffen. Brachfelder sind verschwunden. An ihrer Stelle kommen Kartoffeln und Futterkräuter vor. Nicht selten zieht der elsässische Bauer in einem Jahr zwei Ernten aus seinen Feldern, da er die Fähigkeit seines Bodens kennt und sie zu benutzen weiß. In den besten Landstrichen werden alle drei Jahre wiederkehrende Pflanzen durch den abwechselnden Anbau gezogen (Dreifelderwirtschaft). Man sieht dann Gerste und Weizen einerseits, Tabak, Raps, Mohn oder Flachs andererseits ohne Unterlaß auf demselben Felde sich folgen. Getreidearten, die einem armen Boden eigentümlich sind, finden sich nicht mehr. Das Heidekorn wird im Elsaß nicht mehr gebaut und der Roggen umfaßt nur einen geringen Teil des Ackerlandes, während Weizen, Gerste, Hopfen, Tabak und andere industrielle Pflanzen einen immer größeren Raum einnehmen.

Der Flächenraum der Ebene beträgt ungefähr 400 000 Hektar, das der Gebirgsregion 190 000 und das der Weinregion (die ganze Hügellandschaft von Molsheim bis Weißenburg und den Sundgau mitgerechnet) 274 846 Hektar.

Die Bevölkerung ist dicht, denn es kommen im Durchschnitt auf das Quadratkilometer 110 Bewohner. Natürlich wechseln sie vom Flachland bis auf die höheren Lagen im Gebirge; während in der Ebene 157,

in der eigentlichen Weinzone sogar 160 Einwohner auf das Quadratkilometer kommen, zählt man in den hohen Thälern nur achtzig auf demselben Raume.

Die größeren Städte fallen alle auf das Flachland: Straßburg (hatte 1876: 94275 Einw., 1890: 132000), Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt und Hagenau. Diese ehemalige Reichsstadt liegt am Eingange des wichtigsten Passes, der quer durch die Vogesen führt und den auch die von Straßburg nach Paris führende Eisenbahn benutzt hat. Straßburg an der Ill, nur eine halbe Stunde vom Rheine entfernt, ist nächst Köln die größte Rheinstadt. Ihr berühmtes Münster, die größte Zierde der Stadt, das Werk des deutschen Meisters Erwin von Steinbach, hat bei der Belagerung nur wenig gelitten; diese Belagerung selber gab uns die frühere deutsche Reichsstadt, welche 189 Jahre lang unter französischer Herrschaft stand, wieder.

Daß die Elsässer nicht nur im Ackerbau und im Obst- und Weinbau, sondern auch in der Industrie eine der höchsten Stufen unter allen europäischen Völkern erreicht haben, ist weltbekannt. Billige Arbeitslöhne infolge der Anzahl unbeschäftigter Bewohner entwickelten frühzeitig größere Gewerbsanstalten in den Thälern des Elsasses und der Vogesen. Anfangs wurde die Baumwolle von der Hand gesponnen und gewebt; damals fand die Fabrikation besonders in dem geringen Lohn der Handarbeit ihren Vorteil. Als später die mechanischen Kräfte (Maschinen) die Oberhand gewannen, wurden die vereinzelten Werkstätten durch gemeinsame ersetzt, und die Fabrikanstalten ließen sich am laufenden Wasser nieder.

Bald aber reichte die Triebkraft des Wassers nicht mehr aus, zumal da die Bergströme, welche von den Vogesen herabfließen, sehr veränderlich sind in ihrer Wasserfülle. So nahm man zu Dampfmaschinen seine Zuflucht. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für solche größere Fabrikanstalten die Ebene zu wählen, weil diese durch die Nähe der Eisenbahn die wohlfeilste Fracht für Kohlen und Baumwolle ermöglichte. Städte wie Mülhausen, Sennheim, Kolmar laufen den Vogesen den Rang ab. Aber es dauerte nicht lange, so brachte der wachsende Reichtum und die immer mehr zunehmende Entwickelung der Fabriken es dahin, daß auch Eisenbahnen in die Gebirgsgegenden geführt wurden, welche diese mit der Hauptbahn von Mülhausen nach Straßburg verbanden. Die Thäler von Markirch, von Münster, von Wasserling, von Maasmünster und Gebweiler haben jetzt alle ihre Zweigbahnen, von denen einige sogar mit den Lothringer Bahnen verbunden werden sollen, durch neues Durchbrechen der Vogesen.

Die Wichtigkeit der Baumwollenindustrie überragt jede andere im Elsaß. Nach der Spinnerei, Weberei und Druckerei der Baumwolle kommt die Fabrikation der wollenen Tücher, der Stoffe aus Wolle und Baumwolle, aus Garn und aus Seide, danach der Maschinenbau, die Fabrikation chemischer Produkte; die Wollkämmerei, die Gerberei und verschiedene Ge-

werbe von minderer Wichtigkeit. Wenn die Gegend nördlich von Straßburg eine unstreitige Überlegenheit besitzt durch blühenden Ackerbau, so hat sich die große Industrie besonders an der Ill niedergelassen. Unter 450000 Menschen, welche von industriellem Arbeitslohn leben, giebt es deren 250000 im Oberelsaß, obwohl die Bevölkerung dieses Gebietes im allgemeinen geringer ist als im Unterelsaß.

In Mülhausen, dem Hauptzentrum der Industrie, befand sich im Jahr 1886 bei der Volkszählung, nach offiziellen Angaben, eine Bevölkerung von 55000 Seelen, 1894: 82000, ohne die Bevölkerung der Nachbargemeinden mit einzurechnen, welche sozusagen die Vorstädte bilden. Die gedruckten Tücher von Mülhausen zeichnen sich nicht nur durch ihren guten Geschmack aus, selbst die Erfindungen in diesem Industriezweige rühren besonders aus dem Elsaß her, obschon in England die Fabrikation gedruckter Tücher ausgedehnter ist und eine größere Menge von Arbeitern beschäftigt. Nach Mülhausen reisen Industrielle aus allen Ländern, wie nach einer Hochschule, um sich zu belehren und den Geschmack zu bilden.

Die Fabrikstadt Mülhausen wird noch lange den deutschen, österreichischen und selbst den Schweizer Fabriken zum Muster dienen. Auch mit der Erbauung einer „Arbeiterstadt", aus beinahe 1200 kleinen wohnlichen Häusern bestehend, welche die industrielle Gesellschaft ins Dasein gerufen hat, um sie den Arbeitern gegen allmähliche Abtragung der Herstellungskosten zu überlassen — ist Mülhausen allen Fabrikstädten vorangegangen.

Es hat den Anschein, als ob die Zeit, wo unsere neuen Landsleute uns zwar nicht mehr feindlich, aber gleichgiltig gegenüberstanden, überwunden sei und sich eine langsam und leise wachsende Zuneigung zum alten Vaterlande geltend machen wollte. Abschließung gegen ausländische Hetzapostel, Schonung des Landesüblichen und Förderung aller wirtschaftlichen und geistigen Interessen, sind besonders in der geschickten Hand des vorigen Statthalters Fürsten Hohenlohe von ausgezeichneter Wirkung gewesen in dieser Hinsicht.

---

7. Die „Arbeiterstadt" in Mülhausen.*)

Wer Deutschlands Bezirke für Großindustrie aufzählt, der darf den südwestlichen Winkel unseres Vaterlandes, das Oberelsaß mit den Brennpunkten Mülhausen-Kolmar, entschieden nicht außer Berechnung lassen. Wenn man auch geneigt sein mag, das Zahnrad im Stadtwappen von Mül-

*) Quellen: Das Mülhauser Arbeiterviertel, herausgegeben von der Industriellen Gesellschaft, Mülhausen 1891; und: Unser Deutsches Land und Volk, 3. Bd. Leipzig, Spamer.

hausen als Wahrzeichen seiner großen industriellen Betriebsamkeit aufzufassen, so ist doch zu bedenken, daß die Großindustrie hierzu nicht alt genug ist, daß vielmehr das Rad hindeutet auf die ehemals an der Ill gelegenen Mühlen des alten Straßburger Stephansklosters.

Den Grundstein zur Textilindustrie des Oberelsaß und Mülhausens insbesondere legten im Jahre 1746 Samuel Köchlin, Joh. Jakob Schmeltzer und Joh. Heinrich Dollfuß in der Absicht, die baumwollenen, bunten indischen Tücher fabrikmäßig herzustellen; also baumwollenes Gewebe mit Buntdruck war das Ziel! Und hierin liegt heute noch der Schwerpunkt der gesamten Oberelsässer Großindustrie, die sich an der Grenze dreier Zollgebiete (Deutschland, Schweiz, Frankreich) entfaltet hat. So lange Mülhausen als deutsche Reichsstadt zwischen zwei Stühlen saß und bald zum Reich, bald zur Eidgenossenschaft hinneigte, wollte seine Industrie nicht recht vorwärts. Erst nachdem es 1797 seine Aufnahme in die französische Republik nachgesucht, als es ein großes Absatzgebiet in Frankreich, eine Auslage für seine Erzeugnisse in Paris gefunden, als die Handelssperre für seine Artikel eine ungeheure Nachfrage herbeiführte: da schoß die Textilindustrie üppig ins Kraut und streckte wie ein Polyp ihre Arme in die Vogesenthäler, zunächst um deren Wasserkräfte in ihren Dienst zu nehmen. Doch schon 1812 stellte Dollfuß die erste Dampfmaschine auf; dadurch war dem Maschinenbau ein Fingerzeig gegeben, und 1824 trug Nikolas Schlumberger in Gebweiler dem neuen Erfordernis Rechnung. Schon 1838 baute Köchlin in Mülhausen Lokomotiven, doch — was noch wichtiger war! — er half dem mechanischen Webstuhl aus den Kinderschuhen heraus. Ferner fand die Technik auch in Josua Heilmann, dem Erfinder der Kämm-Maschine mit Wechselbewegung, und G. A. Hirn, welcher die Anwendung des überhitzten Dampfes entdeckte, ingeniöse Vertreter, die zum Heil des Oberelsaß ihre Erfindungsgabe in den Dienst der heimischen Industrie und damit des öffentliches Wohles stellten.

In jene Zeit (1831) fällt die großartige Anlage des Rheinkanals (363 km), welcher Mülhausen in Verbindung setzte mit zwei Hauptströmen, mit zwei Haupthandelsmeeren, mit den Welthandelsplätzen Antwerpen-Marseille und mit dem französischen Kanalnetz, und während dieses Verkehrsmittel den Weltmarkt öffnete, den Blick in die größten Fernen lenkte, überbrückten bald auch die Eisenbahnschienen — vom Hauptstrange Basel-Straßburg aus — nach Osten den Rhein, um den Anschluß an das deutsche Netz zu suchen, nach Westen die Vogesenpässe, um Fühlung mit dem frühzeitig und in großartiger Weise entwickelten französischen Eisenbahnnetz zu erlangen. Der Ausbau dieser Verkehrsstraßen zu Wasser und Land hat bis in die neueste Zeit nie Stillstand erfahren, und diesem Umstande ist es zu danken, daß die Mülhauser Großindustrie ihren wichtigsten Rohstoff, die Baumwolle, sofern sie indischen, algerischen oder ägyptischen Herkommens ist, von Marseille, sofern sie aus Georgien, New Orleans, Zentral-

amerika, Peru stammt, von Havre, Dunkerque und Antwerpen bequem und billig bezieht; und ebenso findet die Kohle des Saarbeckens, des Ruhrgebietes, Belgiens, ebenso die von Etienne leicht und ohne erhebliche Kosten auf den Wasserstraßen ihren Weg in die beiden großen Kanalbecken Mülhausens.

Der Sinn für Hebung der heimischen Industrie führte bereits 1825 zur Gründung der sogenannten „Industrie-Gesellschaft“, zu deren wichtigsten Aufgaben das Herbeiziehen aller nur denkbaren Unterrichtsmittel für den genannten Zweck, die Übermittelung aller neuen Erfindungen an ihre Mitglieder und das jährliche Ausschreiben von Preisaufgaben gehören, welche zur Lösung praktisch wichtiger Fragen Anlaß bieten sollen. Vor uns liegt das Verzeichnis der Preisaufgaben für 1895; wir heben aufs Geratewohl einige heraus, um die Zuspitzung derselben auf den industriellen Zweck zu kennzeichnen: Theorie der Fabrikation von Türkischrot und Alizarinrot, Einwirkung von Chlor auf Wolle, Präparation der Baumwolle mit Albumin, Fixierung der Anilinfarben, Bestimmung des Wertes vom Indigo, Verwendung des Harzes in der Baumwollbleicherei, Selbstregulator für Trockenböden, Verbesserung in der Walzenstecherei (es sind die gravierten Walzen für Buntdruck gemeint), Transport zu Wasser im Elsaß, Abhandlung über die Lohnverhältnisse in Elsaß-Lothringen ꝛc.

Die Gesellschaft hat ferner und zwar durch die Beiträge ihrer Mitglieder geschaffen: ein schönes Gesellschaftsgebäude mit stattlicher Bibliothek, naturgeschichtliche Sammlungen und Gewerbemuseum, eine Zeichenschule und Malerakademie, weil der Ruf der Elsässer Buntdrucke auf ihrer künstlerischen Ausführung beruht. Denn jene Zeiten sind längst vorüber, wo man die Stoffe einfach auf eine gefärbte Platte aufdrückte; heute geht die Ware zwischen kunstvoll gestochenen (gravierten) Walzen hindurch, die sich selbst färben, und durch das peinliche Zusammengreifen derselben werden den vorübergleitenden Stoffen herrliche, 6 bis 8farbige Muster aufgedrückt, daß man vor den Möbelkretonnen staunend, wie vor Stickerei und Kunstmalerei steht. Man begreift so erst, daß sich sogar indische Farbenfreude und türkischer Geschmack durch solche Leistungen befriedigen lassen. Und neben dem Kunstvollsten enthält das Musterbuch des Oberelsässer Fabrikanten auch das Allereinfachste, jene Kalikos, die den bescheidenen Südsee-Insulanern genügen.

Um einen Maßstab für die Größe der industriellen Anlagen zu bieten, sei erwähnt, daß im Oberelsaß die Zahl der Betriebe, welche mehr als 100 Arbeiter beschäftigen, größer ist als selbst im Königreich Sachsen. Es liegt auf der Hand, daß in dem Brennpunkte dieser Großindustrie die Ereignisse von 1870 am härtesten empfunden wurden, weil die Verkettung mit Frankreich nicht nur eine politisch-nationale, sondern auch und vielleicht in noch höherem Grade eine wirtschaftliche war, und was für eine Großindustrie die plötzliche Änderung der Bezugswege und Absatzgebiete zu be-

deuten hat, das wird sich jeder halbwegs billig Denkende selbst sagen. Der einzige Weg, die Oberelsässer nach der äußerlichen Angliederung zu überzeugten Anhängern der neuen Heimat zu machen, ist vorgezeichnet, es wird vor allem die wirtschaftliche Annäherung zu pflegen sein; alle die Verkehrsstränge, die früher vorzugsweise nach Westen ausliefen, müssen — wie auf einer Drehscheibe — nach und nach zum Einmünden in die Anschlüsse nach Osten gebracht werden.

Unser Besuch in Mülhausen gilt heute weder den beiden Hafenbecken, noch dem rauchgeschwärzten Kerne, ebenso wenig jenen über die alte Umgürtung hinausgequollenen Villen- und Fabrikvierteln, sondern dem Norden der Stadt, wo Humanität und wohlverstandenes Geschäftsinteresse die in ihrer Art erste, einzige und großartigste Schöpfung hervorgebracht: „das Arbeiterviertel“, oder sagen wir lieber die Heimstätten für die Fabrikbevölkerung. Sie sind ebenfalls in erster Linie auf Rechnung der Industriegesellschaft zu setzen.

Das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft durch Vorlegung eines Planes von einem englischen Musterhause*) und des Werkes „Die Wohnungen der arbeitenden Klassen“**) auf diese wichtige Frage gerichtet zu haben, darf das Mitglied Jean Zuber Sohn (1851) in Anspruch nehmen. Auch in Mülhausen galt bis dahin der Grundsatz, auf teuerem Grund und Boden unter einem Dache möglichst viele Arbeiterwohnungen in einem Kasernenbau zu vereinigen; gewiß richtig vom Standpunkte des Unternehmers aus, nicht aber von dem der Gesundheit und Sittlichkeit. Die Gesellschaft mußte, da gerade die letzteren Gesichtspunkte für sie ausschlaggebend waren, brechen mit einem alten System, um erfinderisch ein neues, bisher unbekanntes erst zu suchen; denn auch die Richtlinien des englischen Werkes konnten als allseitig maßgebend für Mülhausen — nicht erachtet werden. Die ersten Schritte zur Lösung der Aufgabe bestanden in dem Einholen von gutachtlichen Äußerungen über die Baupläne einzelner bereits ausgeführter Arbeiterhäuser, über die Zahl der in jedem untergebrachten Familien, über die Vor- und Nachteile der angewendeten Bauart, über den Preis des Bodens, über die Höhe der Miete rc. Es war keine leichte Arbeit, sich auf dieser Grundlage über ein System zu einigen, das allen Anforderungen entsprach. Das von der Industriegesellschaft empfohlene Modellhaus schloß sich am meisten demjenigen an, welches der Urheber der ganzen Frage, Jean Zuber, für seine Arbeiter bei der Papierfabrik Napoleonsinsel verwirklicht hatte. Es zeichnete sich aus durch bequeme Verteilung der Wohnräume, billige Ausführung und demzufolge niedrige Mietpreise, ferner dadurch, daß jedes Haus nur eine Familienwohnung und den Genuß eines angrenzenden Gärtchens darbot. In dem Gutachten, das Dr. Penot in der

*) Er rührte von keinem Geringeren als vom Prinzgemahl Albert her.

**) Henri Roberts, The dwellings of the labouring classes.

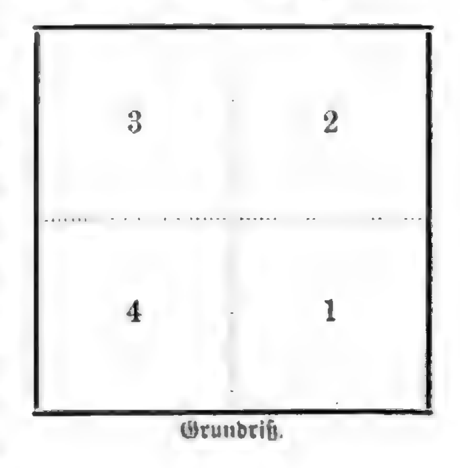
Septembersitzung 1852 abgab, heißt es wörtlich: „Der Arbeiter, welcher nach vollendetem Tagewerk in ein elendes schmutziges Loch einkehrt, wo er ungesunde, verdorbene Luft einatmet, kann sich darin nicht gefallen und wird seine Wohnung fliehen, um im Wirtshause seine freie Zeit zuzubringen. Der Sinn für Häuslichkeit geht bei ihm verloren, er nimmt schlechte Gewohnheiten an, die ihn zu Ausgaben zwingen, welche den Seinigen nur zu bald fühlbar werden und sie fast immer ins Elend führen. Bieten wir diesen Männern reine und reizende Wohnungen, geben wir jedem ein Gärtchen, worin er eine angenehme und nützliche Beschäftigung findet, wo in der Erwartung seiner bescheidenen Ernte er den richtigen Wert des Triebes zum Besitztum, welchen die Vorsehung in jeden Menschen legte, erkennen wird. Werden wir dann nicht auf eine befriedigende Weise eine der bedeutendsten volkswirtschaftlichen Fragen gelöst haben? Werden wir nicht dazu beitragen, die Bande der Familie enger zusammenzuziehen und der Klasse unserer Arbeiter und der gesamten Gesellschaft einen Dienst leisten?"

Die Industriegesellschaft ist jedoch nur eine Körperschaft der Mittel und Wege und mußte die Ausführung der Modellhäuser edeldenkenden Männern oder einer Vereinigung solcher überlassen. Und sie fanden sich. J. Dollfuß ließ in Dornach (hängt mit Mülhausen zusammen), vier Musterhäuser erbauen; die Mieter derselben wurden bei den weiteren Erwägungen herangezogen, und unter Nutzung ihrer hinreichend langen Erfahrungen entschied man sich schließlich für zwei Grundgestalten der Arbeiterhäuser, welche bei Anlage der „Arbeiterstadt" in Mülhausen, Gebweiler und an anderen Orten zur Verwendung kommen sollten. Da die Frage aber eben nicht bloß vom Standpunkte des Erbarmens, sondern volkswirtschaftlich ins Auge gefaßt wurde, so darf uns das Hineintragen eines ganz neuen Gesichtspunktes in die Beratungen nicht wunder nehmen, nämlich: könnte man denn über das Vermieten der Häuserchen zu billigem Preise nicht noch hinausgehen und den Arbeiter unter leidlichen Bedingungen zum Besitzer machen? Diesen letzten Zweck erkannte die im Juni 1853 gegründete „Mülhauser Arbeiterhäuser-Gesellschaft" als den richtigsten. Den Vorsitz hatte J. Dollfuß übernommen, die 20 Aktionäre brachten ein Kapital von 284000 Mark (71 Aktien à 4000 Mark) zusammen, wozu ein Zuschuß Napoleons III. in Höhe von 240000 Mark kam. Diese letzte Summe wurde zur Herstellung von Straßen, Fußsteigen, Schleusen, Brunnen, Einfriedigungen, Anpflanzung von Bäumen, zur Einrichtung einer Badeanstalt, Waschküche, Bäckerei verwendet, so daß die einzelnen Häuser nur mit den Kosten des Baugrundes und der Herstellung belastet zu werden brauchten. Für den staatlichen Zuschuß tauschte die Gesellschaft die Verpflichtung ein, die Häuser den Arbeitern zum Herstellungspreise käuflich zu überlassen oder — solange sich Käufer nicht finden — billig zu vermieten.*)

*) Die Miete durfte 8% des Herstellungspreises nicht übersteigen.

Um den käuflichen Erwerb zu erleichtern, wird nur eine Anzahlung von 2—300 Mark verlangt, während die verbleibende Kaufsumme in monatlichen Teilzahlungen von 15—20 Mark getilgt wird, so daß ein Haus im Werte von 2400 Mark*) im Verlaufe von etwa 13 Jahren in den Besitz des Arbeiters übergeht. Übrigens hat er sich zu verflichten, den Besitz vor Ablauf einer Mindestfrist von 10 Jahren nicht zu veräußern — es sei denn an einen anderen Arbeiter! —, um nicht Unternehmern Gelegenheit zu geben, die Häuserchen billig aufzukaufen und teuer zu vermieten. So sind seit Gründung der „Mülhauser Arbeiterhäuser-Gesellschaft" nicht weniger als **1152** in den Besitz der arbeitenden Klasse übergegangen. Um auch unverheirateten Arbeitern mehr Bequemlichkeit zu bieten, als es die sogenannten Schlafstellen in der Stadt vermögen, verschritt man zur Gründung eines Junggesellenheims, das eine Anzahl anständig möblierter Zimmer und einen großen, im Winter auch geheizten Saal als gemeinsamen Aufenthaltsort zum Monatspreise von 5 Mark den Insassen zur Verfügung stellt. Die Hausordnung schreibt um 10 Uhr Feierabend vor und verbietet Frauenspersonen jeden Zutritt.

Die Häuser des Arbeiterviertels weisen — wie gesagt — in der Hauptsache zwei Grundformen auf, die man wohl als die anlehnende Reihenform und als Gruppenform bezeichnen kann. Im ersten Falle denke man sich eins unserer Häuser (in Straßenfront), einen Vollbau, in der Richtung des Dachfirstes von oben nach unten durchschnitten, beide Hälften durch eine Mauer getrennt und vor jeder Hälfte ein Gärtchen; mit Ausnahme derjenigen, die sich an den beiden Enden einer Zeile befinden, haben diese angelehnten Reihenhäuser nur einseitiges Licht, nur von der Fassade aus, und das ist in gesundheitlicher Hinsicht ein Mangel. Als eine verbesserte Ausgabe dieser Grundform haben wir die kleine Anzahl solcher Häuserchen anzusehen, die außer dem Garten einen Hinterhof besitzen. — Der zweite Typus, der Gruppenbau, faßt je vier Häuser zusammen zu einem Ganzen; sie gleichen vier zusammengeschobenen gleichgroßen Würfeln eines Baukastens, die wie ein schönes Quadrat inmitten eines Gartens stehen (siehe nebenstehende Skizze). Jedes Haus empfängt in diesem Falle von zwei Seiten Licht, die Gärtchen sind genau abgeteilt, früher durch Lattenzaun, jetzt durch Eisengitter, und ebenfalls an zwei Seiten des Häuschens gelegen (vorn und am Giebel). Die Baufläche eines



Grundriß.

*) Übrigens sei bemerkt, daß heute infolge der Preissteigerung der Rohmaterialien und der Arbeitslöhne das Haus ohne Stockwerk sich auf 2760, das mit Stockwerk auf 4480 Mark stellt.

Hauses umfaßt 40 qm, der Garten 120 qm. Der letztere nimmt diesen Häuserchen die sonst vielleicht ermüdende Einförmigkeit und erhält seinen Wert weniger durch den daraus gezogenen Nutzen, als vielmehr dadurch, daß er den Kindern gefahrlose Spielplätze, den Eltern angenehme und gesunde Nebenbeschäftigung, vor allem auch an schönen Sommerabenden Erholung und Freude am Blumenbeete, Obstbaum und Beerenstrauch gewährt. Wie erfreulich oft dieser kleine Besitz seine sittliche Aufgabe erfüllt, mag ein Beispiel für viele ins rechte Licht setzen. Der französische Unterrichtsminister, welcher (1864) eingehend Kenntnis nahm von der philanthropischen Schöpfung, richtete an eine Hausfrau unter anderem die Frage: „Wo bringt Ihr Mann den Abend zu?" „Mit uns, seit wir ein Haus haben", war die Antwort, welche in Rücksicht auf den letzten Zweck der Gründung kaum schöner ausfallen konnte.

Die Hauptstraße der Arbeiterstadt ist die 11 m breite Straßburger Straße; an ihren Seiten sind Baumreihen, 3 m breite Fußwege, die Druckständer der städtischen Wasserleitung, die Gaslaternen; ähnlich sehen auch die Seitenstraßen aus, nur daß ihre Breite auf 8 m beschränkt ist. Die Bewohnerzahl derselben beträgt über 8000. Die Bauflächen für das alte wie für das neue Arbeiterviertel liegen so, daß einerseits Grund und Boden nicht übermäßig hoch zu stehen kommt (80 Pfennige fürs Quadratmeter im alten, 56 bis 72 Pfennige im neuen Viertel), andererseits aber den Arbeitern, mögen sie in Mülhausen oder Dornach thätig sein, der täglich viermal zurückzulegende Weg von und zur Fabrik nicht unnötig verlängert wird. Die Gesellschaft hat vertragsmäßig den Überschuß ihrer Einnahmen*) gemeinnützigen Zwecken zugeführt: sie zahlte namhafte Zuschüsse zur Kleinkinderschule, stellte zwei Häuser zinsenfrei zur Verfügung für eine Diakonissin und als Sprechzimmer für einen Arzt; in einem anderen Gebäude hat sie eine Bäckerei errichtet, welche — allerdings nur gegen Barzahlung — das Pfund Brot vier bis acht Pfennige billiger verkauft, als es in den Bäckerläden der Stadt zu haben ist. Herr Jean Dollfuß wollte auch den ledigen Arbeitern zu einem guten, billigen Mittagstisch verhelfen, und seine Privateinrichtung ist eine Speiseanstalt, die für 50 bis 60 Pfennige Suppe, Rindfleisch, zwei Sorten Gemüse und Brot gewährt. Eine ganz besondere Würdigung erfährt die seitens der Gesellschaft im neuen Arbeiterviertel errichtete Badeanstalt, die im Jahre 1890: 23400 Bäder verabreichte (zu 30 und 40 Pfennigen), ebenso die Waschküche, mit einem 112 qm großen Becken, welches durch das warme Wasser einer in der Nähe thätigen Fabrikdampfmaschine gespeist wird. Das Waschen der Wäsche verrichten die Frauen stehend und zahlen für zweistündige Benutzung vier Pfennige. Die Verwaltung der Arbeiterstadt hat endlich auch die Abgabe von unentbehrlichen Bedarfsgegenständen: Kartoffeln, Steinkohlen,

*) Sie hat sich auf 4 % Verzinsung ihrer Kapitalien zu beschränken.

Coaks, Kochherden, Mänteln zum Selbstkostenpreis sich angelegen sein lassen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß jedes Arbeiterhaus, da es nur als Wohnung für eine Familie gedacht war, Küche, Wohn- und Schlafzimmer enthält; seit 1887 jedoch erscheint den Leuten das Haus mit Stockwerk begehrenswerter und zwar aus dem Grunde, weil es Gelegenheit zum Vermieten des Obergeschosses und damit die Möglichkeit darbietet, die Kaufsumme in kürzerer Frist abzustoßen. Mag sein, aber die schöne Idee, Familienheimstätten zu gründen, mußte entschieden darunter leiden.

Sechster Abschnitt.

1. Der Rhein. Bilder aus dem Rheinthal. Bacharach. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. — 2. Das Moselthal. — 3. Aus der Pfalz. — 4. Köln. Der Kölner Dom. Das Kölner Hennesdchen. — 5. Wanderungen durch die Hauptorte des Bergischen Fabriklandes. Krupps Gußstahlfabrik.

1. Der Rhein.*)

Stellt man eine vergleichende Betrachtung über sämtliche Hauptströme der Erdoberfläche an, so kommt man schließlich zu dem Ergebnisse, daß der Rhein, alles in allem genommen, den ersten Rang einnimmt. Auch unter den Flüssen findet eine Rangordnung statt. Es stehen diejenigen Flüsse am tiefsten, welche den eigentlichsten Bestimmungsort eines Flusses, das Meer, nicht erreichen, sondern im Sande verlaufen. Afrika und Australien sind am reichsten an solchen Flüssen. So untergeordnet aber auch ihr Rang sein mag, so sind sie doch ein wahrer Segen für die Wüstengegenden. Mit Freuden werden sie von den Karawanen begrüßt, die in der Richtung ihrer Handelswege vorzugsweise durch sie bestimmt werden.

Wichtiger sind diejenigen Flüsse, die in einen Binnensee münden. Da sie gleichfalls das offene Meer noch nicht erreichen, so kann bei ihnen natürlich nur vom Binnenhandel die Rede sein. Es gehören dahin die Wolga, der Ural, der Amu und Syr u. s. w. Die Wolga nimmt unter diesen den ersten Rang ein, nicht sowohl ihrer Größe wegen, als weil auf ihr der bedeutendste Binnenhandel getrieben wird. Von Osten her führt ihr die Kama die Waren aus Sibirien und China zu, während die Oka dieselben bis tief in das Innere von Rußland weiter trägt. Städte wie Twer, Nischnij Nowgorod, Kasan ꝛc., verdanken ihre Entstehung und Größe vorzugsweise dem Binnenhandel auf der Wolga.

Von den Flüssen nun, welche in den Ozean gehen, sind wiederum diejenigen von geringer Bedeutung, welche in das Polarmeer münden, das

*) Von C. Gude.

auch nicht viel mehr als ein Binnensee ist, indem die Eisschollen dasselbe den größten Teil des Jahres unzugänglich machen. Der Ob, der Jenissei, die Lena in Asien, der Mackenzie in Amerika haben trotz ihrer Größe für den Welthandel keine Bedeutung, da das Eis des Polarmeeres den Schiffen den Zugang zu ihrer Mündung verwehrt.

Faßt man nun die Flüsse ins Auge, die in ein zugängliches Meer sich ergießen, so sind diejenigen, welche in ein Meer mit Ebbe und Flut münden, wiederum wertvoller, als solche, die ein Meer ohne Ebbe und Flut erreichen, indem bei jenen die Schiffe tiefer landeinwärts dringen können, als bei diesen, was für den Handel nicht unwichtig ist. Die Flut staut das Wasser der Flüsse an und erhöht es, so daß die See eigentlich bis dahin geht, wo die Flut zu wirken aufhört. Stark beflutete Küsten, wie die des nordwestlichen Frankreichs und Deutschlands, haben die Mündungsstädte 75—150 km an den Flüssen stromaufwärts liegen, was bei der flutlosen Ostseeküste nicht der Fall ist, und wenn Bremen, Hamburg, Rotterdam, Bordeaux rc. als Flußmündungsstädte einen höheren Rang einnehmen, als Stettin, Danzig, Königsberg, so hat das in dem Angeführten mit seinen Grund.

Für die Bedeutung eines Flusses ist es aber auch nicht gleichgiltig, ob derselbe sich in der Richtung des Meridians oder des Äquators bewegt. Ein Fluß, der von Süden nach Norden oder umgekehrt geht, durchschreitet Länder von verschiedenartigen Zonen und Produkten, begründet daher einen lebhafteren Verkehr, als ein Fluß, der in äquatorialer Richtung sich bewegt. Dieser durchschneidet meistens denselben Vegetationsgürtel; das Bedürfnis nach gegenseitigem Austausch ist im allgemeinen zwischen Ost und West nicht so groß, als zwischen Nord und Süd.

Der Wert eines Flusses hängt aber außerdem auch davon ab, ob er der Schiffahrt durch Stromschnellen oder durch große Krümmungen Hindernisse in den Weg legt, oder ob dies nicht der Fall ist. Der Nil würde ohne die Katarakten seines Mittellaufes dem Verkehr der an ihm gelegenen Länder bei weitem mehr Vorschub leisten, als es wirklich der Fall ist, ebenso der Orinoko, der außerdem noch durch seine fast kreisförmige Windung an Wert für die Schiffahrt verliert.

Wenden wir das Gesagte auf den Rhein an, so vereinigen sich bei ihm alle jene Bedingungen, die einem Flusse Wert verleihen. Er ist ein Strom, der in ein Meer mit Ebbe und Flut mündet; sein Lauf geht von Süden nach Norden, ist ohne erhebliche Krümmungen und wird durch Stromschnellen nur an einer einzigen Stelle, und zwar sehr weit von seiner Mündung ab unterbrochen.*) Hierbei können wir jedoch nicht stehen bleiben. Die Bedeutung eines Flusses ersieht man schon aus der Menge der Ansiedelungen an seinem Ufer: je größer der Städtereichtum eines Flusses ist,

*) Durch Sprengung der Klippen unter dem Wasser ist die früher gefährliche Stromschnelle des „Binger Lochs“ ziemlich ungefährlich geworden.

desto bedeutender muß er auch sein. Nun aber ist der Rhein der städtereichste Fluß der Welt. Da liegen unmittelbar an seinen Ufern Konstanz, Speier, Mannheim, Worms, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Wesel rc. Ja, das Bedürfnis nach einer Ansiedelung am Rhein ist so groß gewesen, daß eine zweite, ebenso schöne Städtekette in nächster Nähe des Rheins sich gebildet hat, wie Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Wiesbaden, Elberfeld, Barmen, Krefeld. Und das sind Städte von gar gutem Klange. Von Freiburg und Mainz gingen zwei wichtige und folgenreiche Erfindungen aus, die Erfindung des Schießpulvers und die Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses Kleinodes in dem herrlichen Strahlenkranze deutscher Erfindungen. In Kolmar erblickte Lebrecht Rust, Zeitgenosse Gutenbergs und Erfinder der Kupferstecherei, das Licht der Welt. Frankfurt, vielgenannt und weitgekannt schon im 11. Jahrh., ist die Vaterstadt Goethes. In Frankfurt wurde lange Zeit das deutsche Reichsoberhaupt gewählt und die Krönung des deutschen Kaisers vollzogen; in Frankfurt tagte der deutsche Bundestag, hier trat im Jahre 1848 das erste deutsche Parlament zusammen, das in der Paulskirche tagte, die dadurch ebenso bekannt geworden ist, als das Rathaus, worin die Kaiser gekrönt wurden, und das „der Römer“ heißt. Nach Frankfurt zogen im Jahre 1869 Tausende deutscher Schützen von Nord und Süd, von Ost und West, um dort ein Volksfest zu feiern, das größte, welches Deutschland seit dreihundert Jahren gehabt hat. Und zwei Jahre später am 10. Mai 1871, wurden in Frankfurt die Friedensunterhandlungen abgeschlossen, die den von Deutschland glorreich geführten Krieg mit Frankreich beendeten.

Die Wichtigkeit und Anziehungskraft dieser Stadt bekunden außerdem viele deutsche Reichstage und Konzile, die dort abgehalten wurden, nicht minder die Messen, die einst zu den bedeutendsten im mittleren Europa gehörten. Auch Aachen hat als Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser geschichtlichen Ruf, während man in dem ehrwürdigen Dome des hochberühmten Speier acht Kaisergräber findet, unter denen das Grab Rudolfs von Habsburg das wichtigste und das Denkmal des Nassauers Adolf das bedeutendste ist. Nicht minder berühmt als diese Totenstadt deutscher Kaiser ist das alte Worms, in welchem Luther das weltberühmte Wort sprach: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Eines guten Rufes genießt Köln, das in seinem Handel mit Rotterdam wetteifert und einst mächtig genug war, eine Flotte ins Mittelmeer zu senden, in Kunst, Wissenschaft und Handwerk keiner deutschen Stadt nachstand, und so ließe sich noch manche Stadt am Rheine anführen, die als leuchtender Punkt in der Geschichte unseres Vaterlandes steht und eine wahre Zierde desselben ist; ich brauche nur an Koblenz und Heidelberg, an Bonn und Düsseldorf, an Elberfeld und Barmen, Solingen und Krefeld zu erinnern. Welcher Fluß hätte ferner solche Baudenkmale, wie der Rhein in seinen Domen zu Freiburg, Straßburg, Speier

und Köln? Der Kölner Dom mit seinen zwei Riesentürmen, das großartigste Werk gotischer Baukunst, an welchem Jahrhunderte gebaut haben, ohne es zu vollenden — er steht nun in all seiner Herrlichkeit da, und unser Geschlecht darf mit Stolz auf das große Werk als ein Bild deutscher Beharrlichkeit und idealen Strebens hinschauen. — Welcher Fluß zählt so viel große Männer und ist geschmückt mit ihren Standbildern? In Mainz steht die von Thorwaldsen entworfene, in Erz gegossene Statue Gutenbergs, in Bonn das stattliche Denkmal Beethovens, des Meisters der Töne, in Frankfurt das Standbild Goethes, der mit Schiller unsere Litteratur zur Weltlitteratur erhob; in Worms ist Luther ein Denkmal errichtet worden, das an Großartigkeit seinesgleichen nicht hat. Das rechts am Rhein an der Neckarmündung gelegene Mannheim empfing im November 1862 das schöne Schillerstandbild. Und wie diese Denkmäler des Friedens von deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft ein Zeugnis ablegen, so erzählt das Nationaldenkmal am Niederwald, Bingen gegenüber, von dem siegreichen Kampfe Deutschlands, den unsere tapferen Heere in den Jahren 1870/71 mit Frankreich kämpften, von dem gewaltigen Ringkampfe, der das neue deutsche Reich erstehen ließ; — und so erzählen auch die ergrauten Burgen und Schlösser, welche in reicher Fülle von den starren Felsen des Rheins herab auf seine grünen Wogen schauen, von dem Lanzen- und Schwertgeklirr der Ritter, von ihren Harfnern und Edelfrauen, von deutscher Minne und deutscher Heldenkraft. Manche dieser Ritterburgen, wie Rheinstein bei Bingen und Stolzenfels bei Koblenz, sind ganz im Stile des Mittelalters wieder hergestellt worden und stehen nun da als stattliche Zeugen einer kräftigen Zeit; andere sind mehr oder weniger zerfallene Ruinen, und wo einst Eisenharnische klirrten, da flüstert jetzt das Rebenblatt, und wo Edelfräulein lauschten, da schaut die Traube aus dem offenen Fenster. Und wie diese Burgen von den mächtigen Flügelschlägen einer längst vergangenen Zeit umkreist werden, so rauscht, einer noch älteren Zeit entquollen, ein mächtiger Strom der schönsten Sagen um alle Orte des Rheinthals. Da ist kein Plätzchen, an dem die Sage nicht weilte. Von großen Königen und tapfern Helden, von holden Jungfrauen und schrecklichen Drachen, von guten und bösen Geistern weiß ihr Mund zu erzählen, und Berg und Thal, Burgen und Kirchen, Städte und Dörfer in den Zauber ihrer Dichtungen zu verweben. Wo der Rhein das Hochland durchbricht, um in das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge, in einer Gegend, die noch einmal allen Zauber, die der herrliche Strom von Mainz bis Bonn in so reicher Fülle aufzuweisen hat, in sich vereint. Dort, in jenem Paradiese des Rheins, erhebt fast unmittelbar aus dem Strome der Drachenfels „wie ein erzgepanzerter Riese das helmbewehrte Haupt", und dort war es, wo, wie die Sage erzählt, Siegfried den Drachen erschlug. Dem Drachenfels gegenüber erheben sich die Ruinen von Rolandseck, einst eine Klause, in der Roland um die schöne Hildegund trauerte. Zwischen Drachenfels und

Rolandseck liegt mitten im Rheine eine Insel, auf welcher das Kloster stand, in welches Hildegund sich von der Welt zurückgezogen hatte, um nur dem Himmel zu leben. Und wie die Sage die Heldengestalt eines Roland und Siegfried mit mehreren Orten am Rheine in Verbindung gebracht hat, unter anderen auch mit Worms, wo der Nibelungen oft gedacht wird, so hat sie auch die Heldengestalt Karls d. Gr. an mehr als einem Ort verherrlicht: in Aachen, in Köln, in Frankfurt, in Rüdesheim u. s. w. Wem wäre ferner die Sage vom Mäuseturm bei Bingen unbekannt; wer kennte nicht, wenn auch nur aus Heines reizendem Gedichte, die Sage vom Loreleifelsen bei Kaub?

Denkmale aus der Zeit der Römer führt uns der Rhein ebenfalls in reichem Maße vor. Noch jetzt werden alljährlich an seinem Ufer aus dem Schoße der Erde römische Münzen, Grabsteine, Spangen, Hausgeräte u. s. w., ausgegraben. Verdanken doch viele Städte, wie z. B. Köln, Mainz, Straßburg, ihre Entstehung geradezu den Römern, und so spiegeln die Fluten des Rheins jedes Blatt der Geschichte unseres Vaterlandes wieder. Wohl mag der Nil eine ältere Geschichte aufzuweisen haben, aber so reich an historischen und mythischen Erinnerungen ist er nicht, ist überhaupt kein Fluß der Erde. Nimmt man dem Nil seine Pyramiden und Obelisken, seine Sphinxe und Mumien, was bleibt ihm noch? Er hat längst seine Blütezeit in Sand und Schlamm vergraben, ist längst mit seiner Geschichte zur Mumie geworden, während der Vater Rhein ewig jung geblieben ist und durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart die edelsten Blüten der Kultur in seinem Schoße entfaltet hat. „Das ganze Mittelalter hindurch hat er den vornehmsten Schauplatz der deutschen Geschichte hergegeben, alle Schicksale unseres Volkes sind an ihm entschieden worden, und wäre seine Vergangenheit nicht so reich und groß, könnten wir alles auslöschen, was auf den Blättern der Geschichte von dem Rheinlande geschrieben steht, so würde die Gegenwart den rheinischen Boden von neuem zu klassischem stempeln.“

Doch der Rhein zeichnet sich auch noch in anderen Beziehungen aus. Jeder vollkommen entwickelte Fluß muß in seinem Laufe drei Stufen aufzuweisen haben: einen Oberlauf, einen Mittellauf und einen Unterlauf. Dem Amazonenstrome, diesem Riesen unter den Strömen, fehlen diese, und so wenig er sich in kulturgeschichtlicher Hinsicht mit dem Rheine messen kann, so wenig kann er es auch, was Ebenmaß und Gliederung betrifft. Der Oberlauf des Rheins liegt im mittleren Teile der Alpen und der Vorderrhein beginnt am St. Gotthard. Die Quellen des noch wasserreicheren Hinterrheins hängen hoch oben an den himmelhohen Felsgipfeln des Rheinwaldgletschers, liegen also hier und dort der italienischen Grenze ganz nahe. Mehr als dreihundert Gletscher senden ihm aus dem Reiche der Wolken und Stürme, des Eises und des Schnees ihre tobenden Gewässer zu. Raschen Laufes stürzen sie über graue Felsblöcke und schwarze Schlünde und läutern sich in etwa fünfzehn kleinen Seen, die noch in dem obern Stockwerke der

Alpen liegen, wo nur der Schrei des Adlers und der Donner der Lawinen die schaurige Stille unterbricht. Später in einem Bette vereint, eilen sie den tieferen Thälern der Alpen zu. Immer reicher wird die Ausstattung der Umgebung, immer belebter Ufer und Wasser. Statt der Eiskronen und Eisurnen, der Gletschermeere und Schneehörner erscheint der bunte Teppich der grünen Matten der mittleren Alpen. Ansehnliche Ortschaften treten nun auf: die Stadt Ilanz, die höchstgelegene, der Flecken Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zusammenkommen, Chur, die Hauptstadt Graubündens, Ragaz, der berühmte Badeort u. s. w., bis der tief gelegene, sieben Meilen lange und beinahe zwei Meilen breite, mit Städten reich bekränzte Bodensee den Fluß aufnimmt. In ihm beruhigt und läutert er sich. Bei dem Orte Stein verläßt er den See wieder und fließt westwärts nach Schaffhausen, wo er den weltberühmten Wasserfall bildet. Bald darauf empfängt er das schöne Alpenkind, die Aar, die ihm die Limmat und die Reuß zuführt. Letztere, durch Schiller in seinem Bergliede, wie in seinem Tell verherrlicht, bahnt der berühmten Gotthardsstraße den Weg, die in unzähligen Windungen und Zickzacklinien bald auf der rechten, bald auf der linken Seite dieses Flusses hängt, ängstlich dem wilden Laufe desselben folgend. Soviel Sanftes und Wildes, soviel Liebliches und Grausiges hat die Natur an dem Oberlaufe keines deutschen Flusses ausgegossen, als am Rhein. Die Eisenbahn, welche in seinem steinigen Bette entlang von Chur bis Rorschach führt, gehört wohl zu den schönsten. Man hat hier die ganze Romantik der Alpenwelt, wie in dem mittleren Laufe des Flusses die der deutschen Kaiser- und Ritterzeit und das ganze katholische Mittelalter. Bei Basel verläßt der Rhein die Schweiz; sein Lauf ist nun weniger ungestüm. Da, wo sich die beiden ersten, von hohen Gletschern herabschießenden Bäche des Rheins bei Schamut vereinen, ist seine Seehöhe 1730 m. Bis Reichenau, wo der Hinterrhein hinzutritt, also auf einer Strecke von nur 60 km, beträgt sein Gefäll 1145 m, denn die Seehöhe des Flusses bei Reichenau ist 585 m. Von hier aus bis zum Bodensee fällt er noch über 180 m, denn der Spiegel dieses Sees liegt 398 m über dem Spiegel der Nordsee. Bei Basel hat er nur noch 246 m Seehöhe und also auf seinem langen Laufe bis zur Nordsee nur geringen Fall. Zwar ist zwischen Basel und Straßburg die Bergfahrt immer noch beschwerlich, so daß auf dieser Strecke nur Kähne von 5—600 Zentnern Ladung gehen können, aber von Straßburg an bis Mainz kann man die Kähne schon mit 2500 Zentnern beladen, und so steigert sich seine Tragfähigkeit bis zur Mündung, indem sein Fall immer geringer wird und sein Wasser in immer volleren Fluten strömt.

Bei seinem Eintritte in das Mittelgebirge Deutschlands verläßt er die westliche Richtung. Plötzlich nach Norden sich wendend, tritt er zwischen dem Jura und den Vogesen in eine Tiefebene ein, die gegen 300 km lang ist und in den sie einrahmenden Gebirgen ein Ebenmaß zeigt, wie wir

solches auf der ganzen Erdoberfläche nicht leicht wiederfinden. Auf der Ostseite der Ebene erhebt sich, von Süden nach Norden gehend, der Schwarzwald mit seiner Fortsetzung, dem Odenwalde; auf der Westseite streichen parallel mit dem Schwarzwalde die Vogesen. Wie in der Richtung, so zeigen auch in anderen Stücken diese Gebirge eine merkwürdige Ähnlichkeit. Beide, der Schwarzwald wie die Vogesen, steigen sogleich im Süden achtunggebietend empor, sinken gegen die Mitte und erstreben dann weiter nördlich noch einmal eine größere Höhe, die jedoch dem südlichen Teile nicht gleichkommt; beide fallen steil nach der Rheinebene ab, allmählich nach den angrenzenden Hochflächen, der Schwarzwald nach Schwaben, die Vogesen nach Lothringen; beide haben eine gleiche Bewaldung, indem die hohe Edeltanne der vorherrschende Baum ihrer Wälder ist; beide werden endlich von einem Flusse umströmt, der Schwarzwald vom Neckar, die Vogesen von der Mosel.

Tiefe Gebirgslücken, tiefe Einschnitte und schiffbare Flüsse sind die natürlichen Straßen, welche aus der 22—44 km breiten Rheinebene hinausführen. Der Rhein selbst führt aufwärts nach Schwaben und zum Bodensee, abwärts in das Innere des rheinischen Schiefergebirges und in die Ebenen des nördlichen Deutschlands. Die wichtigste Gebirgslücke auf dem linken Rheinufer ist zwischen den Vogesen und dem Jura. Hier kämpfte Cäsar mit den Deutschen; hier nahm Fürst Schwarzenberg im Jahre 1814 seinen Weg nach Frankreich. Eine bequeme Straße und seit kurzem sogar eine Eisenbahn und ein Kanal zum Doubs und der Rhone führen durch diese Lücke hindurch und verbinden das Mittelländische Meer mit der Nordsee. Von hier an bleibt aber die Kette der Vogesen undurchbrochen. Kurze Thäler geleiten auf die Höhe, aber nicht hindurch. Nur beschwerliche Pfade führen hinüber zur Saar und zur Mosel. Weit mehr durchbrochen ist dagegen die östliche Gebirgsreihe. Quer durch die höheren Bergrücken des Schwarzwaldes senken sich einige große Seitenthäler hinab zum Rhein. Durch das Höllenthal und durch das Thal der Kinzig ziehen Landstraßen und Eisenbahnen ohne Schwierigkeiten bis zum Bodensee und nach Schwaben. Sie gehen über die höchsten Gegenden des Schwarzwaldes. Auch das Murgthal durchschneidet das Gebirge. Ganz offene Verbindungen bietet die große Gebirgslücke zwischen Schwarzwald und Odenwald dar. Sie führt zum Neckar und Main und tiefer nach Schwaben und Franken. Zwischen Spessart und Odenwald tritt der Main hinaus in den großen nordöstlichen Busen der Rheinebene. Er bietet eine natürliche Wasserbahn, die bis an den Fuß des Frankenwaldes und des Fichtelgebirges leitet und sich den Flußgebieten der Donau, der Weser und der Elbe nähert. In dem nordöstlichen Busen der Rheinebene liegt so recht im Herzen des ganzen Rheingebiets Frankfurt und in seiner Nähe Mainz, beide gleich wichtig und gleich bedeutend. Kein Wunder, daß in dem großen, schönen Becken, das vom Main und Rhein gebildet wird und das

man mit Recht Wonnegau genannt hat, zwei solche Städte erblühten. Kreuzen sich doch hier Land- und Wasserstraßen von Norden und Süden, von Osten und Westen. Der Kaufmann und der Krieger haben von jeher diesen Punkt, der seinesgleichen in Deutschland nicht wieder findet, im Auge gehabt. Schon die Römer erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes und bestimmten ihn zu ihrem vornehmsten Waffenplatze, von wo aus sie bequem zu Wasser und zu Lande nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Legionen vorrücken lassen konnten. Später bildete Mainz den Mittelpunkt des rheinischen Städtebundes und erhob sich zu einer kirchlichen Metropole, deren Sprengel beinahe halb Deutschland umfaßte.

Wie im Nordosten die Rheinebene eine Verbindung mit den Main-, Weser- und Elblanden eröffnete, so bietet sie im äußersten Südwesten ein Thor zu dem Gebiete der Saone-Rhone, und wie dort Mainz und Frankfurt, so hat hier Basel durch seine Lage eine große Wichtigkeit erlangt. Zur Blütezeit des deutschen Reiches gehörte Basel zu den ansehnlichsten und reichsten Handelsplätzen und war die wichtigste freie Reichsstadt am Oberrhein. Basel ist eine Flußstadt, die an dem Scheitel des Stromwinkels liegt, der ungefähr gleich einem rechten ist. Es ist die vorteilhafteste Lage, die ein Fluß einer Stadt bieten kann. Alle Waren des Rheins, die über Schaffhausen u. s. w. herabkommen, werden von Basel teils auf dem Rheine weiter spediert, teils ausgeladen, wenn sie nach dem Westen, nach Frankreich gesendet werden sollen; kommen die Waren den Rhein herauf, so treten sie ebenfalls bei Basel aufs Land über, wenn sie nach Bern und überhaupt nach der südwestlichen Schweiz gehen sollen. So kreuzen sich auch hier Land- und Wasserstraßen, wie im Nordosten der Rheinebene.

Die Ebene selbst, wahrscheinlich einst ein See, hat ein fast wagerechtes Niveau. Nur in der Nähe von Freiburg erhebt sich inselartig eine kleine, bewaldete Gruppe von Bergen, der Kaiserstuhl genannt, ein Lustgarten für die Umgegend und eine herrliche Warte zum Überschauen der reichen, offenen Landschaft, die überall gut angebaut, mit Städten und Dörfern gesegnet ist. Der beste Fruchtboden lagert am Fuße der Berge. Hier wechseln treffliche Weingärten und Obsthaine in üppigster Fülle miteinander ab; ja Mandeln und süße Kastanien sieht man an den warmen unteren Abhängen der Berge, während höher hinauf altes Burggemäuer, mit Epheu und wildem Weine umkränzt, in die Ebene schaut. Herrliche Wiesengründe breiten sich mit mildem Glanze selbst noch in den hochgelegenen Thälern aus. Ihr Teppich bringt einen neuen Wechsel in das dunkelfarbige Grün der majestätischen Edeltanne, die oft tief ins Thal hinabsteigt und sich dort mit ihren weißen Stämmen und silbernen Nadeln in den Kastanienwäldern verliert. Dicht am Fuße des Gebirges ziehen auch die Landstraßen und Eisenbahnen hin. An den Ufern des Rheins wehren Dämme den Überschwemmungen. Mächtige Tannen, zu Riesenflößen verbunden, schwimmen hier den Rhein hinab nach den Niederlanden, um dort reichen Städten

feste Unterlagen, schwellenden Segeln Stützen zu gewähren. Die Flöße, die so charakteristisch für den Rhein sind, haben oft den Wert von je 5—900000 Mark. Die zu 4—5 Lagen übereinander geschichteten Stämme gehen 2 m tief im Wasser, Bretter, Bohlen und andere zum Schiffsbau nötige Stücke sind darauf geladen. Am vorderen und hinteren Ende sind 20—22 Ruder, die sämtlich durch kräftige Männer in roten Westen und weißen Hemdsärmeln regiert werden. Außerdem führt es noch Masten und Segel und alle Lebensmittel für die ganze Reise. Nicht selten sind 500 Mann, Fleischer, Bäcker, Köche und Aufwärter mit eingerechnet, auf einem solchen schwimmenden Walde. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, seine Uhren und Strohhüte gehen durch ganz Deutschland, ja nach Amerika. Die Wohnungen der kräftigen, gesunden und wackeren Bergbewohner, die Auerbach so dichterisch verklärt gezeichnet hat, liegen in wildschönen Thälern zerstreut umher. Mit ihren weit hervorspringenden Dächern und herumlaufenden Gängen erinnern sie an die Schweizerhäuser in den hohen Alpen. Keine dieser Hütten ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebete.

Das schönste Kleinod der Rheinebene ist Straßburg mit seinem Münster. Fast in der Mitte der Ebene gelegen, steigt dieser wundersame Bau hoch und ernst in die Luft empor. Straßburg, einst eine starke Vormauer des heiligen römischen Reiches, von dem Kaiser Karl V. äußerte, daß, wenn Straßburg und Wien zu gleicher Zeit belagert würden, er zuerst Straßburg retten würde: Straßburg war auf die schmachvollste Weise in die Hände des uralten Feindes von Deutschland, an die Franzosen, gekommen. Dadurch hatte Frankreich sich das ganze Rheinbecken offen erhalten und hatte sozusagen „einen Keil mitten in unser Herz gebohrt". Nirgends in der Welt giebt es aber eine Landschaft, welche von der Natur mehr als etwas ganz und gar Zusammenhängendes geschaffen wurde, wie das Rheinthal zwischen Schwarzwald und Vogesen. Derselbe Menschenstamm, derselbe Boden, dieselben Erzeugnisse und eine gemeinsame, geschichtliche Entwickelung von zwei Jahrtausenden. Diesen geschichtlichen Faden durfte Ludwig XIV. durchschneiden. Aber seit den großen Kämpfen der vereinigten deutschen Völker ist er wieder angeknüpft worden. Auch die übrigen Stücke am Rhein, welche uns von diesem herrlichen Flusse verloren gegangen waren, sind durch jene Großthaten wieder mit dem deutschen Reiche vereinigt worden.

Gänzlich verschieden von der Rheinebene ist die Gegend, welche der Fluß, wenn er den Hunsrück und Taunus durchbrochen hat, in seinem weiteren Laufe durchströmt. Zwischen engen Felswänden eingeklemmt, ohne breite Thalebene, rauscht er stolz und majestätisch dahin bis zum Siebengebirge. Von da an begleiten ihn nur noch auf der rechten Seite die Berge bis gegen die Mündung der Ruhr. Dichter und Reisende haben ihn, wo

er von Bingen bis Bonn das Gebirge durchströmt, vielfältig und nie zu sehr gepriesen. Die Berge enthüllen hier ihren innersten Gliederbau und zieren ihn mit prächtigen Felsgruppen; die Rebe breitet sich an seinen Ufern aus und hat selbst die gefährlichsten Stellen erklettert, um ihn von den Felsen herab noch mit schönen Weingeländen zu schmücken und an der milden Sonne köstliche Trauben zu reifen; hohe, prachtvolle Walnußbäume beschatten die schmalen Ebenen am Strome; alle Arten von Obstbäumen schütten im Sommer und Herbst ihren reichen Segen in großer Fülle aus und bezaubern im Frühjahre durch eine unvergleichliche Blütenpracht; Städte und Felsenschlösser, mächtige Festen und herrliche Kirchen, Klöster und Landhäuser zieren die Ufer des Flusses, während auf demselben sich die Wolken der stolz einherschwimmenden Dampfschiffe hoch in die Luft wälzen.

Die ganze rheinische Berglandschaft, welche sich bis zu einer Höhe von 700 m erhebt, wäre eine sehr einförmige, wellige Ebene, wenn sie nicht von tiefen Thälern in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten würde. Während auf den Hochflächen nur Kornbau, oft nur Hafer gedeiht, schmücken Obsthaine und Weinreben die sanften Abdachungen, wie die steilsten Bergwände der tief eingeschnittenen Thäler. Die Bäche bewässern schmale Wiesengründe, treiben Mühlen oder Hammerwerke. Diese engen Thäler sind reizende Oasen, denen die geschütztere Lage ein milderes Klima verleiht, als den hochgelegenen Umgebungen. Sie haben sich mit blühenden Ortschaften und wohlhabenden Städten angefüllt. Es sind außer dem Rhein namentlich die Lahn, Sieg, Ruhr und Lippe, welche das rheinische Hochland in verschiedene Gebirgslandschaften spalten. Etwas dem Verwandtes suchen wir vergebens bei den übrigen deutschen Strömen. Keiner von ihnen hat ein so regelmäßig gespaltenes, von parallel gehenden Flüssen durchfurchtes, mit so kostbaren Schätzen der Ober- und Unterwelt so mannigfach ausgestattetes Gebirgsland aufzuweisen. Im Siegenschen Lande sieht man überall den Boden von Stollen durchwühlt, sieht man Rauchwolken an Rauchwolken aus den Hüttenwerken aufsteigen und hört überall bergmännischen Gruß und bergmännische Gespräche. Im Ruhr- und Wupperthale reiht sich ebenfalls Fabrikort an Fabrikort. Das Gebiet der Lahn dagegen ist reich an berühmten Heilquellen. Tausende von Gästen, aus den reichsten und vornehmsten Klassen aller Teile von Europa, suchen in Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad Heilung; Millionen von Wasserkrügen von Selters, Fachingen u. s. w. bringen selbst über den Ozean hin eine erwünschte Erquickung. So zeichnet sich das rheinische Schiefergebirge durch eine Fülle der Produktion, durch einen Wechsel der Landschaften und des Klimas aus, wie eine solche Mannigfaltigkeit weder auf der Südseite der Alpen im heißen Tieflande des Po, noch in der rauhen Hochfläche der oberen Donau zu finden ist.

Nachdem der Rhein das Schiefergebirge verlassen hat, teilt sich der

mächtige, 600 m breite Strom*) in mehrere Arme und schüttet durch dieselben eine Wasserfülle in den Ozean, wie kein zweiter deutscher Fluß. Das Deltaland, welches zwischen seinen weit ausgebreiteten Armen liegt, verdankt seine Entstehung recht eigentlich deutscher Erde, die von alters her der Rhein hier absetzte. Noch jetzt trägt er so große Erdmassen in seinen Wellen fort, daß man jährlich 600 Millionen Ziegelsteine daraus gewinnen könnte. Einst hieß das Meer, in welches er mündet, das deutsche Meer. Das Gestade desselben ist der Ursitz des germanischen Stammes, und bis 1648 hatte das heilige deutsche Reich hier seine wichtigste Meeresprovinz, die Niederlande. Zur Zeit der Hansa war diese zu einer solchen Blüte gelangt, daß Antwerpen seine Mauern hinausrücken mußte, um die Menge der aus aller Welt zuströmenden Menschen aufnehmen zu können, da an Markttagen nicht selten 800 Schiffe in seinen Hafen einliefen. Amsterdam vermochte ein Stadthaus zu bauen, das 36 Millionen Mark kostete, und Brügge war so bedeutend, daß alle Handelsvölker Gesandte dort hielten. Auch jetzt noch zeichnen sich die Niederlande durch ihren Handel wie durch ihre Fabriken aus. Überall weben und spinnen die Maschinen in den zahlreichen Städten, in allen Kanälen und Flüssen steuern schwerbeladene Schiffe, und aus den Häfen schnauben die Seerosse nach allen Richtungen.

„Wo wäre ein Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seiner Mündung hätte? Den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer voneinander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässrige Öde mit nebligen Ufern."

„Von jeher," sagt Simrock, „war der Name dieses Flusses ein süßer Klang in jedem deutschen Ohre. Wie oft und gerne flochten die Minnesänger ihr sehnsüchtiges alumbe den rîn ihren schönsten Liedern ein, zuweilen ohne weiteren Grund, nur um des lieben Namens willen. Heute noch, wenn man in unserem Nationalgesang, in dem Rheinweinliede des trefflichen Claudius, an die Stelle kommt, wo es heißt: „Am Rhein, am Rhein!" wie stimmen da alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie klingen alle Römergläser an, wie schüttelt der Deutsche dem Deutschen die Hand, wie fühlen sich alle Teilnehmer des Festes, so zufällig sie zusammengekommen seien, in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet und verbrüdert."

„Ja, der Rhein ist uns ein heiliger Strom, und seine Ufer sind die

*) Bei Duisburg beträgt die Breite 655 m, bei Rees sogar 715 m; bei Schaffhausen hat der Rheinstrom nur 150 m Breite.

wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Herd aller deutschen Kultur. Was dem Inder der Ganges, das ist dem Deutschen der Rhein. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet." Darum ist es unsere heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

Bilder aus den Rheinthal.*)

Rüdesheim (im Zimmer eines in den alten gotisch verzierten Wartturm hineingebauten Wirtshauses, dicht am Rhein).

„Hoch auf dem alten Turme steht" — der Pilger des Rheins und betrachtend schweifen seine Blicke über die mächtigen Fluten des grünlich-klar vorüberziehenden Stromes, gern gesteht er, daß er von diesem ganz eigentümlichen Reiz echt-rheinischer Gegenden durchaus keinen Begriff gehabt hat. Dieses Meer- und doch Flußhafte, dieses Deutsche und doch so Italische, ich kann es noch gar nicht im Geiste ordnen! Ist es hier von dem alten Turme gesehen nicht wie ein neapolitanischer Strand! — dieser weite, bläuliche Wasserspiegel, dieses gelblichweiß im hellen Sonnenlicht leuchtende Ufer, diese breiten, mächtigen Ruinen zunächst am Rhein, manchen alt-römischen Überresten von Türmen nicht ungleich, diese hochansteigenden, duftigen Berge, zwischen denen der Rhein verschwindet, so daß er um so mehr ein seemäßiges Ansehen gewinnt, diese hohen und breiten geschnäbelten Schiffe mit Masten und Takelwerk, welche an die Kauffahrer des Meeres erinnern, und zwischen ihnen die mächtigen Dampfer hindurchbrausend, ihren schwarzen Rauch in die helle, blaue Luft wirbelnd: das giebt ein großartig-heiteres, schönes Lebensbild.

Mir gerade gegenüber liegt Bingen am Einfluß der Nahe, weiter nach links sehe ich die Rochuskapelle auf ihrer weinumgrünten Höhe — alles winkt mir gleich alten Bekannten, obwohl ich's zum erstenmale sehe; ich fühle, es sind deutsche Bilder, die hier dem entzückten Auge sich öffnen.

Ich steige in eine Barke, zwei tüchtige Knaben rudern, während der Vater das Steuer führt, und so schwimme ich die prächtigen Fluten im heißen Sonnenschein zwischen den bläulichen Höhen hinter Bingen und den Weinbergen des hohen Niederwaldes hinab. Wie schön streckt sich nun, wenn man zurückblickt, Rüdesheim mit seinen Türmen und den massigen, fast felsartigen Ruinen der auf den Trümmern eines altrömischen Kastells erbauten Burg am Rheine und der Bremserburg längs des Ufers dahin! Wie erhaben tauchen die Ruinen des Ehrenfels unterhalb der Höhe des Niederwaldes aus den Weinbergen hervor, welche hier alle Berglehnen bedecken! — Es war zu reizend; ich ließ an einem aus dem Strom hervorragenden Felsen anfahren, um zu zeichnen.

---

*) Paris und die Rheingegenden von Dr. C. G. Carus.

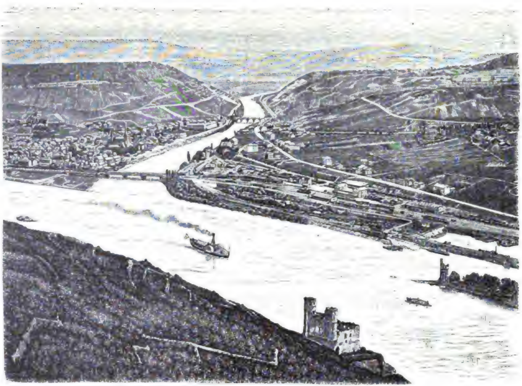
Da saß ich nun auf dem schilfumwachsenen Felsen inmitten der Wogen dieses langersehnten Stromes, dicht vor mir der Kahn mit den Fischerknaben und dem alten Schiffer, und von allen Seiten die sonnigen Höhen auf mich herabschauend! Ich wüßte seit Italien nicht, wann ich dieses Gefühl echten Genügens in freier Natur gehabt hätte. — Mit einemmale rauschte ein holzbeladenes Schiff, von Pferden gezogen, den Rhein herauf, das Schleppseil, am Wasser hinstreifend, trieb mich, auf kurze Zeit nach dem Ufer zu fahren, und wieder war es nun schön, wie das in Tauwerk und Masten ganz seeschiff-ähnliche Fahrzeug mit seinem unter dem Bugsprit aufgehangenen Anker die Wellen durchschnitt, während gegenüber die Kirche von Bingen, die Brücke über die zum Rhein fließende Nahe und die Uferhöhen der letzteren abermals zu einem vollkommenen Bilde sich zusammenordneten!

Ich fuhr weiter; die Wellen über dem sonst übelberüchtigten Binger Loch (eine Brandung über einem den Rhein hier durchziehenden Felsenriff, von dem aber die gefährlichste Stelle weggesprengt ist) wallten in unruhigster Bewegung, eine Gewitterwolke zog die Gegend beschattend herauf, als wollte sie der hier gelegenen flachen, wüsten Insel mit der Ruine jener alten viereckigen Warte, die unter dem Namen des Mäuseturms bekannt ist, die rechte Beleuchtung geben.

Nicht lange, und ich landete unter dem Felsen der auf dem linken Rheinufer liegenden kleinen Feste Rheinstein, welche Prinz Friedrich von Preußen zu moderner Wohnlichkeit aus altem wüsten Gemäuer sich hatte herstellen lassen. Der Geschmack altritterlicher Burgen mußte besonders am Rhein beliebt werden, wo soviel Geschichtliches aus deutscher vergangener Herrlichkeit sich zusammendrängt. Über schmale Fallbrücken und unter spitzigen Fallgattern hindurch gelangte ich in den halb in Felsen eingehauenen Burghof, stieg dann über manche Freitreppe und eine außen am Turme schwindelnd sich herumwindende Wendeltreppe. Über zackige, freistehende Klippen wachsen breite Gehänge der Waldrebe, ein Adler wohnt da im Eisenbauer am Turme, von welchem die lange preußische Flagge herabweht, und prächtig breiten sich Strom und Ufer mit dem gegenüberliegenden Aßmannshausen vor dem Blick des Beschauenden aus.

Ich fuhr nach dem durch seinen trefflichen roten Wein berühmten Aßmannshausen hinüber und stieg alsbald zum Niederwald hinan, wohin der Wirt von Rüdesheim selbstsüchtig-fürsorglich einen Knaben mit zierlichem Reitesel zur Erleichterung des Bergsteigens vorausgesendet hatte. Die Thalschlucht hinter Aßmannshausen hinauf ist wirklich sehr anmutig und man genießt köstlicher Rückblicke auf den Ort selbst und seine alte Kirche, auf den Rhein und nach den jenseitigen bewaldeten Uferbergen.

Die heiße Sonne preßte manchen Schweißtropfen aus. Durch Gebüsch und niedere Waldung hinaufreitend, langte ich indes ohne Mühe auf den Kamm dieses Rheinberges. Der fast graslose, mit wenig Moos bedeckte



Bingen.

Digitized by Google

Boden ohne alles Untergehölz, die 0,75—1 m im Durchmesser haltenden Eichen und Rotbuchen mit ihren einfachen, gedrängten, vielgewundenen, oft abgeschälten Ästen und dichtem, buschigem, in einzelnen Massen zusammengedrängtem Laube, dazwischen auch Birken und Kiefern, alles aber mit dem eigentümlichen, auf felsigen Boden und Aushalten vieler Winterstürme deutenden Wuchse — es sieht viel anders aus, als in unseren Hochwäldern.

Von dem höchsten Punkte einer künstlichen Ruine, die „Russel“ genannt, war es mir interessant, mich in der Gegend noch einmal gründlich zu orientieren. Der Lauf des Rheins von Mainz bis gen Koblenz, das Thal der hier einfließenden Nahe, die Lage der Bergstraße, des Hunsrück und Donnersberges wurden mir erst hier recht deutlich.

Bacharach.

Nach erlangter Stärkung in meinem gastlichen Wartturm von Rüdesheim fuhr ich mit Pferd und Wagen über den Rhein nach Bingen und dann auf der schönen Straße des linken Rheinufers wieder unter Rheinstein vorbei bis hierher nach Bacharach. Ihr denkt euch wohl, wie anmutig es auf diesem Wege sein mußte! Hüben und drüben Rebengelände, wechselnde Felsen und Waldungen, hochragende Burgen, gegenüber das alte Kloster Lorch, schattende Nußbäume mit windendem Epheu, und immer in aller Mitte der von Schiffen belebte Rheinstrom.

Aber von so Gewaltigem wie diesen Morgen wollte anfänglich nichts erscheinen. Das erste, was mich länger festhielt, war vor Bacharach die Ruine einer links am Wege gelegenen Kapelle. Die jungen hohen Nußbäume drangen so malerisch durch das alte Mauerwerk! Ich ließ halten, stieg hinauf und drang in das Innere.

Ich wüßte nicht, wann ich seit langem etwas Friedlicheres, Stilleres, Eigentümlicheres gesehen hätte, als diese zerfallene, kleine Kirche. Wie der Epheu zu den gotischen Tragknäufen der eingestürzten Kreuzgewölbe hinanwuchs, wie üppiger Pflanzenwuchs den Schutt des Bodens überdeckte, wie das junge Nußlaub zu den offenen, schmalen gotischen Fensterbogen hinaussah, während die Berge des rechten Rheinufers von drüben hereinblickten, und wie so die Abendsonne noch die Reste alter Verzierungen an den noch stehenden Pfeilern erleuchtete! Ich lehnte lange zeichnend in diesem Innern, in welchem jetzt stilles Naturleben den wahren, geheimen, ewigen Kirchendienst gegen den höchsten Quell alles Lebens verwaltete.

Endlich mußte ich mich gegen das alte Bacharach selbst wenden. Der Ort hat das Gepräge hohen Altertums — sein Name schon, Ara Bacchi, deutet auf römischen Ursprung — dann aber die Menge verfallener Türme an den Stadtmauern, das höchst besondere, wunderliche Bauwesen der Häuser mit ihrem braunen Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen, wie das alles so in die enge, nach dem

Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert ist, es giebt einen höchst eigentümlichen, aber auch durch und durch deutschen Anblick.

Mein erster Gang in Bacharach war zu den Ruinen der Wernerikirche. Aus enger Straße durch ein altes Kirchpförtlein manche Stufen hinauf kam ich erst auf den kleinen Kirchhof, der mit vielem Anbau alter Kapellen umgebenen und mit einem alten, durch byzantinische Bogenstellung verzierten Turm geschmückten Stadtkirche, und vor mir lagen auf naher mittlerer Anhöhe am Fuße eines viel höheren, mit Burgruinen gekrönten Felsens die öden Mauern der Wernerikirche, durch deren leere, nur noch mit den zierlichsten steinernen Rosetten gezierte Fenster die Luft zog, während die Wolken von oben frei auf den grasbewachsenen Boden der ehemaligen Kirche hereinsahen. Schnell stieg ich die Stufenreihe bis dahin noch hinan, durchging die Räume der nicht großen, aber den besten Stil des 14. Jahrhunderts verratenden und aus einem festen roten Wasgauer Sandstein gebauten Kirche, und suchte mir dann einen Standpunkt aus, von welchem das reiche Gemälde sich am schönsten ausnahm.

Wie ich nun so dastand, die im reinsten Verhältnis geschwungenen hohen gotischen Bogen mit den zierlichen Fensterverzierungen sich in den Abendhimmel erhoben, die glatten Strebpfeiler und zierlichen Spitzsäulen in dem eigentümlichen, gesättigten braunroten Ton ihres Gesteins — und noch so scharf, als wären sie eben erst aus der Hand des Steinmetzen gekommen — das späte Tageslicht zurückstrahlten, dahinter aber das gelbliche Mauerwerk des Stadtkirchenturms mit seinen rundbogigen Fenstern und hoher schiefergedeckter Turmspitze aufragte; als ich weiterhin über der tiefer unten liegenden Stadt mit ihren alten Warttürmen, und dann durch die Fensterbogen der Ruine das zwischen Bergen sich durchschlingende Silberband des Rheins erblickte, und dabei das hellklare, den morgenden Sonntag ankündende Abendläuten nah und fern erklang: da ergriff mich ein Gefühl tiefer, nachhaltiger Rührung! Es war mir, als habe ich nun erst ein Vaterland, *mein* Vaterland gefunden! — Hier ist ja dasselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Denkmäler, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergehende Perioden einer großen Zeit ihre tiefsinnigen Lettern gegraben haben! Ja, mir ist es mehr als Italien, denn es ist *mein* Land, es ist Deutschland, und nimmer werden römische Bauwerke so zu unserem Geiste sprechen, als der unserem Volke ganz eigene, in ihm geborene, geheimnisvolle reine Stil, wie er in diesen Bogen noch atmet und in der kleinsten Fensterrose sich spiegelt! — Und tönt nicht selbst in dem hellklaren Klange dieser Abendglocken das reine Silber wieder, welches in jenen Jahrhunderten das Volk in Glaubensfreudigkeit als Glockenspeise herzubrachte, wenn eine neue Glocke gegossen werden sollte; ja, ist es nicht am Ende gerade die *Pietät*, wann und wo wir sie auch nut gewahr werden, was am Menschen das Herrlichste bleibt, und klingt eben diese Pietät nicht auch in unserer

Seele wieder, wenn das Ohr in abendlicher Stille den feierlichen und doch so anmutigen Glockenklang vernimmt?

Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ob Rüdesheim.*)

Als der wackere sächsische Gelehrte und Schriftsteller vorstehende Zeilen schrieb, war unser Deutschland noch vielgeteilt, uneins, politisch schwach, da war auch die Vaterlandsliebe noch eine geteilte und sehr unsichere, mehr in Form der Ahnung und Sehnsucht, als des vollkräftigen Gefühles vorhanden.

Wie anders jetzt, nachdem ein neues, kräftiges, deutsches Reich wiedererstanden, die alte Zerrissenheit und Zersplissenheit, wenn auch noch nicht ganz, so doch in der Hauptsache überwunden ist! Wie kann jetzt das Herz des deutschen Vaterlandsfreundes sich laben, wenn er nach Rüdesheim pilgert und aufschaut zum herrlichen Nationaldenkmal, das zum bleibenden Gedächtnis des großen nationalen Kampfes und Sieges von 1870 und 71, der uns die Einheit brachte, als Wacht am Rhein dort am Steilhang des Niederwaldes aufgerichtet wurde!

Hoch, riesenhoch ragt sie empor, die Frau Germania, frei und meilenweit sichtbar — fast zur doppelten Höhe der Athene-Promachos, die einst, ein Denkmal der Siege über die Perser, die Akropolis überragte, den aus stürmenden Meeren heimkehrenden Schiffern ein Wahrzeichen des nahen heimatlichen Hafens. Ihr reiches blondes Haar wallt wie vom frischen Winde bewegt herab, die vollen, festen Lippen scheinen den gegenwärtigen, wie den kommenden Geschlechtern die Losung zu geben: „Weder trauen, noch fürchten!“ Die Linke stützt sich auf das friedlich gesenkte deutsche Schwert, und hoch hebt die Rechte des Reiches neuerstandene Krone, unerreichbar allen Feinden und Neidern, in die freie Luft. Es ist ein wunderbarer Kopf, ein Adel in der Gestalt und Haltung dieser Figur, die Schillings Meisterhand ins Dasein gerufen hat, ein wunderbarer Verein der Anmut und Kraft. Ihre vollendete reife weibliche Schönheit ist erhöht durch den Ausdruck der Herrscherwürde, der gefaßten Entschlossenheit, der überwältigenden Erhabenheit. Wessen Auge dich einmal ehrfürchtig geschaut, der wird dich sein Lebtag nicht vergessen.

Der untere Teil des Sockels zeigt uns über drei Stufen die Gruppe, in welcher der alte Vater Rhein der jugendlichen Mosel, der neuen Grenzwächterin des Rheins, das Wachthorn überreicht; dann erheben sich zu beiden Seiten: der Krieg, ein feuriger Jüngling, in die Kriegsdrommete schmetternd, und der Friede, eine riesig schreitende Figur mit Palmenzweig und Füllhorn, deren milder Ausdruck wie von einem Schleier der Wehmut, im Gedanken der schmerzlichen Opfer, überhaucht ist.

Zwischen diesen zwei symbolischen Gestalten breitet sich das große,

*) Frhr. v. Ompteda (Daheim, 1884).

realistische Hauptrelief, die „Wacht am Rhein". In der Mitte der kaiserliche Feldherr zu Pferde, um ihn geschart die Fürsten, Feldherren, Führer; rechts ausziehende, links heimkehrende Krieger; 200 Figuren, davon 150 Porträts! Darunter der volle Text unseres Nationalliedes, aus welchem die das Relief erläuternden Schlußworte groß hervortreten:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

In gleicher Höhe mit diesen vorderen stehen die beiden großen Seitenreliefs, rechts der Auszug des Rekruten, Reservisten und Landwehrmannes, links ihre Heimkehr zum Vater, zur Braut, zu Frau und Kind. Gestalten voll tiefster Innigkeit des Gefühls, ergreifend durch ihre Naturtreue und lebendige Bewegtheit.

In der Mitte der Vorderseite schwebt der Reichsadler, umkränzt von den Wappen der deutschen Staaten. Darüber das eiserne Kreuz und über diesem die Widmung:

Zum Andenken an die einmütige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs
1870—71.

Treten wir, wenn wir uns am Denkmal, in seiner vollendeten Schöne auch ein Denkmal deutscher Bildnerkunst! sattgesehen, zur obersten vorderen Brüstung und betrachten das Land, über welches Frau Germania hütend und herrschend hinausschaut. Hier steht sie auf hoher Bastion, die weit hinausspringt, vor unserer unbezwinglichen Schutzwand aus lebendigem Stahl. Wahrhaftig einer der herrlichsten Flecke deutscher Erde.

Unmittelbar zu unseren Füßen fällt der weinberühmte Berg Rüdesheim unmittelbar zum Rhein ab. Die üppigsten Rebengehänge umkränzen das Ufer unseres mächtigen Stromes. Links unter uns Rüdesheim mit seinen altersgrauen Burgen und Türmen; dann breitet sich hinüber gen Bingen das mächtige Becken, in welchem der Rhein seine Wellen beruhigend sammelt, bevor er sich am Mäuseturm vorbei in die engen Pforten des Schiefergebirges und durch die Strudel des Binger Lochs drängt. Drüben links auf halber Höhe des bewaldeten tiefgrünen Bergzuges winkt Ingelheim, der alte Palast des ersten deutschen Reichsbaumeisters, Kaisers Caroli Magni, mit des neuen Reiches Farben zu uns herüber. Hart am Rhein zieht sich der Rochusberg entlang, zu dessen wunderthätiger Kapelle heute nicht büßende Pilger, sondern kräftige deutsche Schützenbrüder wallfahrteten, denn dorthin hatte sie die gastfreie alte Stadt Bingen entboten. Rechts im Thale zieht sie sich hin bis zum Ufer der Nahe, deren silbernes Band, um den steil abfallenden Scharlachkopf gewunden, wir unabsehbar hinauf in die Pfalz, nach Westen hin, verfolgen können: das bleibende Merkzeichen der Heerstraße, auf der wir auszogen, um den ruchlosen Angriff unseres

übermütigen Erbfeindes abzuschlagen, und auf der dann des neuen Reiches Heer an der Spitze seines sieggekrönten Herrschers zurückkehrte. In der äußersten Ferne schauen der breite Donnersberg und der Odenwald — die zwei Heiligtümer unserer Altvordern — zu dem neuen Nationalheiligtum unseres Geschlechts durch die klare nebelfreie Luft bläulich herüber.

Es war am 28. September des Jahres 1883, als in Gegenwart des greisen Kaisers, seiner fürstlichen Freunde und Genossen, vor allem des deutschen Kronprinzen und des Feldmarschalls Moltke, der Minister und hohen Beamten, die das Werk gefördert, des Meisters Schilling und seiner Genossen, die es zustande gebracht, und einer Jubelschar hochschlagender deutscher Herzen das Nationaldenkmal eingeweiht wurde.

---

2. Das Moselthal.*)

(Zur Charakteristik eines Weinberglandes.)

Wir trafen es so glücklich, daß, trotz der späten Jahreszeit, doch diejenige Beschäftigung, welche für die Moselanwohner die wichtigste ist und welche die ganze Bevölkerung des Thales in die regste und freudigste, jährlich wiederkehrende Bewegung bringt, die Weinlese, noch nicht vorüber war. Der Sommer war besonders kalt gewesen, die Trauben waren nur sehr langsam gereift, und da ihre Ernte gewöhnlich zu Anfang Oktober vor sich geht, so war sie diesmal bis ans Ende aufgeschoben worden. Es entwickelte sich daher mit dem wachsenden Tage allmählich eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs der Ufer des Flusses, und es füllten sich die Bilder der Landschaften, an denen wir vorbeikamen, überall mit einer sehr mannigfaltigen und belebenden Staffage. Aus den Dörfern zogen ganze Gesellschaften von Winzern — Männer, Weiber und Kinder, denn bei der Weinlese kann ein jedes sich nützlich machen, jede Kraft gebraucht werden — hervor mit Körben auf dem Rücken, mit ihren Winzermessern in der Hand, zuweilen in ihrer Mitte ein Ochsen- und Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, schleppte. Bei der Weinlese sind die Leute sehr munter, denn sie legen nun die Hand an die schöne, unter so vielen Bemühungen und Besorgnissen gereifte Frucht. Jetzt endlich wird man des langen und unter mancherlei Gefahren in der Luft schwebenden Besitzes sicher. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Lohn und Gewinn ganz nahe heran. Der Familienvater richtet seine Gedanken auf die Bezahlung einiger ihn schwer drückenden Schulden,

*) J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, II.

oder auf die Anschaffung eines lange gewünschten Gegenstandes. Auch ist ja die Arbeit der Weinlese die leichteste, im erfreulichsten Gegensatze zu den vorangegangenen, vorbereitenden Geschäften stehend. Während im Frühlinge und Sommer der Winzer einsam in seinem Weinberge thätig war, ist nun die ganze Familie in großen Gesellschaften bei einander. Selbst wenn die Lese nur unbedeutend zu werden verspricht, ist es doch eine alte, hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln, zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und Freunde zu bewirten.

Die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochsengespann blieben im Thal stehen, und die Leute verteilten sich dann in den Felsen und Klüften, um das edle Bergnaß herabzuholen und den gewonnenen Reichtum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade auszustellen. Und wie die Festlandufer und Hügel, so belebte sich allmählich unser Fluß selbst. — Die Moselbewohner haben häufig ihre Weinberge auf der einen Seite des Flusses, während ihr Dorf und ihre kleinen Äcker und Wiesen auf der andern Seite liegen. Sie haben daher bei der Weinernte und bei allen ihren Weinbergsarbeiten die Schiffe noch häufiger nötig, als die Wagen und Ochsen. Fast alle größeren Wirtschaften oder mehrere kleine zusammen haben daher auch ihre eigenen Moselnachen, und es entsteht eine Thätigkeit auf dem Wasser, wie man sie auf dem Rheine oder anderen Flüssen, welche den Besitz zu beiden Seiten ihrer Ufer mehr auseinander halten, als die Mosel, nicht kennt.

Man kann das Moselthal von Trier bis Koblenz als einen sehr langen und sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet — etwa 100 km lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur andern, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa $7\frac{1}{2}$ km breit ist. Das Ganze hat also etwa einen Flächenraum von 750 qkm. Und auf diesem Streifen giebt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesamtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 180 000 Menschen anschlagen kann. Demnach kommen hier im Moselthal auf jedes Quadratkilometer über 240 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge, dessen Schichten im allgemeinen von Südwest nach Nordost streichen. Das enge Querthal, worin der Rhein im Zickzack sich windet, ist bekanntlich das an malerischer Schönheit reichste, besuchteste und berühmteste Stück des ganzen Stromlaufs. Die Zuflüsse des Rheins rechts und links bilden Längsthäler im Schiefergebirge, dessen Richtung sie teilen. In den Quellgegenden sanft, sind sie nach ihrer Mündung sehr tief eingeschnitten, und wie in fast allen Thonschiefer- und Grauwacke-Gegenden laufen sie in mäandrischen Windungen. Die auffälligsten und bedeutendsten macht die Mosel, — nachdem sie unweit Trier die Saar aufgenommen hat. Ihre Krüm-

mungen sind so groß, daß, während die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz, wie gesagt, nur 100 km beträgt, der Abstand auf dem Flusse selbst sich verdoppelt, indem man bei einer Messung längs der Ufer des Flusses eine Linie von 50 Stunden Länge gewinnt. Während der Fluß im ganzen nach Nordosten fließt, wirft er sich stellenweise derart herum, daß er auf einzelnen Stellen geradezu in entgegengesetzter Richtung strömt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Die meisten dieser Krümmungen sind sehr kurz, und fast immer kehrt der Fluß sehr bald in die alte Richtung zurück. Sein Lauf erscheint daher wie ein vielgewundenes Band. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandskörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannigfaltigen Figuren heraus, die sich zum Teil als sehr lange, meistens als breitköpfige Landzungen zwischen den Schleifen des Flusses darstellen. Zuweilen haben diese Halbinseln einen Umfang, der längs des Flußufers sechsmal größer ist, als die Grundlinie, durch die sie mit dem Festlande zusammenhängen. Die Halbinselgrundlinien bilden also schmale Isthmen, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem obern Flußpunkte zu einem untern gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst weite, oft sechsmal größere Umwege machen muß.

Daß diese vielfachen Flußwindungen dazu beitragen müssen, das Interesse einer Moselfahrt vielfach zu erhöhen, daß infolge dieser Krümmungen die landschaftliche Umgebung des Flusses, ebenso wie an einem vielgewundenen Bergpfade, sehr viel mannigfaltiger werden muß, als z. B. an einem geradeaus laufenden holländischen Kanalgewässer oder an einer schnurgerade gerichteten französischen Pappelchaussee, leuchtet jedem auf den ersten Blick ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sei in einen Sack geraten, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, oder fürchtet, der Fluß möchte sich dort bei jener Felsenwand in einem Erdschlunde verlieren, wie die Rhone bei ihrer berühmten „Perte du Rhône“, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung der schöne Silberfaden gerettet hervortaucht, weit hinaus sichtbar fortläuft und der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wieder herstellt. — In dem innern Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich infolgedessen auf beiden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegen-

sätze dar, auf der einen hoch aufgetempelte und vielfach terrassierte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der andern Seite die flachere Halbinsel mit grünem Wiesenbesatz, mit weidendem Vieh, mit kleinem Äckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Diese Einwirkung der Flußkrümmungen auf die Vervielfältigung des landschaftlichen Schmuckes der Gegend wird jeder sogleich erwartet haben. Allein es sind jene Krümmungen auch noch von sehr großem Einfluß auf die klimatischen, auf die ackerbaulichen und überhaupt auf alle wirtschaftlichen und Rechtsverhältnisse des Moselthales gewesen. Ja man kann sogar sagen, daß die ganze Geschichte, die ganze geschichtliche Bedeutung des Moselthales mit diesen Krümmungen eine ganz andere gewesen ist, als sie es ohne dieselben bei einer mehr gradläufigen Richtung des Flusses gewesen sein würde, und man kann daher geradezu diese Krümmungen als die wichtigste und beachtenswerteste Erscheinung, als das, was der Mosel ihren ganzen Charakter gab, bezeichnen. — Solches zuzugeben, wird man sich nicht sogleich geneigt fühlen, und es bedarf dies daher einiger Auseinandersetzung.

Ich will mit dem Einfacheren und Handgreiflicheren, mit der Einwirkung der Krümmungen auf Klima und Bodenbau, beginnen und erst dann zu dem Verwickelteren, ihrer Einwirkung auf die geschichtliche Rolle, welche der Fluß spielte, fortgehen.

Hätte die Mosel von Trier bis Koblenz einen völlig geradlinigen Thaleinschnitt wie ein holländischer Kanal gemacht, so würde bei der nordöstlichen Richtung des Flusses ein linkes Flußufer entstanden sein, das durchweg nach Südosten der Sonne zugewendet gewesen wäre, und dann ein rechtes Flußufer, dessen Gelände sich durchweg nach Nordwesten der Sonne abgekehrt hätte. Wir würden dann wahrscheinlich den Hauptanbau, namentlich den Weinbau, im ganzen Thale auf jener linken oder Sonnenseite finden, und auf der rechten oder Schattenseite würde vermutlich eine andere Bodenkultur begründet, überhaupt weniger Leben entstanden sein. Der ganze Anbau des Thales würde sich einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der anderen Seite. Die vielfachen Krümmungen des Flusses bewirken nun aber eine äußerst mannigfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, ein oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsengeklüfte die Sonnenstrahlen heiß zurückprallend zusammenschießen und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner neckischen Windungen ausführte, wieder auf

der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es giebt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten und Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannigfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich giebt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradewegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Teil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbau ganz unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast nur die Erzeugnisse, den Anbau und die Pflanzendecke des Hunsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken" oder „Rodehecken" bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner wie die Hunsrücksbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz zu Stäben ꝛc. bei ihrem Weinbau und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, im Hunsrück giebt es bekanntlich große und berühmte Ledergerbereien, und die Loh- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher einen nicht unwichtigen Zweig der Landwirtschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich 60000—90000 Mark an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. Auch diese nach Norden gerichteten Busenabschnitte sind bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Flusses, und die dunkeln Rodeheckengelände mit ihren wilden Gebüschen wechseln daher überall in kurzen Abständen mit den lachenden, geordneten und kultivierten Weinrebenpartieen anmutig ab.

Da, wie ich sagte, der Fluß immer wieder und wieder gegen die schroffen Felsgelände anstürmt und immer wieder und wieder von ihnen zurück- und hin- und hergeworfen worden ist, so liegt in der Regel einem schroffen Ufer ein flacheres und niedrigeres gegenüber. Auf diesem sind dann die Wiesen und Äcker, sowie auch die Häuser und Dörfer, auf jenem bleibt für diese neben dem alles in Anspruch nehmenden Weinbau kein Platz. Die Leute haben daher gewöhnlich ihre Wohnungen und Dörfer auf der einen Seite des Flusses, ihre Weingärten oder Rodehecken auf der anderen, und es ist daraus eine außerordentliche Verwebung der Besitztümer auf beiden Seiten des Flusses entstanden. Jeder Weingartenbesitzer muß doch zugleich auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, womöglich auch etwas Acker- und Garten- oder Waldland, und da er beides immer auf den beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Demzufolge giebt es keine Dorfgemeinde, kein größeres Gut, ja auch kein allerkleinstes Grundeigentum im Moselthal, dessen Bodenfläche nicht von der Mosel

durchschnitten würde. Alle Anwohner sind zugleich Cis- und Transmoselaner und haben den einen Fuß, sozusagen, auf dieser, den anderen auf der entgegengesetzten Flußseite. Und eben daher ist denn hier, wie ich oben schon sagte, auch in jeder Wirtschaft ein Nachen fast so nötig, wie anderswo ein Wagen, um bei der Ernte die Trauben oder das Heu oder die Lohe oder das Getreide hinüber und herüber zu schaffen.

Und nun wird man denn auch schon die Wahrheit dessen, was ich oben von dem Einflusse der Krümmungen auf den geschichtlichen Charakter und auf die politische Rolle, welche die Mosel stets in der Geschichte behauptete, besser erkennen. Ein gerade gerichteter Fluß macht immer einen viel schärferen Abschnitt zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern, er verflicht ihre Verhältnisse nicht so sehr, hält sie vielmehr auseinander. Er ist daher in höherem Grade ein Völkerscheider. Er läßt sich auch als militärischer Grenz- und Verteidigungsgraben leichter festhalten und ist daher dienlicher zur Scheidung der Staaten und Provinzen voneinander. Ein vielgekrümmter Fluß, wie die Mosel, dagegen tritt selten oder gar nicht als Staaten-, Provinzen und Völkerscheider auf. Seine vielen Busen und Krümmungen, die zahlreichen Vorsprünge und sich ineinander verzahnenden und verkettenden Halbinseln sind gleichsam als ebenso viele Glieder einer fortlaufenden Kette anzusehen, die sich untereinander verweben und welche die Berührungen und Beziehungen des Diesseits und Jenseits untereinander vervielfachen. Es schmilzt daraus ein schwer zu trennendes Ganzes hervor, ein Volk, ein Staat, eine Provinz. Bei dem Moselthale finden wir die Behauptung zu allen Zeiten seiner Geschichte bestätigt. Die Mosel hat nie, wie etwa z. B. die sehr geradeaus laufende Iller oder der Lech, zwei verschiedene Völkerstämme voneinander getrennt. Vielmehr wohnten stets zu beiden Seiten des Flusses ganz dieselben Nationen, von demselben Stamme, mit derselben Sprache. Auch hat die Mosel nie zur Begrenzung eines Staates oder einer Provinz gedient, wie z. B. der Rhein oder hundert andere minder gekrümmte Flüsse. Vielmehr haben diejenigen Staaten und Nationen, welche in das Moselthal vorrückten, immer das ganze Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ihrem Gebiete einverleibt. Es gab nie ein Cis- und Transmoselanien, wie es cis- und transdanubische, cis- und transrhenanische, cis- und transalpinische Gebiete gab. Die alten Trevirer herrschten zu beiden Seiten der Mosel von Trier abwärts bis Koblenz. Die Römer rechneten das Moselthal zu beiden Seiten des Flusses ebenfalls zu einer und derselben Provinz und teilten nicht etwa durch diesen Flußfaden zwei verschiedene Provinzen ab. Die deutschen Moselgaue lagen ebenfalls zu beiden Seiten des Flusses. Auch die Kurfürsten von Trier beherrschten, wie die alten Trevirer, beide Flußufer bis nach Koblenz, indem sie die Unterabteilung ihres Staates in Unterstift und Oberstift nicht nach dem Diesseits und Jenseits des Flusses, sondern nach dem Oberhalb und Unterhalb seines Laufes machten. Dieselbe Abteilungsweise bestand unter dem fran-

zösischen Kaiserreiche, in welchem die Mosel wiederum nicht als Departementsscheidegrenze, wie der Rhein an so vielen Stellen seines Laufes, erschien. Auch die Preußen haben das ganze Moselthal auf einmal ergriffen und beide Flußseiten zusammen bei denselben Regierungsbezirken gelassen. Selbst die Unterabteilungen in kleinere Provinzen, Kreise, Bürgermeistereien und Gerichtsbezirke springen an der Mosel immer auf beide Seiten des Flusses hinüber und gliedern sich bloß nach dem Unten und Oben ab. Es würde auch, wie aus dem Obigen zur Genüge hervorgeht, eine Zerreißung aller Lebensverhältnisse, alles Besitzstandes, aller Dorfgemeinden, aller Güterkomplexe, mit einem Worte alles von Natur und Menschenhand Vereinigten und Verschmolzenen sein, wenn etwa ein Machthaber es sich je einfallen lassen wollte, die linke von der rechten Moselseite politisch zu trennen. Nur unter den größten Leiden der Bevölkerung und zum Nachteile aller Verhältnisse würde sich eine solche Trennung bewerkstelligen lassen.

Den vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Flußufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten die Veranlassung zu der Ausbildung des Wegebaues an der Mosel gewesen, welche man dort findet, und sie haben auch hierdurch auf die Eigentümlichkeit und den Charakter der Mosellande, sowie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Die Felsen und schroffen Berggelände ziehen sich oft stundenweit in mächtigen Abhängen längs des Moselufers hin, so daß dort gar kein Platz für eine breite Fahr- und Kunststraße bleibt, oder daß eine solche doch nur mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten durch die Felsenlabyrinthe gesprengt werden könnte. Wollte man mit einer solchen Kunststraße überall längs des Flusses bleiben und alle die vielen Windungen desselben begleiten, so würde man oft meilenlange Wege anbahnen müssen, um Ortschaften miteinander zu verbinden, die nur einige tausend Schritte auseinander liegen. Wollte man aber überall die Isthmen der Halbinsel in den kürzesten Richtungen quer durchschneiden, so würde man genötigt sein, auf vielen ebenso kostspieligen Brücken die Straße bald diesseits, bald jenseits hinüberzuführen. Ein Weg von Trier nach Koblenz längs der Mosel würde entweder doppelt so lang sein als die direkte Entfernung dieser beiden Städte, oder er hätte etwa 20 solcher Riesenbauten nötig, wie die Brücke bei Trier ist. Es sind daher auch zu keiner Zeit künstliche Fahr- und Steinstraßen längs der Mosel geführt worden, vielmehr hat man die Verbindungsstraßen zwischen der Moselmündung (Koblenz) und der oberen Mosel (Trier) immer in einiger Entfernung vom Flusse, entweder auf den hohen und ebenen Plateaus der Eifel auf der nordwestlichen Seite des Flusses, oder an dem Rücken des Hunsrück hin auf der südöstlichen Seite fortgeführt. Die Hauptstraße ging fast immer auf der Eifelseite. Dies war schon zu der Römer Zeiten der Fall und ist es noch heutigentags. Diese Hochstraße konnte auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen als in der

Thalrinne und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Sie zieht sich in einer Entfernung von vier Stunden neben der Mosel hin. Auf ihr bewegten sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Warenzüge von der Obermosel zum Rheine. Das Moselthal selbst verlor daher als eine Völkerstraße, als ein Handelskanal, als ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe, für die der Schauplatz auf den benachbarten Bergrücken war, an Bedeutung. Auch der Wert des Moselfadens selbst als einer Schiffahrtsstraße wurde für große Entfernungen durch die vielen Krümmungen sehr vermindert, der Kostenaufwand der Verfrachtung verdoppelt. Und viele Waren mochten daher stets den direkten Landweg dem Wasserwege vorziehen, die sonst wohl diesen eingeschlagen hätten, wenn er gerade und minder langwierig gewesen wäre. Das Moselthal mußte also an Bevölkerung und Leben auf der einen Seite wieder einbüßen, was es auf der anderen Seite durch seine klimatischen, dem Wein- und Gartenbau günstigen Verhältnisse gewann.

Ich kenne keine Gegend, der der Weinbau einen solchen Reiz wie dem Moselthale mitteilte, wo er zu so großartigen Bauten und Anstrengungen Veranlassung gäbe, wo er sich so malerisch darstellte wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten genau aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche mit einförmigen Schattierungen der wie die Soldaten in ihren Kompanieen aufgesteckten gleich hohen, gleich weit auseinander stehenden Rebstöcke die ursprüngliche Mannigfaltigkeit der Bergformen ganz verdürben, und wie die großen Kornfelder in Norddeutschland am Ende eine förmliche Kulturwüste herstellten. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände beständig, wie ich schon sagte, von Waldpartieen, von Wiesenland 2c. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannigfaltigkeit der Gruppierungen und landschaftlichen Bilder dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem anderen deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsfirmamente emporgebäumten Spitzen bieten noch Reben dar und erscheinen wie Himmelstische, auf denen schöne Trauben aufgetragen sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Aufsteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Älpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus ebenso hoch in die

Felsenbrüche hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft großartig. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebstöcke auf Felsenspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier ins Nest zu legen, und sie trotzen dann dem unwirtbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben schien. — Wir glaubten schon bei Bremm die höchsten Weinberge, „Weinalpen", möchte ich fast sagen, gesehen zu haben. Aber bei Willingen erblickten wir höhere, und an manchen Stellen an der unteren Mosel schienen sie sich noch weiter hinaufzutempeln, so daß ich nicht zu bestimmen wage, wo wir die allerhöchsten zu sehen bekamen. Einmal zählte ich nicht weniger als dreißig „Chöre", eines über dem anderen, von denen sich die äußersten in den Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinberges.

Diese Chöre sind auf die mannigfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodens und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes Verfahren. Und ein Weinbaukenner, der mich begleitete, konnte im Vorüberfahren schon aus dem bloßen Anblick der Chöre, sowie aus der Stellung der Rebstöcke auf ihnen mir mit Bestimmtheit vieles von der Eigentümlichkeit der Kultur jeder Abteilung sagen. — Die Bergabhänge sind von Natur so rauh, so zackig und zerklüftet als nur möglich. Da giebt es Höhlen und Grotten, Felsenspalten aller Art. Die Wände sind zuweilen mehr oder weniger schräg, zuweilen äußerst schroff abgedacht, zuweilen stehen ganz steile Felsenpyramiden wie Zähne hervor. — Da hat man nun sehr mannigfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft ganz großartige Bauten unternehmen müssen, um so vielfach geneigten Boden zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse des Berges verbunden, damit man das schmale Gelände, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen könne. Überall sieht man große Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Wein, wie auf Aquädukten das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. — Man hat die hängenden Gärten der Semiramis vielfach bewundert. Aber wenn man in Gedanken alles zusammenzählt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. — Der Raum ist überall sehr eng und beschränkt und oft, wo in einem Winkel die Lage der klimatischen Verhältnisse besonders günstig ist, sehr kostspielig und wertvoll. Da jede Lage eine andere ist, so ist es auf einer Moselfahrt eine unversiegliche

Quelle der Unterhaltung, zu beobachten, wie sich der Mensch unter allen den verschiedenen Umständen zu helfen wußte, und wie er bald auf dieses, bald auf jenes Auskunftsmittel verfiel. Zuweilen steht ein Gewölbe dem anderen über dem Kopfe, oft springen die Verbindungswege auf hohen Brückenbogen über die Weingärten, die unter ihnen grünen, hinweg, damit für die Wege kein Boden verloren gehe. Häufig hat man dem alternden Gerippe des Berges selber nachgeholfen und die Risse und Spalten eines Felsen, der mit Zusammensturz drohte, mit Mauerwerk geflickt oder ausgefüllt, oder mit stützenden Pfeilern versehen. Und da scheint denn nicht selten das ganze Gebirge aus solcher künstlichen Weinbergsarchitektur zu bestehen, und es ist dabei zuweilen wenig von der natürlichen Gestaltung der Felsen übrig geblieben. — Die meisten dieser Weinberge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von übereinander getempelten künstlichen Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. — So ein Moselweinbergsgelände von einer Stunde Länge und Höhe hängt da wie ein riesiges Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt oft mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem gotischen Dombau.

Da erkennt man denn zu seinem Schrecken, welche unsägliche Mühe auch dies edle Erzeugnis dem Menschen macht, das die Dichter ein Geschenk des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Erzeugnis vielfachen menschlichen Fleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders sein, aber hier in Deutschland wenigstens schenkt Bacchus nicht viel dabei; ein Stückchen Fels und einen Wurzelstock, das ist alles. Daß der Stock treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen den Gaumen des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das alles ist ein Erzeugnis der Kunst und der Schlauheit. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern“, d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mitteilen. Sie halten den Boden feucht, verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Dann im Frühling müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere Bauern thun, mit einem vierspännigen Düngerwagen aufs Feld hinaus, sondern jede Mistgabel voll Dünger muß, sozusagen, besonders auf dem Rücken der Leute, oft, wie ich zeigte, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und

bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Ähren ihm in den Schoß reifen. Beim Weinbau ist dies anders.

Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Ernte geht die Kette von Arbeiten, fast ohne abzubrechen, fort. Gleich nach dem Stöckeaufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautsnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren“. Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar diesmal das frischgewachsene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dies sind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten, die kleinere Mühe und Not, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten ꝛc. und die außerordentlichen Anstrengungen, zu welchen die Zerstörungen von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch immer zwischen durch. Der Regen, namentlich bei heftigen Ergüssen, richtet zuweilen in diesen hohen Weinbergen der Mosel die herzbetrübendsten Verwüstungen an. Weil diese so hoch und schroff sind, erlangen die Regenbäche oft eine unwiderstehliche Kraft und Mächtigkeit und sammeln sich zu wilden Strömen, die alles mit sich fortführen. Die Leute haben zwar in ihren Bergen auch Veranstaltungen getroffen, den überflüssigen Regen unschädlich abzuführen, Kanäle gebaut und Rinnen ausgemauert; aber gegen außergewöhnlich heftige Ergüsse sind diese Anstalten zuweilen nicht ausreichend. Manchmal hat man wohl auch einen Weinberg, um doch einen Felsenabhang nicht unbenutzt zu lassen, etwas zu steil angelegt, oder vielleicht ist es eine ganz neue Anlage, die Erde ist frisch hinaufgebracht und noch nicht gehörig auf ihrer Unterlage befestigt, und da schüttet sich dann auf einmal in der Nacht ein unbarmherziger Wolkenbruch darauf herab, und am anderen Morgen finden die bedauernswerten Leute alle ihre mühselig hergeschleppten, zerhackten und sorgfältig ausgebreiteten Erdklöße, ihren ganzen Acker von oben herabgeführt und mit dem Erdreich ihrer Nachbarn am Fuße des Berges zu einer wilden Schlammlawine vermischt. Man sieht zwar in den Alpen der Schweiz solche Schlammlawinen in noch großartigerem Maßstabe, aber dort ist es dann nur wildes Erdreich, nutzloses Gestein, verwittertes Felsgetrümmer, das stets nur ein Spielzeug der Naturelemente war. Aber hier in den Weinbergen hatte fast jedes Schieferstück seine Bestimmung, an jeden Kloß knüpfte sich eine Berechnung, an jede Schaufel voll Erdreich oder Sand, welche nun die wilden, schmutzigen Gewässer zerstreuten und mit sich entführten, war eine Menge von Mühe verschwendet. Wir sahen im Vorüberfahren noch

die Spuren mehrerer solcher unheilvollen Ereignisse, deren traurige Geschichte uns unsere Reisebegleiter erzählten.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Gerätschaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nötig sind, zu vermeiden, und um auch sonst noch andere nötige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich in den Weinbergen hier und da kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten dienen. Auch diese Winzer- und Wächterhäuschen sind oft derart, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es neugebaute kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in jenem Geschmack. Zuweilen hat man irgend ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartturm dazu benutzt. Zuweilen hat man bloß die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Höhlen sitzen die Wächter des Abends beim Feuer oder die Arbeiter während der Mittagssonne im kühlen Schatten, sich mit Trank und Speise labend. Es giebt da so hübsche Gruppierungen und Bilder, wie man sie nur bei den Hirten von Arkadien finden kann.

Der Weinbau ist den Moselanern alles. Es ist ihre einzige Kultur, ihre alleinige Industrie. Kornfelder besitzen sie fast gar nicht. Ihre Wiesen, ihr Vieh haben sie nur des Weinbaues wegen. Man sagt, daß es einzelne Dörfer giebt, die 9000—18000 hl in guten Jahren erzeugen. Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 900000 hl Wein erzeugen, in gewöhnlichen 675000 und herab bis auf 450000, was sie dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennen. In der neueren Zeit, wo die Statistik so modisch geworden, haben die Leute oft mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edlen Rebstöcke vernachlässigt und statt dessen solche angepflanzt, die recht viel „Brühe“ bringen. Dies hat zum Verfall manches guten und berühmten alten Weinbaues Anlaß gegeben. Doch hat man in allerneuester Zeit wieder bessere Wege betreten.

3. Aus der Pfalz.*)

Der Landschaftsname der „Pfalz“, so vieldeutig im Verlauf der Geschichte, befindet sich auf der heutigen Landkarte nur noch als Bezeichnung des bayerischen Rheinkreises. Die bayerische Rheinpfalz ist bloß das Bruchstück eines früher viel bedeutenderen Staatengebildes. Sie ist kein Naturganzes, obwohl die Bevölkerung sichtbar zu einem politischen Ganzen ver-

*) Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild von W. H. Riehl.

wächst. Ein Bruchstück der Rheinebene, ein Bruchstück der Vogesen, Bruchstücke der Naheberge, des Westricher Steinkohlengebirges bilden, durch größtenteils zufällige Linien abgeschnitten, diese Provinz. Nimmt man etwa die kleine Donnersberggruppe aus, so besitzt die Rheinpfalz gar keine natürliche Landschaft, die ihr ganz und ausschließend gehörte.

Als einzige Naturgrenze kann im Osten der Rheinlauf gelten. Allein der Strom wirkt hier ebenso wohl verbindend als scheidend. Die Geschichte hat seit Jahrhunderten rechtes und linkes Ufer verbunden, und der staatliche Mittelpunkt für die jetzt bayerische Pfalz lag bis zur neuesten Zeit jenseits des Flusses. So ist selbst die anscheinende Naturgrenze des Rheins eine erst in unseren Tagen wieder zur Geltung gekommene politische Scheidelinie.

Es fehlt ferner der bayerischen Rheinpfalz der topographische Mittelpunkt, welcher sonst auch ein willkürlich abgegrenztes Land leicht wie zu einem Naturganzen zusammenzufassen vermag. Die Vorderpfalz, die Haardt und das westliche Hügelland ziehen in großen Parallelstreifen, dem Rheinlauf folgend, von Süden nach Norden. Jede dieser Landschaften hat ihre eigentümlichen Entwickelungen; keine herrscht. Der Rhein, welcher, mitten hindurch strömend, die topographische Achse der alten Kurpfalz war und das Land zusammenhielt, ist jetzt als Grenzfluß nur noch die Grundlinie der Vorderpfalz. Kein bedeutendes, den Verkehr zusammenfassendes Seitengewässer des Rheines durchbricht den Parallelzug des Gebirges und der Ebene und verbindet, wie in der jenseitigen Pfalz der Neckar, das Innere des Landes mit dem Stromgebiet. Weil die Bodenbildung des einigenden Schwerpunktes entbehrt, so hat sich auch keine eigentliche Hauptstadt von Rheinbayern bilden können. Speier, der Regierungssitz, ist trotz seiner Glorie als uralte Kelten- und Römerstadt, trotz seines hohen geschichtlichen Namens als Kaiser- und Bischofsstadt des Mittelalters, doch eigentlich nur die Hauptstadt der Vorderpfälzer; die Westricher behaupten ihrerseits, Zweibrücken — das modern-pfälzische Klein-Paris — sei mindestens ebenso gut die Hauptstadt der Pfalz. Der wahre städtische Schwerpunkt für den größten Teil der Vorderpfalz ist aber nicht einmal Speier, sondern Mannheim; für die Donnersbergregion Mainz, für das bayerische Nahegebiet Kreuznach und Bingen; für die Gegend von Langenkandel Karlsruhe.

Schon hieraus ist zu ersehen, daß das Volksleben der Pfalz, obwohl auf der einen Seite verflacht und gleichförmig, doch auch wieder andererseits einheitslos zu zerbröckeln droht, und daß es darum eine der schwierigsten Aufgaben ist, einen neuen Schwerpunkt des öffentlichen Lebens für dieses Land zu schaffen.

Eine uralte volkstümliche Unterscheidung sondert die pfälzische Rheinebene und das Bergland, oder — wie man jetzt aufs ungefähr sagt — die Vorderpfalz und das Westrich. Diese Einteilung ist natürlich, denn nicht nur die Bodenbildung, auch die Bodenkultur, die Anlage der Wohn-

orte, Tracht, Mundart, Lebensweise der Bewohner, das alles hat ein anderes Gesicht vor und hinter dem Bergwall der Haardt. Doch genügt diese Zweiteilung noch nicht. Die Rheinniederung zerfällt nämlich wieder in die Ebene längs dem Strome und das hügelige Mittelland längs der Haardt bis über die Donnersberggruppe hinaus zu den Nahebergen. Ebenso scheidet sich das Westrich in den östlichen gebirgigen Teil und in die gegen Westen abfallenden Hügel und breiten Thalniederungen. Alle vier Gruppen erstrecken sich überall parallel von Süden nach Norden.

So zeigen uns schon diese einfachsten topographischen Grundlinien ein Bild, wie es nur dem individualisierten Mitteldeutschland angehören kann. Und in der That trägt die Pfalz zu deutlich, wie kaum ein anderes Land, das Motto Mitteldeutschlands an der Stirn: „Vielgestaltung ohne Einheit.“

Die Rheinebene liegt zwar an der Weltstraße, nimmt aber nur durch Ludwigshafen am großen Verkehrsleben des Stromes teil. Von Basel bis Mannheim ergießt sich der Rhein noch in einem Netz vielverschlungener Arme durch die Ebene, Tausende von Inseln und Halbinseln bildend; die Ufer sind noch unfest, wandelbar. — Die Anwohner sind von Überschwemmungen und Fiebern geplagt. Längs der ganzen bayerischen Rheinlinie, auf einer Strecke von 23 Stunden, liegen nur zwei Ortschaften, nämlich das arme Fischerdorf Altripp und das neugegründete Ludwigshafen unmittelbar am Wasserspiegel des Hauptstromes. Gleiches zeigt das gegenüberliegende badische Ufer. Wegen ihrer Abgelegenheit konnten sich die Rheindörfer nur sehr langsam entwickeln. Aber sie haben eine Zukunft. Die Bauern dieser Dörfer können sich ausbreiten im Besitz; alljährlich erobern sie neues Kulturland. Die Mulde, welche jetzt mit „Quellwasser“ gefüllt ist, auf deren Boden man die zur trockenen Zeit gegrabenen Furchen und Gruben sieht, daraus Pappel- und Weidenstämmchen über den Spiegel aufsteigen, wird für die nächsten Geschlechter fruchtbares Ackerland sein. Der Weinbauer drüben an der Haardt, der weiland so stolz auf die armseligen Rheinbauern herabsah, mußte auswandern, weil das Land zu eng geworden für seine Kinder; der Rheinbauer kann bleiben, denn für ihn giebt es noch ganze Gemarkungen aus dem Wasser zu ziehen. Die Wälder an den herrlichen Vorbergen der Haardt sterben ab und kein Doktor kann ihnen helfen; denn der Boden ist ausgedörrt oder bis auf den Felsengrund abgeschwemmt, und vielleicht ist es Jahrhunderten nicht möglich, eine neue Humusdecke zu bilden. Auf den wenig ergötzlichen Börden und Auen des Überschwemmungsgebietes dagegen wuchern dichte Forste von Kopfholz und Buschwerk, geringes Holz, aber üppig, wie Unkraut. Und manches Tagwerk, welches jetzt noch Waldgrund, wird, entwaldet, nicht kahler Felsgrund, sondern gesegnetes Ackerland sein.

An den sonnigen Rebenhügeln der Haardt ist der leichtblütige, lustige Pfälzer zu Hause; hier ist der rechte Boden zur Anlage von Städten

gewesen, hier zog die altberühmte Heerstraße des Mittelalters, bequemer und sicherer als die Parallelstraße am Rheinufer. Die Städtebildung war eine so notwendige, und zugleich auf einen so engen Raum zusammengedrängt, daß die Ortschaften des ganzen Striches ein vorwiegend städtisches Ansehen erhalten mußten. Denn an dem Verkehr, der sich in den Hauptpunkten sammelte, nahmen alle Dörfer der Haardtstraße mehr oder minder teil. Genau derselbe Zustand bildete sich auf dem jenseitigen Ufer, in der sogenannten „Bergstraße“, wo gleichfalls eine ganze Linie von Städten und städtischen Dörfern durch den Austritt des Odenwaldes in die Rheinebene notwendig vorbedingt war. Die städtische Dörferbildung ist sehr alt. Viel trug dazu der Umstand bei, daß seit alter Zeit vorwiegend eine Handelspflanze — der Weinstock — an den Hügeln der Haardt gebaut ward. Wo eine Handelspflanze den Boden beherrscht, da hält sich kein strenges Bauerntum. Steigert sich die Kultur des Tabaks und der Runkelrübe in der Rheinebene wie seither, dann werden auch dort neue Städte, städtische Dörfer erwachsen. Immer aber wird hier noch ein Unterschied bleiben zwischen Hügelland und Fläche, denn ein Teil der Hügelregion hat reinen Weinboden, einen Boden, der vernünftigerweise zu keiner anderen Kultur verwendet werden kann, während der Tabaks-, Flachs- und Rübenbau in der Ebene etwas mehr Zufälliges, Wandelbares ist.

Ganz anderes Land kommt hinter dem Vorwall der Haardt zum Vorschein; es ist das gebirgige, waldreiche Westrich. Wir kommen plötzlich aus einem Weinlande in ein Waldland, in welchem mehr als ein reines Holzhauerdorf vorhanden ist. Das Gebirge ist die Holzkammer des Vorlandes, dessen Feld- und Weinbesitzer hier ihre sogenannten „Geraiden“ oder „Haingeraiden“ haben. Die Waldbauern sind ärmlicher in ihrer Wohnung, Kleidung und Nahrung, doch keineswegs herabgekommen, und können in ökonomischer Hinsicht immerhin getrost der Zukunft entgegensehen.

Am Saume des Gebirges bei Kaiserslautern westwärts nach Homburg zieht sich ein Gebiet großer, von Hügeln umsäumter Torfniederung, die nördlich noch teilnimmt an dem pfälzisch-saarbrückischen Steinkohlengebirge und im Süden das wellenförmige Hügelland des Bliesgebietes hat bis hinauf zu den Waldbergen von Pirmasens und Fischbach — man könnte diesen Teil der Pfalz das hügelige Westrich nennen. Hier zeigt sich der pfälzische Kartoffelbau in seiner ganzen Glorie; auf den vielen und schönen Wiesengründen gedeiht das Rindvieh vortrefflich, die Thäler des Glan, der Lauter, der Nahe und des Donnersberggebietes spielen für das Rheinthal in diesem Punkt eine ähnliche Rolle, wie Jütland für Schleswig-Holstein. Schon von weitem kündigt sich das Glanvieh durch seine gleichmäßig weiße Farbe an. Die bequem zugänglichen Thäler dieses Hügellandes sind für die Industrie ganz geschaffen. So vereinigt die Pfalz die größte Mannigfaltigkeit des Kulturlebens. Die wirtschaftliche Bedeutung großer kulturfähiger Sandflächen, auf denen Preußens ackerbauende Macht ruht, spiegelt sich in

den weitgehenden sandigen Saatfeldern der Ebene von Speier und Haßloch. Die ins kleinste durchgearbeitete Gartenkultur des Feldes in den Frankenthaler Fluren und der Weinbau des Hügellandes nebst seinem vortrefflichen Obst versetzt uns in die reichen, aufs äußerste ausgebeuteten Striche Mitteldeutschlands; einzelne Dörfer der Haardt verkünden jenen höchsten Glanz rheinischer Weinbauernwirtschaft, der dem tiefsten Elend die Hand reicht. Der südlichste Teil der Rheinebene hat einen weit ausgedehnten Hochwald schlanker Buchen, „Bienwald“ genannt, mit einem reinen Walddorfe „Büchelberg“. Einzelne Dörfer am Rheinstrom sind so echte Fischerdörfer in Schmutz und Armut, wie nur irgend eine Gruppe von Fischerhütten am Meeresstrand, und gehen wir aus dem üppigen von Menschen überfüllten Gartenlande bei Frankenthal und Dürkheim nur auf wenige Stunden ins Gebirge hinauf, so haben wir z. B. im Leiningerthal die genügsame Lebensführung des deutschen Mittelgebirgsbauern unmittelbar neben dem ärmlichen Volke einer verödeten Rhön- oder Vogelbergsgegend, wie sie hier in den zerstreuten Hütten des „Metzenbergs“ getreulich abgeschildert ist. Und selbst die Abgeschiedenheit des Einödenbauers im Hochgebirg wird man nur eine kleine Strecke tiefer in den Vogesen wiederfinden.

Im Charakter des pfälzischen Volkes mischt sich auf eigentümliche Weise alemannisches und fränkisches Wesen. Die alten Alemannen werden uns als wilde, trotzige Gesellen geschildert. „Schwabentrotz“ ist zwar bei ihren suevischen Stammverwandten heute noch sprichwörtlich; bei den Pfälzern aber hat die schwäbische Starrheit des inwendigen Menschen meist der fränkischen Geschmeidigkeit weichen müssen. Dagegen ist der jenem Trotze nahe verwandte Drang nach persönlicher Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, der demokratische Zug, welcher den Alemannen vielmehr eigen ist als den Franken, bei den Pfälzern nicht verloren gegangen. Die mittelalterliche Geschichte des Elsaß und der alemannischen Schweiz zeigt uns, wie namentlich im Städteleben und in der religiösen Entwickelung dieser Drang nach Selbständigkeit eigentümlich streng und gediegen zu Tage kam. Die alten Franken dagegen galten für biegsam, bildungsfähig, das Fremde leicht aufnehmend, zuweilen auch für wetterwendisch und unzuverlässig. Sie sind nächst den Goten derjenige deutsche Stamm, welcher sich am innigsten römischem Wesen zu verschmelzen wußte. Fränkische Rührigkeit, Gewandtheit der Auffassung, Schlagfertigkeit hat bei den Pfälzern — namentlich nördlich der Queich — in hohem Grade das schwere alemannische Wesen verdrängt. Licht und Schatten im Volkscharakter hängt recht augenfällig hiermit zusammen. Zunächst im wirtschaftlichen Leben. Die Pfälzer gehören zu den fleißigsten Landwirten Europas; ein gesegneter Boden begünstigt diesen Fleiß. Aber es kommt bei ihnen noch die glückliche fränkische Hand dazu, die Beweglichkeit, der Fortschrittstrieb, der rechnende Verstand des Franken. Der schwäbische Bauer ist nicht so hitzig, dagegen in seinem Fleiße noch zäher als der Pfälzer; er ist nicht so flink, nicht so

gewürfelt, hat jenen schlagfertigen, fränkischen Mutterwitz nicht, für welchen der Pfälzer ein ganz eigenes Wort besitzt: „er ist nicht so schlitzöhrig", andere sprechen „schlitzhärig", und meinen, es bedeute einen Haarspalter. Das trifft aber den Sinn nicht, und der grübelnde Schwabe wäre viel mehr ein Haarspalter als der Pfälzer. Wer so praktisch pfiffig ist wie einer, dem der Büttel schon einmal die Ohren geschlitzt hat, ist schlitzöhrig, ein „durchtriebener" Schlaukopf. Kraft dieser angestammten Lebensklugheit hat sich der Franke in der Pfalz, am Mittelrhein und Untermain den Boden dienstbar gemacht, wie kein anderer deutscher Stamm. „Dem Pfälzer kalbt selbst der Ochs." Der französische Marschall Grammont erzählt uns in seinen Denkwürdigkeiten, wie er zehn Jahre nach dem westfälischen Frieden durch die Pfalz gereist sei und das Land, welches er zwei Jahre vor dem Frieden als ein von Grund aus verwüstetes geschaut, nun wieder aufblühend und bevölkert gesehen habe, „als sei niemals Krieg gewesen." Wenn sich die Pfalz überhaupt nach so vielen und furchtbaren Kriegsnöten immer so fabelhaft rasch wieder erholt hat, so liegt das gewiß nicht bloß an der Üppigkeit des Bodens, sondern mehr noch in der unvertilgbaren Frische, Raschheit und Schnellkraft der Bewohner. Denn auch in der Pfalz wachsen nur Dornen und Disteln von selber, und nicht Brot und Wein. Zu der Notiz des Marschall Grammont muß man das Bild jenes Bauern fügen, der bei der Belagerung von Mainz im Bereich der Kanonen einen Schanzkorb auf Rädern vor sich herschob und hinter demselben seine Feldarbeit verrichtete. Hier hat man Ursache und Wirkung.

Ein glänzendes Beispiel fränkischer Regsamkeit aus unseren Tagen bietet die wunderbare Ausbreitung und Vervollkommnung des pfälzischen Tabaksbaues, der in wenigen Jahren, von der Rheinebene bis in die äußersten Thäler des Westrich vordringend, das ganze Land erobert hat.

Mit dieser rasch entzündeten wirtschaftlichen Thatkraft ist dann freilich auch der einseitige pfälzische Materialismus eng verkettet, und neben dem redlichen Fleiß stehen die betrügerischen Wucherprozesse. Doch soll das alemannische Elsaß auch nicht Mangel leiden an betrügerischem Wucher.

Thatsache ist aber auch andererseits, daß in dem entschiedener fränkischen Rheinhessen die Gier des Erwerbes noch viel entschiedener das Landvolk gefangen hält, als in der bayerischen Pfalz. Der rheinische Dialektdichter Lenning hat auf diesen Charakterzug seiner Landsleute den rechten Vers gemacht:

„Mar is uff dare Welt (freilich aach Gott zu ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern."

Die Pfälzer sind aber nicht bloß schlagfertig mit Karst und Spaten, wie ihre fränkischen Vorfahren schlagfertig waren in der Politik und mit dem Schwert, sie sind es auch mit der Zunge. Hier unterscheidet sich der Franke von dem nachdenklicheren Alemannen und vollends von dem noch viel schweigsameren Schwaben, und die Pfälzer sind in der flinken und

schneidigen Rede ganz und gar fränkisch geworden. Namentlich der Vorderpfälzer; minder die etwas langsameren Westricher. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen und zwar Schlag auf Schlag. Auf jede unbequeme Bemerkung muß man kräftig auftrumpfen, damit man nicht für einen Pinsel gelte. Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts. Sagst du die Dummheit nur recht nachdrücklich, so wiegt sie schon so schwer, wie ein gescheites Wort. Andere Leute reden auch nicht lauter Weisheit, aber sie reden leiser als die Pfälzer.

Man braucht nur die Eisenbahnfahrt eines Tages durch Bayern, Schwaben und die Pfalz zu machen, um am Morgen, Mittag und Abend ein dreifach aufsteigendes crescendo des Redetons bei den drei Stämmen wahrzunehmen. Der Bayer verstummt, wenn ein Fremder neben ihm sitzt; der Schwabe spricht schon offener; der Pfälzer aber redet die wildfremde Gesellschaft am liebsten gleich im ganzen an, jedes Eisenbahnabteil wird ihm zu einer Volksversammlung. Will man innerhalb des fränkischen Stammes eine ähnliche Stufenreihe des Redetons übersichtlich mit dem Eilzuge durchfahren, so nehme man die Linie Nürnberg-Frankfurt-Ludwigshafen. Der Obermain-Franke schlägt nur ein mezzo-forte an, bei Hanau und Frankfurt hebt sich die Unterhaltung schon zum vollen forte, sowie man aber bei Mainz den Rhein überschritten hat, schwillt der Redestrom zum fortissimo. Wenn wir uns am Sonntage einem pfälzischen Wirtshause nähern, so schallt uns häufig ein Wortgebraus entgegen, daß wir meinen, da drinnen zankten sich hundert Leute auf Mord und Totschlag. Treten wir ein, so sind es nicht zwanzig, die in friedlichen Gruppen mit all dem Getöse nur ein Plauderstündchen halten und von Wein und Wetter sprechen.

Göthe bemerkt einmal, daß in Frankfurt, als einer Reichsstadt, ein gewisses barsches Wesen durchaus nicht für unliebenswürdig gegolten habe, ja mit Verstand im Hintergrunde sogar willkommen gewesen sei. Dies trifft aber nicht bloß Frankfurt, sondern das ganze Frankenland, im Winkel des Rhein, Main, Neckar und der Nahe bis zur Lahn. Die Franken des Obermains, namentlich wo sie sich ins Thüringische verlieren, sind schon milder und äußerlich höflicher in ihren Formen, desgleichen die Niederrheiner von Koblenz abwärts, wie auch die Alemannen des Oberrheins. Jene liebenswürdige Barschheit, die allerdings in Frankfurt und weiter nordwärts vorherrscht, ist keineswegs Grobheit, sondern soll vielmehr ein frisches, ungeniertes, überlegenes Wesen ausdrücken. Im schlimmsten Falle steckt manchmal etwas Prahlerei dahinter. Das Volk nennt solches Aussprechen einer gewissen Kraftnatur auch nicht „barsch“, sondern „forsch“. Wer pfälzische Dialektpoesie charakteristisch vorlesen will, der muß vor allem diesen „forschen“ Ton inne haben, während derselbe bei alemannischen Gedichten sehr übel angewandt wäre. Grüßt der Pfälzer recht volkstümlich liebenswürdig, so wirft er seinen „Guten Morgen“ gleichfalls im echten Kraftton dem andern entgegen und rückt nur ein wenig an der Kappe, „als

säßen Spatzen darunter". Das ist burschikos, nicht grob. Die Rheinfranken kommen darum bei den Altbayern leicht in den Ruf von Dünkel und Unart; denn der altbayerische Städter ist überreich an Höflichkeitsschnörkeln und zieht den Hut dreimal so tief wie der Pfälzer. Es fragt sich aber trotzdem sehr, wer von beiden im Wesen höflicher und zugänglicher ist.

Durch ganz Deutschland zieht sich der Vorwurf gegenseitiger Grobheit; so nennen die Westricher die Vorderpfälzer „grobe Pfälzer", diese dagegen die Leute von der Sickingerhöhe „grobe Sickinger". Der Übermut aber, mit welchem in der Pfalz wie im ganzen Rheinfrankenland die Straßenjugend so oft den Fremden verfolgt und verspottet, ist ein unerfreuliches Zeichen jenes „forschen" fränkischen Wesens. Schwaben und Alemannien kennen solche Unart viel weniger, Bayern fast gar nicht.

Die Bildung des Pfälzers geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Es stimmt zu dem demokratischen Zuge desselben, daß sein Land eine der bildsamsten und verständigsten deutschen Volksgruppen beherbergt, aber innerhalb derselben ragen seit Jahrhunderten nur wenig berühmte Männer hervor und kaum ein großer Name.

---

4. Köln.

1.

Der Kölner Dom.*)

„Der Dom zu Köln, das bitt ich von Gott, rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!"

Was der große Meister Gerhard von Rile in den Tagen der Hohenstaufen kühn erdacht und mutig begonnen, was für Religion und Vaterland begeisterte Dichter in ihren seligsten Stunden geträumt und alle Kölner, ja alle Deutsche heiß ersehnt und erharrt, was zwanzig Menschengeschlechter erhofft —: steht jetzt endlich, nach jahrhundertelangem Stillstand zum Staunen der Welt als das erhabenste Werk deutscher Einigkeit da, von einem der kunstsinnigsten und hochherzigsten Könige Preußens mächtig gefördert, vom deutschen Kaiser Wilhelm I. und dem ganzen deutschen Volke vollendet zur Ehre Gottes, zum Ruhm der deutschen Kunst, zum Preis deutscher Ausdauer und Kraft!

Die älteste Baugeschichte des Kölner Domes dürfen wir bei unseren Lesern wohl als bekannt voraussetzen und brauchen dieselbe daher nur mit einigen Worten zu berühren.

*) Von Sandkuhl, Königl. Polizei-Assessor in Köln.

Am 14. — oder nach neueren Forschungen am 15. August, dem Tage des Festes Mariä Himmelfahrt im Jahre 1248 legte Konrad v. Hochstaden, der Salomo seiner Zeit, wie ihn die Chronisten nennen, den Grundstein zum Dome, im Jahre 1297 konnte bereits in den Chorkapellen Gottesdienst abgehalten werden und am 27. September 1322 war der Chor selbst vollendet. Es wurde dann bis zu Ende des 15. Jahrhunderts an dem Dome noch weiter gebaut, nebst dem Chor war nur das Langhaus ohne Kreuzflügel mit Nebenschiffen, von denen das nördliche bloß eingewölbt, bis zur Kapitälhöhe der Säulen ausgeführt, dann gleichsam als ein für sich bestehender Bau von den Türmen der südliche bis zur Höhe von 50 m (1447 hatte man darin die alten Domglocken aufgehangen) und der nördliche etwa 6 m hoch. Mit dem Beginne der Reformation stockte der Bau gänzlich, man versah ihn mit vorläufigen Dächern, deren höchst mangelhafte Beschaffenheit indes später nur den Verfall beschleunigte; im 16. und 17. Jahrhundert errichtete man im Innern zwar verschiedene Denkmäler, sonst aber geschah, wie auch im 18. nichts für den Dom, und das Palladium deutscher Kunst ging mehr und mehr seiner Vernichtung entgegen. Nur das Allernotdürftigste geschah zu seiner Unterhaltung, allerlei Behausungen wurden rings um die majestätische Ruine aufgeführt oder gleich Schwalbennestern an dieselbe angeklebt; schon waren die Kirchenstürmer der ersten französischen Revolution mit dem Plane umgegangen, den Bau ganz niederzureißen, und später machte der französische Bischof Bertholet den Vorschlag, ihn wenigstens von der Ost- und Südseite dicht mit Pappeln zu umpflanzen, um die geschmacklose gotische Ruine (ruine gotique) den Blicken zu entziehen. Und um die Schändung vollständig zu machen, wurde 1796 nach der Besetzung Kölns durch die Franzosen das erhabene Bauwerk sogar zu einem Fourage-Magazin eingerichtet und der Gottesdienst im Dome eingestellt! Wer war es denn nun, der zuerst die Augen der Mitlebenden wieder auf den Dom lenkte, um sie für dessen Wert und erhabene Schönheit zu öffnen?

Georg Forster war es, der berühmte Weltreisende, der geistvolle Schriftsteller. Ihm gebührt der Ruhm, als der erste in der Reihe der begeisterten Domfreunde zu prangen, deren Wirken es zu danken ist, daß die Deutschen erst begreifen lernten, welch hehres Denkmal der Kölner Dom sei, und daß der kühne Gedanke einer Wiederherstellung und Vollendung in den Gemütern Platz greifen konnte.

Mit Recht sagt Fr. Blömer in seiner Schrift: „Zur Litteratur des Kölner Domes", Forster wurde für den Kölner Dom der Morgenstern, der nach langer trüber Nacht den wieder anbrechenden Tag verkündigte, und bei dessen reinem Lichte die vielen Irrenden und die wenigen unsicher Strebenden die verschüttete Bahn der besseren Erkenntnis und des geläuterten Geschmackes wieder fanden; er wurde für Kölns Dom der Johannes in der Wüste, dessen erschütterndes Wort die nahe Erlösung anzeigte.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1790 kamen zu Schiff von

Bingen her zwei junge Männer nach dem h. Köln. Jene beiden waren **Alexander v. Humboldt** und **Georg Forster**. „Wir gingen in den Dom," schreibt Georg Forster „und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war.

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl, zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes: hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen aus der Verbindung gelösten Gedanken bis aufs äußerste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem überschwänglichen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

„Ich erzähle dir nichts von den — heiligen drei Königen und dem sogenannten Schatz in der Kapelle, nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor, nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelbert ruhen, und ihrer wunderschönen ciselierten Arbeit, die man heutigentags schwerlich nachzuahmen imstande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmale in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als 30 m hohen Chores vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im

Wiederschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthaltes weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in der Seele."

Wir haben diese Schilderung in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier wiedergegeben, weil sie die erste volle Würdigung des wundersamen Bauwerks in der Litteratur bildet, und weil es uns nur gerecht erschien, in diesem Augenblicke an das Verdienst Forsters zu erinnern, — des Mannes, dessen Irrtümer später manchen unbarmherzigen und sich sehr erhaben dünkenden Kritikern, an denen es ja uns Deutschen niemals zu mangeln pflegt, den willkommenen Vorwand boten, sein Andenken in den Staub zu treten, ohne an die schönen und edlen Seiten seines Charakters zu erinnern.

Was Forster begonnen, das setzten später Männer wie Friedr. Schlegel, Goethe, Görres und namentlich die Gebrüder Boisserée fort, die teils durch Wort und Schrift, teils durch Zeichnungen, teils durch Sammlungen der Erhaltung der Monumente förderlich waren. Zumal der ältere des Bruderpaares, Sulpiz Boisserée (geb. am 3. August 1783 zu Köln), machte es sich zur wahren Lebensaufgabe, wie er zuerst das so herrlich begonnene Denkmal deutscher Größe wenigstens im Bilde begonnen hatte, es nun auch in der Wirklichkeit ausgeführt zu sehen. Unablässig blieb er bemüht, dies kühne Unternehmen zu fördern, dem Dombau neue Gönner und Freunde zu werben, und ihm verdanken wir es in erster Linie, wenn wir die Feier der Vollendung des Kölner Domes, mit dem sein Name für alle Zeiten eng verknüpft sein wird, begehen konnten.

Nachdem S. Boisserée den „Alten in Weimar" ganz für seine großen Bestrebungen gewonnen, machte Goethe in den Jahren 1814 und 15 eigens zu Kunstzwecken wiederholte Reisen an den Rhein, die, wie er sich in den Tag- und Jahresheften ausdrückt, seine Begriffe von der älteren deutschen Baukunst immer mehr und mehr erweiterten und reinigten, und die ihm die gewaltigen Eindrücke der großen Gemäldesammlungen Wallrafs und der Gebrüder Boisserée brachten. In der neugegründeten Zeitschrift „Kunst und Altertum" erstattete Goethe von diesen Eindrücken öffentlich Bericht.

War diese Gewinnung Goethes ein großes Glück für die Boisseréeschen Bestrebungen, so fehlte es auch sonst nicht an glücklichen Umständen, welche diesen zugute kamen. Durch eine im 12. Hefte von Willemins monuments inédits erschienene Zeichnung des Mittelfensters aus dem Kölner Dome aufmerksam gemacht, veranlaßte Boisserée Nachforschungen, deren Ergebnis die Auffindung eines Orignalrisses des Domes in Paris ergab; noch viel wunderbarer aber war die fast gleichzeitig erfolgte Auffindung der sogenannten Darmstädter Risse des Kölner Domes, welche dann vom Oberbaurat Moller herausgegeben wurden. Der Riß befand sich ursprünglich im Archiv des Domes, wie es hieß, in einer silbernen Kapsel. In

den Wirren des Revolutionskrieges geflüchtet, kam er auf der Rückkehr nach dem Luneviller Frieden, welcher das linke Rheinufer an Frankreich fallen ließ, nach Darmstadt und wurde hier von den Kommissarien der Fürsten den Partikularen vom Kurfürstentum Köln zugeteilt. Die französischen Kommissarien hätten den Riß als zum linken Rheinufer gehörig nehmen müssen, ließen ihn aber unter anderem Wust zurück, und so gelangte die kostbare Zeichnung endlich nach Kassel auf den Speicher des Gasthauses zur „Traube“. Hier nagelte sie der Hausknecht auf einen Rahmen, worauf sie 12 Jahre lang, bis zum Oktober 1814, dazu diente, um Bohnen zu trocknen. Bei einem Ball, welchen damals die Landwehr der freiwilligen Jäger gab, sollte der Maler Seekatz ein Transparent malen, entdeckte bei dieser Gelegenheit den Riß, ohne zu wissen, was er vorstellte und gab denselben an Moller, der nun sofort den kostbaren Schatz erkannte und im Interesse der Kunst verwertete.

Vorgreifend sei hier gleich bemerkt, daß die ersten Blätter des großen Boisseréeschen Werkes 1822 erschienen, als die beiden Brüder bereits einige Zeit in Stuttgart wohnten. Die ganze Sammlung, aus 18 Blättern im größten Atlasformat bestehend, wurde 1831 vollendet, und 1842 veranstaltete Sulpiz eine kleinere Ausgabe in Royalfolio.

So war denn nun die Rekonstruktion des hehren Bauwerkes auf dem Papier und im Bilde vollendet, Sulpiz ermüdete aber nicht, mit einem wahren Feuereifer auch auf die Ausbesserung — und vorläufig wenigstens — die Erhaltung des wirklichen Bauwerkes, das, wie schon berichtet, als eine wahrhaft traurige Ruine dastand, zu dringen.

Napoleon hatte sich bei seinem Besuche von 1811 — glücklicherweise, können wir heute sagen! — geweigert, auf Boisserées Vorschläge zur Ausbesserung und Unterhaltung des Domes mittelst eines jährlichen Zuschusses von 40000 Frcs. einzugehen. Höchst folgenreich dagegen war der Besuch, den der damalige preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm am 16. Juli 1814 mit Gneisenau, Knesebeck und Ancillon dem Dom abstatteten, bei welcher Gelegenheit Sulpiz in dem kunstsinnigen Prinzen eine wahre Begeisterung für den Bau zu erwecken wußte, die dieser später als Friedrich Wilhelm IV. so erfolgreich bethätigen sollte, daß er es vor allem ist, dem wir heute die Vollendung des Bauwerkes verdanken. Dieser Besuch bildete den Wendepunkt in der Geschichte des Domes. Dem Kronprinzen und dem Einflusse Schinkels, dessen Gutachten vom 3. September 1816 sich für die Erhaltung des Domes aussprach, gelang es die Mittel flüssig zu machen, durch die zunächst wenigstens dem ferneren Verfalle des Bauwerkes vorgebeugt werden konnte. Die ersten Wiederherstellungsbauten begannen nach 1816, wurden dann aber seit 1821 reger betrieben, als Friedrich Wilhelm III. für dieselben eine jährliche Summe auswarf. Der Chorbau erhielt ein neues Dach, die Strebebögen und die wichtigsten dekorativen Teile des Chores wurden wieder hergestellt oder neu ausgeführt. Bis zum Jahre 1833 leitete Bauinspektor

Ahlert (Ahlerti) diese Wiederherstellungsarbeiten. Erst 1834 erstand die Dombauhütte unter Zwirners Leitung in fester Gestalt. Zwirners Pläne und die bald großartigen Leistungen der Hütte trugen die Kunde vom Kölner Dome in weite Ferne, steigerten die Begeisterung des Volkes und vor allem des Protektors, nunmehrigen Königs Friedrich Wilhelm IV. Am 16. Februar 1842 nämlich trat der Zentral-Dombau-Verein ins Leben, die Männer, welche den ersten Vorstand bildeten, waren E. v. Groote, Dr. Ernst Weyden, J. M. Farina, Lenhardt, Rolshausen, H. v. Wittgenstein und erkoren zum Wahlspruche: Eintracht und Ausdauer! König Friedrich Wilhelm IV., der begeisterte Dombaufreund, übernahm bereitwilligst das Protektorat des neuen Vereins und sagte dem Baue eine jährliche Summe von 50000 Thalern unter der Voraussetzung zu, daß der Dombauverein eine gleiche Summe jährlich aufbringe. Am 24. September 1842 wurde dann vom Könige selbst in feierlichster Weise am Südportale des Kreuzflügels der Grundstein zum Weiterbaue gelegt. Friedrich Wilhelm sprach die Worte:

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie, mögen sie für Deutschland durch die Gnade Gottes Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden.“ ...

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Weiterführung des Werkes hier mit allen ihren Einzelheiten zu schildern. Am 27. und 28. Mai 1845 erfolgte das erste Dombaufest, im Jahre 1848 beging der Dom die 600jährige Feier der ersten Grundsteinlegung: die Seitenmauern des Langhauses bis zum Sims über dem Laufgange waren inzwischen vollendet und, wie auch die Kreuzflügel, mit einem Notdache ausgerüstet. Das südliche Nebenschiff, in dem die von König Ludwig I. von Bayern geschenkten neuen Glasfenster prangten, war mit Gewölben versehen. Die Feier fand am 13., 14. und 15. August statt, in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV., des Erzherzogs Johann von Österreich, des damaligen Reichsverwesers, und vieler Fürsten und Bischöfe.

Mit den politischen Stürmen jenes Jahres minderte sich natürlich die Teilnahme am Dombauwerke, die Beiträge flossen spärlicher, und zu Ende des Jahres hätte der Bau wegen Mangels an Geldmitteln völlig eingestellt werden müssen, hätte nicht der damalige Regierungs-Präsident v. Moller aus eigener Verantwortlichkeit 12000 Thaler dafür angewiesen. Damit kam man über die schlimmste Krisis hinweg. Am 3. Oktober 1855 wurde die letzte Kreuzblume des Südportals in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. aufgesetzt; am 6. Dezember geschah dasselbe am Nordportale und am 15. Oktober 1863 konnte man die Vollendung der Schiffe mit Einschluß des Dachreiters festlich begehen.

Seit Zwirners Tode hatte der Dombaumeister Voigtel, der schon 1855 bei dem Dombau eingetreten war, im Geiste des Dahingeschiedenen den

Bau weiter geleitet; er hat den Dom fertig gestellt und namentlich durch die Vollendung der Turmriesen eine wohl kaum je dagewesene Aufgabe in vollkommenster Weise gelöst und sich selbst ein Ruhmesdenkmal geschaffen.

Bereits im Jahre 1861 hatte König Wilhelm, der nachmalige erste deutsche Kaiser, das Protektorat des Dombauvereins übernommen, von ihm wurde 1863 der Plan einer jährlich zu veranstaltenden Dombau-Prämien-Lotterie genehmigt, welche von nun an in erster Linie reichliche Mittel zur Beendigung des Riesenwerkes, namentlich zum Ausbau der Türme gewährte. Thatsache ist es, daß mit Hilfe dieser Lotterie der Dom fertig gestellt worden ist.

Am 14. August 1880 wurde der letzten Kreuzblume des Domes der letzte Stein eingefügt, und der ehrwürdigen Colonia leuchtendste Krone, der Wunderbau war vollendet, der an Mariä Himmelfahrtstage des Jahres 1248 begonnen worden. Zwei mächtige Fahnen, die preußische und die deutsche, entfalteten sich auf der Höhe der Riesentürme, und mit Fahnen schmückten sich die Häuser der freudig erregten Stadt.

Und wie der Riesenbau in seinem prachtvollen architektonischen Äußeren, so erhaben und wundervoll ist sein Inneres, und es giebt keine Kathedrale, welche in ihrem Innern einen solchen Schatz, eine solche Mannigfaltigkeit bietet, wie der Kölner Dom. Neben den kunstvollen, himmelanstrebenden Säulen, Portalen und Gewölben, neben den zahllosen von Künstlerhand errichteten Figuren, ist es vor allem die Glasmalerei, die das Interesse aller, der Kunstkenner wie der Laien erregt. An die älteren Glasmalereien bis 1600 reihen sich die neueren des jetzigen Jahrhunderts an, unter denen die von dem Könige Ludwig I. von Bayern geschenkten in erster Linie prangen. Nicht minder kann auf die zahlreichen oft einzig dastehenden Grabdenkmäler in den Kapellen, auf die herrlichen Chorstühle des 14. Jahrhunderts, sowie auf die Proben der Kölner Maler- und Bildhauerschule, nämlich die Altäre der Malermeister Wilhelm von Köln und Stephan Lochner hingewiesen werden. Mit Recht wurde daher der Gedanke laut, ein Fest, ein Jubelfest müsse gefeiert werden zu Ehren der Vollendung des hehrsten Gotteshauses, des nationalsten Werkes im erstandenen deutschen Reiche, und dieser Gedanke erfüllte und entflammte die patriotischen Herzen aller Deutschen, die Freunde des Domes und des Reiches waren.

Es wurde daher auf das dankbarste begrüßt, als Se. Majestät der Kaiser Wilhelm I. den als Geburtstag Seines Hochseligen Bruders für den Dom bedeutungsvollen 15. Oktober 1880 zum ersten Tage der Feier bestimmte und sein Erscheinen, sowie das des Kaiserlichen Hauses und hoher Gäste in sichere Aussicht stellte.

Viele Kölner aber beschlossen, den zweiten Tag neben den von der Stadt beabsichtigten Festlichkeiten der Verherrlichung des ersten Domprotektors und aller um den Dom verdienten Männer zu weihen, und sie glaubten dieses nicht besser thun zu können, als durch einen historischen Festzug.

Diese Idee fand in einer Volksversammlung lebhaften Anklang, und es ging aus derselben ein Festkomitee hervor, in das die Stadtverordneten-Versammlung und der Zentral-Dombau-Verein außerdem je 6 Mitglieder entsandten. Das durch die Spitzen der Behörden, Künstler und Schriftsteller verstärkte Komitee erließ einen Aufruf an die Bürgerschaft, der in den Worten gipfelte:

„Der Jubel über die Vollendung der hehren Gottesburg unserer Väter und das Erscheinen des geliebten Heldenkaisers in der Domstadt muß ein Fest hervorrufen, würdig des großen Werkes, würdig des hohen Herrn und dieser Stadt. Wie aber können wir schöner zur Feier beitragen, als durch eine glänzende Darstellung der drei großen Perioden der Bauzeit des erhabenen Gotteshauses? Ein historischer Festzug soll der Ausdruck des Dankes sein, den wir unserem Kaiser schulden!“ ...

Der historische Festzug, der ein halbes Jahrtausend Kölner und deutscher Geschichte in wenigen Stunden vorüberführte, gelang vortrefflich. Nicht minder die Vorfeier.

Majestätisch und feierlich zog am Vorabende des Festes das Geläute sämtlicher Glocken der Stadt in harmonischen Wellen über das Häusermeer der alten Colonia hin, weit über das Weichbild derselben hinausverkündend, daß am kommenden Morgen des Domes höchster Ehrentag erscheinen werde. Wie von einem magischen Lichtglanze umflossen, stand der steinerne Riese in seiner stolzen Majestät da, übergossen von dem Lichte der elektrischen Beleuchtung. Rundum in der Nähe und Ferne schafften tausend fleißige Hände, um Kölns Festgewand den letzten Schmuck zu geben, um dem Ehrenkranze, der Colonia's Haupt umwinden sollte, die letzten grünen Zweige, die letzten Blumen und farbigen Blätter einzuflechten.

Am Frühmorgen des Festes (15. Oktober), nachdem das Kaiserpaar und die geladenen hohen fürstlichen Gäste unter unbeschreiblichem Jubel der dicht gedrängten, die Straßen füllenden Menschenmenge im Regierungspalais eingetroffen, bewegten sich dort zunächst im stattlichen Zuge die Dombauhütten- und Dombaumitglieder vorüber. Zuerst ein Trompeterkorps, dann die Dombauhütte, ein prachtvoller Vorbeimarsch kräftiger Männergestalten in feiertäglichem Gewande, mit wallenden weißen, braunen und schwarzen Schurzfellen unter dem Rock, die blitzenden Werkzeuge, mit Schleifen in den Landesfarben geziert, stolz in den von treuer, ehrlicher Arbeit schwieligen Händen haltend. Das Domvereins-Banner, von 20 Ältesten geleitet, folgte, hierauf der Dombau-Vorstand, das Stadtbanner, Bürgermeister und Stadtverordnete Kölns. Nach einem zweiten Musikkorps erschienen die Dombau-Vereinsgenossen, ein nicht enden wollender dicht gescharter Zug. Wiederum folgte eine Musikkapelle; dann erschien, von den Lehrern geleitet, der Kinder-Sängerchor, eine überaus liebliche Schar, die Mädchen in weißen Kleidern, mit bunten Schleifen und blauen Kornblumsträußchen, das Haar in Locken; die Knaben im Festanzuge mit Sträußchen im Knopfloch. Ihnen schloß der Kölner Männer-

Gesang-Verein mit seinem Vereinsbanner sich an; dann folgten mit ihren samt- und seidengestickten Fahnen die Abordnungen des ersten geselligen Dombau-Vereins, des Männer-Gesang-Vereins Ossian, die Maurer-, Zimmer-, Steinmetzmeister-Innung, die Kölner-Baugewerke, die Kölner Liederkränze, Kölner Turnvereine, die Kölner Kriegervereine, Fabrik-, Schützen- und kameradschaftliche Bürgervereine, die Brüderschaften mit ihren Bannern, und zum Schluß abermals ein Musikkorps. Es folgte nun die festliche Auffahrt der Allerhöchsten Herrschaften zur Trinitatiskirche, woselbst ein kurzer Dankgottesdienst stattfand, sodann die mit wahrhaft kaiserlichem Pompe statthabende Auffahrt zum Dome. Straßen und Dächer waren Kopf an Kopf besetzt von Menschen. Vom Domkapitel am Eingange des Domes empfangen, begab sich der Kaiser nach dem feierlichen Te Deum, gefolgt von den Fürsten und Prinzen des Reiches und den Vertretern der freien Städte, durch das Südportal auf den Domhof, wo der Kaiserpavillon aufgeschlagen war und große Festtribünen die Gäste von nah und fern aufgenommen hatten. Tausend und aber tausend Stimmen der die Tribünen und alle Räume des Festplatzes, die umliegenden Gebäude und Dächer bis in weiteste Entfernungen hin besetzenden Festteilnehmer jubelten dem Kaiserpaare entgegen, während auf den Stufen des Südportals selbst eine Abteilung der Schuljugend aufgepflanzt stand, die das Lied der Vollendung des Domes anstimmte. Sichtbar erfreut von diesem überraschenden Anblicke schritten die Majestäten nun durch die Schuljugend und die Spalier bildenden Werkleute der Dombauhütte über die ganze Länge des Platzes dem Kaiserpavillon zu, wo sie mit Hohem Gefolge Platz nahmen.

Nachdem der Gesang der Schuljugend verklungen war, richtete der Dombaumeister Voigtel an den Kaiser einige Begrüßungsworte und verlas dann die Urkunde, welche in die Kreuzblume eingesenkt werden sollte, und also lautet:

„Urkunde.

Der Dom zu Köln, das ehrwürdigste Denkmal deutscher Baukunst, auf dem Boden der alten Colonia Agrippina, an jener Stelle, wo Karl des Großen Erzkaplan Hildebold die dem Apostelfürsten Petrus geweihte Kirche errichtete, von Erzbischof Konrad von Hochstaden am 15. August 1248 in Gegenwart König Wilhelms von Holland gegründet und von Meister Gerhard von Rile begonnen, wurde, in seinem Chorbau vollendet, 1322 durch Erzbischof Heinrich von Virneburg geweiht. Nach feierlicher Übertragung der von Kaiser Friedrich I. dem Erzbischof Reinald von Dassel 1162 geschenkten Reliquien der heiligen drei Könige gedieh der Fortbau des südlichen Domturmes, durch blutige Fehden häufig unterbrochen, im Jahr 1447 bis zur Höhe von 50 m. Deutschlands Macht und Wohlstand tieferschütternde Ereignisse hemmten für die nächsten Jahrhunderte den Weiterbau. Verlassen und dem Verfall preisgegeben überragte drei Jahrhunderte hindurch der Domkrahnen, das alte Wahrzeichen Kölns, den in Trümmer sinkenden

Wunderbau. Der Aufschwung neuen geistigen Lebens nach den glorreichen Befreiungskriegen 1813—1815, welche Köln und die Rheinlande mit Preußen vereinten, veranlaßten nach Auffindung der alten Dompläne Boisserée, Goethe, Görres und Schinkel zu erfolgreichem Wirken für des Domes Erhaltung.

König Wilhelm III. befahl 1824, im Jahre der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln mit Ferdinand August Grafen Spiegel zum Desenberg, die Herstellung des Domchors. Ahlert und Zwirner haben diesen Bau bis zum Jahre 1840 vollendet. Die ewig denkwürdigen Worte Friedrich Wilhelms IV.: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben", am 4. Sept. 1842, dem Tage der Grundsteinlegung zum Fortbau des Kölner Domes gesprochen, riefen die freudigste Begeisterung wach. Aus allen deutschen Ländern spendeten Fürsten und Volk reiche Gaben. Dombauvereine wirkten mit Ausdauer an des gottgeweihten Tempels Vollendung. Am 14. August 1848 weihte in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. der Erzbischof Johannes von Geissel, nachmals Kardinal, das von König Ludwig I. von Bayern mit kunstreichen Glasgemälden geschmückte Kirchenschiff, und am 3. Oktober 1855, bei der Feier der Vollendung des von Zwirner erbauten Südportals sah das dankbare Köln den königlichen Protektor und Schirmherrn des Dombaues zum letztenmale in seinen Mauern. König Wilhelm wohnte am 13. Oktober 1863 der Inauguration der mit Ausschluß der Türme in allen Teilen vom Dombaumeister Voigtel vollendeten, durch Wegnahme der seit 1322 bestehenden Trennungsmauer zwischen Chor und Langschiff zu einem Ganzen vereinigten Domkirche bei. Der Ausbau der beiden 157 m hohen Westtürme, unter dem Erzbischof Paulus Melchers begonnen und mit reichen, vom Staate und den Dombauvereinen gewährten Mitteln gefördert, wurden von dem Dombaumeister Voigtel in der zu hoher Kunstblüte herangebildeten Dombauhütte nach 13jähriger erfolgreicher Thätigkeit am 14. August 1880 vollendet. Zum ewigen Gedächtnis an den nach Verlauf von sechs Jahrhunderten glücklich beendeten Ausbau des größten deutschen Domes, des höchsten Bauwerkes der Erde, haben Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preußen Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Augusta, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheiten der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin, die Prinzen und Prinzessinnen des preußischen Königshauses, nebst den von Seiner Majestät dem Kaiser geladenen deutschen Fürsten und Hohen Gästen diese Urkunde unterzeichnet, welche in den Schlußstein der Kreuzblume des südlichen Domturmes niedergelegt werden wird. So geschehen zu Köln a. Rhein den 15. Oktober 1880 am Geburtstage des in Gott ruhenden Königl. Schirmherrn Friedrich Wilhelm IV., der den Plan zur Vollendung dieses herrlichsten Gotteshauses erfaßt und bis an sein Lebensende gefördert hat, im 20. Jahre der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, dem 3. Jahre des Pontifikates Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. Soli Deo Gloria!"

2.

Das Kölner Henneschen.

Ist der Rhein die Straße zwischen der Schweiz und Holland, was Wunder, wenn am beiderseitigen Ufer Sprachfetzen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutsch in den rheinischen Mundarten sich verschmolzen, hier das eine, dort das andere mehr, je nach der Lage und Verbindung der Ortschaften, obschon man Königswinter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzscheide zwischen Nord und Süd festhalten kann. Viele Schweizer Laute hört man den ganzen Rhein hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren sich die Kehllaute, oberhalb Mainz beginnen schon die zischenden sch. Der Rheinländer näselt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sunnh nennt, oder er läßt das n fort und schwäbelt: er isch komme, hat mir'sch gebe. Das Kölner jet für etwas wird oberhalb Mainz schon von dem ebbes verdrängt, oder dem eppas, wie die werten Sachsenhäuser bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elsaß kannst du die Predigt vom Säemann also vernehmen: „Guck, 'sisch a mol a Saymann g'sin, der isch 'nuus gange zu saye. Und derwielst er g'sayt hat, isch ebbes dervohn an den Wäg g'falle, doo sinn de Vejel kumme, und hän's uffg'fresse!"*) — Das g'sin ähnelt dem Schweizerischen g'sy, für gewesen. In der Pfalz drängt sich verdorbenes Französisch mit seinen Nasenlauten dazwischen und neben Ausdrücken wie Passeltangh (passe-le-temps) klingen dann kerndeutsche Flüche, wie: „Krieg' du di Kränk!" um so spaßhafter. Hat man doch von der pfälzischen Mundart eine Grammatik, deren Verfasser das Zeitwort „Hopfen zupfen" als Paradigma abwandeln läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppest u. s. w. beginnt die conjugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zu Hilfe: „Krieg' du die Kränk und hoppezoppe!" Kaiser Napoleon wußte diese fluchenden Pfälzer wohl zu schätzen und rief bei Leipzig, mit dem Fuße stampfend: „Les Kränkkrieger en-avant!" Die

*) In Kölner Mundart lautet „dat Evanjilium vum hellige Markus, Kapitel veer, Värsch drei bis nüng" etwa folgendermaßen: „Hötzo süch: An demselbwen Daach jing Jeses uus dem Huus un satz sich ahnet Meer. Un et versammelten sich vill Lück zo imm, su, dat hä en e Schiff troot un sooß, un all de Lück stunte am Ofer. Un hä sprooch zu inne allerhand durch Gleichnisse un saht: Süch, et jing ene Siemann uus ze sieen. Und do hä siete, fehl jet ob der Weech. Da komen de Vüjjel un froßen et ob. Jett fehl en et Steenige, wo et nit vill Ähd hatt und jing bahl ob, doröm dat et keene deeſe Ähd hatt. Als ävver de Sonn objing, verwelkt' et, und weil et keene Wozel hatt, wodd et döhr. Jet fehl unger de Döner, un de Döner wohßen ob un erschteekten et, un et braat jahr keen Frohch. Un jet fehl ob e joht Land un drog Fröhch, menches hunnertfeltig, menches sechzigfeltig, menches dreeßigfeltig. Un hä saht zu inne: Wä Ohren hät ze höre, dä hör!"

Kränkkrieger aus der Pfalz waren aber schon zu den Brüdern übergegangen, und dem Kaiser blieb nur die Kränke.

Am Kölnischen Niederrhein herrscht das Platt vor, das uns an unseren Stiefbruder Mynheer gemahnt. Aber auch Westfalen liefert zur Mundart des Rheins dort seine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Westfalen am Rhein in Garnison, und die „Hacketau-Brauer“ in Köln, allezeit „praht“ (parat), haben mit ihrem starkherzigen Phlegma auch wohl ihr westfälisches Flickwort „als“ dort eingeschmuggelt, ein Wörtchen, das so überflüssig und doch so charakteristisch ist, wie das „halt“ der Österreicher. Die Kölner weiche Mundart mit den platten Mitlauten hat eine eigentümliche Scheu vor allen r und t. Ihre Erde ist Ähd, ihr Herz klingt spitz wie Hätz, ihre Wurzeln sind Wozel, ihre Dornen Döner. Die Kölner essen Keesche statt Kirschen, Fröhch statt Früchte. Und die „Köl'sche Junge“, zu denen sich auch die Alten zählen, sind auf ihr Deutsch so „verstock“ (verstockt) wie die Braunschweiger, die, weil sie mit den Hannoveranern und Nordseeküstenbewohnern das st fein sprechen, sich im Besitze des „rainsten Daitsch“ dünken.

Es dunkelte bereits, als ich von meinen Wanderungen und Altertumsstudien müde in den verschlungenen Gassen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Auch lag mir nicht daran, im koketten und steifen Hotel zu Nacht zu speisen: wie Shakespeares Prinz Heinz nach Dünnbier, hatte ich ein Gelüst nach einer stillen, unterirdischen Höhle, wo man sein „Dröppchen“ mit Gemüt schlürft. Ich denke, es war an der „Vierwindenecke“, wo allerlei lustiges Gesinde, das der Ecke vielleicht den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich ersah mir aus dem Haufen großer Hänse einen hübschen, flotten Burschen zum Führer. Es war ein echtes Kölner „Henneschen“. Im Henneschentheater, wo sie die goldene Hochzeit des Bestevaters, den Eckensteher Hannes im Verhör und ähnlichen Kurzweil spielen, sieht man kaum einen besseren Vertreter vom Kölnischen Drückes im kleinen. Diese Jungen an der Ecke sind geschichtlich in Köln. Als Köln noch finster und dunkel war, ich meine, als es für seine engen Gassen noch keine Laternen hatte, standen die Burschen abends mit Fackeln für den Dienst der Fremden bereit, um sie in all die Spelunken zu führen, an denen das heilige Köln zu heidnischen Ergötzlichkeiten so reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn, und er trabte, „flöck genohg“ (flink genug) neben mir her. Auf meine Frage, was sein Geschäft sei, sagte er: „Nu, ich ben jo Päckelchesträger!“ — Päckelchesträger ist, was wir Magdeburger einen Sackföhder, wir Deutsche einen Packträger nennen. — Du bist doch noch zu jung dazu! sagte ich ihm, willst du nichts lernen? — „Enä,“ war die Antwort. „Daachluhner well ich wähden. Un de Lück ze amüsere!“ setzte er hinzu. — Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten, die er mir aufzählte, nicht stand. Leider traf ich kein Henneschentheater, das große Theater, der Tempel Schillers mit den Birchpfeiffereien von heute, war ebenfalls geschlossen, mich

verlangte nach nichts, als nach einer gemütlichen Kneipe. „O daför wähden ich wahl sorge!“ sagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrot bekommt! — „Morzapper!“ rief Henneschen und jubelte laut. Es ergab sich, daß „sing Frau Moh“ (seine Frau Mutter) einen Weinschank hielt, die Frau Herzig an der Josephstraßenecke unfern von der Schnurgasse, wo die heilige Mutter Gottes eine Kirche hat. „Meer hann Wing (Wein) uus alle Zone!“ rühmte der Bursch, „en Bleichertche ze föhr Silberjroschen dat Quartchen, und Böckemme (Bücklinge), Brohdwoosch, Lefferwoosch, Blootwoosch un alles, wozo 'nen Minsch äckes (nur) Ammelung (Verlangen) hät. Dat trockene Kouvertche koß fünf Jroschen!“ — Es et wiet, mien Junge? fragte ich. — „O jahr nich wick, mie leew Herrche,“ war die Antwort, „meer sinn hee bahl am Elend.“

Das „Elend“, wie das Stadtviertel heißt, dehnte sich aber doch weit genug hin. Der Bursch ward redselig und „aahndöhnlich (zuthunlich) genug und erzählte mir seine Streiche vom letzten Kirmeßkrakehl. Er war einer von „de rächte Henneścher gewäs, dä met Trumme, Fleute un Lawumme“, wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markte gelärmt, und mit den Schlüsselbüchsen gefeuert. „O Jäs Marie sinn meer do geck gewäs!“ rief der Junge ganz ausgelassen. „Do hätt eer ens dat Mötzegeschwänke un Schreien un Gebälke sien un höre solle!“

„Hat es keine Prügel gesetzt?“ fragte ich den Buben.

„Zackermoht!“ rief er, „ich bin och kenn Häßbrenner (Herzbrenner, Memme), äöver meer mahten us op de Lappen, wammer de Patrullje sen, un ich wor de Eezte, de sich durch de Koot gemaht üöver de Nüümaat.“

„Hat es zu Hause Strafe gegeben?“ fragte ich.

„Vam mie Vah?“ (von meinem Vater) sagte der Junge traurig. „Mie Vah hann se eingestoche, un hä es noch nit los!“ —

„Hat er mit revoltiert?“

„Hä hätt mem Oossepissel (mit einem Ochsenziemer) dem eine Prühß den Röckstrank schwatz un bloh geschoht“ (schwarz und blau gescheuert)!

Der Vater also eingesteckt und der Junge entwischt! Es schien, ich sollte hinter einige kölnische Familiengeheimnisse kommen.

---

5. Wanderungen durch die Hauptorte des Bergischen Fabriklandes.*)

1.

Ein glänzendes Beispiel von hoch entwickelter Industrie im deutschen Vaterlande bietet das Bergische Land im Flußgebiet der mittleren Wupper mit seinen langgestreckten Höhenzügen und tief eingeschnittenen, wasserreichen

*) Unter Benutzung früherer Arbeiten des Lehrers Boßnack in Remscheid.

Thälern. Dieser merkwürdige Landstrich umfaßt die Kreise Elberfeld, Barmen, Remscheid und Teile der angrenzenden Kreise Lennep, Solingen, Mettmann*) und Schwelm. Der stellenweise wenig fruchtbare Boden würde nur eine geringe Bevölkerung zu ernähren imstande sein; aber durch die eigentümlichen Bodenverhältnisse und ungemein zahlreichen Wasserkräfte hat die Natur die Bewohner gleichsam auf eine rege Gewerbthätigkeit hingewiesen, die es denn auch bei dem angeborenen industriellen Sinn derselben möglich gemacht hat, daß in den bezeichneten Gegenden ausschließlich der Städte Elberfeld und Barmen, eine Bevölkerung von gegen 40000 Menschen auf jeder Quadratmeile ihren Unterhalt findet, eine Volksdichtigkeit, wie sie nur England in seinen Manufaktur-Bezirken aufzuweisen hat.

Der Hauptsitz der Bergischen Manufaktur, welcher an Bedeutung keine in Deutschland gleichkommt, ist das Wupperthal, worunter im engeren Sinne die Städte Elberfeld und Barmen mit einer Gesamtbevölkerung von mehr als 200000 Einwohnern, und zwar die Stadt Elberfeld nach der neuesten Zählung mit 117000 und Barmen mit über 116000 Einwohnern verstanden werden. Wenden wir uns zu einem der höchsten Punkte der Höhenzüge, welche das Thal bald enger, bald weiter einschließen, so erblicken wir mit Staunen und Bewunderung eine gut drei Stunden lange Stadt, wo Hunderte dampfender Essen, das zu uns aufsteigende Gebrause eines lebhaften Verkehres in den Straßen, die fast ununterbrochen auf- und abwärts eilenden Güter- und Personenzüge, uns einen Schauplatz mannigfaltiger und großartiger Gewerbthätigkeit ersten Ranges darbieten. Das von Osten nach Westen sich hinziehende Thal, in dem die Städte zu beiden Seiten der Wupper gebettet sind, ist dem raschen Anwachsen derselben längst zu eng geworden, sie steigen immer höher die Gelände der Höhen hinan, von denen die zahlreichen, oft mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Villen der Reichen, in parkartigen Gärten gelagert, schon früher Besitz genommen.

Eine Andeutung über die Verbindung zwischen den Schwesterstädten ergiebt eine Zusammenstellung über den Verkehr der Straßenbahn-Gesellschaft für Elberfeld-Barmen. Abgesehen davon, daß von Barmen in der Richtung nach Elberfeld und umgekehrt täglich 83 Eisenbahnpersonenzüge die Städte an sechs Stellen berühren, und neben den zahlreichen Privatfuhrwerken sich noch eine Anzahl für den öffentlichen Verkehr in Betrieb finden, wurden durch die täglich alle vier Minuten zwischen Elberfeld-Westende und Barmen-Rittershausen kursierenden Pferdebahnwagen im Jahre 1895 5022095 Personen auf zusammen 1447781 Kilometern befördert. Seit dem 26. Jan. 1896 sind die Pferde durch die Elektrizität ersetzt und wurden seit diesem Tage bis zum Ende Mai 2587128 Personen mit 705332 Wagenkilometern befördert. Zu den alten Linien, welche der Thalsohle parallel liefen, ist noch eine

*) Die genannten Kreise liegen im Osten des Regierungsbezirks Düsseldorf in der preußischen Rheinprovinz, Schwelm in Westfalen.

Nord-Süd-Linie getreten, welche sehr zur Hebung des Verkehrs beigetragen hat. Seit 1880 berührt auch noch die Rheinische Bahn beide Städte an vier Punkten. Die Verbindung der zu beiden Seiten der Wupper liegenden Stadtteile von Barmen und Elberfeld ist durch 35 teils massive, teils eiserne Brücken hergestellt.

Beginnen wir nun von Osten her eine Wanderung durch die Städte selbst. Die Stadtgemeinde Barmen umfaßt die zu einem kompakten Ganzen in den letzten Jahrzehnten zusammengewachsenen Ortschaften Heckinghausen, Rittershausen, Wichlinghausen, Wupperfeld, Gemarke und Unterbarmen mit einer Bevölkerung von etwa 116000 Seelen. Folgen wir von Rittershausen der Hauptstraße abwärts nach Gemarke! Es ist um die Mittagsstunde. Welch ein Menschenstrom wälzt sich eilend nach allen Richtungen durch die Straßen! Es hält schwer, durch diesen dichten Schwarm von jung und alt, Männern und Frauen in entgegengesetzter Richtung sich durchzudrängen. All diese Menschen entströmen den Fabriken und Werkstätten, um in ihren Behausungen schnell Nahrung und Stärkung für die zweite Hälfte des Tages zu finden. Da überkommt uns denn eine weitere Ahnung von der Großartigkeit der hiesigen Gewerbe.

Die Stadt Barmen ist einer der Hauptsitze der Industrie im deutschen Reiche. Sie verdankt ihr rasches Emporblühen — es hat sich in 100 Jahren in seiner Einwohnerzahl mehr denn verzehnfacht — der rastlosen Thätigkeit und Intelligenz seiner Einwohner, welche es verstanden, zu rechter Zeit für Artikel, die durch irgend welche Umstände lohnenden Betrieb nicht mehr gestatteten, neue Industriezweige hier einzuführen. — Das erste Vorkommen des Namens Barmen findet sich im Jahre 1200 in einem Heberegister des Klosters Werden. Die Grundlage zu der jetzt so viel gestaltigen Industrie Barmens bildeten die Naturleinen- und Garnbleichen, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts urkundliche Erwähnung finden. 1606 wurden auf 77 Barmer und 33 Elberfelder Bleichen 5127 Zentner Garn gebleicht. 1611 werden in Barmen 88 Bleichen aufgeführt. Durch das 1527 von Herzog Johann III. den Bewohnern von Elberfeld-Barmen erteilte Privilegium, wonach nur hier in seinem Lande Garn gebleicht werden durfte, wurde die Industrie befestigt und die Bleicherzunft — Garnnahrung — geschaffen. Die Zunft Garnnahrung wurde erst 1810 aufgelöst. Heute sind die Natur-Garnbleichen fast verschwunden. — Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts fand außer dem Bleichen von Garn die Verarbeitung zu Zwirn sowie Bins-(Hand)wirken und Tuch-(Leinwand)machen statt. Die Industrie wurde aber vielseitiger, als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts viele Niederländer, darunter Posamentiere (Passementmakers) hierher flüchteten. Im 18. Jahrhundert wurde die Spitzenindustrie und die Seidenfabrikation, 1780 auch die Türkischrotgarnfärberei eingeführt. Die „Barmer Artikel“ — Bänder, Kordeln und Litzen — gewannen den Weltmarkt und

*) S. Jahrbuch der Stadt Barmen, Fr. Maats, Barmen.

werden auch heute noch, trotz der überall entstandenen Konkurrenzfabriken, nach den entferntesten Gegenden ausgeführt. Die Industrie Barmens umfaßt jetzt: Bänder, Litzen und Besatzartikel aller Art, Tapisserie-, Möbel- und Dekorations-Franzen und Besätze, Posamentierwaren, Schnürriemen, Hutlitzen, gummielastische Waren, baumwollene Näh- und Eisengarne, Seiden- und Halbseiden-Waren, Zanella- und sonstige Futterstoffe, Trikotwaren, Türkischrotgarnfärberei, Färberei und Appretur, Stoff- und Metallknöpfe, Knopf- und Konfektionsstoffe, Brüssel- und Tournay-Teppiche, chemische Fabrikate und Theerfarben, Messing- und Aluminium-, gold- und silberplattierte Kupfer- und façonierte Tombackbleche, Zündhütchen, Schnürlochungen (Oeillets), Eisen- und Stahlwaren, Maschinenbau, Flechtmaschinen, Kesselschmiederei, Pianofortes, Militäreffekten, Chromo-, Bunt- und Luxuspapiere, Briefumschläge, Buch- und Steindruckereien, Bierbrauereien, Seifenfabrikation und Glycerin-Raffinerie u. s. w.

Ohne die zahlreichen Ortschaften, welche für Barmen beschäftigt sind, zählt man in der Stadt allein etwa 1400 Riementische, 2572 Bandstühle und 835 Webstühle. Werfen wir einen Blick in die Werkstätten! In langen, hellen Sälen reiht sich Maschine an Maschine — wahre Wunder der Mechanik — wo es walzt, stößt, hebt, schiebt, um die Fäden in den vielfachsten Verschlingungen zu Bändern ꝛc. zu vereinigen. Hier steht ein Mann vor einem kunstreichen Webstuhl, den seine Hände in Bewegung setzen, und vor unseren Augen entstehen Bänder, bald schmal, bald breit mit eingewebten Mustern in den brillantesten Farben. Treten wir noch in einen anderen Raum! Von der Kraft des Dampfes getrieben, bewegen sich hier eine Unzahl eiserner, durchbrochener horizontaler Scheiben, auf denen in wirbelndem Tanze Rollen mit Fäden sich bewegen, und vor unseren Augen entstehen Schnürriemen, Litzen, prachtvolle Spitzen ꝛc. aller Art, ganz oder teilweise von Seide, Wolle, Baumwolle oder Leinen. Zu den bedeutendsten Nebenindustrieen Barmens gehören die Eisengarn-Fabriken, ferner die neuerdings sehr in Aufnahme gekommenen Gewebe mit Gummifäden als Kette, die großartigen Färbereien und die Fabriken für Herstellung von Glaubersalz, Salzsäure, Chlorkalk und anderen Präparaten für die Färberei, Druckerei und zum Beizen. Einen guten Ruf im In- und Auslande genießen auch die Knopffabriken Barmens, welche mit den sinnreichsten Maschinen Knöpfe in unendlicher Mannigfaltigkeit in Größe und Form, aus Holz, Horn, Perlmutter bis zu silber- und goldplattierten liefern. Im Dienste der Barmer Industrie sind 110 und einige Dampfmaschinen mit fast 1800 Pferdekräften in Thätigkeit. In der Textilbranche allein wurden 1894 14720 Arbeiter beschäftigt.

Der Handel Barmens umfaßt außer dem Vertrieb der fabrizierten Artikel besonders Baumwollen- und Wollenwaren, sowie Rohseide und Farbstoffe, Kohlen und Koks.

Auf einer hochgelegenen Straße an der linken Wupperseite fällt uns

ein Prachtbau von bedeutendem Umfange in die Augen; es ist das Lokal der niederen und höheren Gewerbeschule, wo von tüchtigen Lehrern ein gründlicher Unterricht in allen Fächern gegeben wird, die dem Industriellen unentbehrlich sind, der auf der Höhe der Zeit bleiben will. Zu den weiteren Prachtbauten zählt noch das Rathaus, das neuerbaute Gymnasium und die ebenso großartige wie komfortable Bade-Anstalt. In Gemarke führt uns eine der zahlreichen Brücken zum Bahnhofe „Barmen“, an dem das Realgymnasium und das in edlem Stil erbaute „Vereinshaus“ liegen, letzteres eine überaus wohlthätige Einrichtung, wo eine, jedem Stande, selbst dem ärmsten Arbeiter entsprechende billige Beköstigung und Herberge geboten wird. Wenige hundert Schritte weiter abwärts befinden wir uns auf der 18 m breiten schnurgeraden Straße, welche mit ihren Nebenstraßen den Stadtteil „Unterbarmen“ bildet. Diese Straße, fast durchgehends aus stattlichen, schönen Gebäuden bestehend, ist eine halbe Stunde lang, ihre breiten Trottoirs sind mit schattigen Linden bepflanzt, und auf derselben bewegt sich ein ununterbrochener Strom von Menschen und Fuhrwerken aller Art. — Am Ende Unterbarmens führt uns eine massive Brücke wieder auf die rechte Wupperseite, und somit in das Elberfelder Gebiet. Hier haben wir gleich links das stattliche Landgerichts-Gebäude, mit seiner Säulenhalle und dem herrlichen Gemälde „das jüngste Gericht“ von Albert Baur in Düsseldorf, im Assisensaale, und rechts, steil ansteigend den Hardtberg, der sich in das Thal vordrängend gegen hundert Meter über dasselbe erhebt. Die ganze südwestliche Seite des Berges ist in einen städtischen Park umgewandelt, der sich in Terrassen bis zum Gipfel desselben erhebt. Er bildet einen sehr beliebten Spaziergang und Vergnügungsort der Bewohner der beiden Schwesterstädte. Den höchsten Punkt der Anlagen ziert ein 24 m hoher massiver Turm, von dessen Galerie man eine überaus malerische Aussicht aus der Vogelperspektive auf das ganze lebensvolle Thal und die anmutigen Umgebungen genießt. Hier erinnert auch das einfache Standbild des frommen und edlen Suidbert an die Zeit, wo das Bergische Land zum erstenmal die Botschaft des Friedens vernommen.

An der Grenzmarke beider Städte nimmt uns zuerst die Berliner Straße auf, an welche sich in westlicher Richtung die Kippdorf- und Hofkamperstraße schließen. Diese Straßen führen in das Zentrum der Stadt und bilden die Hauptverkehrsadern im östlichen Teil derselben. Hier herrscht stets ein ungemein reges Leben, wo Fuhrwerke vom schwersten Frachtwagen mit kolossalen Rossen bespannt bis zum Esels- und Hundekarren, von der eleganteſten Equipage der Reichen bis zur bescheidenen Droschke und dem menschengefüllten Pferdebahnwagen unaufhörlich hin- und herrollen. Es ist ein Getöse, daß man kaum das eigene Wort zu hören vermag. Auch ist das Menschengewoge in den Hauptstraßen Elberfelds, besonders bei Beginn und Schluß der Fabriken, fast noch größer als in Barmen, wo die Bevölkerung auch weniger gedrängt wohnt.

Einen Anspruch auf den Namen einer schönen Stadt darf Elberfeld im Innenbezirk nicht erheben, denn in den ältesten Teilen der Stadt sind die Straßen enge und winkelig. Aber die stets sauber in Ölanstrich gehaltenen Häuser mit ihren weißen Fenstereinfassungen und grünen Läden, die musterhafte Reinlichkeit in den Straßen, sowie die vielfachen Anzeichen eines verbreiteten Wohlstandes und Reichtums machen doch auf jeden einen freundlichen und wohlthuenden Eindruck. Das Leben im Wupperthal ist völlig großstädtisch. Sind Adel und Militär auch fast gar nicht vertreten, so macht sich doch eine Scheidung der Kaufleute und Großfabrikanten von den eigentlichen Arbeitern, Handwerkern und gewöhnlichen Gewerbsleuten nach verschiedenen Abstufungen im geselligen Leben geltend.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, welche sich durch Großartigkeit und edlen Baustil auszeichnen, gehören die Gewerbe- und höhere Webschule, das im Rundbogenstil erbaute Rathaus, die Kaiserl. Post, das städtische Krankenhaus, das mit einem Kostenaufwande von 1½ Mill. Mark erbaute neue Bahnhofsgebäude, das Verwaltungsgebäude der Berg.-Märk. Bahn, das Kasinogebäude, einige Kirchen, das Waisenhaus, das Neviandt-Stift; das Kriegerdenkmal vor der Laurentiuskirche bildet einen besonderen Schmuck Elberfelds. In neuester Zeit ist hierzu — nach Niederlegung der häßlichen Baulichkeiten am linken Ufer der Wupper, zu den Füßen des Bahnhofs — ein herrliches Theatergebäude und eine musterhaft eingerichtete Badeanstalt gekommen, denen sich, stromabwärts, eine Reihe schöner Baulichkeiten anschließt. Hier befindet sich auch das herrliche Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. — Neben den bereits genannten Straßen bilden die Wall-, Herzogs- und Schwanenstraße die innere Stadt und vermitteln den Hauptverkehr. Hier reiht sich ein Prachtladen an den anderen, wo hinter hohen Spiegelfenstern dem Auge alles geboten wird, was das gewöhnliche Bedürfnis erheischt und der ausgesuchteste Luxus nur wünschen kann.

Der westliche Hauptteil besteht aus der Auer- und breiten, langen Königsstraße mit ihren zahlreichen Seitenstraßen. An der letzten liegt außer der katholischen Kirche eine im romanischen Stile erbaute evangelische Kirche. Die Königsstraße besteht in ihrer ganzen Länge aus lauter massiven, oft palastartigen Privathäusern der reichen Kaufleute und Industriellen, und gehört zu den schönsten und belebtesten der Stadt.

Elberfeld mit 117000 Einwohnern ist der Hauptsitz der Fabrikation der Baumwollen-, Seiden-, leichten Wollen- und aus Baumwolle, Seide und Wolle gemischten Waren und der Färberei. Außerdem aber möchte es kaum einen Zweig der Fabrikation geben, der hier nicht in einem mehr oder minder bedeutenden Umfange betrieben wird. Nur wer die größten Fabrikstädte Englands und Frankreichs gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem Bilde menschlicher Thätigkeit und regen Kunstfleißes machen, das uns hier überall begegnet. Fabrik reiht sich an Fabrik, besonders längs der Wupper, und die zahlreichen rauchenden Turmessen verraten die gewaltigen mecha-

nischen Kräfte, welche überall diesem Schaffen der mannigfaltigsten Art ihre Unterstützung leihen. Man zählt an 120 größere Dampfmaschinen, ungerechnet die zahlreichen kleineren Motoren, mit zusammen fast 1200 Pferdekräften im Dienste der verschiedenen Gewerbe. Bei trübem Wetter und neblichter Luft ruht über dem ganzen Thal eine Wolke von Rauch und Dampf.

Die Erzeugung der Rohstoffe allein, deren die Industrie des Wupperthales bedarf, giebt bereits Hunderttausenden dürftiger Menschen in allen Himmelsstrichen Arbeit und Brot. Nie ruht der Spekulationsgeist des Fabrikherrn, um den Moden der fernsten Länder gerecht zu werden, neue geschmackvolle Muster von Web- und Druckwaren auf den Weltmarkt zu bringen. Aber überall begegnet ihm auch die Konkurrenz Englands und Frankreichs, er ist daher genötigt, sich beständig nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen in seinem Fabrikzweige umzuschauen. Fast jedes Jahr bringt auf dem Gebiete der Weberei, Spinnerei, Färberei und Druckerei unerwartete und folgenreiche Erfindungen der Mechanik und Chemie. Bei einer Wanderung durch die Werkstätten der großen Industriellen finden wir sie alle wieder. Wie kostspielig auch die Einführung der neuen oder verbesserten Maschinen oder Fabrikations-Verfahren sein mag, sie ist eine Notwendigkeit, weil oft bei der geringsten Ersparnis an den Herstellungskosten die Konkurrenzfähigkeit des Artikels in Frage gestellt wird. Die Zahl der in Elberfeld beschäftigten Fabrikarbeiter ist jedenfalls auf 30000 anzuschlagen; außerdem aber sind meilenweit umher in den größeren und kleineren Ortschaften noch viele Hunderte Weber und Arbeiter für die hiesigen Fabriken beschäftigt. Obenan steht die Weberei in Wolle und Baumwolle, dann die in Seide, beide allein liefern Erzeugnisse im Werte von etwa 40 Millionen. Die Fabrikation der seidenen und mit Seide gemischten Stoffe liefert hauptsächlich Modeartikel; künstlerisch gebildete Kompositeure und Zeichner sind stets beschäftigt, neue Muster in den schönsten Farbenzusammenstellungen zu erfinden und der stets wechselnden Mode Neues zu bieten. Diesen hat denn auch auf den großen Gewerbe-Ausstellungen die Anerkennung nicht entgehen können; wie denn überhaupt viele Fabrikate des Wupperthales durch die zuerkannten Prämien ihre Gleichberechtigung mit den englischen, französischen und schweizerischen vollständig nachgewiesen haben. Ja, wer mit den neuesten Erzeugnissen der Webkunst bekannt ist, kann getrost sagen, daß die Elberfelder Seiden- und Sammetweberei die französische überflügelt hat. — Die Handweberei wird fast nur von Meistern mit Gehilfen in ihren Wohnungen betrieben, und in den entfernteren Teilen der Stadt rasselt daher in meist drei- und mehrstöckigen Häusern durch alle Etagen der Web- und Wirkstuhl. Gestatten wir uns den Besuch einer Werkstätte; wir werden Wunder des Kunstfleißes entstehen sehen. Ein Prachtstoff bildet sich vor unserem Auge langsam auf dem Weberbaume. Auf prächtig himmelblauem Grunde von schwerster Seide entstehen vermittelst der angebrachten Jacquardmaschine prächtige Wappenbilder in brillanten

Farben, selbst von echten Gold- und Silberfäden gebildet und mit Emblemen und Arabesken umgeben. Es ist ein breiter Stoff, bestimmt, in einem fürstlichen Prunkgemache zu Tapeten und Möbelüberzügen verwendet zu werden. Nebenan, in ebenfalls hohen und lichten Räumen, werden kostbare Tischdecken und Möbelstoffe in prächtigen Mustern aus feinster Wolle gewebt, die nicht selten nach Frankreich gehen, um als echtes Pariser Fabrikat in die Läden der Großstädte zurückzukehren. Elberfeld ist auch der Zentralpunkt für die Plüschfabrikation. Eines Industriezweiges müssen wir noch besonders erwähnen: der Türkischrot-Färberei, der berühmtesten der Welt, durch Emigranten aus Rouen in Frankreich hierher verpflanzt; die Franzosen hatten das Geheimnis von morgenländischen Industriellen erworben. Diese Färbereien liefern, begünstigt, wie man annimmt, durch besondere Eigenschaften des Wupperwassers, Garne von einem lebhaften, prächtigen und dauerhaften Rot, welche durch ihre ausgezeichnete Qualität selbst nach England und Ostindien bedeutenden Absatz finden. Der jährliche Produktionswert dieses Artikels wird auf mindestens 6 Mill. Mark angenommen. Elberfeld besitzt neben der größten Knopffabrik vielleicht auch das größte Kattungeschäft.

In letzter Zeit sind zwei neue Fabrikationszweige des Wupperthales zu hoher Blüte gelangt, die Fabrikation der Anilinfarben zur Färberei und Druckerei, welche seit wenigen Jahren die Herrschaft auf dem Gebiete der Färbestoffe erlangten; im Anschluß hieran die des Phenacetins und ähnlicher medizinischer Körper und dann die Herstellung eines neuen Futterstoffes, Zanella, welcher aus baumwollener Kette und Kammgarneinschlag hergestellt wird und bereits über 2000 Stühle beschäftigt. Im ganzen beträgt die Zahl der im Besitz von Elberfeld und Barmen befindlichen mechanischen Webstühle für Kleider- und Futterstoffe rund 12000, und zwar befinden sich 10000 in den Kreisen Barmen, Elberfeld, Mettmann und Solingen, während 2000 in Filialen in Sachsen und Hessen arbeiten.

Bei der Menge und Großartigkeit der Fabrik- und Handelsgeschäfte sind die im Ein- und Verkauf umgehenden Geldsummen von enormer Bedeutung, und die an Zahl zunehmenden Großhändler begünstigen den Fabrikbetrieb. Dem außerordentlichen Aufschwung der Industrie entspricht auch das jetzige Äußere der Stadt. Wir erwähnten schon oben die prächtigen Baulichkeiten in der Nähe des Elberfelder Bahnhofes. Diesen entsprechen auch die anderen Stadtteile, welche — in Elberfeld wie in Barmen — seit kurzem auch von einer elektrischen Zentrale aus beleuchtet werden.

Aber auch die äußeren Verkehrsverhältnisse haben sich in das Außerordentliche gesteigert. Der früher winzige Bahnhof Barmen-Rittershausen, welcher die in das Bergische Reisenden zu einem mehrere Minuten währenden Marsche durch die Stadt zwang, um auf das nach Ronsdorf-Lennep-Remscheid führende Geleise zu gelangen, ist jetzt ein wichtiger Zentralpunkt geworden. Die hierfür geschaffenen Anlagen — Tunnels und Brücken — sind wahrhaft

großartige zu nennen. Sie stehen in Beziehung zu der neuen Linie Barmen-Rittershausen-Hattingen, welche ebenfalls, wie die Bahn Vowinkel-Kupferdreh, das Bergische Land direkt mit dem Ruhrkohlengebiet verbindet. Auch in anderer Weise haben sich die Verkehrsverhältnisse geändert. Seit 1896 ist Heckinghausen mit Inner-Barmen durch eine elektrische Bahn verbunden, und eine gleiche Anlage nach Wichlinghausen ist im Entstehen. Einen ungeheuren Fortschritt hat der Verkehr mit der Nachbarschaft gemacht. Eine elektrische Bergbahn führt, an den berühmten Barmer „Anlagen" vorbei, zum Toelle-Turm, dessen noch vor kurzem wenig besuchte Umgebung, zu Luftkurstätten umgewandelt, jetzt einen beliebten Ausflugsort nicht nur für die Wupperthaler, sondern auch für die weiteren Bewohner des Bergischen Landes bildet, und durch die Verbindung mit Ronsdorf (Schmalspurbahn) noch wesentlich gewonnen hat.

Rüsten wir uns nun zu einem Besuche des Gebietes der Eisen- und Stahlwarenfabrikation. Von Station Rittershausen winden sich die beiden Bahnen in weiten Bogenlinien aufwärts, um auf 2,3 Meilen eine Steigung von stellenweis 1:40 m zu überwinden und die Höhen des Bergischen Landes zu gewinnen. Nach etwa 30 Minuten Fahrt erreichen wir Ronsdorf mit bedeutenden Band-, Litzen- und Agrementsfabriken. Die Stadt wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einer religiösen Sekte des Wupperthales gegründet und ist rasch emporgeblüht. 1729 noch aus vier Bauerhöfen und neun Wohnhäusern bestehend, zählt sie jetzt nahe an 13000 Einwohner. Als Gründer Ronsdorfs wird Elias Eller genannt, der Stifter der Sekte der Ellerianer oder Zioniten. Derselbe gründete auch, 1737, die erste Fabrik, zog Kolonisten herbei und legte so den Grund zur heutigen regen Industrie der Stadt, welche sich um ihren schönen Marktplatz herumgruppiert. Zu der Verbindung mit Barmen über Rittershausen ist noch jüngst die über den Toelleturm getreten, welchen wir gelegentlich der elektrischen Barmer Bergbahn erwähnten, die dann andererseits nach Müngsten, einem lieblich an der Wupper gelegenen Orte, führt. — Weiter auf Lennep zu geht's nach Lüttringhausen, etwa 11000 Einwohner, in dessen Umgebungen Weberei, Eisen- und Stahlwarenfabrikation betrieben wird. Links, auf einem höheren Gebirgsrücken, liegt das alte Rade vorm Wald, Sitz bedeutender Schloßfabriken und Strumpfwirkereien. Nur wenige Minuten, da heißt es: „Station Lennep", und von der Höhe des Bahnhofes aus liegt die Stadt in einem Thalkessel zu unseren Füßen. Wie alle alten Städte ist sie unregelmäßig gebaut, aber auf den abgetragenen Stadtwällen liegen reihenweise die Wohnsitze der Großfabrikanten von schönen Gärten umgeben. Lennep und das benachbarte Hückeswagen sind der Sitz der alten Bergischen Tuchmanufaktur. Die in großartigem Stile erbauten Fabrikanlagen liegen fast sämtlich an der Wupper und umfassen Spinnerei, Weberei, Färberei und die Walk- und Appreturanstalten. Auch in neuerer Zeit hat man bedeutende Fabriken in der Stadt selbst angelegt, unter denen die Kamm-

garnspinnerei von Johann Wülfing & Sohn den ersten Rang einnimmt. Die zahlreiche Arbeiterbevölkerung ist in vielen Ortschaften in der Nähe der Fabriken angesiedelt. Der jährliche Verbrauch an Wolle, welche hauptsächlich Schlesien, Australien und Laplata liefern, wird zu 40—45000 Ztr., im Werte von mindestens 14 Mill. Mark angenommen. Es werden von diesem Quantum etwa 34000 Ztr. zu feinen Tuchen und Buckskin verarbeitet, 1800 Ztr. zu Streichgarn versponnen, teils an die anderen rheinischen Fabriken, teils nach Frankreich und Belgien abgesetzt. Die Streich- und Halbwollgarnspinnereien beschäftigen etwa 41000 Feinspindeln, die Kammgarnspinnerei 35000 Spindeln und liefert Garn von Nr. 40—80, d. h. 40000—80000 m das Kilo. An größtenteils feinen Tuchen und Buckskins, hauptsächlich für den amerikanischen Markt bestimmt, liefern die Fabriken etwa 50000 Stück im Werte von 12 Mill. Mark. — In wenigen Minuten hält der Bahnzug in Remscheid, und wir betreten nun das Gebiet der Bergischen Werkzeugfabrikation. Doch halten wir vorab eine Rundschau von der Scheiderhöhe, auf welcher Remscheid teilweise gelegen ist. Welch ein prachtvolles Panorama bietet sich hier, wenn man den Blick südlich richtet, dem erstaunten Auge dar! Meilenweit alle Höhenzüge mit größeren und kleineren Fabrikdörfern und Ortschaften gleichsam besäet, unter denen Solingen, Kronenberg und Wermelskirchen besonders hervorragen. Unwillkürlich aber schweift der Blick bald über die belebten Höhen hinweg in die Rheinebene, wo das vielgetürmte Köln an Deutschlands schönstem Strom sich hinzieht. Aus der Häusermasse erhebt der alte weltberühmte Dom seine wuchtige Gestalt, und das bewaffnete Auge erkennt bald die mächtigen Türme, die bis zu einer Höhe von 157 m emporsteigen. An mehreren Stellen blinkt der Silberspiegel des Rheins in der fruchtbaren Ebene. Weiter links begrüßen uns die bläulichen Kuppen des romantischen Siebengebirges. Der Hintergrund des unvergleichlichen Bildes wird von den zackigen Höhenzügen des Eifelgebirges geschlossen, während der Blick nach rechts in die große Fruchtebene des Jülicherlandes sich verliert. So übersieht unser Auge von einem Punkte, ca. 380 m über dem Meeresspiegel, ein herrliches Gebiet mannigfaltiger Kultur der heimatlichen Erde, von Hunderttausenden von Menschen bewohnt, welches keinem Herzogtum nachstehen dürfte.

Die städtische Gemeinde, jetzt Kreis Remscheid, mit 45000 Einw., dehnt sich über mehrere Höhenrücken aus und besteht, außer dem Orte Remscheid aus zahlreichen Ortschaften, in denen überall die Dampfschlote emporsteigen, die Esse glüht, der Hammer dröhnt und Drehbank und Feile surren, um nicht weniger als etwa 900 Arten von Werkzeugen aus Eisen und Stahl herzustellen. Mit diesen Waren versorgt Remscheid nicht allein Deutschland und die Staaten des Kontinents, sondern auch die Märkte der fernsten Weltteile, und sie haben seinen Namen dort bekannter gemacht als manche Residenzen unseres Vaterlandes den ihrigen. Auch vertreiben die Remscheider

Kaufleute massenhaft Waren anderer Städte nach dem Ausland, und man schätzt den so erreichten Export der Remscheider Häuser nicht viel geringer als den der Stadt Bremen. — Die Werkzeugfabrikation wird teils in größeren Fabriken, größtenteils aber in zahlreichen Werkstätten von selbständigen Meistern betrieben. Die Hauptfabrikate sind Feilen, Sägen, Meißel und Hobeleisen, dann folgen Bohrer, Kluppen, Amboße, Klempnerwerkzeuge, Wagenschlösser, Schlittschuhe, Zangen und Zängelchen, Schlösser Winden, Scharniere und eine große Zahl anderer Artikel. Die Feilenfabrikation wird in mehr als 180 Werkstätten mit 350 Schmiede- und Härtefeuern betrieben und beschäftigt allein an 1300 Feilenhauer. Sägen von allen Arten und Größen werden in 130 Werkstätten von 800 Arbeitern und Beitel und Hobeleisen in 96 Schmiedereien von 380 Arbeitern fabriziert. Außerdem sind zahlreiche Ortschaften in den angrenzenden Gemeinden für die Remscheider Fabrikation beschäftigt. Das Material für die Fabrikation, welches aber noch vielfach als Halbfabrikat von auswärts bezogen wird, liefern 6 Gußstahlschmelzereien, 5 Zementstahlfabriken und 220 Hammerwerke, teils aus Puddel-, teils aus dem vortrefflichen Siegener Rohstahl. In zahlreichen Schleif- und Poliermühlen, durch Wasser- oder Dampfkraft getrieben, wird die letzte Hand an die Werkzeuge gelegt und hier erhalten sie nach Bedarf die feinste Politur. Außer einer Anzahl Gaskraftmaschinen beschäftigt die Industrie gegenwärtig über 150 Maschinen mit Dampfbetrieb von etwa 1800—2000 Pferdekräften.

Man nimmt an, daß durch diese Industrie und was mit ihr zusammenhängt an 40000 Menschen ihre Existenz finden und schätzt den Produktionswert der Waren auf 18—22 Mill. Mark. Mit der Erfindung des Dampfhammers und der Kaliberwalze ist die Werkzeugschmiederei in den letzten Jahrzehnten in ein neues Stadium getreten und die Handarbeit in den Werkstätten so vermindert, daß Hammer, Feile und Drehbank nun weit leichtere Arbeit haben. Blicken wir einmal in eine Werkstätte, wo Feuer und Hammer die Hauptrolle spielen. Es ist eine moderne Werkstatt Vulkans, in die wir uns versetzt sehen. Den schweren Dampfhammer, an der senkrechten Kolbenstange eines Dampfcylinders auf- und abgehend, sehen wir in verschiedenen Größen und Abstufungen in Wirksamkeit. Mittelst der sinnreichen Steuerung hat der Schmied den Hammer vollkommen in seiner Gewalt; es bedarf kaum einer Bewegung seines Kopfes und der Mann an der Steuerung läßt ihn, bald langsam und bedächtig, bald mit hohem Hub und voller Schwere arbeiten, jeden Augenblick die Bewegung unterbrechen oder beginnen. Hier werden die schweren Stahlkolben zu bald größeren, bald kleineren Stangen verarbeitet, um dann unter der Walze oder den leichteren Reckhämmern weiter ihren Zwecken zugeführt zu werden. Besuchen wir auch das Walzwerk nebenan. Von der Gewalt des Dampfes getrieben, sehen wir eine Reihe Doppelwalzen in rasender Schnelligkeit sich um ihre Achsen bewegen. An der Oberfläche derselben bemerken wir Vertiefungen

mancher Art. Der Zweck wird uns bald klar. Glühende Stangen, von den Walzen erfaßt, laufen durch die Rillen hin und her unter gewaltigem Druck, bis sie die Gestalt angenommen, deren der Schmied bedarf, sei es mit oblongem oder quadratischem, dreieckigem oder halbrundem Querschnitt. Ein kleiner Hammer, der bald langsamer, bald mit rasender Schnelligkeit bis zu 400 Schlägen in der Minute arbeitet, liefert runde Stangen, in einer Vollkommenheit, daß sie kaum noch der Drehbank und des Support bedürfen. Neuerdings wird auch der Fallhammer, zwischen zwei senkrechten Schienen sich bewegend, zum Schmieden in Gesenken, d. h. stählernen Formen, die in Amboß und Hammer angebracht sind, verwendet, um für die Handschmiederei schwierige Gegenstände herzustellen. Ihm zur Seite geht die Temperei, ein Verfahren, welches die schwierigsten Formen in weichem Eisen herzustellen gestattet. So haben auch auf diesem Gebiete der Industrie die Erfindungen der Mechanik und Metallurgie eine Produktion ermöglicht, die nach Menge und Güte früher zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde. — Aber auch der Freund der Natur wird sich reich belohnt finden, wenn er von Remscheids Höhen in die tiefen Thäler des Esch- und Morsbaches, welche sich stundenlang an den Grenzen Remscheids hinziehen, auf überall gangbaren Wegen hinabsteigt. Sie bieten mit ihren malerischen Felsenpartieen, klaren Bergwassern und schönen Wiesengründen bei jeder Windung neue überraschende Ansichten und erinnern lebhaft an die Vorberge Tirols. Hier reiht sich, bei den starken Gefällen der Bäche, fast ein Wasserspiegel an den andern, um das Element dem Gewerbe dienstbar zu machen. Überall widerhallt das Getöse der Hammerwerke und erinnert unwillkürlich an Schillers treffliche Schilderung im Gang nach dem Eisenhammer. Diesen in den Thälern befindlichen Wasserwerken, welche einst die Grundlage der Remscheider Industrie bildeten, ist neuerdings eine Hilfe geschaffen worden, welche dieselben wieder zu hoher Bedeutung gelangen lassen wird. Es ist die Remscheider Thalsperre im Eschbachthale. Durch eine mächtige Mauer von 21 m Höhe, oben 4 und unten 14 m Dicke wird das Thal abgeschlossen und so ein Becken geschaffen, welches 1 Million Kubikmeter faßt. Dieses Becken soll in erster Linie die Stadt Remscheid mit Wasser versorgen, aus welchem Grund mächtige Pumpwerke mit der Anlage verbunden werden, welche 4500 cbm zum Teil auf eine Höhe von 170 m zu schaffen imstande sind. Dann aber auch liefert die Sperre den unterhalb liegenden Werken täglich 6000 cbm Wasser zum Betriebe, unabhängig von trockener Zeit, und gesichert gegen Übermaß. Während auf diese Weise den Industriellen der Thäler eine wertvolle Hilfe geschaffen worden, war man auch in anderer Weise bemüht, die so wichtige und weitgreifende Werkzeugindustrie zu heben. Hierzu dient ein Institut, welches in ganz Deutschland und darüber hinaus nicht seinesgleichen hat: die Fachschule mit ihren Lehrwerkstätten. Gegründet im Jahre 1882 hat sie sich nunmehr zu einer Anstalt entwickelt, welche auf theoretischem Gebiete

als technische Mittelschule den neuesten und weitestgehenden Ansprüchen genügt und dazu eine gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Handfertigkeit erteilt. Die Schüler lernen in erster Linie feilen, schmieden und drehen; ferner, als mit zur Technik der Maschinenindustrie gehörend, Holzdrehen, Tischlerei, Klempnerei, Schleifen und Polieren, Feilenhauen, Galvanisieren; endlich erhalten sie einen gründlichen Unterricht im Formen, Gießen und Tempern, sowie im Gebrauch des Fallhammers zum Schlagen. Nebenher lernen sie noch den Kessel und die Maschine bedienen, welche von den Schülern abwechselnd gewartet werden. So erteilt die Remscheider Fachschule einen Unterricht, wie er vielseitiger und vollkommener nicht gedacht werden kann.

Von Remscheids Höhen winkt uns, auf einem niedrigen Höhenzuge sich hinziehend, das benachbarte Solingen, und kündigt sich durch seine zahlreichen Dampfessen gleich als eine bedeutende Fabrikstadt an. Diese Stadt nebst den Nachbarorten Wald, Merscheid, Höhscheid, Gräfrath und Dorp, mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 50000 Seelen, bilden den Fabrikdistrikt der sogenannten „Solinger Waren“. Der Fabrikation der blanken Waffen, welche schon im 13. Jahrhundert in hoher Blüte stand, folgte später die Herstellung der Messer und Scheren. Die Waffenfabrikation liefert alle Arten Klingen mit ihren Zuthaten: Säbel, Degen, Hirschfänger, Dolche, Bajonette, Lanzenspitzen, vom sogenannten Dulheuer (Plantagenmesser) bis zur fürstlichen Prachtklinge im Preise von 800—1000 Mark. Die kostbaren Klingen werden aus dem feinsten Gußstahl verfertigt und erreichen die berühmten Toledoklingen Spaniens an außerordentlicher Biegsamkeit, Härte und Schärfe, ja sie wandern in damaszierter, atlas- und wellenförmiger Bearbeitung nach dem Orient, um sich dort, mit Rubinen, Türkisen und anderen Edelsteinen bekleidet, als echte Damaszenerklingen — und nicht zum Nachteil des Käufers — verwechseln zu lassen. Solingen versorgt bereits mit blanken Waffen fast alle Armeen der Welt, selbst die Frankreichs und Englands, und vermag nötigenfalls 800000 Stück jährlich fertig zu stellen. Die Lieferung der Waffen geschieht auf Kontrakte mit den Kriegsministerien, und halten diese fast beständig Offiziere kommissarisch in Solingen, um jede einzelne Waffe in Bezug auf Härte und Elastizität der stärksten Probe zu unterwerfen. Die Beschäftigungen der Klingenfabrikation teilen der Hammerschmied, welcher den Stahl nach Gewicht und Größe liefert, der Klingenschmied, Härter, Schleifer, Ätzer und Vergolder für die Verzierungen auf den Klingen, der Damaszierer, Scheidenmacher, Gefäßmacher und Montierer, welcher die Waffe vollständig fertig stellt. Wenngleich die Schwertfabrikation die älteste, so hat doch im Laufe der Zeit die Herstellung der Schneidewaren im engeren Sinne, der Tafel-, Küchen-, Taschen-, Feder-, Garten-, Rasier-, und chirurgischen Messer, der Gabeln in ihren unendlichen Abstufungen nach Zweck, Größe, Form und Politur, jene an Umfang und Bedeutung weit überflügelt. Der Wert der Messer-

ware ist sehr verschieden. Tafelbestecke sind das Dutzend Paar von 1,20 Mark bis 120 Mark, einzelne Messer von 10 Pf. bis zu 50 Mark zu haben. Man nimmt an, daß Solingen weit über $^1/_2$ Mill. Dutzend Messer und Gabeln jährlich nach allen Weltgegenden absetzt. Auch in diesem Zweige der Industrie findet die Arbeitsteilung in ausgedehntem Maße statt. Jeder Arbeiter ist auf eine einfache, mehr oder minder schwierige Leistung eingeübt, verrichtet diese dann aber schnell, vorzüglich und billig. Die sogenannten „Fertigmacher“, welche die letzte Hand an die Waren legen und dieselben nach Güte und Ausführung kontrollieren, sind die Mittelspersonen zwischen den Arbeitern und Kaufleuten, von welchen sie die Bestellungen erhalten. Die Fabrikation der Scheren, welche erst im vorigen Jahrhundert eingeführt wurde, liefert diese in allen Formen und Qualitäten; die gewöhnlichen Sorten werden in Tempereisen hergestellt. Die Schleif- und Polierwerkstätten, fast sämtlich durch Dampf getrieben, beschäftigen über 2500 Arbeiter. Um den Unterbrechungen möglichst zu begegnen, welche mit der Waffenfabrikation notwendig verbunden sind, hat man mit Glück in neuerer Zeit der Herstellung von Revolvern und Luxus-Stahlwaren sich bemächtigt, denen täglich neue Artikel hinzutreten. Außer den Hauptindustrieen werden noch stählerne Regen- und Sonnenschirmgestelle, Helme und Kürasse, Geld-, Reise- und Zigarrentaschenbügel, sowie eine Anzahl kleinerer Artikel in großer Menge hergestellt und finden überall ihren Markt. Bemerken wollen wir noch, daß die Gewerbe von Remscheid und Solingen in ergänzender Wechselwirkung stehen, indem die Remscheider Kaufleute sowohl Solinger, als die Solinger Häuser Remscheider Artikel führen. Die bedeutendsten Geschäftshäuser des Wupperthales, sowie die in Remscheid und Solingen haben eigene Kontore oder Geschäftsagenten in allen Haupthandelsplätzen der Welt. Nach langem Ringen ist es denn nun auch gelungen, die Verbindung der beiden Schwesterstädte durch eine Bahn ins Werk zu setzen, obwohl das tief eingeschnittene Wupperthal ganz außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Es handelt sich hier um den größten Viadukt des Kontinents: 107 m über dem Wupperspiegel bei 180 m Spannweite.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Elberfeld nahe gelegene Velbert mit seiner Schloßfabrikation so sehr gehoben, daß es in seinen nahezu tausend größeren und kleineren Werkstätten jährlich etwa 1 Million Schlösser in allen Größen liefert. Ebenso gewinnt Kronenberg — gegenüber Remscheid — sehr an Bedeutung. Namentlich die groben Schmiedewaren — Äxte, Beile, Hackmesser, Maschinenmesser, werden hier erzeugt. Auch dieser Ort hat, wie Velbert, nunmehr eine Bahnverbindung mit Elberfeld erhalten.

Ist nun das Leben und Treiben in allen Orten des Bergischen Landes auch überwiegend dem materiellen Erwerb und Handel zugewendet, so bleiben doch auch Kunst und Wissenschaft nicht ohne die gebührende Anerkennung und Teilnahme. Insbesondere genießt die Musik, die Verschönerin des Lebens, einer ausgezeichneten Pflege, und jeder Winter bietet Gelegenheit,

die Werke unserer großen Tonmeister in trefflicher Ausführung zu genießen. Eine besondere Erwähnung verdient hier das prächtige neue Theatergebäude in Elberfeld. Die Sangeslust auf den Bergischen Höhen findet in zahlreichen Vereinen, selbst in den kleinsten Orten, ihren Ausdruck. Auch hat das Bergische Land — abgesehen von einer großen Zahl intelligenter Kaufleute und Industrieller — eine nicht geringe Zahl Männer aufzuweisen, die einen Weltruf genießen. Unter den teils lebenden, teils bereits verstorbenen Bergischen Männern nennen wir die preußischen Staatsminister von der Heydt und Simons und den österreichischen Finanzminister von Bruck. Die Dichter Karl Siebel, Emil Rittershaus, A. Schults, Fastenrath, Röber 2c. sind Söhne des Wupperthales, und die Maler Seel, Hasenclever, Köttgen haben das Bergische ebenfalls zur Heimat. Unter der Zahl bedeutender Techniker wollen wir nur den Geh. Admiralitätsrat Elbertzhagen nennen, der in Remscheid geboren wurde, ebenso den leider vor einigen Jahren verstorbenen Alexander von der Nahmer, welcher als Gründer der „Bergischen Stahlindustrie“ sich einen großen Ruf erworben.

2.

Friedrich Krupp und seine Gußstahlfabrik.

Die Kruppsche Familie gehörte schon seit Einführung der Reformation zu den angesehensten der Stadt Essen, wo zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Krupp eine Gewehrfabrik besaß. Friedrich Krupp wurde am 17. Juli 1787 geboren. Seine Großmutter erwarb als Witwe die Gutehoffnungshütte zu Sterkrade und betrieb sie für eigene Rechnung. Dort lernte der junge Krupp den Hüttenbetrieb und führte dann das ganze Geschäft daselbst. Im Jahre 1808, kurz nach seiner Verheiratung, zog er nach Essen, wo er 1810 ein von der Mutter geführtes größeres Spezereigeschäft übernahm. Seit jener Zeit besteht die Firma Friedr. Krupp in Essen. 1811 kaufte er das Gütchen „Walkmühle“, auf welchem er ein Schmelz- und Zementierwerk einrichtete und sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung des 1770 von Huntsman in Sheffield erfundenen Gußstahls richtete. Das zähe, rastlose Festhalten daran brachte ihm und seinem Sohne zwar manche bittere Enttäuschung und Zeiten größter Sorge, führte aber schließlich doch zu den größten Erfolgen und glänzendem Siege.

Nichts ist lehrreicher als das Aufstreben eines Genies zu betrachten. Es sei daher gestattet, in allerkürzester Form den Kämpfen der Krupps zu folgen und zu sehen, wie das Streben eines einzigen Mannes, selbst im kleinsten Kreise beginnend, dem ganzen Vaterlande zum Heil gereichen kann.

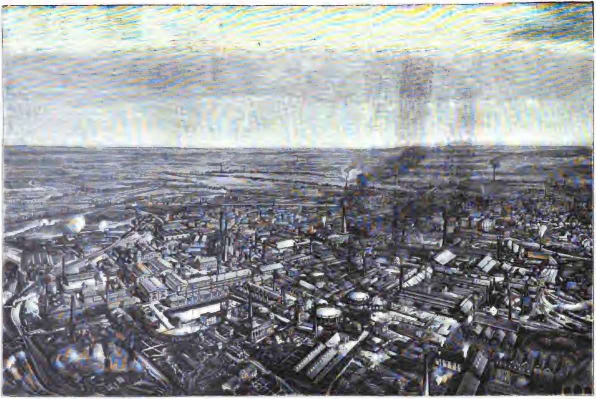
Dieses Streben galt zunächst und vor allem unbeirrt dem Gußstahl. Der englische Gußstahl erfreute sich weit und breit eines berechtigten Rufes. Doch ein tiefes Geheimnis umgab die Herstellung desselben, und als nun gar die Napoleonische Kontinentalsperre es nur auf dem gefahrvollen Wege

des Schmuggels möglich machte, für die damals im Aufblühen begriffene Bergisch-Märkische Eisen- und Stahl-Kleinindustrie den Stahl zu den notwendigen Werkzeugen zu erhalten, war die Erzeugung des Gußstahles für die heimische Industrie eine Aufgabe von höchster Bedeutung. Aber Friedrich Krupp war nicht der einzige, welcher ihre Lösung erstrebte. Wenn die Hoffnungen dieser Hüttenleute sich auch nicht erfüllten, so waren diese Verhältnisse für Krupp zwar die Quelle vieler Kämpfe, aber auch der Ansporn zum rastlosen Fortschreiten auf der betretenen Bahn.

Im Herbst 1812 war er mit der Einrichtung seines Werkes so weit fertig, daß er geschäftlich mitteilen konnte, er liefere alle Sorten feinen Stahls, auch Gußstahl. Als nun die Sperre aufgehoben wurde und der englische Stahl den Markt wieder überschwemmte, reichte seine kleine Kapitalkraft nicht aus, um der Konkurrenz die Stirn zu bieten. Er verband sich daher mit dem vermögenden Mechaniker Friedrich Nicolai, der ein Patent auf Gußstahl vom preußischen Bergamt besaß, aber keine Ahnung von der fabrikmäßigen Erzeugung des Gußstahls hatte. Die Verbindung wurde deshalb bald gelöst, aber Krupp erwuchsen daraus große Kosten und ein Prozeß, der erst nach Jahren zwar zu Gunsten Krupps entschieden wurde, der ihm aber große Nachteile und Sorgen brachte. Um so bewundernswerter ist seine Thatkraft. Viele seiner Gußstahlwerkzeuge wurden den besten englischen vorgezogen, und seine Münzstempel erlangten einen solchen Ruf, daß er sie an die Münze in Berlin, Wien und Petersburg, 1819 sogar an die englische Münze in Hannover lieferte, weil man hier seinen Stempeln und Walzen vor den englischen den Vorzug gab! 1818 begann Krupp den Bau einer größeren Fabrik, etwa in der Mitte der heutigen, mit einem Schmelzbau für 60 Schmelzöfen, in welchen am 18. Oktober 1819 zum erstenmale geschmolzen wurde.

Krupp bezog darauf mit seiner Familie das Werkhaus der Fabrik, fabrizierte mit den allergeringsten Hilfskräften Gußstahlstangen, Münzstempel, Spindeln, Tuchscherblätter, Walzen u. s. w. und brachte seine Ware persönlich auf den Markt. Aber er kam trotzdem nicht vorwärts, obwohl die Güte seiner Ware allseitig anerkannt wurde. Die preußische Regierung, welche dem Handwerk redlich beizuspringen bemüht war, sprach 1822 öffentlich aus, daß sein Produkt dem besten englischen Gußstahl gleich zu achten sei, ja ihn in mehrfacher Beziehung übertreffe. Doch auch dies genügte nicht, das dem Deutschen eigentümliche Vorurteil gegen das Nächstliegende zu brechen. — Der kräftige Mann hatte inzwischen seine Kraft verbraucht, und das Resultat seines Schaffens und Sorgens war das Geheimnis, welches er vor seinem Tode, am 8. Oktober 1826, wenige Monate über 39 Jahre alt, den Seinen hinterließ.

Mit einem Mut, der ihres Mannes würdig war, gab die Witwe bekannt, daß sie mit dem ältesten Sohne das Geschäft unter der früheren Firma, Friedrich Krupp, fortsetzen wolle.



(Nach e. Original d. photogr. Atelier. v. Fr. Krupp.)

Fr. Krupps Gußstahlfabrik in Essen.

Digitized by Google

Digitized by Google

So war der vierzehnjährige **Alfred Krupp**, geboren am 26. April 1812 in dem Stadthause am Flachsmarkt, Tertianer des Gymnasiums zu Essen, der Hüter des Geheimnisses. Er vertauschte das Gymnasium mit der Schmiede und stellte sich mit den Arbeitern seines Vaters in eine Reihe. Trotz seiner Jugend stand er seinen Mann. Als Hammerschmied und Buchhalter, als Packer und Reisender diente er der übernommenen Pflicht; aber jahrelang erwarb er nicht mehr, als eben den Wochenlohn für seine Arbeiter und die Mittel für den einfachsten Unterhalt seiner Familie. Es verdient wohl zum Gedächtnis und zur Nacheiferung unserer Jugend vorgehalten zu werden, was der greise Alfred Krupp wenige Jahre vor seinem Tode niederschrieb: „Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters, und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Brot und Butter, ohne Fleisch, mit dem Ernste eines Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich allmählich bei steigender Besserung der Verhältnisse, eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist diese lange dauernde drohende Gefahr des Unterganges und die Überwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will." Und an anderer Stelle: „Fünfzehn Jahre habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können, für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich nichts weiter, als das Bewußtsein der Pflichterfüllung."

Den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte Krupp Ende der dreißiger Jahre mit einer **Löffelwalze** aus Gußstahl. Der Verkauf des Patents nach England verschaffte ihm das Geld zur Betriebserweiterung seines Werkes, dessen Entwickelung nun stetig fortschreitet. Während er 1833 nur 9 Arbeiter beschäftigte, stieg deren Zahl 10 Jahre später bereits auf 99, und um das kleine Vaterhaus, unter dessen Dach er mit drückenden Sorgen und schwerer Arbeit zum Manne gereift war, wächst nach und nach die Zahl der Werkstattsgebäude und Schlote, als redende Zeugen seines Erfolges.

Nicht die Herstellung des Gußstahls allein, sondern auch die Erweiterung seiner Verwendung lag Krupp sehr am Herzen; es zeugte von seinem scharfen, weitsehenden Blick, als er 1843 dem preußischen Kriegsministerium drei von ihm eigenhändig hohl geschmiedete Flintenläufe und 1847 einen 3-Pfünder aus Gußstahl zum Versuch einsandte, dem 1850 ein 6-Pfünder folgte — beide Vorderlader. Letzteres Geschützrohr und der 2000 kg schwere Gußstahlblock waren die viel bewunderten Hauptstücke der Londoner Ausstellung von 1851, um derentwillen Krupp die höchste Auszeichnung, die „council medal", erhielt. Im Geburtslande des Gußstahls war man noch nicht über dessen Herstellung in kleinen Stücken, wie sie zu Werkzeugen aller Art erforderlich sind und ausreichen, hinausgekommen. Es ist ihnen auch

bis heute nicht gelungen, Krupp jemals wieder zu erreichen, geschweige denn zu überholen.

Im dem Jahre der politischen Umwälzungen und des wirtschaftlichen Niederganges der Industrie in allen Ländern, im Jahre 1848, übernahm Krupp seine Fabrik auf eigene Rechnung. Die Arbeiterzahl war fast auf die Hälfte, auf 70, heruntergegangen; aber gerade dieser Kampf förderte und stählte seine Schaffenskraft, wofür die Londoner Ausstellung den Beweis lieferte. Von epochemachender Bedeutung aber war seine Erfindung der schweißlosen Stahlreifen für Eisenbahnräder gerade zu dieser Zeit des beginnenden Aufschwunges im Verkehrswesen durch die Eisenbahnen; die Arbeiterzahl stieg auf 352 und das Jahreserzeugnis an Gußstahl auf 900000 kg, und von welcher Bedeutung dieser Fabrikationszweig für das Werk wurde, geht daraus hervor, daß später in einem Betriebsjahr 65000 Stück solcher Radreifen gefertigt wurden. Dabei verlor Krupp das Geschützwesen nie aus dem Auge. Schon im folgenden Jahre, 1854, wurde der erste 12-Pfünder hergestellt, der mit einem 5000 kg schweren Gußstahlblock auf der Pariser Weltausstellung 1855 allgemeine Bewunderung, auch die Kaiser Napoleons, erregte. Die ausgestellten Fabrikate Krupps, unter ihnen Gußstahlwalzen von einer bisher unerreichten Politur, bildeten nach einstimmigem Urteil den Glanzpunkt der ganzen Metallindustrie auf der Ausstellung. Eine Folge war die Bestellung von Versuchsgeschützen fast aller größeren Staaten. Ihr ausgezeichnetes Verhalten trug dazu wesentlich bei, die Geschützfrage, welche durch die allerorts vorgenommenen Versuche mit gezogenen Kanonen lebhaft besprochen wurden, in den Vordergrund der Tagesfragen und des allgemeinen Interesses zu drängen. England, Rußland, Ägypten bestellten Gußstahlkanonen größeren Kalibers, meist Granatkanonen für Schiffe und Küstenwerke, Frankreich sogar 300 12pfündige Granatkanonen (canon de l'empereur), doch wurde diese Bestellung bald, Geldmangels wegen, sowie in Rücksicht auf die französische Industrie, zurückgezogen. An Anerkennungen fehlte es nicht, die Pariser und Münchener Ausstellung brachten Krupp goldene Medaillen und Orden, aber an fördernden Aufträgen für die Kanonenwerkstatt fehlte es noch. Die Übergangszeit vom glatten zum gezogenen Geschütz und zwar dem Hinterlander, war eine Krisis im Geschützwesen, deren Verlauf abgewartet werden mußte. Die Entscheidung kam. Als in Preußen 1859 die Konstruktion des gezogenen 6pfündigen Hinterladers festgestellt war, änderte der Prinzregent, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm, in dem Auftrag an Krupp die Zahl 100 eigenhändig in 300 um. Ihn leitete hierbei die Überzeugung, daß der Gußstahl bei weitem der beste Werkstoff für Geschütze sei und der Vorausblick, daß Preußen es nötig habe, sich durch Ausrüstung seiner Artillerie mit den besten Geschützen stark zu machen. Damit war zwar für Krupp der Bann gebrochen, aber noch mehrmals waren schwere Krisen zu überstehen. Die preußische Artillerie hatte im Kriege 1866 die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt; die

Ursache war jedoch nicht das Geschütz, sondern seine verbesserungsbedürftige Verwendung im Gefecht, wie man später erkannte. Nichts desto weniger machte sich ein starker Rückstrom zum bronzenen Vorderlader geltend, durch den sich König Wilhelm jedoch nicht beirren ließ. Die folgenden Versuche haben die Richtigkeit seines Urteils zu Gunsten des Gußstahls bestätigt. Aber in Frankreich hatte man das Hinterladersystem überhaupt nicht angenommen, in England sogar wieder aufgegeben, wegen Mangels eines guten Verschlusses, und als nun gar bei Panzerschießversuchen 1867—1868 die englischen Vorderlader sich den Kruppschen Hinterladern überlegen zeigten, trat die schwerste Krisis für Krupp ein. Dieser war aber nicht stehen gelieben, unermüdlich hatte er an der Verbesserung seiner Kanone gearbeitet, 1862 den Flach- und 1865 den Rundkeilverschluß konstruiert, 1867 das prismatische Pulver und die Ringkonstruktion angenommen und mit Hilfe dieser grundlegenden Verbesserungen gelang es ihm, in weiterer Ausbildung derselben, glänzende Siege zu erringen. Bis zum heutigen Tage hat die Kruppsche Fabrik an jenen alten Prinzipien festgehalten und auf ihrer Grundlage die Geschütze fortschreitend verbessert, und sie erfreut sich des Rufes, daß ihre Geschütze vom kleinsten bis zum größten Kaliber, auch heute von keiner Fabrik der Welt übertroffen werden. Wiederholt war die Kruppsche Fabrik durch ihre Neuerungen epochemachend im Geschützwesen, so 1882 durch die Einführung des braunen, 1889 durch die des rauchlosen Geschützpulvers. Sie führten zur Verlängerung der Geschützrohre und einer Steigerung der Schußweite und Durchschlagskraft ihrer Geschosse, die man vorher für unerreichbar hielt. Wir erinnern nur daran, daß am 28. April 1892 in Gegenwart des deutschen Kaisers mit einer 24 cm-Kanone die bis heute noch nirgends übertroffene Schußweite von 20227 m erreicht wurde.

Wir haben Krupps Siegeslauf auf artilleristischem Gebiete eingehender geschildert, als es eigentlich in den Rahmen unseres Werkes paßt, die außerordentliche Bedeutung der Gußstahlkanone für Vaterland und Industrie mag dies entschuldigen. Indessen, das Kanonenressort bildet doch immer nur einen Teil und nicht einmal den größten des umfangreichen Werkes. Niemals hat der „Kanonenkönig“ versäumt, die Entwickelung der anderen Betriebe seines Werkes zu fördern, nicht selten ist er in der zweckmäßigen Einrichtung seiner Werke den Deutschen Eisenhüttenleuten vorangegangen, z. B. mit der Erbauung des 50 t-Hammers „Fritz“, mit der Krupp damals einen gewaltigen Sprung ins Ungewisse that. Dieser Dampfhammer, der am 16. September 1861 in Betrieb gesetzt wurde, ist eine technische That ersten Ranges, die ihrer Zeit so vorauseilte, daß sie von den bedeutendsten Hüttenmännern eine Thorheit genannt wurde. Krupp war von den Vorteilen der Bearbeitung großer Werkstücke unter diesem schweren Hammer, der fast ein Jahrzehnt lang der größte der Welt blieb, felsenfest überzeugt, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Er war auch der Erste, der in Deutschland das Bessemerverfahren einführte. Am 16. Mai 1862 wurde die erste Charge

erblasen. 1869 wurde der erste Stahlschmelzofen nach dem Regenerativsystem von Siemens (Siemens-Martin-Ofen) angelegt; die Erzeugung von Tiegelgußstahl war in diesem Jahre bereits auf 65 Mill. kg gestiegen.

Der Tiegelgußstahl bildet auch heute noch eine Spezialität der Fabrik. Er wird durch Zusammenschmelzen besonders hergestellten Eisens und Stahls in geschlossenen Tiegeln bereitet und aus diesen zu Blöcken bis zu 85 000 kg Gewicht zusammengegossen; sie dienen zur Herstellung von Geschützröhren, Gewehrläufen, Panzergranaten, zu Schraubenwellen und wichtigen Konstruktionsteilen für Schiffsmaschinen und Maschinen für andere Betriebe, zu Gold-, Silber- und Münzwalzen, Walzen für Blech- und Panzerplatten-Walzwerke, Achsen und Reifen für Eisenbahn- und Lokomotivräder u. s. w. Der in den 4 Martinwerken mit 17 Öfen hergestellte Martinstahl wird zu ähnlichen Zwecken wie der Tiegelstahl verwendet, ausgenommen zu Geschützröhren, die nur aus Tiegelstahl angefertigt werden. Dagegen dient der Martinsstahl zur Herstellung von Blechen, Winkeln und Panzerungen für Kriegsschiffe und aller Bedürfnisse des Schiffsbaues, von Geschossen, Lafettenteilen, Eisenbahnachsen, Radreifen, Federn u. s. w. Tiegel- und Martinstahl dienen ferner zum Stahlformguß zur Herstellung von Radsternen und Scheibenrädern für Lokomotiven und Wagen, Herz- und Kreuzungsstücken, Lokomotivrahmen und Rahmen für Schiffsmaschinen. Der Vordersteven und Ruderrahmen für ein Kriegsschiff aus Stahlformguß auf der Ausstellung in Chicago haben allgemeine Bewunderung erregt; der erstere hatte eine Höhe von 12,62 m und wog 24050 kg, der Ruderrahmen wog 11300 kg, der zugehörige Hintersteven 12800 kg. Es lassen sich aber noch weit schwerere Stücke formen und gießen. Aus den Martinöfen werden auch die Brammen bis zu 40 t Gewicht gegossen, die zu Panzerplatten ausgewalzt werden. In diesem erst 1890—1892 aufgenommenen Betriebe stehen Schmiedepressen von 2000 und 5000 t Druckkraft, sowie ein Panzerplattenwalzwerk für 4 m Plattenbreite. Trotz der kurzen Betriebszeit, haben die aus ihm hervorgegangenen Panzerplatten bei ihrer Beschießung im Jahre 1895 einen solchen Widerstand geleistet, wie er bisher noch von keiner Fabrik der Welt erreicht worden ist. Alle Platten von 300, 150, 100 und 80 mm Dicke waren von gleich hervorragender Güte. Der in den beiden Bessemereien mit 15 Konvertern erzeugte Bessemerstahl wird hauptsächlich zu Material für den Eisenbahnoberbau, zu Schienen, Schwellen, Laschen u. s. w. verarbeitet. Außer diesen Stahlsorten werden noch Legierungen von Stahl mit Nickel, Wolfram, Chrom, Molybdän u. s. w. für besondere Zwecke hergestellt. Unter ihnen findet der Nickelstahl, seiner ausgezeichneten Zerreißfestigkeit bei hoher Dehnbarkeit wegen, eine umfangreiche Verwendung besonders zu Schiffswellen, Lokomotivachsen, Panzerplatten und Maschinenteilen, von denen eine große Betriebssicherheit gefordert werden muß. Außer Stahl fertigt die Fabrik aber auch Gußeisen, Schmiedeeisen und Bronze für besondere Zwecke an. Die gesamte Stahlproduktion betrug

im Jahre 1893 etwa 230000 t, die Zahl der von der Kruppschen Fabrik bis Ende 1895 gelieferten Geschützrohre beträgt schon über 30000 Stück.

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Bedarf an Rohstoffen für die Fabrik ein ganz ungeheurer sein muß. Um sich nun aber in der Lieferung derselben, sowie von Zwischenfabrikaten unabhängig von anderen Werken zu machen, hat Krupp bereits zu Anfang der sechziger Jahre mit dem Ankauf anderer Hüttenwerke und Gruben begonnen, so daß heute zum Etablissement Fried. Krupp gehören: die Gußstahlfabrik in Essen, das Stahlwerk zu Annen, drei Kohlengruben, 547 Eisensteingruben in Deutschland und mehrere bei Bilbao in Nordspanien, vier Hütten (Johanneshütte bei Duisburg, Hermannshütte bei Neuwied, Mülhofenerhütte bei Engers, Seyner Hütte), das Grusonwerk bei Magdeburg, drei Schießplätze (je einer bei Essen mit offenen Schießständen und Schießgewölben, bei Meppen für Schußweiten bis zu 23 km und bei Tangerhütte), vier Seedampfer, verschiedene Steinbrüche, Thon- und Sandgruben, 5 Arbeiterkolonieen mit zusammen gegen 4000 Wohnungen, ein Krankenhaus, zwei Barackenlazarette, eine Arbeiterkaserne und Arbeiter-Speiseanstalt. Der Grundbesitz der Firma betrug im Jahre 1891 zusammen 973 ha 51,35 a, wobei die Verwaltung Hügel und das Grusonwerk nicht mit eingerechnet sind. Davon kommen auf Essen 352 ha 29,1 a, wovon 47 ha 28,98 a überbaut sind. Ein überwältigendes Gewirre von Werkstattsgebäuden mit einem Wald von hochragenden Schornsteinen, so liegt heute die Fabrik zu beiden Seiten der von Essen nach Mülheim führenden Limbecker Chaussee. Und inmitten dieser Stätte titanenhafter Arbeit steht das kleine Stammhaus, so wieder hergestellt und erhalten, wie es ehemals war. 1822—1823 hat es der Begründer der Fabrik mit seiner Familie bezogen; in der kleinen Dachstube hat der vierzehnjährige Fabrikherr „Hunderte von Nächte in Sorgen und fieberhafter Angst mit wenig Aussicht auf die Zukunft durchwacht“. In diesem bescheidenen Hause verweilte der große Fabrikherr während seines Aufenthalts im Werke, aus ihm wurde er am 18. Juli 1887 zur letzten Ruhe bestattet, und auch der heutige Besitzer hat sein Arbeitszimmer in diesem kleinen Hause, auf welches die riesenhaften Werkstattsgebäude stolz herabsehen, denn von dort gingen die Gedanken aus, denen sie ihr Entstehen verdanken.

Und es sind ihrer viele! Da sind Bessemer-, Martin-, Puddel- und Schweißwerke, ein Schmelzbau für Tiegelstahl, Eisen-, Messing- und Geschoßgießerei, Schienen-, Laschen-, Blech-, Federstahl-, Panzerplatten- und Bandagenwalzwerk, Hammerwerke, Räder-, Herd-, Huf- und Kesselschmieden, eine Reihe von Kanonen- und Lafettenwerkstätten, Verzinkerei und Vernickelungsanstalt, da sind Zimmer-, Klempner-, Schreiner-, Stellmacher- und Anstreicherwerkstätten, eine Sattlerei, ein Mörtelwerk u. s. w. u. s. w. In diesen Betrieben waren 1893 in Thätigkeit: etwa 1500 verschiedene Öfen, Schmiedefeuer ꝛc. 3000 Werkzeug- und Arbeitsmaschinen, darunter über 800 Dreh-

bänke und etwa 350 Bohrmaschinen, 22 Walzenstraßen, 111 Dampfhämmer von 100—50000 kg, zusammen mit 226630 kg Fallgewicht, 2 hydraulische Pressen von 5000, eine von 2000 und eine von 1200 t Druckkraft; 263 stehende Dampfkessel, 421 Dampfmaschinen von 2—3500 Pferdekräften mit zusammen 33149 Pferdekraft, 430 Kräne von 400—150000 kg, zusammen 4662200 kg Tragfähigkeit. Die Gesamtlänge der Transmissionen beträgt 8800 m, die der Transmissionsriemen 48 km. Allein in der Gußstahlfabrik Essen wurden im Jahre 1890—1891 722885 t, auf allen Kruppschen Werken 1253161 t, oder rund 4200 t Kohlen täglich verbraucht. Die Fabrik hat selbstredend ihre eigene Wasserleitung und Gasanstalt; erstere hat 108,09 km Erd- und 74,5 km Hausleitungen, es wurden 1890—1891 9230000 cbm Wasser, an Leuchtgas 12 Millionen cbm verbraucht; es brennen 2086 Straßenflammen und 25620 Flammen in den Werkstätten. Außerdem besteht ein Elektrizitätswerk, welches 573 Bogen- und 1804 Glühlampen speist, für welche 8,1 km Lichtkabel unterirdisch und 72 km oberirdisch verlegt sind. Es leuchtet ein, daß ein so großartiger, weit verzweigter Betrieb auch entsprechender Verkehrseinrichtungen bedarf. Die Fabrik hat Anschlüsse mit Normalgeleise an drei Staatsbahnen mit zusammen 50 km Geleise; auf ihnen verkehren täglich 32 Züge mit 16 Tenderlokomotiven und 577 Wagen. Ein schmalspuriges Eisenbahnnetz von 35 km Geleislänge durchzieht die Fabrik nach allen Richtungen, auf welchen 17 Lokomotiven und 640 Wagen verkehren. Nicht minder ausgebreitet ist das Telegraphen- und Telephonnetz, ersteres hat 80 km Leitung mit 20 Stationen und 35 Schreibapparaten, letzteres 172 km Länge mit 200 Stationen und 202 Fernsprechern. In allen Werken und Anlagen der Firma waren im Juli 1895 29172 Personen beschäftigt. Im Jahre 1894 waren es 27155, die mit ihren Familienmitgliedern die stattliche Zahl von 94752 Personen erreichte, von denen 25828 in Kruppschen Gebäuden wohnten, das wäre die Einwohnerzahl einer größeren Provinzialstadt!

Wohl müssen wir staunen über die Größe der Arbeit, die hier verrichtet wird, aber überwältigend ist die Größe des Willens, der diesen Organismus geschaffen hat, der ihn leitete und ihn erhält. Denn es leuchtet ein, daß ohne eine Ordnung, welche jedes diesem Organismus zugehörende Glied mit Naturgewalt zu bestimmter Thätigkeit zwingt, ein solches Werk nicht bestehen und nicht gedeihen kann. Jeder, der hier arbeitet, muß in seiner Weise an dem gemeinsamen Werke nutzbringend mitwirken und um dies zu können, muß er dem leitenden Willen sich unterordnen und den gegebenen Verhältnissen sich anpassen. Wie jede Organisation, so fordert auch diese ein Zusammenfassen einzelner Glieder zu Gruppen in steigender Ordnung derart, daß Gruppen niederer Ordnung immer zu je einer höheren vereinigt werden, welche in aufsteigender Linie von Meistern, Obermeistern, Ingenieuren, Betriebsleitern und Ressortchefs geleitet werden. Und doch muß zu einer gedeihlichen Arbeit jeder einzelne Arbeiter von dem Ge-

danken beseelt sein, daß er ein notwendiges Glied in dem großen Organismus ausmacht. Diesen Eindruck gewinnt man in der That, wenn man still beobachtend die weiten Werkstätten durchschreitet und die Arbeiter bei ihrem Thun beobachtet. Diesen Korpsgeist, wie wir ihn nennen möchten, den Gemeinsinn und das Gefühl der Zusammengehörigkeit hat der verewigte Schöpfer der Fabrik in seinen Arbeitern und Beamten zu erwecken, zu hegen und zu pflegen verstanden, wie selten ein Mensch. Dies ist, menschlich betrachtet, wohl sein größtes Verdienst. Er achtete und ehrte die Arbeit: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet!" Dies sind seine Worte, die auch sein Denkmal schmücken. In der Arbeit aber achtete er auch den pflichttreuen Arbeiter. Er betrachtete seine Arbeiter als seine Familie, deren Vater er allezeit sein wollte und es auch war im edelsten Sinne des Wortes. Das bezeugen die Worte, die der Vorsitzende des Direktoriums, der Geheime Finanzrat Jencke, an seinem Grabe sprach: „Es ist das Bekenntnis des Dankes, das Tausende und Abertausende empfinden, welchen er nicht nur Arbeit gegeben, sondern denen er auch Vater gewesen. Sein Herz war es, welches ihn trieb, der Not zuvorzukommen, sein Herz war es, welches ihn trieb, das Leben derer, welche für ihn, mit ihm und unter ihm arbeiteten, freundlich zu gestalten." In demselben Sinne sprach er bei der Einweihung des Denkmals, das die Beamten und Arbeiter ihrem verehrten Herrn errichtet haben, am 28. August 1892: „Neben den Aufgaben und Problemen der Technik vergaß er nicht, in einer von menschenfreundlichster und vornehmster Denkungsart zeugenden Weise der humanitären Gesetzgebung unserer Zeit in einer von dieser überhaupt nicht erreichten Weise, um Jahrzehnte vorauszueilen und Einrichtungen zu schaffen, welche die Gesetzgebung überhaupt nicht, sondern nur eine zu jedem Opfer bereite Menschenliebe ins Leben rufen kann."

Wir müssen es uns, des Raummangels wegen, versagen, auf die vielen segensreichen Wohlfahrtseinrichtungen, die Krupp für seine Beamten und Arbeiter geschaffen, näher einzugehen, und uns auf einen flüchtigen Umriß beschränken. Bereits im Jahre 1863, als es seinen Arbeitern mit dem Wachsen der Einwohnerzahl in der Stadt Essen immer schwerer wurde, eine billige und gesunde Wohnung zu bekommen, erbaute Krupp für seine Arbeiter die Kolonie Westend mit 144 Wohnungen, ihr folgten in den siebziger Jahren die Kolonieen Kronenberg, Schederhof, Altendorf u. s. w. mit zusammen 3626 Wohnungen, für Beamte sind besondere Häuser erbaut. Diese Kolonieen sind mit allen Wohlfahrtseinrichtungen, Wasser- und Gasleitungen, Feuerwehr, Schulen, Kirchen u. s. w. versehen. Für unverheiratete Arbeiter ist eine große Kaserne mit Menage errichtet, die etwa 800 Arbeiter benutzen. Um nun aber seinen Werksangehörigen den Erwerb eines eigenen Hauses zu ermöglichen, gab Krupp 1889 die Summe 500000 Mk. zu Darlehen für den Hauserwerb. Bereits 1868 richtete

Krupp eine Konsumanstalt für den Verkauf preiswürdiger Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände des Haushaltes an seine Arbeiter und Angestellten ein, welche 68 Verkaufsstellen, von diesen 23 in den Außenwerken, besitzt; zu ihnen gehören eine Schlächterei, eine Mühle, zwei Bäckereien, eine Eisfabrik, eine Bürsten-, eine Tütenfabrik, zwei Schneiderwerkstätten, eine Schuhmacherwerkstatt, ein Hotel, ein Kasino für Beamte, 7 Restaurationen, zwei Kaffeeschenken und für die Fortbildung von Arbeitertöchtern eine Plättanstalt, eine Industrieschule für Erwachsene zur Ausbildung im Handnähen, Sticken, Maschinennähen und Kleidermachen, drei Industrieschulen für schulpflichtige Mädchen, d. h. Handarbeitsschulen, sowie eine Haushaltungsschule zur Ausbildung von je 24 Arbeitertöchtern zur Führung eines einfachen Haushaltes, in viermonatigen Kursen. In den Kolonieen sind ferner für die Kinder der Arbeiter Volksschulen eingerichtet; der Unterricht ist unentgeltlich, die Lehrer und Lehrerinnen, auch in den Industrieschulen, werden von der Firma besoldet. Eine besondere Aufmerksamkeit wird dem Lehrlingswesen gewidmet, womit die Heranbildung eines Stammes tüchtiger Arbeiter für die Fabrik bezweckt wird. Die Lehrlinge erhalten eine gründliche Fachausbildung unter strenger Überwachung ihrer sittlichen Führung und erhalten vom Beginn der Lehrzeit, die vier Jahre dauert, an einen von 0,65—2,50 Mk. steigenden Tageslohn. Die Hälfte des Lohnes wird jedoch erst nach beendeter Lehrzeit ausgezahlt. 1891 betrug die Zahl der Lehrlinge 361, die verpflichtet sind, an dem Unterricht der Kruppschen Fortbildungsschule (einer Art Gewerbeschule) teilzunehmen. Für die weitere Ausbildung besonders befähigter Schüler zahlt Krupp jährlich 12000 Mk. Stipendien. Es besteht ferner eine Krankenkasse für Arbeiter, eine Pensionskasse für Arbeiter und Beamte, sowie für deren Witwen und Waisen, eine Unfallversicherung für Beamte, ein Unterstützungsfonds für Nicht-Pensionsberechtigte und ihre Hinterbliebenen, eine Lebensversicherungsverein. Ferner eine Stiftung von 1 Mill. Mark zur Unterstützung arbeitsunfähig gewordener Arbeiter und deren Hinterbliebene. 1892 hat Krupp ferner ein Heim „Altenhof" für invalide Arbeiter und deren Witwen gegründet, wo dieselben mietsfrei auf Lebenszeit Wohnung mit Garten erhalten. Es sind vorläufig 100 Wohnungen eingerichtet. Bemerkt sei noch, daß in den Bürstenbindereien nur invalide Arbeiter, in der Tütenfabrik, Schneiderei u. s. w. Frauen und Töchter von Arbeitern beschäftigt werden, um ihnen Gelegenheit zum Nebenverdienst zu geben.

So ist nach allen Richtungen, wohin man blickt, für das Wohlergehen der Arbeiter und ihrer Angehörigen Sorge getragen, dem es zum nicht geringsten Teil zuzuschreiben ist, daß die Sozialdemokratie niemals unter ihnen festen Fuß zu fassen vermochte.

Kehren wir noch einmal zu dem Riesengeist zurück, der dies alles unter schweren Kämpfen und Sorgen und endlich unter dem gütigen, aber wohlverdienten Geschick beispielloser Erfolge, zu schaffen vermochte.

Im Frühjahr 1887 begann Krupp schwach und bettlägerig zu werden, doch behielt er seine geistige Frische und konnte noch am 14. Juli mit seinem Sohne und dem Arzt, Dr. Schweninger, eine gemütliche Unterhaltung führen; und nach dieser ist er sanft hinübergeschlummert. So krönte ein beneidenswerter Tod das Leben eines Mannes, von welchem sein erster Beamter, der Geheimrat Jencke, an der Gruft sagen konnte: „Er war uns ein Vorbild in jeder Beziehung, ein Mann unermüdlicher, fleißiger, unerschütterlicher Thätigkeit und Beharrlichkeit, von außerordentlicher Energie, Gewissenspflicht und großer Strenge gegen sich selbst. . . . Gütig im Denken und Handeln, war er ein Freund seiner Arbeiter, deren geringstem er gern die harte, schwielige Hand drückte, stets bereit, Gutes zu stiften, ein wahrer Helfer in der Not.“ —

Nunmehr trägt der Inhaber der Firma wieder den Namen Friedrich (Alfred) Krupp, den ihres eigentlichen Gründers. Ihm ist die schwierige Aufgabe geworden, das große Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten, und die großartigen Vervollständigungen, welche, wie oben erwähnt, in den letzten Jahren geschaffen wurden, beweisen, daß die Aufgabe in guten Händen ruht.

Siebenter Abschnitt.

1. Nürnberg. Geschichte und Bewohner Nürnbergs. — 2. Die bayerische Hochebene. — 3. München. Der neue Königsbau. Die Königsschlösser Ludwigs II. von Bayern. — 4. Regensburg. Die Walhalla.

1. Nürnberg.*)

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Dich, nimmer noch veraltet —
Du treue fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Max v. Schenkendorf. 1814

Wenn der das schöne Frankenland mit seinen sanft aufsteigenden Höhen und reichgesegneten Gefilden durchziehende Wanderer von ferne die auf hohem Sandsteinfelsen stolz sich erhebende mächtige Kaiserburg der alten Stadt Nürnberg erblickt, so schlägt ihm gewiß das Herz höher, und gar wunderbare Gefühle und Gedanken werden in ihm aufsteigen. Weiß er doch, daß er bald einer Stätte naht, deren Geschichte mit der Größe und dem Schicksal unseres Vaterlandes eng verknüpft ist, daß er eine Stadt betreten wird, in welcher eine thatkräftige Bevölkerung seit Jahrhunderten sich bewegt, die jederzeit deutsch gefühlt hat und dem Kaiser und Reich stets treu ergeben war. Sei mir gegrüßt, du mauerumgürtete Burg mit den mächtigen epheuumrankten Mauern und wappengezierten Basteien, so möchte man ausrufen, wenn man die einen breiten gemauerten Graben überwölbende Brücke des alten Vestnerthors überschreitet und durch einen kasemattenähnlichen Weg auf die eigentliche Burghut des Kaiserschlosses mit seinen malerischen Erkern, Zinnen und Türmen gelangt. Was ihre Erbauung betrifft, so herrscht über dieselbe ein sagenhaftes Dunkel; immerhin ist sie aber bereits

*) Von Markus Schüßler.

urkundlich 1050 nachweisbar, in welchem Jahre Kaiser Heinrich III. in der Burg sein Hoflager hielt. Seitdem haben mehr als zwanzig deutsche Kaiser sie bewohnt, und besonders waren es Friedrich Barbarossa, Heinrich V., Konrad III., Friedrich II. und Ludwig der Bayer, welche sich die Burg als ihren Lieblingsaufenthalt erkoren und der Stadt Nürnberg große Förderung durch verschiedene Vorrechte angedeihen ließen. Die erste Erweiterung erfuhr die Burg unter Kaiser Friedrich Barbarossa, und dürften die im romanischen Stil ausgeführten Teile derselben aus dieser Zeit stammen. Treten wir in den innern Hof der Burg ein, so begrüßt uns in der Mitte desselben das duftige Grün einer uralten Linde, welche der Sage nach von der Kaiserin Kunigunde gepflanzt sein soll. Gotische Treppen führen in die interessanten Gelasse und Säle der Burg, von denen besonders der Audienzsaal mit reicher künstlerischer Ausstattung und einer Sammlung von Gemälden der altdeutschen Schule die Beachtung des Besuchers verdient. Östlich vom Burgthor befindet sich der sogenannte Heidenturm mit Rundbogenfenstern und verwitterten figürlichen Steinskulpturen, welche man früher für vorchristliche Bildwerke hielt. Der Turm bildet den Eingang zur romanischen Margaretenkapelle, über welcher sich die vom Innern des Schlosses aus zugängliche, im gleichen Stil ausgeführte Kaiserkapelle mit schlanken, reich verzierten Marmorsäulen befindet. Gegenüber dem Heidenturm ragt auf einer Felsenpartie der mittelalterliche Sinwelturm stolz empor, und am Fuße desselben breitet sich ein geräumiger, von Gebäuden umschlossener Platz, die innere Freiung aus. An der Brüstungsmauer derselben genießt man über das tief unten liegende Häusermeer der Stadt Nürnberg einen entzückenden Ausblick. Mächtig steigen aus demselben die Zwillingstürme der St. Sebalduskirche und der St. Lorenzkirche empor, majestätisch erglänzt in den Strahlen der Sonne die Kuppel der St. Elisabethakirche mit dem goldenen Maltheserkreuze und die Hunderte von Zinnen, Giebeln und Erkern könnten erzählen von all' dem Schönen und Großen, was sich seit Jahrhunderten in diesen Straßen und Gassen begeben hat. Gewaltige runde, von dem Nürnberger Baumeister Peter Unger in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaute Türme schließen an den Ecken den mit Basteien und Thoren besetzten Mauergürtel der Stadt ab, und über denselben hinaus breiten sich die großen Vorstädte Nürnbergs aus, welche rings von duftigen Wäldern und den blauen fränkischen Bergen eingerahmt sind. Auf der innern Freiung befindet sich auch die aus dem 15. Jahrhundert stammende Walburgiskapelle, die sich an eine, ausgebrannte Fensteröffnungen zeigende Mauer anschließt, durch welche ein mit dem Reichsadler geschmücktes Thor an der ehemaligen Burgamtswohnung vorüber auf die äußere, mit alten Linden bewachsene Freiung führt. Dieselbe gewährt gleichfalls eine herrliche Aussicht auf die ländliche Umgebung Nürnbergs mit ihren fruchtbaren Gefilden und schmucken Häusern, sowie auf die in der Ferne sich erhebenden Berge mit zahlreichen Burgruinen. Auf dem

dortigen Plateau befindet sich der sogenannte fünfeckige Turm, welcher als das älteste Baudenkmal der Stadt gilt und den verschiedene Chronisten schon zur Zeit des Kaisers Tiberius und des Feldherrn Drusus Nero entstehen ließen und den Namen der Stadt als Neroberg = Nürnberg hiermit in Verbindung brachten. Diese Vermutungen sind jedoch in das Gebiet der Sage zu verweisen. Sind doch die Römer, wie geschichtlich nachweisbar, nie in diese Gegend gekommen! An der an diesen Turm sich anschließenden Brüstungsmauer des Stadtgrabens sind einige Hufeisenformen eingegraben, welche daran erinnern, daß an dieser Stelle der von den Nürnbergern gefangene berüchtigte Raubritter Eppelein von Gailingen mit seinem feurigen Rappen über den Graben setzte und auf diese Weise seinen Feinden entwischte, was zu dem Sprichworte Veranlassung gab: „Die Nürnberger henken keinen eher, sie hätten ihn denn.“ Neben dem fünfeckigen Turm erhebt sich die in den Jahren 1494—1495 von dem Baumeister Hans Behaim dem Älteren erbaute sogenannte Kaiserstallung und zwar an der Stelle, an welcher das alte Burggrafenschloß, die Wiege des gegenwärtigen deutschen Kaiserhauses, sich befand. Dasselbe wurde nämlich im Jahre 1420 durch den bayerischen Pfleger in Lauf, Christoph Layminger, in dem Kriege des Markgrafen von Brandenburg mit Ludwig dem Bärtigen, Herzog von Bayern, niedergebrannt und nicht wieder aufgebaut. Der letzte dortselbst residierende Burggraf Friedrich VI. wurde bereits im Jahre 1411 durch Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt. Trotzdem nun die Nürnberger bereits im Jahre 1427 den obenerwähnten Platz mit den seit 1191 in den Händen der Burggrafen gelegenen Rechten erworben hatten, glaubten diese doch immer noch als nunmehrige Markgrafen von Brandenburg berechtigt zu sein, gewisse Hoheitsrechte über die Stadt ausüben zu können, was zu den blutigen Kriegen zwischen der Stadt und den Markgrafen Albrecht Achilles und Kasimir die Veranlassung gab. Der fortwährenden Eifersucht zwischen den Burggrafen und der Stadt verdankt auch der neben der alten Hohenzollernburg von den Nürnbergern 1367 erbaute hohe steinerne, noch jetzt vorhandene Turm, der sogenannte „Lug ins Land“, von welchem die Nürnberger das Thun und Treiben der Burggrafen in ihrer Burg beobachten konnten, seine Entstehung.

Von der Burghut des Schlosses gehen wir eine breite mit stattlichen alten Häusern bebaute Straße zu der am Fuße des Berges auf hügeligem Gelände sich ausbreitenden Stadt hinab und lassen die halbkreisförmig um die Burg sich ziehenden alten, zum Teil nach den ehemaligen Bewohnern benannten Gassen, wie die Söldners- und Schildgasse, die Schmied- und Krämergasse, zu beiden Seiten liegen. In der Mitte der Burgstraße fesselt uns ein mit einem großen Ammoniten bezeichnetes Haus, welches der älteste Nürnberger Künstlerbiograph Johann Neudörfer im 16. Jahrhundert bewohnte. Dicht daneben steht das Scheurl'sche Haus, welches in früheren Jahrhunderten das Absteigequartier mancher Fürsten und besonders der

bayerischen Herzöge war; das Haus ziert in seinem zweiten Stock die berühmte Pfalzgrafenstube mit prächtigem spätgotischen Schnitzwerk und anderen auf die Patrizierfamilie Scheurl bezüglichen Altertümern. Gegenüber liegt die Behausung des berühmten Nürnberger Malers Michael Wohlgemuth, des Lehrmeisters Albrecht Dürers. Nicht vergessen sei das nebenan befindliche architektonisch schöne Fembo-Haus, in welchem sich die ehemals weitberühmte Homann-Fembosche Landkartenhandlung befand. Weiter hinabschreitend kommen wir zu der im ehemaligen Dominikanerkloster seit dem Jahre 1538 von dem berühmten Ratsherrn Hieronymus Paumgärtner errichteten Stadtbibliothek, welche nahezu 60000 Bände zählt, worunter sich kostbare Inkunabeln und wertvolle Manuskripte befinden. Von den letzteren nennen wir eine lex salica aus dem 12. Jahrhundert, ein Breviarium einer englischen Königin, Tochter Karls VI. von Frankreich, ein Missale mit sehr schönen Malereien von Glockendon, einem Schüler Dürers, dann das den Juden bei ihrer Ausweisung aus Nürnberg abgenommene große Machsor, welches eine Sammlung hebräischer Gebete enthält. Außerdem besitzt die Bibliothek wertvolle Autographen von Huß, Luther, Dürer, Regiomontan, Melanchthon, Hans Sachs, Gustav Adolf u. a. In den unteren Räumen des genannten Gebäudes und besonders in den prachtvollen gotischen Kreuzgängen des ehemaligen Klosters ist das städtische Archiv aufgestellt.

Ehe wir das mit seiner majestätischen Stirnseite uns entgegenschauende Rathaus besichtigen, biegen wir in ein Nebengäßchen ein und kommen, an dem berühmten, allen Fremden wohl bekannten Bratwurstglöckchen, einer aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Wirtschaft, vorüberschreitend, auf den Albrecht-Dürerplatz mit seinen erkergezierten Häusern, um das Denkmal zu besichtigen, das Nürnberg seinem größten Sohne, dem berühmtesten deutschen Maler Albrecht Dürer, im Jahre 1840 gesetzt hat. Das Modell zu dem herrlichen Standbild des Meisters fertigte der hervorragendste deutsche Plastiker Christian Rauch, während der Bronzeguß von dem Nürnberger Daniel Burgschmiet stammt. Weiter die Bergstraße emporsteigend, gewahren wir den mittelalterlichen Tiergärtnerthorturm und nebenan die Behausung des berühmten, im 16. Jahrhundert für verschiedene Kaiser thätig gewesenen berühmten Harnischmachers Siebenbürger, welche im Volksmunde das Pilatushaus heißt. Gegenüber erhebt sich ein altes Fachwerkgebäude mit weit vorspringendem Giebel, die einstige Wohnstätte des Altmeisters Albrecht Dürer. Mit Verehrung betreten wir das Haus, in welchem der unsterbliche Meister seine herrlichen Tafeln, u. a. auch die jetzt in der Pinakothek zu München befindlichen vier Apostel, gemalt hat, wo er seine phantasiereiche Apokalypse, die tiefempfundene Leidensgeschichte Christi und das echt deutsch geschilderte Leben der Maria gezeichnet hat, welche Werke der vervielfältigende Holzschnitt der damaligen Kunstwelt vermittelte; hier entstanden seine köstlichen Kupferstiche und die verschiedenen

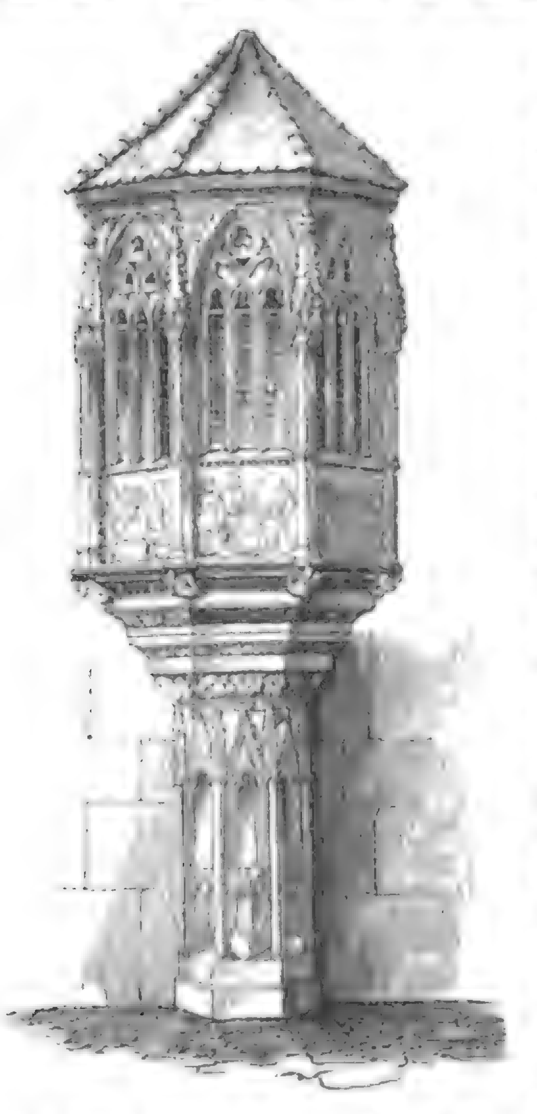
wissenschaftlichen Arbeiten, die Werke über die Befestigung von Städten und Burgen, über Geometrie und über die menschliche Proportion. In diesen bescheidenen Wohnräumen lebte, lediglich aus Liebe zu seiner Vaterstadt, ein so gewaltiger Künstler, den Venedig im Jahre 1505 mit Stolz empfangen und dem die flandrischen Städte wenige Jahre später die größten Ehrenbezeigungen angedeihen ließen. Das Dürerhaus ist im Besitze der Stadt Nürnberg, und eine am 400 jährigen Geburtstage Dürers gegründete Stiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Haus stilgerecht wiederherzustellen und mit Werken des Künstlers auszustatten, was unter der Leitung des königl. Professors und Malers Friedrich Wanderer vielfach in erfreulicher Weise schon geschehen ist. Gehen wir die nach dem Namen des Künstlers benannte Straße herab, so gelangen wir bald zur St. Sebalduskirche dem ältesten Gotteshause der Stadt Nürnberg. Die Kirche dürfte gegen das Ende der Herrschaft des romanischen Baustils begonnen worden sein, wenigstens zeigen der Abendchor, die jetzige Löffelholzsche Kapelle, die beiden Türme mit ihren Portalen und vier Stockwerken, dann das Mittelschiff diese Anlage mit entsprechender Ornamentik. Die Seitenschiffe aber, die oberen Stockwerke der Türme, welche 1300—1345 erbaut und in den Jahren 1482—1483 auf ihre jetzige Höhe gebracht wurden, dann der prächtige Chor von 1361 gehören der Gotik an. Der letztere, welcher bis 1561 eine Maßwerkgalerie um das Dach hatte, weicht in seiner Achse von der des Schiffes nach Südost zu ab. Die Kirche wurde 1378 Pfarrkirche und 1477 eine Probstei. An der Außenseite zwischen den Türmen ist ein gewaltiges Kruzifix in Erzguß aus dem Jahre 1482 angebracht. Dasselbe wurde im napoleonischen Kriege schwarz angestrichen, um es dem Feinde wertlos erscheinen zu lassen. Diese Vorsicht trug den Nürnbergern den Spottnamen „Herrgottschwärzer“ ein. Um die nördliche Ecke der Kirche gehend, gelangt man an die Brautthüre mit prächtig durchbrochenen gotischen Bogen und einer figurenreichen Vorhalle. Mehr dem Rathause zugekehrt folgt zwischen zwei Pfeilern der Kirche ein Meisterwerk des berühmten Nürnberger Bildhauers Adam Kraft aus dem Jahre 1492, die von dem Kirchenpfleger Sebald Schreyer gestiftete Grablegung Christi, eine Kunstleistung von ergreifender Schönheit. Über der Thüre gegenüber der Hauptwache befindet sich noch ein zierliches Hochbild, das jüngste Gericht darstellend, welches gleichfalls dem genannten Meister zugeschrieben wird.

Treten wir in die 290 Fuß in der Länge und 98 Fuß in der Breite messende, von zweiundzwanzig 78 Fuß hohen Säulen getragene Kirche ein, so ist das Auge von dem dortigen durch die vielen gemalten Fenster geschaffenen Helldunkel förmlich gefangen, und diese Stimmung ist es auch, welche auf dem Meisterwerke des berühmten Erzgießers Peter Vischer, dem im Chor der Kirche aufgestellten sogenannten Sebaldusgrab, lagert. Mit Recht hat der Kunstforscher Kugler dieses Werk den Triumph der deutschen Gießerei genannt, und mit Ehrfurcht lesen wir am Fuße des Denkmals die

Inschrift: „Peter Vischer, Burger zu Nürnberg, machet das Werk mit seinen Söhnen und ward vollbracht im Jahr 1519 und ist allein Gott dem Allmächtigen zu Lob und Sankt Sebald dem Himmelsfürsten zu Ehren mit Hülf frommer Leut und dem Almosen bezahlt." Das Denkmal ist 15 Fuß hoch, 8 Fuß 7 Zoll lang und 4 Fuß 8 Zoll breit. Der ganze Aufbau, welcher gotisch in der Anlage ist und zur italienischen Renaissance übergeht, wird von kriechenden Schnecken und Delphinen getragen. Vortrefflich in der Auffassung und künsterischen Durchführung sind die rings um den mit Gold- und Silberblech überzogenen, die Gebeine des heiligen Sebaldus bergenden Sarg auf Postamenten stehenden zwölf Apostel und über denselben die Gestalten der Propheten und Kirchenväter. Unterhalb des Sarges sind vier meisterhaft behandelte Fachbilder, welche die von dem heiligen Sebaldus vollbrachten Wunder zur Anschauung bringen. Die Schmalseiten des Grabdenkmals zeigen in je einer Nische die Figuren des heiligen Sebaldus, die Kirche tragend, und des Meisters Peter Vischer im Schurzfell und mit dem Hammer in der Hand. Den nach oben kuppelartig endigenden Aufbau krönt das aufrecht stehende Christuskind.

In der Löffelholzschen Kapelle, welche den Westchor der Kirche bildet, befinden sich sehr alte Gemälde auf Goldgrund und das Taufbecken aus Bronze, an welchem 1361 der nachmalige Kaiser Wenzel getauft worden sein soll. Unter dieser Kapelle ist eine Krypta. Der Hauptaltar ist neu und wurde nach den Entwürfen des Professors Karl Heideloff gefertigt; das Kruzifix gilt jedoch als alt und wird für eine Arbeit des berühmten Holzschnitzers Veit Stoß gehalten. Hinter dem Hauptaltar befindet sich ein zierliches Weihbrotgehäuse und seitwärts davon, nur durch den ältesten, St. Peter geweihten Altar der Kirche getrennt, ein Denkmal der Familie Volkamer, welches in drei Hauptreliefs den Ölberg, die Gefangennahme Christi und das Abendmahl zur Anschauung bringt. Auf letzterem hat der Künstler, vermutlich Veit Stoß, die Jünger mit den Zügen der Nürnberger Ratsherren vom Jahre 1501 dargestellt. An Gemälden sind Werke von Hans von Kulmbach, Rupprecht, Ermels und Kreuzfelder in der Kirche vorhanden; die von dem letzteren Meister gemalte Erschaffung der Welt verdient besondere Beachtung. Außerordentlich schön wirken die gemalten Fenster der Kirche; das Maximiliansfenster aus dem Jahre 1514 und das Markgrafenfenster aus dem Jahre 1524 sind von Veit Hirschvogel, dann die beiden ältesten, das Tuchersche (1364) und das Schürstabsche (1379) sind von unbekannten Meistern; das Imhoffsche Fenster hat Christoph Maurer 1597—1598 ausgeführt. Beachtenswert sind auch die an den Wänden der Kirche angebrachten interessanten Teppiche aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Gegenüber der Kirche befindet sich der Sebalder Pfarrhof mit einem Chörlein aus dem 14. Jahrhundert, welches als eine Perle deutscher Baukunst bezeichnet werden muß. Jedenfalls ist dasselbe bei dem im Jahre 1361 erfolgten Brande des Pfarrhofes stehen geblieben. Das

jetzige Gebäude errichtete der Probst Melchior Pfinzing, der Dichter des Theuerdank. Die auf dem Kirchenplatze liegende Morizkapelle wurde im Jahre 1313 durch Eberhard Mendel von dem Marktplatz auf den damaligen Sebalduskirchhof versetzt. An den Außenseiten der Kapelle sind künstlerisch wertvolle Skulpturen angebracht. Nehmen wir nunmehr das nahegelegene Rathaus in Augenschein! Dasselbe birgt so viele Kunstwerke, daß wir es eingehender schildern müssen! Das stolze Gebäude mit seiner 89 Meter langen Stirnseite wurde 1616 bis 1622 mit Benutzung des alten, schon 1332 bis 1340 an der gleichen Stelle erbauten Rathauses, im italienischen Renaissancestil von dem Baumeister Jacob Wolf unter der Leitung des Ratsherrn Eustachius Karl Holzschuher errichtet. Die drei Portale, welche in das Innere führen, haben Säulen dorischer Ordnung, auf den Frontonen befinden sich je zwei Riesenfiguren, welche der Bildhauer Leonhard Kern 1617 in Sandstein nach den Modellen des Goldschmieds Christof Jamnitzer ausführte. Das Rathaus enthält einen vom ersten Treppenpodest zugänglichen Saal, den sogenannten großen Rathaussaal, der als ein Rest des früheren gotischen Hauses dem neuen Renaissancebau eingefügt wurde. Er hat 130 Fuß Länge, 40 Fuß Breite und eine Höhe von zwei Stockwerken. Die als Tonnengewölbe hergestellte Decke stammt aus dem Jahre 1521. Die nördliche Langwand des Saales schmücken sehr schöne Wandgemälde nach den Entwürfen Albrecht Dürers, welche den Triumphzug des Kaisers Maximilian und eine allegorische Richterszene zur Anschauung bringen. Über einer dort befindlichen Thür steht der alte Richterspruch:



„Eines Mannes Red ist keine Red,
Man muß die Theil verhören beed.“

Die an der gleichen Wand befindliche Darstellung von Nürnberger Stadtpfeifern ist von packender Wahrheit und dürfte von Dürers eigener Hand sein. An der südlichen Wand des Saales befinden sich schöne Rundgemälde von Gabriel Weyher, Juvenell u. a. Die östliche Seite des Saales zeigt

die als Basreliefs hergestellten Bildnisse des Kaisers Ludwig des Bayern und seiner Gemahlin Margareta von Holland. Die Fenster des Saales sind teilweise mit Glasmalereien von Hirschvogel ausgestattet. In der südöstlichen Ecke befindet sich der sogenannte Kaiserstuhl. Den großen Kronleuchter, welcher von der Decke herabhängt, fertigte im Jahre 1613 der Kunstschreiner H. W. Behaim; die beiden kleineren Leuchter wurden nach der Zeichnung des Professors Wanderer in der Nürnberger Kunstschule unter der Leitung des Professors Baumeister ausgeführt. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zierte den Saal ein prächtiges Bronzegitter von Peter Vischer, welches in den am westlichen Ende noch vorhandenen beiden reizenden Steinlisenen eingelassen war. Über den Verbleib des Gitters fehlt jede Nachricht; es ist in den damaligen Kriegsjahren spurlos verschwunden. Seit Jahrhunderten war der große Rathaussaal der Raum für wichtige, die Stadt Nürnberg betreffende Verhandlungen und Feste. So wurde in demselben am 25. September 1649 zur Feier des westfälischen Friedensschlusses das große Friedensmahl abgehalten, welches für den Maler Joachim von Sandrart den Stoff zu einem umfangreichen, in der städtischen Galerie befindlichen Gemälde gab. An der Decke des Korridors im zweiten Stock des Rathauses befindet sich eine herrliche Stukkoarbeit von Hans Kern aus dem Jahre 1621, ein im Jahre 1446 auf dem Marktplatze zu Nürnberg abgehaltenes Turnier, im Volksmund nur das Gesellenstechen genannt, darstellend. Der sogenannte kleine Saal des Rathauses, welcher im venetianischen Stil mit sehr schönen Deckengemälden von Juvenell ausgeführt ist, wurde von dem Professor Friedrich Wanderer in trefflicher Weise wiederhergestellt. Der auf gleichem Korridor befindliche Saal für Ziviltrauungen hat eine prächtige, dem berühmten Bildhauer Peter Flötner zugeschriebene Holzvertäfelung und eine sehr schöne Kasettendecke; durch eine solche zeichnet sich auch der gemeindliche Sitzungssaal aus, in welchem sich die Bildnisse von bayerischen Königen befinden. Die Wandleibung am oberen Podest der Rathaustreppe hat als Schmuck ein großes Gemälde des rühmlichst bekannten Künstlers Professors Paul Ritter, welches die Einbringung der Reichskleinodien in Nürnberg am 22. März 1424 zum Gegenstande hat. Im Rathaushofe steht ein reizender Brunnen, welcher im Jahre 1556 von Pankraz Labenwolf, einem Schüler Peter Vischers, gefertigt wurde. Unter dem Rathause befindet sich das große „Lochgefängnis“, aus welchem ein wohlerhaltener Gang unter der Burgstraße in den Schloßzwinger und andere, jetzt zum Teil verfallene Gänge weit vor die Stadt hinausführen. Der nordöstliche Teil des Rathauses wurde nach den Plänen und unter der Leitung des Direktors Dr. v. Essenwein durch den städtischen Architekten Heinrich Wallraff im Anschlusse an den noch vorhandenen gotischen Teil des alten Rathauses 1887—89 umgebaut. Erwähnt sei die prächtige Fassade des Gebäudes gegen die Theresienstraße. Über dem Portale sind die aus Stein gemeißelten Brustbilder zweier Geharnischter angebracht, denen der

Bildhauer die Gesichtszüge der beiden derzeitigen Bürgermeister der Stadt, Freiherrn v. Stromer und Ritter v. Seiler, geliehen hat. Dieses Gebäude hat im obersten Stock eine aus drei Sälen bestehende Gemäldegalerie. Von den dortigen Bildern nennen wir vor allem Anselm Feuerbachs, im Jahre 1871 in Venedig gemaltes Riesengemälde „Die Amazonenschlacht“ von ganz wunderbarer Wirkung, welches die nördliche Wand des ersten Saales vollständig einnimmt. Weiter seien erwähnt Joachim v. Sandrarts berühmtes Gemälde, das im Jahre 1649 in Nürnberg abgehaltene Friedensmahl darstellend, mit vielen interessanten nach dem Leben gemalten Porträts, welches er damals im Auftrage der Krone Schwedens für die Stadt Nürnberg malte; dann August v. Krelings „Abendmahlsfeier der Hugenotten“, Werner Schuchs „Leichenzug Gustav Adolphs“, A. Bauers „Verbringung der Leiche Kaiser Ottos III. über die Alpen“ und Karl Jägers „Kaiser Maximilian bei Albrecht Dürer“. Im dritten Saal sind die Bildnisse der in der Neuzeit um die Stadt Nürnberg verdienten Männer aufgestellt. Wir nennen davon die Industriellen, Theodor Freiherrn v. Cramer-Klett von Lenbach, Lothar Freiherrn v. Faber von Jäger, und Johannes Zeltner von Professor Fleischmann, dann den Bürgermeister Johannes Scharrer und den Hofrat Dr. med. Dietz, beide gleichfalls von Professor Fleischmann, schließlich die bayerischen Landtagsabgeordneten Karl v. Crämer von Professor Raupp und Justizrat W. Frankenburger von Blum. Die schöne gotische Hoffassade des Rathausneubaues ist gleichfalls der Beachtung wert. Gegen den Fünferplatz befindet sich ein zierlicher Turm mit Uhr. Den figürlichen Schmuck an dem Rathausneubau fertigte der Bilhauer Johann Schiemer, den ornamentalen der Bildhauer Jakob Rotermundt. Das prächtige Stiegenhaus zeigt Skulpturen des Bildhauers Georg Leistner.

Durch den Hof des Rathauses nehmen wir den Weg über den Fünferplatz und Obstmarkt, welche Plätze interessante, sich in der Straßenflucht überschneidende Häuser mit schönen alten Madonnenbildern und stilvollen gotischen Chörlein umgeben. So gelangen wir an einen mit kunstreich gefertigtem Eisengitter umgebenen Röhrenbrunnen, dessen Postament eine allerliebste von Pankraz Labenwolf in Erz gegossene Genrefigur, das weltberühmte „Gänsemännchen“, trägt. Vorwärts schreitend fesselt unsern Blick ein herrliches Baudenkmal des reinsten gotischen Stils, die Frauen- oder Marienkirche. Sie wurde an Stelle der ehemaligen Synagoge auf Befehl Kaiser Karls IV. unter der Leitung des Ratsherrn Ulmann Stromer gebaut; seit 1816 ist sie der katholischen Gemeinde zum Gottesdienste überlassen. Sie gehört, namentlich was ihr Äußeres anbelangt, zu den schönsten kirchlichen Baudenkmalen Nürnbergs. Die von dem Direktor Dr. v. Essenwein vor einigen Jahren bewirkte Restaurierung der Kirche muß als eine vollkommen gelungene bezeichnet werden. Besonders schmückt die Kirche ein prachtvolles Portal mit einem Bilderschmuck von vortrefflicher Anordnung. Über dem Kapellenaufbau der Galerie befindet sich ein künstliches Uhrwerk,

das sogenannte „Männleinlaufen“ — die Kurfürsten ziehen an dem auf dem Throne sitzenden Kaiser vorüber —. Dasselbe wurde im Jahre 1509 von Georg Heuß gefertigt, während die aus Kupfer getriebenen beweglichen Figuren von Sebastian Lindenast herrühren. Im Innern der Kirche sind von Interesse das Grabmal des Geschlechts der Pergenstörfer, ein Hochbild von Adam Kraft, Bildschnitzereien von Veit Stoß, Georg Paul Ziegler, Joseph Stärk und Martin Lengenfelder. Der neue figürliche Schmuck an der Außenseite der Kirche stammt aus der Werkstätte des Bildhauers Jakob Rotermundt.

Der freie Platz, welcher sich vor der Frauenkirche ausdehnt, ist der große Marktplatz der Stadt. Die denselben in früherer Zeit verengenden Häuser wurden im 14. und 15. Jahrhundert niedergerissen und bei der im Jahre 1424 erfolgten feierlichen Einbringung der von Kaiser Sigismund der Stadt verliehenen Reichskleinodieen hatte der Markt bereits seine jetzige Größe. Hier im Mittelpunkt der Stadt kam der Volkswille in gar mächtiger Weise durch Zusammenkünfte und Feste zum Ausdruck. So wurde im Jahre 1446 von den Nürnberger Patriziern auf dem Marktplatze ein Turnier abgehalten, wobei die reichen Geschlechter der Stadt mit ihrem Gefolge auf der Rennbahn in einem derartigen Prunk erschienen, daß dieser den Neid der Reichsritterschaft in hohem Maße erregte. Dicht bei der Frauenkirche befindet sich der sogenannte Plobenhof, welcher das Stammhaus des reichen Patriziers und Spitalstifters Konrad Groß war und dem Kaiser Ludwig dem Bayern zum Absteigequartier diente. Auf dem an der Südseite des Marktes liegenden Rieterschen Hause ruhte in früheren Jahrhunderten für seinen jeweiligen Besitzer das Recht, bei den in diesem Gebäude vorgenommenen Reichsbelehnungen die erste Bitte an den Kaiser stellen zu dürfen. An der von der Burg herab neben dem Marktplatz sich hinziehenden Straße liegt das Geburtshaus des berühmten Seefahres und Fertigers des ersten Globus Martin Behaim. Vor diesem Hause wurde auch alljährlich um die Osterzeit bis zur Einführung der Reformation in Nürnberg eine Tribüne, der sogenannte Heiltumsstuhl, aufgeschlagen und dem Volke die Reichsheiligtümer herabgezeigt. Die an dem Hause nach dem Entwurf des Professors Friedrich Wanderer von dem Maler Sebastian Eisgruber angebrachte Wandmalerei bringt die Gestalt des Seefahrers Martin Behaim als portugiesischen Ritters und die Heiltumsweisung zur Anschauung. Eine kurze Strecke hiervon entfernt befindet sich das Wohnhaus des berühmten Gelehrten und Kaiserlichen Rats Willibald Pirkheimer, des Freundes Albrecht Dürers, welches mit einer Gedenktafel versehen ist. Eine Hauptzierde des Marktes ist der denselben flankierende „Schöne Brunnen“. Dieses bewunderungswürdige, im edelsten gotischen Stil ausgeführte Kunstwerk wurde 1385—1395 von Meister Heinrich (Behaim?) dem Palier unter Aufsicht der jeweiligen Stadtbaumeister Friedrich Pfinzing und Ulmann Stromer erbaut. Ehemals war der Brunnen voll-

ständig bemalt und vergoldet. Meister Rudolf der Maler hatte diese Arbeit besorgt, die im Laufe der Jahrhunderte oft erneuert wurde. 1587 fand ein Wiederherstellung und 1821—1824 eine vollständige Erneuerung dieses Kunstwerkes unter der Leitung und nach den Zeichnungen des Kunstschuldirektors Reindel durch die Bildhauer v. Bandel, Burgschmiet, Rotermundt und Capeller statt. Die achteckige Spitzsäule des Brunnens ist 19½ m hoch. In den unteren Abteilungen des Aufbaues sind die Standbilder der sieben Kurfürsten und je drei Helden aus dem Juden-, Heiden- und Christentum, in den oberen Partieen Moses und die sieben Propheten unter Baldachinen aufgestellt. Das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter, welches den Brunnen umschließt, hat einen beweglichen Ring als sogenanntes Wahrzeichen. Im Jahre 1884 wurde das Becken des Brunnens nach dem Entwurfe des Direktors v. Essenwein neu hergestellt.

Durch die dem Brunnen gegenüberliegende Waaggasse gelangen wir in die Winklerstraße, woselbst sich das Haus des patriotischen Buchhändlers Johann Palm befindet, welcher wegen Herausgabe der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ auf Befehl des Kaisers Napoleon 1806 in Braunau erschossen wurde. Die an dem Hause befindliche Gedenktafel trägt folgende von König Ludwig I. von Bayern verfaßte Inschrift: „Johann Palm, Buchhändler, wohnte hier, der als ein Opfer fiel Napoleonischer Tyrannei im Jahre 1806“. Diesem Hause gegenüber befindet sich ein altes Gebäude, die sogenannte Herrentrinkstube, welches mit einem vortrefflichen Hochbild Adam Krafts aus dem Jahre 1497, das Abwiegen von Kaufmannsgut darstellend, geschmückt ist. Nebenan befindet sich das Geburtshaus des größten deutschen Künstlers Albrecht Dürer, welcher als der Sohn eines Goldschmiedes am 21. Mai 1471 daselbst das Licht der Welt erblickte. In nächster Nähe steht das Gerichtsgebäude, welches an Stelle des alten Augustinerklosters von dem Königl. Oberbaurat Solger in den Jahren 1872—1878 erbaut wurde. Im Innern schmückt den Sitzungssaal der Kammer für Handelssachen ein großartiges Gemälde Anselm Feuerbachs „Kaiser Ludwig der Bayer verleiht den Nürnbergern Handelsfreiheiten“, ferner ein von dem Bildhauer Heinrich Schwabe modelliertes und von dem Erzgießer Lenz gegossenes Porträtrelief jenes Künstlers. In dem Stiegenhaus des genannten Gebäudes und zwar an der Wand beim obersten Treppenabsatz sind die überlebensgroßen, von dem Königl. Professor Roth in München aus carrarischem Marmor gefertigten Büsten des berühmten Kriminalisten, Präsidenten Anselm v. Feuerbach und des hervorragenden Juristen Dr. Rudolph v. Holzschuher angebracht. Am Ende dieser Straße befindet sich das Staubsche Haus, welches im Hofe ein interessantes Treppenhaus mit Skulpturen von der Hand des Bildhauers Adam Kraft hat. Diese Straße verlassend, sehen wir das 1551 erbaute Fleischhaus vor uns, an welches sich ein Brünnchen mit reizendem Renaissanceaufbau anlehnt, der von dem Bildhauer Georg Leistner neu hergestellt wurde. Über dem Portal

des Fleischhauses liegt ein steinerner Ochse, von welchem die darunter befindliche lateinische Inschrift besagt, daß zwar alles in der Welt seinen Ursprung und sein Wachstum habe, dieser Ochse aber nie ein Kalb gewesen sei. Die dort über die Pegnitz führende Fleischbrücke wurde im Jahre 1598 durch den Baumeister Wolf Jakob Stromer errichtet; dem kunstvollen Bau der in einem Bogen über den Fluß führenden Brücke diente der Ponte Rialto in Venedig zum Muster. Von dieser Brücke aus sieht man zwei weitere, über den die Stadt in zwei Hälften — die Sebalder und Lorenzer Seite — teilenden Pegnitzfluß führende steinerne Brücken, nämlich die im Jahre 1700 erbaute Museumsbrücke und die Karlsbrücke mit zwei Obelisken vom Jahre 1728, was in Verbindung mit den dortigen Häuserpartieen einen äußerst malerischen Anblick gewährt.

Von der Fleischbrücke kommen wir in die Kaiserstraße, die eigentliche Handelsstraße der Stadt, mit großartigen Verkaufsläden und hierauf an das an der Museumsbrücke gelegene, mit dem geflügelten venetianischen Löwen gezierte, im 16. Jahrhundert dem reichen Handelsherrn Bartolo Viatis gehörige Haus, in welchem der venetianische Gesandte Vendramini sein Absteigequartier nahm. Über die Brücke nehmen wir dann den Weg in die Spitalgasse und besichtigen das von dem Schultheißen Konrad Groß 1341 für alte Personen gegründete Heiliggeistspital mit der interessanten gotischen Halle und dem eigenartigen Brunnen. Im Hofe des Spitals steht eine von dem Patrizier Martin Kezel 1459 nach dem Muster des heiligen Grabes zu Jerusalem errichtete Kapelle. Die an das Spital angebaute Kirche zum heiligen Geist wurde in den Jahren 1333—1341 erbaut; im Innern befindet sich das Grabmal des Stifters Konrad Groß. Daselbst wurden auch bis zur Auflösung des römisch-deutschen Reiches die Krönungsinsignien und Reichsheiligtümer verwahrt. Der an dem Kirchengewölbe befestigte, wappengezierte Schrein, welcher dieselben enthielt, ist jetzt im germanischen Museum aufbewahrt. Gegenüber dieser Kirche befindet sich die von 1869—1874 im maurisch-byzantinischen Stil nach den Plänen des Architekten Wolff erbaute Synagoge. Mitten auf dem dortigen Spitalplatz steht das Denkmal des berühmten Meistersingers Hans Sachs; dasselbe wurde von dem Professor Lenz nach dem Modell des Nürnberger Bildhauers Konrad Kraußer gegossen und im Jahre 1874 enthüllt. In der nahen, nach seinem Namen benannten Hans-Sachsengasse ist das Wohnhaus des am 25. Januar 1576 verstorbenen Dichters der Wittenbergschen Nachtigall. Am Eingang dieser Gasse ist ein kleiner Brunnen mit der eigenartigen Bronzefigur eines Dudelsackpfeifers. Nicht weit davon entfernt, am Ende der Tucherstraße, erfreuen wir uns an einem künstlerisch vortrefflich ausgeführten Brunnen, welcher am 3. Juni 1881 zu Ehren des beliebten, auch von dem Altmeister Goethe hochgeschätzten Volksdichters Konrad Grübel — geboren am 3. Juni 1736 — errichtet wurde. Wir sehen den Dichter auf einem mit Reliefs gezierten Sockel, ein Buch in der Hand, mit freundlicher Miene

auf uns herabschauen. Der Entwurf dieses Werkes ist von Professor Wanderer, das Modell von Professor Rößner, den Guß fertigte der Erzgießer Professor Lenz. Durch ein enges Gäßchen kommen wir am Laufer-schlagturm, einem der altem Stadtthore, vorüber zur Königl. Kunstgewerbe-schule, welche von trefflichen Lehrern geleitet wird und sehr schöne Sammlungen enthält. Das Gebäude, noch unter dem Namen Landauerkloster

bekannt, war ursprünglich ein Bruderhaus für zwölf bedürftige alte Männer. Der Stifter dieser Anstalt war der Nürnberger Rotgießer Matthäus Landauer, welcher auch die noch dortselbst befindliche schöne gotische Kapelle 1507—1508 erbauen ließ. Das ehemals in derselben aufgestellte herrliche Altargemälde Albrecht Dürers, das Allerheiligenfest, befindet sich jetzt in der Belvederegalerie zu Wien. In der nahen Hirschelgasse fesselt unseren Blick das von Lorenz Tucher in den Jahren 1533—1544 teilweise im gotischen, teilweise im Renaissancestil erbaute Landhaus mit Kuppeltürmen und einem mit Fachbildern gezierten Chörlein. Das Innere des Hauses

Digitized by Google

ist ganz stilgemäß eingerichtet und zeigt treffliche Schnitzereien und an den Wänden sehr schöne Gobelins. Das wenige Schritte entfernte Rupprechtsche, ehemals Hirschvogelsche Haus hat einen prachtvollen, im Renaissancestil ausgeführten, mit Skulpturen und Malereien reich ausgestatteten Saal. Gegenüber befindet sich die berühmte Fleischmannsche Kunstanstalt, in welcher besonders schöne Nachbildungen von Waffen, alten Öfen, Majolikagefäßen, Möbeln u. s. w. gefertigt werden. Gehen wir die Hirschelgasse wieder zurück, so kommen wir auf den Egydienberg, einen der schönsten Plätze der Stadt. Denselben beherrscht das hoch gelegene Pellerhaus mit wunderbar schöner, im italienischen Renaissancestil ausgeführter Fassade, deren Giebel in dem Chronostikon CVM DEO das Erbauungsjahr des Hauses 1605 anzeigt. Der reiche Bartolo Viatis ließ es durch Jakob Wolf den Älteren für seinen Schwiegersohn Martin Peller herstellen. Der Hof des palastähnlichen Gebäudes ist gleichfalls von großer Schönheit, außerdem besitzt das Haus eine herrliche Wendeltreppe und prachtvolle Gemächer, wovon der im zweiten Stock befindliche große Saal eine reiche Holzvertäfelung und Deckengemälde von der Hand des jüngeren Palma hat. Nebenan ist das Platnersche, früher Imhoffsche Haus, in welchem 1632 der Schwedenkönig Gustav Adolf bei seinem Aufenthalt in Nürnberg wohnte. In dem auf dem genannten Platze befindlichen Behaimschen Hause wird noch der von dem Seefahrer Martin Behaim angefertigte erste Globus, „der Erdapfel“, wie er ihn nannte, aufbewahrt. Nebenan ist die mit einer Gedenktafel versehene Behausung des berühmten Buchdruckers Antoni Koberger. Derselbe war unter den Nürnberger Druckern der bedeutendste; er arbeitete mit 24 Pressen, beschäftigte über 100 Gesellen als Setzer, Korrektoren, Drucker und Illuministen und ließ auch noch auswärts, vornehmlich in Basel, Straßburg und Lyon drucken. Gegenüber dem Kobergerschen Hause befindet sich die an Stelle der 1696 gänzlich abgebrannten romanischen Kirche erbaute Egydienkirche, welche in den Jahren 1711—1718 von dem Ingenieur-Oberst Gottlieb Trost im Barockstil erbaut wurde. Im Innern ist die Kuppel mit Freskogemälden von J. D. Preißler und Schuster geschmückt. Das vortreffliche Altarbild, die Totenklage Christi, ist ein Meisterwerk Anton van Dycks. Hinter dem Altar sind in die Wand zwei Bronzereliefs eingelassen, welche aus der Werkstätte der Erzgießerfamilie Vischer stammen. Von dem Brande der Kirche sind drei derselben angefügt gewesene Kapellen verschont geblieben, nämlich die Wolfgangs-, Eucharius- und Tetzelkapelle, die auch mit der neuen Kirche in Verbindung gebracht wurden. Die Euchariuskapelle gehört dem Baustil nach der romanischen Epoche an; in der gotischen Tetzelkapelle verdient die daselbst befindliche Krönung der Maria von Adam Kraft aus dem Jahre 1501 besondere Beachtung. Noch sei bemerkt, daß die alte romanische Egydienkirche einen Teil jenes Schottenklosters bildete, welches von Kaiser Konrad III. im Jahre 1140 gegründet wurde. Neben der Kirche befindet sich das im gleichen Stil er-

baute Gymnasium. Vor demselben steht das Standbild des Reformators Philipp Melanchthon, welches von dem Bildhauer Daniel Burgschmiet in Stein gehauen und 1826 am 300jährigen Jubiläum der Gründung des Nürnberger Gymnasiums enthüllt wurde. Melanchthon wurde im Jahre 1526 vom Rat berufen, das Gymnasium zu errichten, an welchem dann Camerarius und Eoban Hesse lehrten. In der nahen Schildgasse ist das Sebaldsche Haus zum goldenen Schild, in welchem die goldene Bulle 1356 abgefaßt wurde. Dieses Gebäude ziert ein Wandgemälde, welches den Kaiser Karl IV., die goldene Bulle haltend, zur Anschauung bringt. Gegenüber diesem Hause befindet sich das naturhistorische Museum, welches von der naturhistorischen Gesellschaft gegründet wurde und dieser gehört. Den Egydienberg herabschreitend, gelangen wir auf den Theresienplatz, auf welchem das Denkmal des berühmten Seefahrers Martin Behaim steht. Das Modell zu diesem Denkmal fertigte der Bildhauer Professor Hans Rößner, die Figuren wurden in der Professor Lenzschen Erzgießerei gegossen, und der wappengezierte Sockel kam durch den Bildhauer Johann Suter zur Ausführung. Gegenüber dem Denkmal in der Theresienstraße ist das Paumgärtnersche Haus, welches ein treffliches Hautrelief von Adam Kraft, der Kampf des Ritters Georg mit dem Drachen, schmückt. In derselben Straße befindet sich das Kraftsche Haus mit einem interessanten spätgotischen Hof, in welchem sich eine treffliche kleine Brunnenfigur, den heiligen Moritz darstellend, von Peter Vischer befindet. Durch einige Gassen emporschreitend, gelangen wir zu dem in der Königsstraße gelegenen bayerischen Gewerbemuseum. Dasselbe besteht seit dem Jahre 1872. Die namhaften Beiträge der damaligen Reichsräte Freiherrn Dr. v. Cramer-Klett und Freiherrn Lothar v. Faber, zu welchen noch Unterstützungen seitens des Staates und des bayrischen Gewerbestandes, insbesondere der Städte Nürnberg und Fürth hinzukamen, bildeten das Gründungskapital. Die Eröffnung des jetzigen Gebäudes erfolgte am 25. Oktober 1874. Die Sammlungen des Museums umfassen alle für die Hebung des Gewerbes notwendigen Gebieten. Großartig ist die Mustersammlung. Die Vorbildersammlung enthält Abbildungen und Zeichnungen von gewerblichen Gegenständen alter und neuer Zeit. Außerdem sind zur öffentlichen Benutzung Zeichensäle, eine Bibliothek und ein Lesezimmer vorhanden. Die dauernde Ausstellung für Industrie befindet sich im neuen Ausstellungsgebäude am Marienthorgraben. Das chemische Laboratorium ist im nahegelegenen Nonnengarten. An das Gebäude des Gewerbemuseums anstoßend befindet sich das mit Stiftungen reich bedachte Findel- und Waisenhaus, dessen Gebäudekomplex ehemals einen Teil des dortigen Barfüßerklosters bildete. Nicht weit davon entfernt ist die 1295 zugleich mit dem Kloster gleichen Namens gestiftete und 1300 vollendete Katharinenkirche, die im Innern allenthalben Überreste von Wandgemälden aus dem 15. und 16. Jahrhundert zeigt. Sie fand im Laufe der Zeiten mancherlei, nicht gerade ihrer Bestimmung entsprechende Verwendung. So hielten auch

die Meistersinger in dieser Kirche ihrer Singschulen ab. Von der Königsstraße biegen wir in die mit ihren Renaissancegebäuden einen malerischen Anblick bietende Adlerstraße ein, um daselbst das Denkmal für die im Kriege gegen Frankreich 1870/71 gefallenen Nürnberger zu betrachten. Auf einem geschmackvollen Unterbau, in welchem auf gegossenen Metalltafeln die Namen der für das Vaterland Gestorbenen prangen, erhebt sich eine mit Bronzefestons gezierte Marmorsäule, auf welcher sich die Figur einer Viktoria befindet.

Durch eine Quergasse kommen wir in die breite Karolinenstraße, in welcher sich schöne Neubauten, wie der Gasthof zum Strauß, das Bernstielsche Haus u. a. m. befinden. Wenige Schritte vorwärts schreitend, fesselt unser Auge der Anblick der herrlichen Lorenzkirche mit ihren kühn emporsteigenden Türmen. Sie ist ein großartiger gotischer Bau. Fassade und Mittelschiff der Kirche wurden um 1257 vollendet; als Bauführer des Langhauses wird 1341 Hermann Keßler genannt. Der südliche Turm wurde erst 1400 auf seine jetzige Höhe — 77 m — gebracht. In den nördlichen Turm schlug 1865 am Dreikönigstage der Blitz und äscherte das Dach ein, welches neu hergestellt ist. Der Chor der Kirche wurde nach Konrad Roritzers Plänen im Jahre 1477 vollendet. Außer dem prächtigen Hauptportal mit vielen Figuren und Hochbildern und der über demselben befindlichen Fensterrose besitzt die Kirche als äußeren Schmuck dem Pfarrhofe gegenüber ein marmornes Hautrelief, die heilige Dreieinigkeit darstellend, dann eine von Stabius 1502 gezeichnete Sonnenuhr, welche in neuerer Zeit nach den Angaben des Professors Sigmund Günther in München erneuert wurde. Das Innere dieses Gotteshauses macht auf den Besucher einen überwältigenden Eindruck. Die Reformation ging an allen dort befindlichen Kunstwerken spurlos vorüber. Die Bekenner der neuen Lehre hatten zu viel Verehrung für die von ihren Vätern gestifteten Werke, als daß sie eine neuernde Hand an dieselben legen wollten. Noch glühen die von Veit Hirschvogel und anderen Nürnberger Künstlern gemalten Fenster in ihrer alten Farbenpracht, noch hängt das mächtige Bildwerk von Veit Stoß, die Verkündigung Mariä, der sogenannte englische Gruß, von dem mächtigen Chorgewölbe herab, noch blicken die Heiligen mit ihren besonderen Abzeichen aus den vergoldeten Altarschreinen und Adam Krafts herrliches, von ihm und seinen Gesellen auf ihrem Rücken getragenes Werk, das Sakramentshäuschen, steigt, als wäre es gestern aus der Werkstätte des Meisters hervorgegangen, in wundervollem Aufbau und ausrankend in einer gotischen Blume bis zur Gewölbedecke empor. Wie viele haben schon bewundernd vor diesem herrlichen, in den Jahren 1496—1500 von Adam Kraft hergestellten Kunstwerke gestanden, das auch durch manchen Dichter, von Eoban Hesse bis Longfellow, besungen wurde! Durchwandern wir die Kirche, so erfreuen uns ferner das prachtvolle Portal und die Stiege zu der Sakristei, wie auch die darüber befindliche herrliche Chorgalerie. Rechts vom Haupt-

altar, welcher von dem Bildhauer Rotermundt neu hergestellt wurde und den ein Kruzifix von Veit Stoß ziert, ist das im Renaissancestil ausgeführte marmorne Grabdenkmal der 1639 gestorbenen Markgräfin Sophie von Brandenburg. Beachtung verdient auch ein im Chor befindlicher, von Peter Vischer 1489 gegossener und von der Patrizierfamilie Tucher gestifteter Kronleuchter Von Gemälden erwähnen wir das von dem Vikar Krell gestiftete Altarbild hinter dem Hauptaltar, welches die älteste Ansicht von Nürnberg, angeblich von Michael Wohlgemuths Hand, zeigt. Die Krönung Mariä von einem der Kölnischen Schule angehörigen Meister ist ein Imhoffsches Votivbild und befindet sich auf der dieser Familie gehörigen Empore der Kirche. Die Kanzel der Kirche wurde 1839—1840 durch den Bildhauer Lorenz Rotermundt in Eberwieser Stein ausgeführt; den figürlichen Teil an derselben, die 12 Apostel und die 4 Evangelisten, fertigte jedoch der Bildhauer Müller in Meiningen. Eine neue Zierde hat die Kirche am 22. März 1881, dem Geburtstage Kaiser Wilhelms I., durch das von Professor Wanderer im Karton gefertigte und von Hans Klaus gemalte Kaiserfenster erhalten. Dasselbe wurde neben dem Denkmal der Markgräfin Sophie eingesetzt und schließt sich in jeder Hinsicht den dortigen herrlichen Fenstern früherer Jahrhunderte, dem Volkamerschen, Tucherschen, Kühnhoferschen und Rieterschen Fenster, würdig an. Der gegenüber befindliche gotische Pfarrhof der Kirche wurde in den Jahren 1842—1844 nach den Plänen des Architekten Karl Heideloff erbaut. In diesem Gebäude befindet sich die Fenitzersche Bibliothek. Nördlich und östlich der Kirche befinden sich das Gebäude der königl. bayerischen Hauptbank, die Handelsschule mit zwei Broncereliefs über der Eingangsthüre — Kaiser Ludwig den Bayern und König Ludwig I. darstellend — und das Stadttheater, welches im Jahre 1833 von dem Architekten Schmidtmer gebaut wurde. An der Nordseite der Kirche steht der von Benedikt Wurzelbauer 1589 in Erz gegossene Tugendbrunnen. Derselbe bringt an einer reich verzierten Säule sechs allegorische weibliche Figuren und eine gleiche Anzahl Tuben blasende Knaben mit den Wappen der Stadt zur Anschauung. Das mit springendem Wasser reich belebte prächtige Gußwerk wird von der Gestalt der Gerechtigkeit gekrönt. Der Kirche gegenüber ist das Schlüsselfelder'sche Stiftungshaus, fälschlich Nassauerhaus genannt. Dieses turmartig angelegte, mit Erkern und einem Wappengang gezierte Gebäude wurde zwischen 1399 und 1421 erbaut, zu welcher Zeit kein Graf von Nassau mehr in Nürnberg war.

Von der Lorenzkirche kommen wir in die alte Frauenthorstraße, in welcher sich die schon im 12. Jahrhundert zum Klarakloster gehörige Klarakirche befindet, die mehrmals erweitert und zum letztenmal 1420—1428 umgebaut wurde. Seit 1854 ist sie als zweite Kirche den Katholiken eingeräumt. In dem Klarakloster war die Schwester Willibald Pirkheimers, die gelehrte Charitas, Äbtissin und liegt daselbst auch begraben. Gegen-

über befindet sich der neue, im gotischen Stil ausgeführte Gasthof zum deutschen Kaiser, welcher nach den Plänen des Professors Walther erbaut wurde und eine architektonische Zierde dieser Straße bildet. Neben der Klarakirche befindet sich das mächtige Mautgebäude mit sehr schönem Portal aus dem Jahre 1498 und gewaltigem Giebel. Eine kurze Strecke davon entfernt liegt die Marthakirche, welche ursprünglich zu einem Pilgrim-spital gehörte und 1360 erbaut wurde. Sie diente nach der Reformation bis um 1614 zu den dramatischen Vorstellungen der Handwerker. Im Jahre 1729 wurde sie erneuert und 1810 der reformierten Gemeinde zum Gottesdienst übergeben. Vor der Kirche erhebt sich der mächtige runde Frauenthorturm und bildet mit dem angebauten Königsthor und dem alten Frauenthor den Abschluß der dortigen Straße. Vor dem Frauenthor befindet sich der durch Heideloff im gotischen Stil erbaute Bahnhof der Stadt. Durch eine enge Gasse am genannten Thor kommen wir an dem 1889 erbauten zweiten Gymnasium vorüber in die Karthäusergasse zum germanischen National-Museum. Dasselbe befindet sich im vormaligen Karthäuserkloster, welches 1380 Marquard Mendel errichten ließ. Bei Einführung der Reformation wurde auch dieses Kloster eingezogen, und seine ausgedehnten Räumlichkeiten dienten im Laufe der Jahrhunderte den verschiedenartigsten Zwecken. So gingen die schönen Kreuzgänge teilweise dem Verfall entgegen, und man war nahe daran, dieselben abzubrechen. Gegründet wurde das germanische Museum auf der am 17. August 1852 zu Dresden unter dem Vorsitz des damaligen Prinzen und späteren Königs Johann von Sachsen abgehaltenen Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher auf Antrag des Freiherrn von Aufseß. Dort erhielt es seine Satzungen; Aufseß wurde zum Vorstand ernannt und Nürnberg als Sitz des Museums bestimmt. Die reichen Sammlungen des Freiherrn v. Aufseß bildeten hierzu den Grundstock. Das Museum war zuerst mietweise in den Räumen des Tiergärtnerthorturmes und im architektonisch interessanten Toplerschen Hause am Paniersplatz in der Nähe der Burg untergebracht. Im Jahre 1857 brachte es der für das Museum unermüdlich thätige Freiherr v. Aufseß fertig, daß ihm das Karthäuserkloster vom Staat und das anstoßende Bauland von der Stadt Nürnberg überlassen wurde. Mit Unterstützung der deutschen Fürsten, von denen vor allem König Ludwig I. von Bayern als der größte Wohlthäter des genannten Instituts genannt werden muß, und durch Beiträge von Städten, Gemeinden, Körperschaften und Privatpersonen konnte der Ausbau der Gebäude des Karthäuserklosters zur Aufnahme der Sammlungen des Museums bewirkt werden. In neuerer Zeit ließen das Deutsche Reich, Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. dem Museum große Unterstützungen angedeihen. Mit goldenen Lettern prangen auf dem Eingangsportal die Worte: „Eigentum der Deutschen Nation". Der jetzige erste Direktor des Museums ist Dr. August v. Essenwein, der zugleich ein hervorragender Architekt ist und

seine hervorragende Kraft auch nach dieser Richtung hin seiner Anstalt widmen konnte. Ist doch die Ausdehnung der Gebäude des Museums eine von Jahr zu Jahr größere geworden, so zwar, daß nicht allein die Kreuzgänge vollständig ausgebaut, sondern auch eine Reihe Gebäude neu errichtet wurden, um die großartigen Sammlungen unterzubringen. Nicht weniger als 77 Säle dienen denselben als Räumlichkeiten und alles, was die deutsche Kunst und Wissenschaft seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, ist durch Proben im Museum vertreten. Die alte Kirche des Klosters ist als Halle für kirchliche Kunst eingerichtet; an der Südwand befindet sich Wilhelm v. Kaulbachs großartiges Wandgemälde „Kaiser Otto III. besucht die Gruft Karls des Großen“. Die beiden Kapellen der Kirche haben gleichfalls eine entsprechende Ausstattung, und für den Geschichtsforscher und Kunstverständigen ist es ein wahrer Genuß, die Kreuzgänge mit ihren gemalten gotischen Bogenfenstern und den dort aufgestellten Denkmalen der Vorzeit zu durchwandern. Ungemein reich an trefflichen Gemälden ist die Galerie des Museums und besonders schön ist die altdeutsche Schule in ihrer ganzen Entwickelung vertreten. Leider konnte das schönste Gemälde Albrecht Dürers, das Porträt des Nürnberger Bürgermeisters Hieronymus Holzschuher, welches unter Eigentumsvorbehalt überlassen war, dem Museum nicht erhalten bleiben, da es vor einigen Jahren von der Familie v. Holzschuher der Königl. Sammlung in Berlin um einen Preis verkauft wurde, welchen in solcher Höhe aufzuwenden das Museum nicht in der Lage war. Eine große Bereicherung erfuhr dasselbe jedoch durch die vor einigen Jahren erfolgte Überlassung der ehemals im Rathaus aufgestellten, unter Eigentumsvorbehalt überlassenen städtischen Sammlungen, welche Kunstwerke allerersten Ranges enthalten. Als jüngste hervorragende Vermehrung der Schätze des Museums muß die Erwerbung der Waffensammlung des Fürsten Sulkowski bezeichnet werden, welche u. a. eine große Anzahl prächtiger Harnische, die als Meisterwerke der Nürnberger Plattnerkunst einst das städtische Zeughaus schmückten, dem Museum zugeführt hat. Die Bibliothek des Museums hat gegen 100 000 Bände, darunter viele seltene Handschriften, Inkunabeln und Prachtwerke. Die richtige Besichtigung aller Sammlungsabteilungen dürfte für den Besucher des germanischen Museums einige Tage in Anspruch nehmen. Verlassen wir die Karthäusergasse, so kommen wir auf den Hallplatz, auf welchem sich das ehemalige Zeughaus mit seinem von zwei Türmen flankierten Portal befindet. Die reichen Bestände des Zeughauses, die riesigen Kanonen, Mörser und Feldschlangen sind längst verschwunden und von den Harnischen und Armaturen für 6000 waffenfähige Bürger der alten Reichsstadt ist nichts mehr vorhanden. Plünderungen aller Art dieses mächtigen Zeughauses, welche sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts fortsetzten, haben dies zu stande gebracht. Jetzt befindet sich in den dortigen Gebäuden und auf dem Hallplatz der Hopfenmarkt, welcher der größte des europäischen Kontinents ist.

Von dem genannten Platz kommen wir durch die Jakobsstraße zu einem der ältesten Gotteshäuser der Stadt, zur St. Jakobskirche. Sie wurde im Jahre 1212 von dem Deutschen Orden gegründet und ist in ihrem jetzigen Zustand ein Werk des 14. und 15. Jahrhunderts. Sie enthält einen besonders schön geschnitzten Hochaltar aus dem 14. Jahrhundert, alte Bilder in der Sakristei und treffliche Holzskulpturen in einer Seitenkapelle. Gegenüber der Jakobskirche liegt die Deutschhaus- oder Elisabethkirche, welche im Jahre 1784 durch den Oberst Neumann zu bauen begonnen wurde. Sie ist ein stolzer, herrlicher Bau mit einer gewaltigen Kuppel. In neuerer Zeit wurde diese Kirche einer Erneuerung unterzogen und im Jahre 1885 der katholischen Gemeinde übergeben. In nächster Nähe befindet sich der weiße Turm mit altem Vorwerk, das älteste aus der Zeit der Hohenstaufen stammende Stadtthor. Indem wir noch einen Blick auf die dortige neue, im Jahre 1865 erbaute Kaserne werfen, gehen wir durch die Ludwigsstraße zum Spittlerthor, welches mit einem der bereits erwähnten vier runden Riesentürme befestigt ist, hinaus in die Vorstadt Gostenhof und besichtigen den auf einem großen Platze, dem Plärrer, zum Gedächtnis an die im Jahre 1835 zwischen Nürnberg und Fürth ausgeführte erste Eisenbahn Deutschlands errichteten Kunstbrunnen. Der Entwurf und die Modelle zu diesem herrlichen Brunnen stammen von der Hand des Bildhauers Professors Heinrich Schwabe; die Figuren und Reliefs wurden in der Erzgießerei des Professors Lenz gegossen. In der Nähe des Brunnens befindet sich der Fürther Bahnhof, und auf der Rothenburgerstraße gelangen wir nach Zurücklegung einer kurzen Strecke zu dem alten St. Rochuskirchhof. Die vielen dort befindlichen Grabsteine schmücken Inschriften hervorragenden künstlerischen Werts aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Unter dem Grabstein Nr. 90 liegt Peter Vischer begraben, Nr. 304 der Baumeister Paulus Beham, Nr. 536 der Maler Lorenz Strauch und Nr. 1469 der Volksdichter Weickert. Die auf dem Kirchhof befindliche Kapelle wurde von Konrad Imhoff im Jahre 1519 gestiftet. Sie birgt Gemälde von Burgmair und Skulpturen von Veit Stoß; die Fenster sind von Veit Hirschvogel gemalt. Neben dem St. Rochuskirchhof befindet sich der Militärkirchhof, welcher manches interessante Denkmal aufzuweisen hat. Zurückkehrend gehen wir über den Plärrer, besichtigen dabei die reizenden Rosenanlagen mit ihren Vergnügungssälen und nehmen dann längs des dortigen Stadtgrabens unsern Weg. Wir haben dann Gelegenheit, uns an epheuumrankten alten Stadtmauern wie den gewaltigen Basteien zu erfreuen und im Geiste in vergangene Jahrhunderte zurückzuversetzen. Da steigt plötzlich vor uns ein Städtebild auf, wie es schöner nicht gesehen werden kann. Es ist dies die herrliche Burgpartie mit den Türmen der St. Sebalduskirche und den sonstigen sie umgebenden mittelalterlichen Gebäuden. Noch einmal am Mohrenthor unser Auge an diesem köstlichen Anblick ergötzend, besuchen wir, die dortige 1697 erbaute steinerne Brücke

überschreitend, den am Hallerthor befindlichen Maximiliansplatz, besichtigen im Vorübergehen den von dem Mechanikus Kuppler 1824 hergestellten Kettensteg, welcher die erste Brücke dieser Konstruktion in Deutschland war, und sehen uns den in der Mitte des Platzes stehenden sogenannten Wasserspeier an, einen Brunnen mit einem das Wasser mit einer Muschel hoch emporblasenden Triton aus Stein, welchen der Bildhauer Bromig 1687 nach der Fontaine Berninis in Rom ausführte. Nächst der dort über die Pegnitz führenden, von dem Oberbaurat Solger 1852 erbauten Maxbrücke befindet sich der Henkersteg mit dem ältesten über die Pegnitz sich ziehenden Teil der Nürnberger Befestigung und hinter derselben ist der berühmte allen Kunstfreunden wohlbekannte Trödelmarkt. Zurückgehend kommen wir auf die vor dem Thore liegende Hallerwiese, den ältesten, schon im 15. Jahrhundert bekannten Vergnügungsort mit prächtigen Bäumen. Eine Zierde der Hallerwiese bilden der dort befindliche, nach den Entwürfen des Direktors August v. Kreling gefertigte Kunstbrunnen und die angebauten schönen Häuser, insbesondere das prächtige Freimaurer-Logenhaus. Die Mühlgasse emporsteigend, kommen wir in die Burgschmietstraße und statten der berühmten Professor Lenzschen Erzgießerei einen Besuch ab. Dieselbe wurde von dem tüchtigen Bildhauer und Erzgießer Daniel Burgschmiet gegründet. Daselbst wurden schon viele der berühmtesten von den größten Plastikern, wie Rauch, Hähnel, Schilling u. a. modellierte Denkmale gegossen. Die Gießerei besitzt eine interessante Modellsammlung. In der Burgschmietstraße und auf dem zum St. Johanniskirchhof führenden Wege befinden sich die Adam Kraftschen Stationen, welche den Leidensgang Christi in ergreifend schönen Darstellungen des genannten Bildhauers zur Anschauung bringen. Dieselben stiftete der Ritter Martin Ketzel, welcher mit dem Herzog Albrecht von Sachsen 1468 in Jerusalem war und dort die Maße für die Entfernungen der Stationen nahm. Zu Hause angekommen, merkte Martin, daß er auf der Heimreise seine Aufzeichnungen verloren habe, was den frommen Mann veranlaßte, zum zweitenmal diese mühselige Reise 1472 und diesmal mit dem Herzog Otto von Bayern zu unternehmen. Auf dem St. Johanniskirchhof, den wir hierauf betreten, befindet sich der Kalvarienberg, gleichfalls von Adam Krafts Hand und in der dortigen, nach dem Vorbild des heiligen Grabes in Jerusalem errichteten Holzschuher Kapelle ist die Grablegung Christi, welche demselben Meister zugeschrieben wird. Der St. Johanniskirchhof, der Campo santo der Nürnberger, dürfte wohl der interessanteste deutsche Friedhof sein. Viele Hunderte von Leichensteinen, welche meist mit künstlerisch vortrefflichen Bronze-Grabschriften geziert sind, bedecken eine weite mauerumgürtete Fläche. Die berühmten Söhne Nürnbergs haben daselbst ihre Ruhestätte gefunden. Der Künstlerfürst Albrecht Dürer ruht im Grabe Nr. 649, nebenan (664) der Goldschmied Wenzel Jamnitzer, kaum einige Schritte entfernt liegen der Historienmaler Anselm Feuerbach, der Bildhauer August von Kreling und der Architekt

Adolph Gnauth. Willibald Pirkheimer ist unter dem Stein Nr. 1414 gebettet, Ratsherr Nützel Nr. 1321, Lazarus Spengler Nr. 1319, Veit Stoß Nr. 228, Hieronymus Paumgärtner Nr. 1265, Baumeister Wolf Jakob Stromer von Reichenbach Nr. 1490, Sebald Schirmer, der Heerführer der Nürnberger im 16. Jahrhundert, Nr. 615, der Erzgießer Benedikt Wurzelbauer Nr. 129, Joachim v. Sandrart C 3 b, Erzgießer Daniel Burgschmiet F 33, der Kupferstecher und Kunstschuldirektor Albert Reindel Nr. 2131. Auf der neuen Abteilung des Kirchhofs ruhen der Philosoph Ludwig Feuerbach, der große Industrielle und Stifter Theodor Freiherr v. Cramer-Klett, der Maler Karl Jäger, der Germanist Dr. Frommann und der Tondichter Julius Grohe. Von Denkmalen ist auf dem alten Kirchhof besonders das Münzersche vom Jahre 1550 zu nennen. Auf der neuen Abteilung sind treffliche Arbeiten von den Bildhauern Gustav Eberlein, Hans Rößner und Heinrich Schwabe. Mitten im Kirchhof erhebt sich die im gotischen Stil im Jahre 1252 erbaute und im 14. Jahrhundert in ihrer jetzigen Gestalt hergestellte Johanniskirche. Dieselbe hat manches Kunstwerk aufzuweisen; so schmückt den figurenreichen Altar ein Gemälde von Altdorfer, dem Schüler Albrecht Dürers. Auch die Glasmalereien der Fenster verdienen die Beachtung des Beschauers, wie auch die Denkmale einiger schwedischer Offiziere, welche im dreißigjährigen Kriege bei Nürnberg fielen, von Interesse sind. Nicht weit vom St. Johanniskirchhof liegt der neu angelegte große Zentralfriedhof, der ein von dem städtischen Architekten Heinrich Hase im Renaissancestil ausgeführtes herrliches Thor hat. Nun nehmen wir den Weg vom alten Kirchhofthor durch die St. Johannisstraße und machen bei einem kleinen Gotteshause, der heiligen Kreuzkirche, halt. Die Kirche enthält einen Altar mit vortrefflichem Schnitzwerk, die Grablegung Christi darstellend, von Veit Stoß. Auf den fünffach zusammengelegten Altarflügeln befinden sich außer der Kreuztragung und Auferstehung acht Darstellungen aus dem Leben Mariä von Michael Wohlgemuth. Diese Malereien zählen zu den besten Arbeiten des Künstlers. Mit wenigen Schritten sind wir wieder an dem breiten Stadtgraben und wandern längs desselben am Neuenthor mit seinem gewaltigen runden Turm vorüber zum Maxthor, um durch die Straßen einer neu angelegten Vorstadt mit villenartigen Häusern zum schönsten Vergnügungsplatz der Nürnberger, dem Stadtpark oder Maxfeld, zu gelangen. Ehemals der Judenbühl genannt, wurde dieser Platz zum Gedächtnis an die im Jahre 1855 stattgehabte Anwesenheit des Königs Maximilian II. von Bayern und zur Erinnerung an das dortselbst abgehaltene große Volksfest das Maxfeld geheißen. Im Jahre 1861 erhob sich daselbst die gewaltige Sängerhalle für das damals in den Mauern der alten Noris abgehaltene erste deutsche Sängerfest. Dort ertönten gar mächtig, von tausend und aber tausend deutschen Männern gesungen, die von Franz, Lachner, Abt, Hiller und Methfessel eigens für das Fest komponierten Chöre und durch das duftige Grün der auf dem Maxfeld stehenden hundert-

jährigen riesigen Linden erklang gar wundersam und prophetisch der seitdem so herrlich in Erfüllung gegangene Sängerspruch:

Deutsches Banner, Lied und Wort
Eint in Liebe Süd und Nord.

Beinahe zwanzig Jahre später im Jahre 1882 war das Maxfeld wieder der Platz, auf welchem sich im edlen Wettkampf die Kräfte maßen, aber diesmal nicht in der Kunst des Gesangs, sondern in den Leistungen der Industrie und des Handwerks, der Wissenschaft und der bildenden Kunst. Wer die von dem Architekten Direktor Adolf Gnauth und dem damaligen Direktor des bayerischen Gewerbemuseums Karl von Stegmann geschaffenen Gebäude der bayerischen Landesausstellung betrat, der mußte mit Freude wahrnehmen, auf welch hoher Stufe sich die Industrie und Kunst in Bayern befinden, und den Nürnberger erfüllte es mit Stolz, daß gerade seine Stadt es war, die zum Sitz der Landesausstellung erkoren wurde. Nach Schluß der Ausstellung zog das Maxfeld ein neues Gewand an. Inmitten der herrlichen Bäume wurden reizende Anlagen geschaffen; die gegrabenen Teiche durchfurchen jetzt stolze Schwäne und die mit Blumenbeeten umgebenen Fontänen werfen ihre Wasserstrahlen hoch in die Lüfte. Ein schloßähnliches Gebäude wurde nach den Plänen des Architekten Hase als Restauration gebaut, welche für die zahlreichen Besucher die entsprechende Aufnahme und alle Bequemlichkeit bietet. Ehe wir aber dieselbe nach einer solch langen Wanderung durch das alte Nürnberg zum Zweck der Erfrischung besuchen, betrachten wir noch die in der Rosenanlage des Parks zum Gedächtnis an das erste deutsche Sängerfest aufgestellte riesige Vase, aus Carraramarmor, welche auf ihren Flachseiten die Sängerfesthalle, die Wappen der Stadt und die entsprechenden Inschriften zeigt, während die Henkelpartieen der nach dem Entwurfe des Professors Wanderer von dem Bildhauer Hans Rößner gefertigten Vase Szenen aus dem Einzuge der Sänger in Nürnberg zur Anschauung bringen.

Geschichte und Bewohner.

Über Nürnbergs Entstehen, dessen Gründer sowie über den Ursprung seines Namens mangeln uns, wie bei vielen älteren Städten Deutschlands, jedwede bestimmte urkundlich belegte Nachrichten. Daß Nürnberg seine Entstehung einer römischen Niederlassung unter Tiberius Nero, dem Stiefsohn des Kaisers Augustus, verdanke, ist ebenso wie die Behauptung früherer Chronisten, die Bewohner Nürnbergs seien später durch Bonifazius zum Christentum bekehrt worden, in das Bereich der Sage zu verweisen. Wenn zum erstenmale Nürnberg in einer Urkunde des Jahres 1050 unter Heinrich III. und zwar als ein Ort Norembere oder Nurinberg genannt wird, so dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß seine Gründung in die Zeit

von 950—1000 fällt, wie auch, daß Konrad II., der Salier, während seiner Regierung von 1024—1036 die Burg erbaute und diese mit einem die ringsum liegenden kaiserlichen Wälder beaufsichtigenden Beamten besetzte. Der Ort Nürnberg, welcher sich anfangs nur gegen das nördliche Ufer der Pegnitz ausdehnte, vergrößerte sich jedoch binnen kurzer Zeit und nahm, begünstigt durch seine Lage an der alten Handelsstraße zwischen Italien und dem Norden von Deutschland, auch an Bedeutung zu, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Nürnberg unter Kaiser Heinrich III. die Marktfreiheit, Zoll- und Münzrechte, sowie die Befugnis erhielt, aus der Mitte seiner Bürger eine unter der Oberaufsicht des Kaisers stehende Verwaltung zu wählen.

Wegen seiner Anhänglichkeit an den schwer geprüften Kaiser Heinrich IV. mußte Nürnberg im Jahre 1105 eine Belagerung durch dessen Sohn Heinrich V. aushalten, welcher bald die Übergabe folgte, mit der eine teilweise Zerstörung der Stadt seitens des Feindes verbunden war. Dieselbe stand jedoch bald wieder neu gekräftigt da; sie erhielt dann durch den mit ihr versöhnten Kaiser Heinrich V. die Reichsunmittelbarkeit. Die erste Urkunde, in welcher Nürnberg als reichsfreie Stadt genannt wird, ist zu Frankfurt a. M. am 16. Oktober 1112 ausgefertigt und betrifft die der Stadt Worms erteilte Zollfreiheit. Unter Kaiser Konrad III. erfolgte eine ansehnliche Erweiterung der Stadt, und ihre Mauern zogen sich östlich bis an den Lauferschlagturm und südlich bis unmittelbar an den Pegnitzfluß. Eine besondere Begünstigung wurde der Stadt Nürnberg durch die Hohenstaufenkaiser zu teil, und besonders war es Friedrich Barbarossa, welcher das Wachstum von Burg und Stadt in jeder Beziehung förderte. Der Freibrief Friedrichs II. vom 8. November 1219, die berühmte Friedericiana, legte den wertvollsten Keim zu Nürnbergs Gedeihen, seinem späteren großen Ruhm, seiner Macht. Handel und Gewerbe fangen nunmehr an zu blühen und die Erzeugnisse der Nürnberger Handwerker erfreuen sich bereits eines Rufes und sind vielfach von auswärts begehrt. Im 13. Jahrhundert entstanden auch verschiedene Bau- und Kunstwerke romanischen Stils in der rasch aufblühenden Stadt. Nach dem Aussterben des mächtigen Hohenstaufischen Kaiserhauses wurde Nürnberg vielfach durch den ihm mißgünstigen Raubadel geschädigt und lief Gefahr, seine Reichsfreiheit zu verlieren. Da erstand der Stadt in dem 1273 zum Kaiser gewählten Rudolf von Habsburg ein neuer Freund und Schutzherr, und schon im folgenden Jahre hielt derselbe einen glanzvollen Reichstag in Nürnberg ab. Mehr und mehr kräftigte sich das Bürgertum Nürnbergs, und der Wohlstand der Stadt stieg dermaßen, daß Geschlechter wie die Holzschuher und die Vorthlin dem Kaiser ihre Mittel zur Unterstützung anbieten konnten. Trotz aller Fürsorge, die Kaiser Rudolf von Habsburg der Stadt Nürnberg angedeihen ließ, brachte er dieselbe doch in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis durch die Verleihung des Burggrafentums mit verschiedenen Rechten an den Grafen

Friedrich von Zollern. Diese That hatte aber schwere und verhängnisvolle Folgen für die Stadt; die Übergriffe der Burggrafen mehrten sich im Laufe der Zeit und waren die Veranlassung zu blutigen Kämpfen. So mußte schon Kaiser Karl IV. im Jahre 1362 den Burggrafen wegen seines Auftretens der Stadt gegenüber in seine Schranken zurückweisen. Von allen deutschen Kaisern war unstreitig Ludwig der Bayer Nürnberg am meisten gewogen, und er vergalt die Treue der Stadt, die durch ihren Feldhauptmann Seyfried Schweppermann 1322 dem Kaiser die Ampfinger Schlacht gegen Friedrich von Österreich gewinnen half, durch große Handelsvorrechte. Um diese Zeit stand der Nürnberger Handel in der schönsten Blüte, und hiermit erstarkten auch die Mittel der Stadt in seltener Weise. Nürnberg konnte es fertig bringen, in nicht ganz einem Jahrhundert zwei große Dome, die St. Sebaldus- und St. Lorenzkirche, zu vollenden, während andere Städte und selbst Fürsten nicht in der Lage waren, dies zu thun und es vielfach der Neuzeit noch vorbehalten blieb, die vor Jahrhunderten von ihnen begonnenen kirchlichen Bauwerke zum Abschluß zu bringen. Einer fortschreitenden Entwickelung erfreute sich die Stadt unter der Regierung Kaiser Karls IV. Wenn auch seine Wahl den Aufstand der Handwerker, welche sich für den Gegenkaiser Günther von Schwarzburg erklärten und von dem „Pfaffenkaiser" nichts wissen wollten, gegen die Geschlechter 1348 in der Stadt hervorrief, so wußte sich doch Karl IV. durch energische Maßnahmen die nötige Geltung zu verschaffen und die Aufwiegler zur Ruhe zu bringen. Durch fortgesetztes Wohlwollen gegen die Bewohner der Stadt gewann er bald die Gemüter, und bei dem im Jahre 1356 abgehaltenen großen Reichstag setzte er durch jene in die damals entworfene „Goldene Bulle" aufgenommene Bestimmung, daß jeder folgende Kaiser verbunden sei, in der Stadt Nürnberg seinen ersten Reichstag zu halten, seinem Wohlwollen gegen dieselbe die Krone auf. Zu einer derartigen Macht gelangt, ging Nürnberg um diese Zeit daran, seine dritte Erweiterung vorzunehmen. Dieselbe wurde im Jahre 1425 vollendet und die Stadt erhielt, mit Ringmauern und Graben umzogen, ihre jetzige Gestalt. Um diese Zeit wurde auch das sogenannte Fünfergericht für geringere Rechtshändel eingesetzt. Im Jahre 1384 trat Nürnberg dem schwäbischen Städtebunde bei, der sofort zu einem Krieg mit dem Bischof zu Würzburg und dem Burggrafen die Veranlassung gab. Dies that jedoch den Künsten und Gewerben Nürnbergs keinen Eintrag; verschiedene großartige Bauwerke entstanden, die erste Papiermühle wurde von dem Ratsherrn Ulmann Stromer 1390 errichtet, und die Nürnberger Kaufleute bezogen nach wie vor mit ihren Handelsartikeln und besonders den damals schon berühmten Lebkuchen die Frankfurter Messe. Ein wichtiges Ereignis war für Nürnberg die durch den Kaiser Sigismund im Jahre 1424 erfolgte Verleihung der Reichskleinodien und Reichsheiligtümer. Durch den Umstand, daß dieselben alljährlich an Ostern dem Volke öffentlich gezeigt wurden, kam eine große Menge von

Fremden in die Stadt, was für den Handel und die Geschäfte von großem Vorteil war. Im Jahre 1449 erklärte der Markgraf Albrecht Achilles von Ansbach der Stadt den Krieg; gegenseitige Ländereiverwüstungen waren an der Tagesordnung. Der Markgraf wurde am 11. März 1450 bei Kloster Pillenreuth für sein Auftreten von den Nürnbergern in dem mit Erbitterung geführten Kampfe vollständig geschlagen; bald darauf verloren aber die Nürnberger bei Leutershausen die Feldschlacht. Die Fehde erreichte ihr Ende 1451, in welchem Jahre die Stadt Nürnberg den Markgrafen bei einem Turnier glanzvoll empfing und dem ehemaligen Feind alle Ehren angedeihen ließ. Die Streitigkeiten mit der Stadt wurden jedoch 100 Jahre später (1552) von dem Markgrafen Albrecht Alcibiades von Bayreuth wieder aufgenommen; er beschoß die Stadt von dem in der Nähe derselben gelegenen Rechenberg aus und suchte die Umgegend auf das schrecklichste heim. Alle diese Kämpfe konnten jedoch den Wohlstand und die Macht der Stadt in keiner Weise erschüttern. Werfen wir einen Blick auf die Mitte des 15., seines goldenen Jahrhunderts, den Beginn der glanzvollsten Periode Nürnbergs! Der Handel hatte die größtmögliche Ausdehnung gewonnen; Handelsverbindungen von Portugal bis nach Ostindien waren geschaffen.

Augsburg führte die Schätze des Orients der Stadt zu und diese übernahm das Weitergeben an den Norden. Freilich erlitt der bedeutende Handel Nürnbergs durch die Entdeckung Amerikas (1492) und das Auffinden eines neuen Seewegs nach Ostindien (1498) den empfindlichsten Stoß. Doch da waren es wieder Künste und Wissenschaften mit ihren goldenen Früchten, welche einen Ausgleich gaben. Steht doch Nürnberg beim Schluß des Mittelalters unter den deutschen Kulturstätten, welche nicht im Besitze einer Universität waren, an Bedeutung allen voran. Der berühmte Mathematiker Regiomontan zog lediglich der vorzüglichen Instrumente wegen, die in Nürnberg gefertigt wurden, dahin und erhob die Stadt zum Mittelpunkt der mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Als Regiomontans Schüler kann der Kosmograph und Seefahrer Martin Behaim gelten. Er machte persönlich Entdeckungsreisen und zeigte bereits 1492 auf seinem Erdglobus, sechs Jahre vor dessen Auffindung durch Vasco de Gama, den sichern Weg nach Ostindien um Afrika deutlich an. Auch zur Entdeckung der Magelhaensstraße ging die erste Anregung von Behaim aus. Die Nürnberger Malerschule hatte schon 1450 einen klangvollen Namen; aus ihr ging Michael Wohlgemuth (1434—1519), der Lehrmeister des größten deutschen Künstlers, Albrecht Dürers, hervor. Letzterer wurde am 21. Mai 1471 geboren. Im Jahre 1470 führte Johann Sensenschmied die Buchdruckerkunst in Nürnberg ein, und bald darauf errichtete Antoni Koberger seine großartige Anstalt daselbst. Derselbe erwarb sich auch um die Vervollkommnung des Holzschnittes ein großes Verdienst. Bei ihm erschien 1493 Dr. Hartmann Schedels Weltchronik mit Illustra-

tionen von Wohlgemuth und Pleidenwurf. Als Bildner genossen einen hervorragenden Ruf Adam Kraft (geb. 1430, gest. 1507), Peter Vischer (geb. 1455, gest. 1529), Veit Stoß (geb. 1477, gest. 1533). Unter den Gelehrten nahm der Kaiserliche Rat Willibald Pirkheimer (geb. 1470, gest. 1530), der Freund und Gönner Albrecht Dürers, wegen vielseitiger klassischer Bildung die erste Stelle ein. Ein großmütiger Förderer aller Wissenschaften und Künste, stand derselbe gleich hoch als Jurist, Staatsmann, Philologe, Geschichtsschreiber und Redner. Auch als Heerführer in Diensten Maximilians I. war er rühmlich bekannt. Die Reformation wurde in Nürnberg im Jahre 1524 hauptsächlich durch die Geistlichkeit eingeführt, und im folgenden Jahre hob man schon alle Klöster in der Stadt auf. Von den um die Reformation verdienten Männern nennen wir den Ratsschreiber Lazarus Spengler (geb. 1479, gest. 1534), den Juristen Christoph Scheurl und den Ratsherrn Hieronymus Paumgärtner.

Von den Künstlern, welche im 16. Jahrhundert in Nürnberg wirkten, sind Hans von Kulmbach, Georg Pencz, Hans Schäuffelein, welche sämtlich Schüler Albrecht Dürers waren, dann der Glasmaler Veit Hirschvogel (geb. 1461, gest. 1525) wie Wenzel Jamnitzer, der berühmteste aller Goldschmiede, ganz besonders hervorzuheben. Als erste Vertreter der Meistersinger nennen wir Hans Rosenplüt und Hans Sachs, den echt deutschen Mann und fruchtbarsten aller Dichter. Die Nürnberger haben sich aber auch in allen Jahrhunderten als Erfinder hervorgethan. So erfand der Bürger Rudolph 1440 das Drahtziehen; 1444 erfand Heinrich Draßdorf die Pedalorgel; Peter Hele 1500 die Taschenuhren, die sogenannten Nürnberger Eier; Albrecht Dürer erfand die Radiernadel, 1517 wurde in Nürnberg das erste Feuersteinschloß gebaut, und Lobsinger erfand die Windbüchse. Das Hinterladungsgewehr wurde schon im Jahre 1621 von Jakob Putz und Leonhard Oßwaldt gefertigt. Bereits Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Nürnberg einen Teil seines einstigen Glanzes verloren, doch waren die Finanzen immer noch als geordnet zu erachten, und man konnte auch 1622 die Gründung der Universität Altdorf ins Werk setzen. Aber mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges begann für die Stadt eine schwere Zeit. Wenn auch Nürnberg von Zerstörung verschont blieb, so waren doch die Opfer, die man dem Feinde, wie dem Freunde in jener Zeit bringen mußte, derartig große, daß die städtischen Finanzen tief geschädigt wurden. Einen mächtigen Beschützer fand die Stadt allerdings an dem Schwedenkönige Gustav Adolf, der in ihrer Nähe bei Fürth den auf der alten Feste verschanzten Kaiserlichen Generalissimus Wallenstein vergeblich angriff und aus seiner Stellung zu vertreiben suchte. Während des dreißigjährigen Krieges haben Hunger und Seuchen in Nürnberg nicht weniger als 10 000 Menschen dahingerafft. Nach dem westfälischen Friedensschlusse atmete die Stadt wieder auf, aber sie war doch ihrer besten Kraft beraubt. Trotzdem war nicht alles geistige Streben erlahmt. So wurde

1662 eine Malerakademie durch den Maler Joachim von Sandrart gegründet, in welcher Anstalt seit Jahrhunderten treffliche Männer als Direktoren wirkten, und die jetzt zur Kunstgewerbeschule umgestaltet ist. Mitten aus den Wirren des dreißigjährigen Kriegs heraus wurde durch die beiden Nürnberger, den gelehrten Philipp Harsdörfer und den Dichter Sigmund Birken mit dem Dichter Johann Klai aus Meißen 1644 der Pegnesische Blumenorden gestiftet, eine Gesellschaft, welche sich die Reinigung der deutschen Sprache und Pflege der Dichtkunst zur Aufgabe machte und die Jahrhunderte hindurch als ältester litterarischer Verein bis heute blüht.

Schlimmer gestalten sich die Verhältnisse der Stadt im 18. Jahrhundert, wo die Geschlechter alle öffentlichen Ämter für sich in Anspruch nahmen und die Steuern und Abgaben in Folge neuer Schuldaufnahmen für den Bürger in der That unerschwinglich wurden. Zieht man noch in Betracht, daß im siebenjährigen Kriege die Stadt durch die preußischen Generale Meyer und Kleist finanziell stark geschädigt wurde, und daß Nürnberg 1796 an den französischen General Jourdan beinahe zwei Millionen Kontribution zahlen mußte, so darf es nicht überraschen, daß Nürnberg völlig verarmte und sich nicht mehr als Reichsstadt halten konnte. Im Jahre 1805 erklärte es seinen Verzicht auf diese Eigenschaft, und so wurde die Stadt im Jahre 1806 mit ihrem 1650 qkm umfassenden Gebiet dem Königreiche Bayern einverleibt, das auch die Schulden der Stadt im Betrage von 12 Millionen Gulden einige Jahre später übernahm. Um diese Zeit wirkte der treffliche Volksdichter Johann Konrad Grübel (geb. 1736, gest. 1809), als dessen glückliche Nachfolger Johann Wolfgang Weickert, Johann Rietsch, Wilhelm Marx, Karl Weiß und Johann Priem bezeichnet werden müssen, in deren Gedichten die Nürnberger Mundart noch fortlebt. Im Jahre 1817 wurde zur Förderung der Kunstinteressen der Albrecht Dürerverein gegründet und im Jahre 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, deren Entstehung hauptsächlich dem damaligen thatkräftigen Bürgermeister Johannes Scharrer zu danken ist. Die Stadt schritt nunmehr nach Ordnung der Finanzen unter der milden Regierung des bayerischen Königshauses in jeder Hinsicht vorwärts. Berühmt waren auch die Nürnberger Volksfeste, welche 1826—1848 zur Feier des Geburtsfestes des Königs Ludwig I. abgehalten wurden. Jetzt wird alljährlich am 2. September eine Nationalfeier zur Erinnerung an die Schlacht von Sedan veranstaltet, welche sich zu einem großen Volksfeste, verbunden mit landwirtschaftlichen Ausstellungen, erweitert hat und acht Tage lang währt. In den letzten Jahrzehnten haben Handel und Verkehr wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen, und Nürnberg darf als die erste Handelsstadt Süddeutschlands bezeichnet werden. Großartige Geschäfte wie die Zeltnersche Ultramarinfabrik, die v. Cramer-Klettsche Maschinenfabrik, die Schuckertsche Fabrik für elektrische Beleuchtung u. a. m. sind entstanden, und die Nürnberger Brauereien erfreuen sich wegen ihres vortreff-

lichen Bieres eines Weltrufs. Neben der Königl. Hauptbank, der bayerischen Notenbank, der Vereinsbank und einer Filiale der Reichsbank befinden sich in Nürnberg noch zahlreiche Bankinstitute. Die Zahl der Wohnhäuser beträgt jetzt gegen 8000.

Unter einer trefflichen Verwaltung entwickelt sich Nürnberg nach jeder Richtung hin. Der Neuzeit entsprechende Pflasterungen und Kanalisationen wurden vorgenommen, und eine großartige, vom alten Reichswald hereingeführte Wasserleitung versorgt die Stadt mit trefflichem Trinkwasser. Eine im Jahre 1881 geschaffene, das ganze Straßennetz verbindende und selbst die fünf Kilometer entfernte Stadt Fürth berührende Pferdeeisenbahn erleichtert ungemein den Verkehr der 162000 Einwohner zählenden Stadt. Dabei wird aber auch die geistige Förderung in Nürnberg nicht versäumt. Außer der bereits erwähnten bayerischen Landesindustrie- und Kunstausstellung von 1882 fand im Jahre 1885 eine großartige internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legierungen statt, die für den Fachmann ungemein viel Anregung bot. Was das Schulwesen anbelangt, so wird demselben seitens der Stadtverwaltung die größte Fürsorge zu teil. Nürnberg besitzt zwei humanistische Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Industrieschule, eine Kreisrealschule, eine Handelsschule, eine Baugewerkschule und eine Musikschule, dann drei Töchterinstitute, eine Blinden- und Taubstummenschule und mehr als 300 Klassen an der Volksschule. In letzterer wird der Unterricht kostenfrei erteilt. Das vortrefflich geleitete Stadttheater zählt seit Jahren zu den besten Deutschlands, und im Schauspiel wie in der Oper wirken vorzügliche künstlerische Kräfte. Noch sei erwähnt, daß die Bewohner Nürnbergs, welche sich seit Jahrhunderten außer durch gerades offenes Wesen und großen Fleiß durch einen ungemeinen Wohlthätigkeitssinn auszeichnen, denselben auch in der Neuzeit in hohem Maße bethätigt haben. Großartige Stiftungen für Wohlthätigkeits- und Unterrichtszwecke sind in den letzten Jahrzehnten entstanden, sodaß das bezügliche Kapital derselben jetzt nach Millionen zählt. Bei einer solchen Sachlage kann der patriotische Nürnberger nicht allein stolz auf die große Vergangenheit seiner Vaterstadt sein, sondern er darf auch freudigen Blicks auf deren gegenwärtige Entwickelung und Neugestaltung schauen!

---

2. Die bayerische Hochebene.*)

1.

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannigfaltigkeit des Volkslebens und der Bodenbeschaffenheit zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleich-

*) Nach W. H. Riehl.

sam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, dem fällt auf den langgestreckten bayerischen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft, wie der Volksgruppen auf, der Mangel an Individualisierung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt das ethnographische und topographische Material in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten: wo dort manchmal ein Nachmittagsspaziergang genügt, um Gegensätze von Natur und Menschensitte nebeneinander im Original zu studieren, da fordert dies hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharfgeprägtem Charakter fehlte; derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und gerade darum hat er sich viel ungebrochene Derbheit bewahrt. Den bis ins kleinste individualisierten Landstrichen gehörte die Vergangenheit, namentlich die mittelalterliche. Gehört vielleicht den ins Breite und Massenhafte*) angelegten Ländergruppen die Zukunft? Das Staatengewirr des kleinen Thüringens löst sich erst unter dem Mikroskop der Spezialkarte in seine Bestandteile auf, während die größten deutschen Ländergebiete, Preußen und Bayern, sich seit alters vorwiegend nach massenhaften Gruppen gliederten. Auf den weiten Hochflächen an der Isar, in den weiten Sandniederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hatte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Auch die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen suchten mit Vorliebe die weiten, individualitätsarmen Ebenen auf.

Suchen wir einige von den ins Große gestalteten Einzelzügen der südbayerischen Hochflächen festzuhalten!

Bei den Thälern der Iller, Zusam, Schmutter, des Lech, der Paar, Isar, Amper u. a. ist allenthalben, sowie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnismäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen; die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast immer zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die breite Physiognomie sitzt denn auch gleicherweise den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel ge-

*) Nicht im politischen, sondern ethnographischen Sinne gebraucht.

dehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Toten oft auffallend weit auseinander gebettet. Überall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine doppelte Bevölkerung. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche stellt sich sofort als verarbeitetes Produkt dar. Die Wahrnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz verteilt sei, hat für jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Beruhigendes, Behagliches. Die Ackerparzellen sind für ein mittelrheinisches Auge teilweise erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese räumliche Ausdehnung zum Maßstab für den größern Reichtum nehmen wollte, denn auch die Ausbeutung des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benutzung im kleinsten und einzelnsten. Die Ackerfurchen sind auffallend breit und tief gezogen, die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt. Wie folgerichtig leuchtet dieser Grundcharakter eines ausgedehnten geräumigen Landstriches überall durch! In den Wäldern sieht man meistenteils die gefällten Bäume ungefähr $^1/_3$ m über der Wurzel abgesägt, während dieser Stumpf mit der Wurzel im Boden stecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Wie sorgsam verwertet man diese sogenannten Erdstöcke in dichter bevölkerten Gegenden!

Die Flüsse unserer Hochfläche haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Abzweigungen und Seitenarme auseinander und nehmen mit nutzlosen Inselchen, kleinen Sümpfen, Sand- und Geröllbänken dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechts wegen gebührte. Gerade so ist es mit den Wegen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen sich mit ihren Krümmungen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßschnur des modernen Wegbauers — mit ihren dem Hauptweg bald nah, bald weitab zur Seite laufenden Fußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrockneten Flusses aus. Diese ungeregelten, überzähligen wilden Pfade fressen unglaubliche Strecken anbaufähigen Landes weg. Wenn Walter in seiner „Topischen Geographie von Bayern" versichert, daß Bayern durch die Kultur aller seiner Moore innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstentum erobern könne, so glauben wir, daß durch die Regelung der wilden Wege wenigstens auch noch eine stattliche Grafschaft dazu zu gewinnen wäre. Nur wer die Armut an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen aus eigener Anschauung kennt, begreift, wie die Straßen so schlecht sein können, während doch der Staatshaushalt so beträchtliche Summen für deren Unterhalt aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in unsern basalt- und quarzreichen Mittelrheingegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu flicken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man

in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baum aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfmarkungen nichts Seltenes; dem Widerspruch mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man neuerdings wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Thon aus dem Wege. Wo der Backsteinbau ausschließlich herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen individualisiert sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeiniglich glaubt. Der Vergleich zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und der Moore und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen ist schon oft durchgeführt worden. Nicht bloß die Bodenbeschaffenheit, auch die darin wurzelnde Verwandtschaft der Kulturentwickelung des Volkes fordert zum Vergleich heraus. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom nördlichen Saum der Algäuer Alpen erzählte mir als etwas Märchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe, deren Dächer ganz „mit Schreibtafeln benagelt“ gewesen seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können. Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für die Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese beiden entscheidendsten Rohstoffe aller Zivilisation gründen, erweitern sich bei geschichtlichem Rückblick in riesigem Maßstabe; aus örtlich geschichtlichem Gegensatz wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Altertums, der wie Babylon durchaus oder wie Indien und Ägypten zum großen Teil auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestlichen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Überall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayerischen Hochebene stehen zu bleiben, der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Teils gegen die strohgedeckten Häuser der Moordörfer, gegen die schweizerischen Holzschindeldächer der höheren Lage ab! Da, wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühlthal in die Ebene des Dachauer Moores durchbricht, hat die Natur zum letztenmal, als auf dem äußerst vorgeschobenen Posten, ein Stück wildromantischer Hochgebirgsszenerie inmitten des Flach-

landes hingeworfen, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart der Gebirgslandschaft ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moorstriche gilt, und eine zwingende klimatische Notwendigkeit zur Anlage dieser schweizerischen Bauernhäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherem Naturtrieb hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Schöpfungen dem Charakter der Gegend angepaßt. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch geschichtlich und echt ist, gehört ebenso gut zur Kunstgeschichte, als das Volkslied zur Geschichte der Musik. Nicht überall freilich giebt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volkstümlichen Kunstwerkes beanspruchen darf, aber nicht überall sprudelt auch der Quell des Volksliedes. Die neuzeitliche Baukunst, nachdem sie mit der Nachahmung der höheren Kunstformen vergangener Jahrhunderte so ziemlich fertig geworden ist, hat jener Baukunst des Volkes schon mancherlei für neu geltende Formen abgelauscht, die uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unsere gelehrten Komponisten erinnert, und wenn bei manchen großen Fabrik- und Eisenbahnbauten das umgestaltete schweizerische Bauernhaus aus allen Ecken hervorlugt, so ist dies nichts anderes, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen sucht.

Wie im deutschen Mittelalter die Individualisierung des Volkslebens auf die äußerste Spitze getrieben war, so bezeichnet auch die gotische Architektur dasselbe Äußerste in ästhetischer Hinsicht. Der Backstein ist aber der ärgste Feind der gotischen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt solch redendes Zeugnis hierfür ablegen als Augsburg, der alte Mittelpunkt der südbayerischen Hochflächen. Die gotische Kunst ist hier verkümmert in dem widerstrebenden Material, die altromanische Weise und der Zopf, beide mit den breiten Wandflächen, herrschen unumschränkt. Das geht denn weiter fort durchs ganze Land. Die Zentralisierung des Dorfkirchenbaues hat sich zwischen Iller und Isar in einer Weise vollendet, die vielleicht in ganz Deutschland ohnegleichen ist. Überall derselbe romanische Unterbau des Kirchenturmes, auf den der Zopf noch einen luftigen achteckigen Pavillon und eine zwiebelförmige Kappe gesetzt hat, überall dieselben überschlanken minaretartigen Türme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayerischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte und Sprache grundverschiedene Gruppen teilend; aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie drüben. Wer da weiß, wie sich im Mittelalter der Kirchenbau, und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Grenzen des Gaues sonderte, der wird die Bedeutung dieses Umstandes ermessen. Wir wiesen oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin: die alten Dorfkirchen sind

trotzdem fast durchweg nach stets gleicher Schablone geschnitten. Diese Gleichartigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen; der Kulturhistoriker sieht in den Hunderten gleichgebauter Türme, Schiffe und Chöre ein beachtenswertes Denkmal der zentralisierenden Gewalt der Kirche.

Auch die alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volkstümlicher Kunst. Wenn uns die charakteristischen Bauernhäuser die erfindende architektonische Kunstrichtung des Volkes darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die nachahmende. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststil sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständnis des letzteren. Wer freilich an den modernen Dorfkirchbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände ꝛc. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelalterliche Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmäler der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist die gotische Frauenkirche in München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendste Ähnlichkeit mit den gotischen Kirchen der deutschen Ostseeländer, die eine so ganz eigentümliche, in der Natur von Land und Volk, wie in der Art des Baumaterials (Backstein) begründete Einzelart des gotischen Stiles darstellen. Weitere Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittlung, ein Übergang, und doch baute man zu München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der fernen Ostseeküste.

Barthold (in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens) zieht einen Vergleich zwischen dem alten Lübeck und dem alten München, und weist auf den großen Abstand in den jüngsten Entwickelungszeiten beider Städte hin. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtschaft geblieben sei: in den düsteren, hünenhaft über das Maß ausgereckten Formen der Münchener Frauenkirche und der stilverwandten St. Marienpfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppelten Doppeltürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Masse überragend, dem von den Alpen niedersteigenden Wanderer als erstes Wahrzeichen aus der Ebene aufsteigen, so begrüßt auch der Schiffer im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erste Landmarke.

Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte vom Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seen zwischen dem Ammer- und Starnberger See wandert, durch diese Buchenhaine von so tiefgesättigtem, saftigem Grün, wie sie nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann,

über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unseres Vaterlandes eigen sind. Unter unseren älteren Landschaftsmalern haben die größten Meister jener duftigen Luftperspektiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unseren nordischen Meeren oder auf unseren südlichen Hochflächen ihre besten Studien gemacht.

In der Mitte Deutschlands spielt der vorzugsweise romantische Teil unserer Geschichte. Dort ragen auch unsere schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Kämpfe wurden aber im Nordosten und Südwesten geschlagen, an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenfluten. Die südbayerische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam ein großes Schlachtfeld gewesen, und doch sind beide Punkte vergleichsweise arm an augenfälligen geschichtlichen Trümmern. Die zahlreichen Burgen auf dem linken Lechufer sind fast alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. Es ist ein Charakterzeichen für diese Gegend, daß man fast immer entweder lediglich die Burgkapelle stehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerreste eine Kirche auf die Burgstätte gebaut hat.

An den norddeutschen Meeresküsten zeigt man oft kleine Strecken des Küstensandes, die ganz rot gefärbt sind von zermalmten, aus dem Meeresgrunde aufgespülten Ziegelsteinen. Es sind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten vom Meere verschlungen wurden. So sieht man auf den südbayerischen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz rot gefärbt sind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backsteine. Es sind alte Burgstellen, und das rote Gerölle ist das einzige Erinnerungszeichen versunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Massenhaftigkeit sind diese Hochflächen schön, wie die flachen Meeresküsten in ihrer Massenhaftigkeit. Der landschaftliche Reiz unserer individualisierten mitteldeutschen Gegenden liegt dagegen fast immer in der gesonderten Plastik einzelner Formen. So geht die landschaftlich-ästhetische Bedeutung überall Hand in Hand mit der topographischen und ethnographischen. Das Lechfeld, von der Sage wie von der Geschichte geweiht, ist eine Öde, baumlos, hügellos, eine unabsehbare braungrüne Fläche. Man hat sie mit einem erstarrten See verglichen. Aber gerade über dieser endlosen Öde schwebt im verglimmenden Abendsonnenscheine ein dämonischer, herzbewegender Zauber der tiefsten landschaftlichen Charakteristik. Und eben in dieser Erhabenheit der endlosen Öde überwältigt uns so recht der Gedanke, daß die Erde überall schön ist, denn sie ist überall Gottes.

2.

Seit uralten Tagen macht der Lech den Satz zu schanden, daß die Flüsse nicht trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Mit strengster Peinlichkeit teilt sein Lauf von den Quellen

bis zur Mündung nicht bloß Südbayern in zwei Hauptgruppen, sondern alle südlich der Donau gelegenen deutschen Gaue in eine schwäbische und eine bayerisch-österreichische Hälfte. Der Charakter des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze des Volkscharakters mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie auseinander. Er ist merkwürdigerweise eine Völkerscheide, ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich in der äußeren Gestaltung des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Verteidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Verteidigungsgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volkstums auseinander gehen. Selbst in seiner äußeren Erscheinung ist dem Lech der Stempel eines strategischen Flusses, eines Verteidigungsgrabens, aufgeprägt. Die wilde Strömung spottet der Schiffahrt und duldet wenig Übergänge, und bevor die moderne Fabrikindustrie den unbändigen Gesellen in ihr Joch gespannt, richtete er sicher mehr Verwüstung an, als er Nutzen stiftete.

Schlägt man Spezialkarten aus dem 18. Jahrhundert nach, so zeigt sich auf der schwäbischen Seite zwischen Lech und Iller ein so buntes Gewirr von allerlei Herrschaften — reichsstädtisches, augsburgisches, memmingisches, kaufbeuernsches ꝛc. Gebiet, markgräflich burgauisches, gräflich fuggerisches ꝛc., dazu ein halbes Dutzend geistlicher Ländereien — daß sich die Ecke Landes als Musterstück einer möglichst großen Gebietsverwirrung auf möglichst kleinem Raum mit dem Erbaulichsten messen kann, was in dieser Art auf den modernen Karten Mitteldeutschlands noch stehen geblieben ist. Mit dem rechten Lechufer sind die bunten Lappen auch schon auf den alten Karten wie abgeschnitten, und Altbayern beginnt hier als ein breites, zentralisiertes, nur durch unbedeutende Enklaven unterbrochenes Land.

Aber die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst das landschaftliche Aussehen der Gegend deutet dieses Verhältnis an. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbstständig geschlossenen Massen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald bei der Bevölkerung vollends erloschen sein, aufgehoben durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayerischen Lechseite, den keine politische Verschmelzung sobald vertilgen wird. Nur eine Erinnerung der alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayerischen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich die Leute aus den ehemals geistlichen Gebietsteilen mit wehmütigem Behagen der goldenen Zeit gedenken, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabes wohnten, — und die Maß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen“ aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Lächerlichen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen u. s. w. Sowie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist ostwärts schlechterdings kein „ingen“ mehr aufzuspüren, dieselbe Form hat sich in „ing“ verwandelt, welches in Bayern ebenso charakterisch vorherrscht, wie „ingen“ in Schwaben. Also: Mering, Statzling, Derching u. s. w. Diese Ortsnamen auf „ing“ gehen aber, obwohl sparsamer, durch das ganze südlich der Donau gelegene Österreich fort bis zur ungarischen Grenze; auf der anderen Seite läuft das schwäbische „ingen“ durch Württemberg und Baden nach dem Elsaß und erlischt erst in den Ostgrenzen von Lothringen und der Franche-Comté. Diese Schärfe, mit welcher sich die am meisten charakteristische Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutschland am Lech abscheidet, zeigt uns recht, welch eine scharf gezeichnete Grenze der Volksstämme in diesem Flusse gegeben ist. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwischen „ingen“ und „ing“ da finden, wo die Marken des alten schwäbischen und fränkischen Reichskreises im Flußgebiet der Altmühl und der Wörnitz in einem Winkel mit dem bayerischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen nebeneinander, doch nur verstreut, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseinteilung des Reiches, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großenteils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen, strategischen Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Ortsverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Die nächste Brücke oberhalb der Augsburger ist nicht weniger als sechs bayerische Stunden von dieser Stadt entfernt, bei dem Dorfe Lechfeld, und obendrein nur für Fußgänger benutzbar. Sie ist mit einem Thore abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man die Brücke überschreiten, so ruft man diesen Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke geleitet, das Thor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter uns abzuschließen. Diese ebenso gemütliche als gründliche Art der Brückengelderhebung und Kontrolle giebt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

Äußerst wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die meisten sind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geschoben; dagegen sieht man vielfach die verwachsenen Reste alter Wälle, Schanzen und Gräben am Wassersaum.

Im allgemeinen ist auf der bayerischen Lechseite noch viel größere Ab-

geschlossenheit des Volkslebens, ältere Sitte, mindere Beweglichkeit der Entwickelung wahrzunehmen, als auf der schwäbischen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz streng nach der Flurgrenze geschieden, macht dies anschaulich. Auf beiden Ufern sind altertümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayerischen ist das bei weitem ältere. Wenn unsere heutigen Volkstrachten nichts anderes sind als aus der Mode gekommene städtische Trachten, dann sind die Altbayern bei einer wenigstens um hundert Jahre früher abgelegten stehen geblieben als die schwäbischen Bayern. Das rechte Lechufer trägt den Rock des 17., das linke den des 18. Jahrhunderts. Dort hohe, spitze Hüte, kurze Wämser und lange, faltige Lederstiefeln bei den Männern, und die über die Schultern emporgedrückten, ausgepolsterten Schinkenärmel der Frauen, hier das kleine, runde Hütchen oder der Dreimaster der Zopfzeit, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen oder auch kurze Hosen mit Schnallenschuhen und — keine Strümpfe, wobei der heiterste Gegensatz zwischen Natur und Landsitte auf Beineslänge zusammengerückt sind.

Warum sind aber diese Volkstrachten gerade bei diesem bestimmten Zeitpunkte stehen geblieben, warum nicht ebenso gut bei einem früheren oder späteren? Und ist nicht beiläufig in demselben Zeitraume, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu stehenden Formen erstarrte, auch die Volkstracht in diesen Gegenden für viele Geschlechter festgelegt worden? Wäre ein solches Zusammentreffen so ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer bestimmten Zeit auf Jahrhunderte beibehält, dann betont es damit jenen Zeitabschnitt als den für sein ganzes nachfolgendes Kulturleben entscheidenden, als denjenigen, in welchem es, Hegelisch zu reden, den letzten „Ruck in seiner Weltgeschichte“ gemacht hat.

Und trifft es nicht wunderbar mit dieser Festlegung der altbayerischen Volkstracht im 17. Jahrhundert zusammen, daß mit dem Beginn desselben Jahrhunderts auch das vorwärts drängende politische Leben in Bayern erstarrte? Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gärungen, Zersetzungen, Auflösungen, mit ihren Vorbildungen der Neuzeit sind für Altbayern kaum vorhanden gewesen. Das 19. Jahrhundert setzte hier gleichsam unvermittelt an das 17. an, das 18. war nur eine wiederholte Auflage des 17. gewesen. Dieser Umstand, daß Altbayern an der Hand seiner geistlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen ist, mag gar manche Eigentümlichkeit des Volkslebens wie neuerer politischer Zustände erst in das klare Licht setzen.

Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte Totenbretter an allen Straßen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Maibaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Totenbrett oder einen

Baum der Art*) finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing“ statt auf „ingen“ auslautete. Es bekunden aber die Totenbretter sowohl wie die Maibäume einen eigentümlichen Sinn für Denkmäler bei den altbayerischen Bauern. Ist jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf diesem Brett ist tot gelegen der ehrengeachtete N. N.“ u. s. w. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Kruzifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen, oder auch an seinem Lieblingsplatze, wo er sich in Feld und Wald auszuruhen pflegte, aufgestellt. Größtenteils findet man sie an den Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise zusammengruppiert. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die „Monumenta“ seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstücke. Der Kultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er „totgelegen“, sich zu eigen weihen muß, hat etwas Schaudererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brett mit dem hellgemalten Totenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei, sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, der in der vollen Kindlichkeit des grauen Altertums hier in unsere gebildete Welt hineinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtnis eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebenso gut auf einer Südseeinsel landesüblich sein, als in Altbayern.

Der Maibaum ist das Denkmal der Lebenden. Statt der Zweige sind breite Brettchen sprossenartig übereinander in den Stamm gefügt und auf demselben die Kirche des Ortes und die vornehmsten Häuser in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner, in ihrer verschiedenen Hantierung begriffen. In den Rathäusern unserer alten Reichsstädte haben unsere Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuser, dazu Abbildungen der üblichen Trachten u. dgl. als ein ausdrückliches Vermächtnis für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Ist ein solcher Baum, an dessen Stamme das Abbild des Dorfes mit allen seinen charakteristischen Figuren sich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz dasselbe Vermächtnis, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig sind, für die nächstfolgenden Geschlechter?

Dieses buntfarbige Bilderwerk der verschiedensten Art, wozu auch noch die zahllosen ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind,

*) Der Maibaum findet sich da und dort auch auf der schwäbischen Seite, aber allerdings sehr selten.

hebt in den Alpen an, hält die Lechgrenze ein und verschwindet an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei Schnörkeln des Tünchers pflanzt sich aus den Alpen über die südbayerischen Hochflächen fort, gegen das Donauthal zu mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Äußerungen des Kunstsinns beim Volk noch immer fortleben. In den Städten der Gegend hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen, dunkeln und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern u. dergl. mosaikartig zusammenpflastert. Dasselbe findet sich auch in italienischen Städten.

Zu solch unleugbarem natürlichen Kunstsinn, der in allerlei Überlieferungen des südbayerischen Volkslebens sich erhalten hat, stehen wiederum in grellem Gegensatz so manche hervorstechende Züge derben Wesens, das der deutsche Norden so gern in Verbindung bringt mit der Biererzeugung und dem Bierverbrauche des bayerischen Landes. Der Zug des Plumpen und Derben im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer bayerischen Lesart zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotenerweise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lech verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotenerweise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im im Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisiert mitteldeutsches und oberdeutsches Volkstum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Stück für das deutsche Volk im allgemeinen zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtsein, den Forderungen des Volkes zu sprechen. Das Bewußtsein des deutschen Volkes unterscheidet sich aber zumeist dadurch von dem der anderen Völker Europas, daß es sich in endloser Vereinzelung abstuft und nur in wenigen großen Grundzügen eines ist. Diese Bauern der südbayerischen Hochflächen, die in der überfüllten Schenkstube, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirtin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wenn der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind ebenso gut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Volksgenossen in Baden oder Rheinpreußen oder sonstwo. Die groben Verbrechen gegen Personen und Eigentum: Mord, Totschlag, Raub und Dieb-

stahl, sind hier verhältnismäßig noch häufiger unter dem rohen Volk; anderwärts wiegen die feineren selbst bei dem gemeinen Man schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug u. s. w. Wer will entscheiden, welches von beiden für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayerischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht einer wenigstens im Jubel totgeschlagen worden ist. Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Das Landvolk steht in dem weitaus größeren Teil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß darum in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke“ überhaupt der Weg zur Kirchenthüre bereits aus dem Gedächtnis gefallen sei. Das wunderliche Gemisch von natürlicher Rohheit und kindlich religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayerischen Bauern zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tirolern wieder, wo die überreizte Welt ja längst das Anziehende der Erscheinung herausgefunden hat. Der gemeine Mann auf den südbayerischen Hochflächen trägt zu jeder Jahreszeit einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Gebirgsgegenden meist einen luftigen Kittel. In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleisch, und zwar tüchtige Portionen, dazu auch häufig Weizenbrot, und trinkt ein kräftiges Bier. Auf manchen mitteldeutschen Hochflächen ist Fleisch längst eine große Seltenheit beim Bauersmann geworden, man hilft mit Kartoffeln und Käse aus, ißt schweres, nasses Brot und trinkt Branntwein dazu. Das körperliche Wohlbehagen ist im äußersten Süden wie im äußersten Norden Deutschlands das Charakteristische der Landbevölkerung, in der Mitte die vorwiegende Armseligkeit. Auch hierin liegt ein politischer Gesichtspunkt. Bei den südbayerischen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein Paar schweren Pferden wettfahrend in die Stadt zum Markte kommen, ist der letzte Rest des alten städtischen Wohlstandes, der weiland in Augsburg Geschäfte mit 175 Prozent Reingewinn machte, gleichsam aufs Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirtshause nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleischportionen zu bewältigen vermag, und der Wirt mich überrascht durch die Darreichung von einem Bogen Papier, damit ich die andere Hälfte, weil sie ja bezahlt sei, zu mir stecken und mitnehmen könnte, so zeugt das noch von Wohlstand und Rechtssinn. Erkennt man nicht auch hierin, wie sich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angesetzt hat?

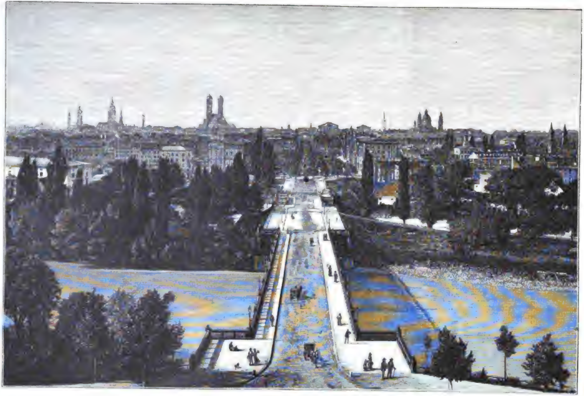
Treten wir in unsere mitteldeutschen Dörfer, so fällt größtenteils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst ins Auge. In Südbayern ist dagegen meistenteils das Wirtshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man selten heraus. Aber neben dem Wirtshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirtshaus am Sonntag Abend bis zum Erdrücken voll ist, so war doch die Kirche auch im Laufe des Tages nicht minder überfüllt. Es giebt mancherlei Volkserziehung, und aus sich

selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, welche seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayerischen Bauer bei, daß er die Erziehung der Schule über die Erziehung der Kirche setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse statt Kalbsbraten, daß andererseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge, statt eines Kittels, und daß die rheinischen Gastwirte aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten, aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch nicht das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volkes flugs für das ganze Volk nehmen.

3. München.

Die zweite Haupt- und Residenzstadt des Deutschen Reiches, die große Metropole des gepriesenen Bayernlandes, liegt in der sogenannten bayerischen Hochebene. Weithin grüßen die beiden gekuppelten und wohlbekannten Türme der „Kirche unserer lieben Frau", und um sie schart sich ein großes Häusermeer von Palästen, herrlichen Kirchen, Kunsttempeln, geräumigen Plätzen und Straßen, auf welche stolz zu sein der Münchener alle Ursache hat. Wie alle großen Städte hat auch München in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Ausdehnung zugenommen; aber mit diesem Wachstum ist die schöne und stolze Residenz auch eine gesunde Stadt geworden, nachdem sie jahrelang als ein Herd von Krankheiten verschrieen gewesen. Das häufig wechselnde Klima, bedingt durch die Nähe der Alpen, welche Nebel und kalte Luftströmungen begünstigen, ist aber viel besser als sein Ruf, ein herrliches Trinkwasser wird aus den Bergen meilenweit hereingeleitet, eine musterhafte Kanalisation, viele große luftige Plätze und baumreiche Anlagen in der Mitte der Stadt sorgen für gute und gesunde Luft, welche niemals durch rauchende Fabrikschlote, wie in anderen großen Städten, verpestet werden kann, und die grüne Isar, die junge Tochter des Gebirges, munter donauthalwärts springend, nimmt im reißenden Gefälle manche unreinen Stoffe mit sich. München ist keine Fabrikstadt, man hört nicht das Hämmern und Klappern von unzähligen Walz- und Räderwerken und dennoch ist die Stadt wohlhabend, wenn nicht reich zu nennen. — Zwei Dinge von Bedeutung, welche mit dem inneren und äußeren Leben der

Stadt eng zusammenhängen, sind ihr eigen und verleihen ihr einen eigenartigen Charakter, die zur höchsten Blüte getriebene deutsche Kunst und das Bier, welches letztere seit einer Reihe von Jahren fremde Biere fast überall verdrängt und einen welterobernden Zug nach außen in großem Umfange angenommen. Es giebt kaum irgendwelche Maler oder Bildhauer von Ruf, welche nicht wenigstens eine Zeitlang in München gewohnt und hier ihren Studien obgelegen haben, es giebt keine Stadt im Deutschen Reiche, keinen großen Platz im Auslande mehr, wo nicht Münchener Bier getrunken wird. Die Frage, weshalb gerade in Bayern und besonders in München das Bier von so außerordentlicher Güte und Gesundheit, ist bis jetzt noch nicht genügend beantwortet worden. Ohne Zweifel trägt die staatliche und gesundheitspolizeiliche Überwachung der Bierbrauerei viel dazu bei; bedingt doch die staatliche Aufsicht eine verschärfte Wachsamkeit durch die sehr hohe Biersteuer, welche nach dem Verbrauch des Malzes in jeder, auch der kleinsten Brauerei mit amtlichen Kontrollapparaten berechnet und erhoben wird, und bringen Gesetzwidrigkeiten doch in Bayern die höchsten Strafen mit sich. Aber die Münchener Brauherren, welche gar keine Geheimnisse haben, ihre Kunst vor allen aus weiter Fremde hergereisten Brauern Englands, Schwedens 2c. zeigen und nur aus Hopfen und Malz das gepriesene Wundergetränk bereiten, haben es von jeher verschmäht, irgend welche Gewürze oder Chemikalien ihrem Stoffe beizumischen und so nicht allein ihr Bier, sondern auch ihren guten Ruf makellos zu halten, und mancher unter ihnen läßt lieber einen ganzen Sud auslaufen, ehe er sein Ansehen durch ein nicht vollkommen geratenes Erzeugnis aufs Spiel setzt. So ist es gekommen, daß auch das Ausland Geschmack am Münchener Bier gefunden, und wer die vielen weiß angestrichenen Münchener Eisenbahnwagen kennt, mit den groß gemalten Firmen ihrer Besitzer, der wird sich auch einen Begriff machen können, wenn täglich ganze Sonderzüge solcher Bierwagen von Paris bis Konstantinopel, von Rom bis Stockholm, ja Petersburg verkehren. Bedenkt man dabei, daß München auf ödem Kalkboden erbaut, daß ein steinichtes Gelände die Anlage von großen Gärten und Feldern erschwert, daß man die Gerste aus Niederbayern, aus der Oberpfalz, aus Ungarn, den Hopfen aus Franken kommen lassen muß, so wird man sich eines bekannten Ausspruches Gustav Adolfs erinnern, der 1632 in München einziehend von der Stadt sagte: „Ein dürrer Gaul mit einem goldenen Sattel!“ Aber wir brauchen nicht auf die Zeit des Schwedenkönigs zurückzugreifen, brauchen nicht die reiche und interessante Chronik der Stadt zu durchblättern, um zu erforschen, was München zu einer reichen und interessanten Stadt gemacht hat. Ihre hohe Bedeutung und der bedeutsame Aufschwung des materiellen und geistigen Lebens ist mehr in den letzten 40—50 Jahren zu suchen, während welcher drei bayerische Könige, Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II. mit verschwenderischer Mediceergüte es verstanden, die einst nüchtern genannte Biermetropole



München.

Digitized by Google

zu einem Isar-Athen, zu einem Isar-Florenz zu machen, wo Malerei, Bildhauerkunst, Musik, Schauspielkunst, Architektur, Wissenschaft und Dichtkunst sich die Hände gereicht wie in keiner andern Stadt des Deutschen Reiches. Ludwig dem Ersten war eine seltene Begierde nach den Herrlichkeiten des Altertums, sowie überhaupt nach allem Klassischen eingeboren; ihm war eine seltene Gabe der Kritik in diesem Bereiche verliehen, ihm leuchtete in allem, was er unternahm, ein heller Geist, ein sicherer Geschmack, daß man jedes Werk, wozu er den Grundstein legte, schon im voraus ein gelungenes nennen konnte. Für die hervorragenden Talente fühlte er eine unbegrenzte, ja man dürfte sagen, eine fromme Verehrung; was er zu ihrem Fortkommen, zu ihrer würdigen Beschäftigung, zu ihrem sorgenlosen Leben beitragen konnte, das that er gewiß, und sollte es auch bedeutende Opfer kosten. Diese herrlichen Errungenschaften, begünstigt durch die vorteilhafte geographische Lage und durch die Nähe der herrlichen Alpenwelt, gestalteten München zu einem Ruheplatz für die reisende Fremdenwelt, zu einem Mittelpunkt zwischen Paris und Wien, zwischen dem Norden und dem vielgepriesenen Italien. Was jedem Fremden, welcher Italien und Griechenland, wenn auch nur aus Bildern oder Studien kennt, in München zuerst auffallen wird, das ist die Vorliebe, mit welcher König Ludwig I. sein geliebtes München mit Bauten nach berühmten Vorbildern aus jenen Ländern zu schmücken verstand. So ist das Siegesthor eine getreue Wiedergabe des Konstantinbogens in Rom, die vordere Residenz dem Palazzo Pitti in Florenz, die Feldherrenhalle der Logia dei Lanzi in Florenz nachgebildet. Die Kuppel der Cajetanskirche zu den Theatinern erinnert an Sankt Peter in Rom, die Bonifaciuskirche zeigt den Stil altrömischer Basiliken, die Post und die Arkaden des Hofgartens versetzen uns nach Pompeji, und das herrliche Thor der Propyläen mit der Glyptothek in ihrer vornehmen und klassischen Ruhe zeigen uns ein Bild aus der Blütezeit Griechenlands. Hellas und Roma fast auf Schritt und Tritt in München, sorgen zu rechter Zeit dafür, wenn der Witz des Fremdlings geneigt ist, in München durchaus nur das allzeit gefüllte große Bierfaß zu erblicken, daß eine solche Stadt niemals im Alkoholdunst ersticken kann. Ist doch auch die zweitgrößte Universität des Deutschen Reiches, ist doch das stark besuchte Polytechnikum, und nicht minder die eine halbe Million Bände umfassende öffentliche Bibiothek ein Beweis, wie schön das geistige Leben Münchens zur Entwickelung gekommen. Hatte Ludwig I. mit dem Zauberstabe der Ästhetik die Architektur, die Malerei erweckt, so war es Maximilian, welcher Wissenschaft und Dichtung hier das Gastrecht im umfangreichen Maße gewährte. Was Wunder, wenn der Enkel des großen Ludwig noch einer anderen Muse die Thore Münchens öffnete, der Musik, bei welcher er seine gewaltige Vorliebe für Richard Wagners Schöpfungen bekundete, deren Richtung an der Münchener Bühne und in den Konzertsälen wie auf Wachtparaden rc. die herrschende wurde. Angesichts all

dieser herrlichen Errungenschaften ist auch der Münchener nicht mehr der phlegmatische Spießbürger geblieben, er ist ein anderer geworden, der stets willig und bereit ist, mit Begeisterung zu allem Guten, Schönen, Großen und Edlen gerne und opferfreudig die Hand zu reichen.

Haben auch die Münchener hin und wieder Stimmen der Mißbilligung laut werden lassen über den großen Aufwand oder, wie sie sagten, über die Verschwendung, womit die Bauten, Malereien und Bildnereien ins Leben gerufen wurden und unterhalten werden: so erkannten sie doch bald, welcher Vorteil ihnen gerade hieraus erwuchs.

Die Kunst mit ihrer reichen Verzweigung ins Kunstgewerbliche ist dem Münchener Volke in Fleisch und Blut übergegangen, ja sie gehört zu seinen Lebensbedürfnissen und findet sich inmitten seiner Häuslichkeit wieder. Durch sie hat auch das Münchener Volksleben einen eigentümlichen Charakterzug erhalten, das beweisen die vielen Volksfeste, die großen deutschen Schützen- und Turnfeste, die alten ehrwürdigen Volkssitten und Volksgebräuche, die unvergleichlichen Maifahrten der Künstler und deren in Zauberpracht glänzenden großartigen Kostümfeste und Maskenbälle während des Karneval, welche letzteren in keiner Stadt der Welt ihresgleichen finden. Die weit über tausend zählenden Künstler spielen in München eine große Rolle, alles, was sie anpacken, hat Hand und Fuß und ist von einem großartigen Gelingen begleitet, ja wo es auch nur gilt in München einer alten Sitte, einem liebgewordenen Herkommen zu huldigen, wenn es gilt bedeutende Männer zu feiern, ein Jubiläum zu begehen, an welchem die Bevölkerung teilnehmen will, da sieht man stets auf den ersten Blick, daß die rührigen Künstler in sinniger Weise ihre Hände im Spiel hatten.

Um das Volksleben in München zu studieren, darf man es nicht verschmähen in seine unteren Schichten hinabzusteigen. Die Zeit, wo das erste Frühlingsbier verzapft wird, gehört zu den volkstümlichsten Festen der Münchener. Wer kennt nicht die Wallfahrt zum Zacherlkeller, die am 1. März anhebt, wenn die Quelle des Salvators zu fließen beginnt! Kein Wetter ist dem Münchener zu rauh, um nicht dorthin zu wandeln, kein Platz zu feucht, um nicht seine mit Mühe eroberte Maß in stiller Verehrung zu genießen, zumal da er weiß, daß diese Quelle der Labung schon nach 14 Tagen versiecht. Oder wer sollte nicht schon von dem berühmten Bockkeller gehört haben, der am 1. Mai eröffnet wird! In diesem unterirdischen Tempel wird dem Gambrinus geopfert mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie ein Norddeutscher kaum begreift. Es wird um den Einlaß förmlich gebuhlt, wie an den Pforten Elysiums, und um einen guten Platz gerungen, wie bei den Spielen im römischen Zirkus, und endlich wird um ein hochschäumendes Glas oder Krüglein gestritten, wie einst zu Paris in den Versteigerungen um eine Reliquie Napoleons. Keiner kann sich rühmen, ein echter Bayer zu sein, wenn er nicht an diesem Quell der reinsten Labung gelegen und den bayerischen Nektar gekostet hat.

Aber besonders erwähnenswert sind zwei aus dem Mittelalter stammende Volksbelustigungen, wie sie keine andere Stadt aufzuweisen hat, der Schäfflertanz und der Metzgersprung.

„Der Schäfflertanz", erzählt Maßmann, „kehrt jetzt nur alle sieben Jahre wieder. Umsomehr will er, besonders sein Reifenschwingen, was ganz dem Fahnenschwingen gleicht, mit den jedesmal neuen festlichen Gewändern neu eingeübt sein, darum aber auch nicht wie ein derber Metzgersprung in flüchtiger Stunde zu Ende gehen. Deshalb wird 14 Tage vorgeübt, und 14 Tage (früher sogar volle 4 Wochen) währt alsdann der Tanz vom Morgen bis zum Abend, vom Hofe der königlichen Residenz bis zum letzten Münchener Großbräu. Der Zug schreitet, sinnig geordnet (Beweis treuer älterer Überlieferung), in heiterm Schmucke unter beständiger Musik einher. Voran der Vortänzer oder Vorreigner mit vergoldetem, bändergeschmücktem Herrscherstabe; ihm zur Seite die Umfrager, die nach jedem Tanze, sobald sie dem Hause nahen, dem sie den nächsten Auftanz zugedacht haben, vorauseilen und anfragen, ob der Tanz aufgeführt werden dürfe. Ihm folgen die beiden Reifenschwinger, denen die Kreisreifen über Achsel und Hüfte hangen. Hinter ihnen schreitet der Nachtänzer, welchem zwanzig Gesellenpaare, je zwei und zwei, folgen. Diese Paare tragen alle nach hinten zu in zwei Kettenreihen großbogige, mit Buchs dicht umwundene Halbreifen, welche den Reigen ketten und retten, und zwar so, daß den Reifenzug ein mit blauen und weißen Bändern ausgezeichneter Buchsbogen eröffnet; dieser Armreifen, der obenein mit einem schwebenden Apfel in der Mitte versehen ist, tanzt nie mit, sondern bildet das Thor des An- und Abzuges, ebenso das Merkzeichen des Anfanges, der nicht aus den Augen gelassen werden darf. Alle Reigner oder Reifner sind fein und zierlich in rote Rundjäckchen mit ganz kleinen Schößchen gekleidet, dazu ein weißes Westchen, schwarz manchesterne Beinkleider bis zum Knie, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen. Von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weißen und blauen Feder über dem linken Ohr. — In jene Farben erscheinen auch die beiden Hanswurste gekleidet, deren einer den Zug führt, der andere schließt, als die natürlichen Gendarmen. So ist in ihnen, daß sie nicht fehlen, der altherkömmliche Zug sinnig geschlossen; denn der deutsche Hanswurst, wie der deutsche Lebensphilosoph Eulenspiegel, ist ein Allerweltsspiegel für jedermann, der ihm zuschaut, und dem er eins aufhaut oder auswischt. Er ist der Hauptordner, die beste Festpolizei; er verkehrt den sauren Ernst in heitern Scherz und spiegelt im Scherz die schiefe Wirklichkeit oder den inneren Ernst der Dinge. So ist er Narr und König im Feste, ein Doppelgänger, wie die Narren einst der Könige Begleiter waren. — Auch hier im Münchner Schäfflertanze drängt sich der Wursthans bald unter die zuschauende Menge, bald unter die Laubenrose des Reigens, läßt

sich darunter krönen und huldigen, wird aber plötzlich unter dem rasch zum Kessel umgekehrten grünen Bogen begraben, so daß man von ihm mit Jakob Balde sagen könnte:

Gestern war Kunz zum Scepter g'lockt,
Muß heute den Kolben tragen;

er schlüpft jedoch unverwüstlich hervor und tanzt, als wäre ihm kein Scheitern seines Königstraumes widerfahren, siegreich über die langgestaltete, hoffnungsgrüne Hohlgasse fort, springt bald mit einem herbeigehaschten Mädchen im Bannkreise der Bogenreifen, bald mit dem blauen, silberreifigen Fäßchen außer dem Tanze der Übrigen umher, ganz in sich versunken, oder vielmehr mit dem hölzernen Schäfflerbrüderchen reigend, das auf jenem Fäßchen sitzt, und zecht zur Selbstbelohnung aus den vielerlei Wein schenkenden Zapfen; bald tanzt er mit seinem scheckigen Wurstbruder und peitscht sich mit ihm brüderlich herzhaft; bald endlich schwärzt er einen kecken Buben oder ein Schelmengesicht unter der Ringelhaube. So ist er der Nimmerstill und der Immermunter und hält alles rege. — Bis zum Jahre 1802 erschien auch noch beim Tanz die Gretel in der Butten, ein Lustigmacher mit einem großen, vierfach aufgeschlagenen Hute, von einem ausgeschoppten oder ausgestopften alten Weibe scheinbar in der Butte auf dem Rücken getragen, in der Hand eine lange Wurst tragend zum Necken der Nachfolger oder des Volkes. So schritt die Gretel unter Trommeln und Pfeifen nach dem Maße vor:

„Gretel in der Butten,
Wiviel giebst du Dar?“ u. s. w.

„Wir blicken aber jetzt auf die Tänzer selber, die unter immer unermüdlichem Necken und Scherzen weiterziehen und reigen. Sobald der Zug Halt macht, ordnet sich der Reigen, Bogen an Bogen, zum Reise, wobei die beiden gleich großen, gar nicht niedrigen Bögen das rechte Maß abgeben, indem jeder in jeder Hand des Nebenbogens ein Ende erfaßt. Ist der Kreis so geordnet, so beginnt der Reigen oder der große Achter. Alle senken zum Gruße zugleich die Bögen erdwärts, und nun führt der Vorreiger an, anfangs zu einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen in gleicher Zwiehaltung der Bögen, wobei, wie bei allen ferneren Bewegungen und Biegungen, der hüpfende Vierschritt bewahrt werden muß, welcher erst rechts angetreten, dann ebenso links wiederholt, ein sanftes, auch die verschlungenere Bogenführung nie hemmendes Herüber- und Hinüberwogen oder Schweben des Einzelnen und des Ganzen veranlaßt. Den einfachen Bewegungen folgen bald Durchwindungen aller, nie losgelassenen Bögen durch einen; bald werden Laubengänge gebildet, durch welche Hanswurst, die schattende Gelegenheit belauschend, einzeln behaglich durchschlängelnd und, am Ende angekommen, beim letzten anfassend und rücktanzend,

die Laube wieder auflöst; bald wickelt sich die Bogenkette in einen Knäuel zusammen, bildet sich dadurch zur grünen Kronlaube, indem die Reifen, richtig berechnet auf die Krongestalt und fernere Wiederablösung, immer höher übereinander gekreuzt werden. — Nachdem sich diese und andere Ketten, Gewinde, Lauben, Kronen, Rosen, Brücken oder Bahnen ausgebildet und gelöst haben, steht der vollkommene Kreis still, die Vorreigner oder Reifenschwinger treten in das Mittel und vollführen unter dem Takt der rasch-fröhlichen Musik den Schwung des Reifens und der in ihm stehenden gefüllten Gläser um Haupt, Hals und Hüften und unter den Beinen weg so rüstig, rasch und rein, so meister- und musterhaft, daß in den Gläsern nichts mangelt, wenn sie zum Lebehoch ausgetrunken werden, nach welchem das Ehrenglas, aus dem kein anderer Trunk wieder gethan werden darf, häuptlings- oder rücklings in die Luft geschleudert wird; aber Hanswurst, der sonst mit Zeit und Ware ziemlich unbesorgt, harmlos und mutwillig Verschwendrische, fängt, wie ein guter, knickriger Philisterbruder jenes wegwerfenden Prahlers, das arme Glas, um das es schade wäre — auf Gläser geübt — in seinem Spitzhute geschickt und sicher wieder auf."

Die Metzger, (welche sich von Jahr zu Jahr aufs neue um die Erlaubnis zur Übung ihres seit unvordenklichen Zeiten üblichen Festbrauches bewerben) halten ihren „Sprung" am Fastnachtsmontag. Schon vierzehn Tage vor Fastnacht kommen sie zur Beratung, wie zur Wahl der guten Gesellen aus ihrer Mitte, die den silbernen Becher und die Kanne tragen sollen, in ihrer Herberge zusammen. Am Vorabend des Festtages tanzen die sogenannten „Hochzeitbitter" mit ihren Mädchen den „Büscheltanz" und nehmen Becher und Kanne nach Hause, wo sie dieselben schmücken. Am Festtage selbst gehen die Metzger im feierlichen Zuge zur Peterskirche, wo sie dem Gottesdienste beiwohnen, und nach demselben von Straße zu Straße; Meisterkinder und Lehrlinge reiten auf zierlich geschmückten Pferden, Musikanten spielen ihnen lustige Weisen auf, die Metzgerknechte, der Altgeselle, die Kannen- und Becherträger und die Beilmeister folgen; in der Residenz wird dem Könige der „Willkommen" gebracht; dann ziehen alle zu dem Fischbrunnen auf den „Marienplatz", der figürlich diesen Brauch darstellt. Dort schlüpfen die Lehrlinge in Hosen und Jacken, die über und über mit Kälberschwänzen ausstaffiert sind, und der Altgeselle spricht sie, indem er die üblichen Ehrenbecher ausbringt und ihnen die Freisagungsschläge auf den Rücken giebt, von der Lehrzeit frei. Nun springen sie in das Bassin des Brunnens, werfen Obst aus und überschütten die darnach Haschenden mit Wasser. Hierauf erhalten sie weiße Binden und silberne Denkmünzen an blauen Bändern, und die Zunftfeierlichkeit ist vorbei.

Der neue Königsbau.

Mit Betrachtung dieses schönen Palastes könnte der Fremde füglich seine Rundschau der durch König Ludwig geschaffenen Kunstwelt eröffnen.

Leo v. Klenze vollendete im Jahre 1835 diesen Bau, dessen Außenseite ebenso sehr durch großartige Einfachheit und Wirkung der Masse auffällt, als das Innere durch Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit überrascht. 130 m in der Länge mißt die dem Max Josephsplatze zugekehrte dem neuen Postgebäude gegenüberliegende Fassade, über 30 m in der Höhe. Die Bekleidung derselben in Quadern giebt ihr den Charakter der edelsten Solidität; über dem im Rustikostil erbauten Erdgeschosse erhebt sich das erste Stockwerk mit einer jonischen Pilasterordnung; über der Mitte desselben, in einer Länge von 66 m, das zweite in korinthischer Ordnung; auf diesem sind Terrassen. Drei Thore führen von der Front in den herrlichen Bau.

Im Erdgeschosse, links vom Eingang (der rechte Flügel wird von der Haushaltung eingenommen), findet man in fünf großen Abteilungen eine Reihenfolge von bildlichen Darstellungen zu dem Gedicht der Nibelungen, al fresco gemalt von Julius Schnorr. Der kleinere Eingangssaal enthält einen Überblick über Veranlassung und Hauptcharakter des Gedichts; im zweiten (Hochzeits-)Saal sind die bedeutendsten Vorkommnisse aus dem Leben Siegfrieds dargestellt, als: seine Ankunft bei König Gunther in Worms, seine Rückkehr aus dem Sachsenkrieg, Brunhildens Ankunft zu Worms, Kriemhildens und Siegfrieds Vermählung, die Reise nach Isenstein u. s. w. Im dritten Saal stellt ein Bildercyklus den Verrat dar, im vierten die Rache, das fünfte Zimmer ist der Saal der Klage (teilweise erst 1867 nach Schnorrs Entwurf von Bart vollendet), welcher die Bestattung und Beweinung der Toten, die Trauerbotschaft nach Burgund, das Absingen von Totenmessen durch den Bischof Pilgrim enthält und so das großartige, deutsche Heldenlied künstlerisch abschließt.

Das erste Stockwerk, zu welchem zwei Marmortreppen hinaufführen (das Stiegenhaus schmücken die allegorischen Gestalten der acht Kreise Bayerns von Schwanthaler), enthält die Gemächer des Königs und der Königin. Wir beginnen mit Beschauung jener des Königs.

An dem prächtigen Eingang zum ersten Vorzimmer stehen die Göttinnen Nike-Apteras und Nemesis, Symbole des königlichen Wahlspruchs „gerecht und beharrlich!" Die Wände sind geschmückt durch Bilder aus dem Argonautenzuge, in enkaustischer*) Malerei. Im zweiten Vorzimmer

*) Enkaustik heißt eigentlich „Einbrennkunst." Im Altertum bedeutete das Wort das Verfahren, womit man die mit Wachs überzogenen Schreibtafeln herstellte. Neuerdings wird es für „Wachsmalerei" gebraucht. Die Farben werden hierbei mit

sind Bilder aus dem Gedichte des Hesiod, die Entstehung der Götter und der Erde behandelnd, nebst den Titanenkämpfen des Zeus. Der Servicesaal enthält Decken- und Wandgemälde (die ersten al fresco, die letzteren enkaustisch) zu Homers Hymnen nach Zeichnungen Schnorrs. Für die Pracht eines Thronsaales eignete sich kein würdigerer Stoff, als die hohen Gesänge Pindars, und L. Schwanthaler hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Im Fries sind die olympischen, pythischen, isthmischen, nemeischen Spiele vorgestellt, gerade über dem Throne Pindar selbst, links ein poetischer, rechts ein musikalischer Wettstreit. Die Reliefs an den Wänden versinnlichen die Thaten der griechischen Helden Herakles, Achilles, Jason ꝛc. Der Speisesaal prangt mit lieblichen Darstellungen zu Anakreons Liedern nach Zeichnungen Cl. Zimmermanns, ausgeführt von Anschütz und Nilson. Das Empfangszimmer enthält 24 Darstellungen aus Äschylus, das Arbeitszimmer 21 aus Sophokles, das Ankleidezimmer des Königs 27 Bilder aus den Lustspielen des Aristophanes, das Schlafzimmer Freskodeckenbilder und enkaustische Wandmalereien zu Theokrits Idyllen von L. Schulz, Röckel und Brückmann.

Wie in den Gemächern des Königs die klassische Poesie der Helenen, so hat die vaterländische deutsche in jenen der Königin ihre Verherrlichung durch die Kunst erhalten. Die beiden Vorzimmer der Königin enthalten Darstellungen aus den Gedichten des Minnesängers Walther von der Vogelweide und aus dem wundersamen Parzival Wolframs von Eschenbach (Fresken von Hermann). Im Servicezimmer begegnen wir unserm wackern Bürger, dessen Gedichte in 20 enkaustischen Bildern verherrlicht sind: Lenore, der wilde Jäger, die Entführung, die Weiber von Weinsberg, das Lied vom braven Manne u. s. w. Für den Thronsaal der Königin wurde (in bedeutsamen Gegensatz zu Pindar) Klopstock gewählt, aus dessen Oden der geniale Wilhelm Kaulbach Stoff für die vier Deckenfresken, wie aus der Hermannsschlacht und aus Hermanns Tod die Bilder für die enkaustischen Wandgemälde nahm. Den Salon der Königin schmücken Gemälde aus Wielands Dichtungen. Der Fries enthält Szenen aus Oberon, von Herrn von Klenze und Eugen Neureuther, die unteren Räume Bilder aus dem Musarion und den Grazien, nach W. Kaulbachs Entwürfen von Ernst Förster. Den Schlafsaal der Königin zieren 36 bildliche Darstellungen aus den Werken Goethes; an der Decke sind vier allegorische Figuren aus Gips, die Malerei, Bildhauerei, Architektur und Naturwissenschaft darstellend, von L. Schaller. Sämtliche Bilder sind von W. Kaulbach erfunden und teils al fresco, teils in Enkaustik meist von ihm selbst ausgeführt; das Schreibzimmer der Königin enthält 22 Gemälde zu Schillers Werken (Graf von Habsburg, Kampf mit dem Drachen, Taucher, Handschuh, Gang

---

Wachs, Dammara-Harz und flüchtigen Ölen (beim Auftragen) angerieben; doch hat man bei der Herstellung enkaustischer Farben verschiedene Methoden.

nach dem Eisenhammer, Wallensteins Lager, Wallensteins Tod u. s. w.), von Foltz und Lindenschmit. Die Bibliothek der Königin ist geschmückt mit reizenden Bildern zu Tieck, von M. von Schwind.

Die Räume des zweiten Stockwerks sind für die geselligen Freuden des Hofes bestimmt. Der Tanzsaal von eirunder Form ist geschmückt mit dem in zwei Wandbilder geteilten Chor der Musen, und am Friese mit einer Reihe tanzender und musizierender Gestalten. Im Nebenzimmer rechts wird die Hohlkehle von zehn Landschaften des berühmten Landschaftsmalers Rottmann, Szenen aus dem altgriechischen Volksleben enthaltend, geziert. Im nächstfolgenden Zimmer ist eine Reihe von Darstellungen aus der Mythe der Venus, die Reliefs in Gips sind von L. Schwanthaler. Auf der entgegengesetzten Seite kommt man aus dem Tanzsaal in den Gartensaal, der mit seinem reichen Pflanzenschmuck den Hoffesten eine angenehme Mannigfaltigkeit und Frische verleiht.

Die Königsschlösser Ludwigs des Zweiten von Bayern.

Nur ungerne vorübergehend an den herrlichen Gotteshäusern und öffentlichen Monumentalbauten Münchens, müssen wir eine kurze Wanderung machen durch die Feenschlösser eines reichbegabten, später so unglücklichen Königs. Sind doch diese stolzen Bauten mit ihren Anlagen auch geeignet, uns gleichzeitig einen kurzen Blick in das Geistesleben dieses Monarchen zu gestatten. Nach seiner ganzen körperlichen und geistigen Veranlagung zu schließen, lebte Ludwig von früher Jugend an in dem Wahn, daß er durch seine hohe Geburt nicht nur ein gewaltiger Beherrscher der Menschheit sei, sondern daß er auch in einer ganz vollkommen idealen Welt lebe und jemehr er nach und nach einsah, daß das Leben seiner Unterthanen und der Menschen überhaupt nicht aus Idealen zusammengesetzt sei, desto mehr bauete er sich seine Welt der Ideale in sich und um sich auf. Hoher Gedankenflug führte ihn so allmählich ins Bereich des Traumlebens, er wollte mit kühner Hand Luftschlösser zu wirklichen Schlössern gestalten, die Phantasie eines Doré und die Pracht des Orients waren seine Baugehilfen und in den bayerischen Bergen suchte er nach unwegsamen steilen Felsen und tiefen Schluchten, die einer Doréschen Phantasie gleichkamen. So entstanden nacheinander oder fast gleichzeitig die Prunkschlösser Herrenchiemsee, Linderhof und Schwanstein, und tausendundeine Nacht oder die hängenden Gärten der Semiramis betitelt sich im Volksmund ein Bau, welcher, ein Kabinettsstück der Gartenkunst, sich oben auf dem Dache der königlichen Residenz in München befindet und von Ludwig mit unerhörten Anforderungen an die Gesetze der Statik an einen Platz gestellt wurde, wohin man sonst keine Gärten zu verlegen pflegt. Als sein Großvater, der alte König Ludwig I., den großartigen Prachtbau der Residenz im Hofgarten zu München vollendet hatte, ahnte er wohl nicht, daß dieses

herrliche Architekturstück einst vom Enkel einen höchst unsymmetrischen Aufbau auf dem Dache des riesigen Schlosses erhalten würde. Von außen gesehen gleicht denn diese Verunstaltung auch einem riesigen Tonnengewölbe aus Glas und mächtigen Eisengerippen zusammengefügt, einem großen Bahnhofstunnelbau, der, von der Straße aus erblickt, keineswegs harmonisch zu wirken vermag. Um so eigenartiger und voll zauberhaften Reizes ist aber das Innere dieses auf dem Dache in einer Länge von 245 Fuß sich ausdehnenden Wintergartens. Vom dem Schlafzimmer des Königs aus führt eine Thür unmittelbar in dieses Feenreich, so daß er jede Minute aus- und eingehen konnte. Inmitten des Gartens befindet sich — man denke nur: auf dem Dache eines Hauses — ein kleiner See mit zwei indischen Schwänen, eine reichvergoldete kleine Gondel lag am Gestade für den königlichen Fährmann bereit. Der See erhält seine Speisung durch einen Wasserfall, der aus einer mächtigen Tropfsteingrotte, in welcher der König nächtlicherweile zu träumen pflegte, hervorrauscht. Die Gesamtszenerie stellt eine indische Landschaft vor, die abschließende hinterste Wand zeigt eine wundervolle Malerei des Himalayagebirges und ist mit natürlichem Vordergrundaufbau nach Art unserer neueren Panoramen perspektivisch durch ausgesucht schöne Palmen, Bananen und Orangenbäume behandelt, große Spiegel lassen den Garten bis ins Endlose gedacht erscheinen. Zwei Wege, die sich in einem Halbbogen vereinigen, führen in diesen eigentümlichen Irrpark, der am See eine natürliche Wiese zeigt mit wundervollen Blumen und Blattgewächsen, und Tandardinis prachtvolle Marmorgruppe: „Faust und Gretchen“, ein Kiosk mit vergoldeten Kuppeln und Minaretts, reich verziert mit kunstvollen Arabesken, Schnitzwerk und reizenden Glasmalereien, und durch ein magisches Licht erleuchtet. Die indischen Möbelstoffe laden nach morgenländischer Art zum Ruhen ein, etwas weiter sieht man, als Gartenhäuschen gedacht, eine Indierhütte, dicke Epheuranken überdachen einen lauschigen Bogengang, das Ganze gleicht einem indischen Bungalo, zu welchem der König mit eigener Hand die Pläne gezeichnet; so oft er diesen Feengarten auf dem Dache seines Palastes betrat, ertönte eine liebliche, schwärmerische, indische Musik, welche hinter den Büschen verborgen erklang, und Nachtigallen ließen nächtlicherweile hier wetteifernd ihren klagenden Gesang erschallen.

Von dem an Bergtouristen und Sommerfrischlern überfüllten Partenkirchen wanderten wir über Garmisch und Oberau in das nach Oberammergau führende Thal, wo das altehrwürdige Kloster Ettal uns im Bräustübl der Klosterbrauerei den gastlichen Trunk kredenzte. Wenn man von hier aus längs des rauschenden Ammer gehend, und Ammergau rechts liegen lassend, in das liebliche Graswangthal einlenkt, gelangt man an das $1^1/_2$ Stunden entfernte Märchenschloß Linderhof, mit seinen prachtvollen

Terrassen, um angesichts des höchsten der Berge im Deutschen Reich, der großartigen, schneebedeckten Zugspitze, munter fürbaß zu wandern, bis man am Fuße des Säuling an jenem bekannten „die Jugend" benannten Aussichtspunkt Halt macht. Von hier aus sieht man in wahrhaft paradiesischer Lage das auf bewaldetem Felskopf gelegene Schloß Hohenschwangau, umgeben vom Schwan- und Alpsee, umrahmt von Wäldern und tiefen Schluchten, eine lieblich romantische Ritterburg, die auch Karl Gutzkow in einem mehrbändigen Roman behandelt. Einst ein Römerkastell, dann eine Ritterburg, wurde sie 1809 von den Tirolern verwüstet und vom König Max II. später wieder aufgebaut. Sinnreich und poesievoll haben die Meister Schwind und Schwanthaler hier zusammengewirkt, um auf Schritt und Tritt mit jugendfrischer Künstlerhand der Burg ein jungfräuliches und überaus freundliches Ansehen zu geben. Kein mürrischer Kastellan, sondern ein biederes, gutmütiges Bayerngesicht übernahm freundlich grüßend und dann erklärend die Führung. Gleich an der Einfahrt machen zwei Schwanthalersche Bannerträger mit dem bayerischen und Schwangauer Wappen die Ehrenerweisung, im Schloßhof sprudelt der Marienbrunnen sein krystallhelles Bergwasser, dann winken uns allerlei launige Fresken, welche auf das Schalten und Walten einer Schloßküche Bezug haben, und ein mächtiger Schwan versieht seine Dienste als Springbrunnen, während vier wasserspeiende bayerische Löwen, ebenfalls von Schwanthalers Hand, eine mächtige Schale tragen, aus deren Innern der Strahl eines hohen Springbrunnens emporsteigt, einige Schritte davon ein köstliches Marmorbad, welches aus dem ursprünglichen Felsen herausgearbeitet ist. Ein poetischer Gruß ladet den Wanderer ein, die Burg zu betreten, ein lustiger Vers über der Kellerthür gemahnt ihn an das, was dem echten Bayern willkommen ist, an einen guten und tiefen Trunk. Doch man vergißt der Bedürfnisse der Zunge und des Magens, sobald man diese stolzen, ritterlichen und doch eines gemütvollen und anheimelnden Zaubers nicht entbehrenden Gemächer betritt. Die prachtliebenden Wittelsbacher verbinden mit Mediceergüte den Sinn für häusliches und künstlerisches Behagen und lassen sich nicht durch steife und vornehme Kunst die Wohnräume beeinträchtigen. Liebliche Märchen und Sagen, Bilder holder Minne und mittelalterlichen Frauenlebens bedecken die Wände in poesievoller Form, wie sie dem Märchenkomponisten Moritz v. Schwind so recht aus der tiefsten Tiefe seines kindlichen Gemütes kamen, und es ist keine Frage, daß diese freundlichen Märchengestalten, diese Schwanrittersagen und Siegfriedthaten auf den prinzlichen Knaben Ludwig schon früh eine bestrickende Macht von den al fresco bemalten Wänden der Hohenschwangauer Wohnräume herab ausübten. Die Schwanrittersage vom Lohengrin, die Wartburgminne und der Nibelunge Not, die hier schon in den frühesten Kinderjahren auf seine jugendliche Phantasie bildlich einwirkten, haben während seines ganzen späteren Lebens ein förmliches Gastrecht in allen seinen Schlössern, in allen Wandlungen und geschichtlichen Abzweigungen behalten.

Schloß Hohenschwangau trägt die vom König Max gewollte einfache kernige Pracht der Gotik und Renaissance, sein Inneres ist ein bis zum letzten Punkt harmonisch gestaltetes Gefüge bis ins kleinste, keine Überladung an gleißendem Gold und Silber, sondern alles Kunstvolle ist von einfach wuchtiger Kraft und gediegener Schönheit. Wir waren deshalb sehr gespannt, die Privatgemächer und das Arbeitszimmer des Königs Ludwig zu sehen. Hier entfaltete sich allerdings jener Prunk, der sich bei diesem eigenartigen und verwöhnten Schloßherrn in massigen Goldstickereien, schweren Sammetstoffen und raschelnden, glitzernden Seidenvorhängen bekundet. Aber der Blick haftete nicht neugierig an diesem oder jenem Einzelnen, denn der Kastellan öffnete die Fenster, und siehe, ein Panorama von nie gesehener Schöne umfing uns mit seiner leuchtenden, herzbeglückenden Allgewalt. Wie das blaue Auge der Alpen liegt da der Schwansee, und der Nachbar der Alpsee grüßt aus dem Grün der Föhren herauf zu unserem Fürstensitz, lieblich schlingt sich der Kranz der Algäuer Berge und weiter ragen die ehrwürdigen Häupter der Tiroler Grenznachbarn. Lärchen und Ahorn und eine Welt von dunkelbuschiger Vegetation strömen Tannenharzduft aus dem melodischen Waldesweben, brausend schäumen die Achen, weiße Silberbänder durch das Waldesdunkel schlingend und aus der Pöllatschlucht schießt übermütig durch gehöhlte Felsen der aufbrausende junge Sohn des Gebirges. Wahrlich, der Platz an des Königs Schreibtisch hier ist kein Sitz zum Träumen, nein, er fordert heraus zum Handeln, zu großen Thaten oder zum Forsten, zum Jagen, zum mutigen Wagen, aufwärts zu steigen und die Brust gesund zu baden und zu befreien von dunklen Gewalten. Aber König Ludwig hat hier weiter geträumt an diesem Sitze, und wie wir ein Bild an der Wand des eigenen Zimmers, welches wir täglich vor Augen haben, aus Gewohnheit schließlich nicht mehr gewahren, so hatte auch für den königlichen Träumer diese anbetungswürdige Natur keinen Reiz mehr. Sein begehrlicher Sinn suchte Veränderung, er schloß die schweren Goldbrokatvorhänge, und bei der Nachtlampe, die hier einst dem Minnesänger Hilpolt von Schwangau nicht viel besser geleuchtet haben mag, barg der König stieren Auges das Haupt in Bauentwürfe und Skizzen. Einen Büchsenschuß weit, auf dem Tegelfelsen, unwegsam, am jähen Abhang der tosenden und brausenden Pöllatschlucht war Platz für ein Schloß nach seinem Sinn; Hohenschwangau, das die Ritter einst Schwanstein geheißen, wollte er neu erstehen lassen, Neuschwanstein sollte es heißen das Riesenschloß, das in seinen täglichen und nächtlichen Träumen wie ein Geisterspuk tobte. „Schnell, sprengt mir den Felsen, macht unwegsam den letzten Rest, der noch wie ein Zugang zum Tegelfelsen aussieht, und über dämonisch schwindelnde Brücken bringt mir die Granitfelsen von zwei Metern im Durchmesser!" Das war der Befehl des gewaltigen Machthabers auf Schwangau, gegeben wie ein Wink, wie man ihn leichten Sinnes einem Diener am Frühstückstische erteilt, befolgt aber und ausgeführt pünktlich und ernst wie das Machtgebot eines Weltenbeherrschers.

Jetzt ragt Neuschwanstein, erbaut nach dem Muster der Wartburg, nur doppelt so groß und umfangreich, auf dem Tegelfelsen, wenn auch unvollendet, empor und das etwas weiter unten liegende Hohenschwangauer Schloß nimmt sich gegen diese Walhallagötterburg wie ein Kartenhaus aus: „Auf Berges Gipfel die Götterburg, — prunkvoll prangt der prächtige Bau.“ — Neuschwanstein hat fünf mächtige Stockwerke und drei Dachstühle, die Söller im dritten und vierten Stockwerk tragen ein Dach von schwervergoldeten Platten, die weit hinaus in die Lande im Sonnenlicht blitzen, von hier aus sieht man senkrecht und 1000 m tief in die Pöllatschlucht, deren brausendes Wasser durch den noch oberhalb des Schlosses beginnenden Pöllatwasserfall gebildet wird; über die 90 m tiefe Schlucht selbst führt eine lange zierlich gebaute Schwebebrücke, deren gewaltige Träger von hier wie ein dünnes aus Zündholzstäbchen gebautes Balkenwerk erscheinen. Zaghaft näherten wir uns über ein Labyrinth von Steinmetzarbeiten und unvollendetem Material dem Schlosse, das noch kein Fremdling betreten; freundlich grüßend kamen wir an Arbeitern und Aufsehern vorbei und drangen weiter vor ohne aufgehalten zu werden, mit leisen Schritten barhäuptig schritten wir durch die mächtigen Hallen und Gänge und gelangten, ohne den Wunsch: die Zimmer zu sehen, in uns laut werden zu lassen, bis in das dritte Stockwerk. Die geräumige Flur mit prachtstrotzenden Kronleuchtern in Schwanengestalt gebildet, und an den Wänden die Fresken der Siegfriedssage, machte auf uns den Eindruck einer Wartburgsängerhalle, aber die eigentliche Sängerhalle sollte uns sich erst erschließen. Wir waren eben in Betrachtung eines Gipsmodells begriffen, welches das in letzter Zeit vom Könige geplante chinesische Schloß Falkenstein vorstellt, als die Thür des Königlichen Speisezimmers sich öffnete und ein Schloßbeamter sein prüfendes Auge über unseren Touristenanzug gleiten ließ.

Von unserem Begehren, das Schloß zu besichtigen, in Kenntnis gesetzt, lud er uns mit freundlicher Handbewegung ein, in die Gemächer zu treten. Wie alle Zimmer in der Farbe der Samt- und Seidenstoffe verschieden, so hatte auch das Speisezimmer in allen Einzelnheiten seine eigene Farbe, nämlich bordeauxrot. Neben dem Speisezimmer, welches prachtvoll geschnitzte Renaissanceschränke und eine Menge Prunkgefäße schmücken und dessen Kamin einen riesigen Schwan aus Porzellan trägt, liegt das Arbeitszimmer des Monarchen, dessen Möbelstoffe grün mit schweren Goldauflagen versehen, das reichgestickte L. mit der bayerischen Krone tragen, an den Wänden spielt sich die Tannhäusersage ab, die Nymphen mit der gekrönten Venus sind in ihrer Gruppierung vom Könige selbst entworfen. Von hier aus führte man uns in ein geräumiges Empfangszimmer, welches durch Siegfrieds Tod, gemalt von Piloty, geschmückt ist.

Aus dem Speisezimmer gelangte man ins Schlafzimmer, offenbar den schönsten Raum in der Privatbehausung des Königs. Es ist bayerisch-blau, die Lieblingsfarbe des Monarchen, und wiederum sind alle Draperieen, Rück-

lehnen und Sitze der Stühle mit fingerdicker Goldstickerei versehen. Das Bett mit einem schweren gotischen Traghimmel wie ein Kanzeldach und Baldachin ausgestattet, ist von einer Ausdehnung, daß bequem sechs Menschen darin Platz haben, die schwere, kunstvolle Holzschnitzerei reicht bis zur Decke hinauf, am Kopfende befindet sich eine Madonna, auf dem Bettischchen daneben steht ein zusammenlegbarer kleiner Hausaltar mit Flügelbildern. An den Wänden des Schlafgemaches sind wiederum Szenen aus Tristan und Isolde in Lebensgröße; man sieht, daß Wagners Minne den König bis in den tiefsten Traum zu verfolgen berufen war. Nebenan befindet sich ein erkerhafter Ausbau, die Hauskapelle darstellend, mit Malereien aus dem Leben des heiligen Ludwig; auf allen Bett- und Altardecken prangen in Brokatgoldstickerei des Königs Lieblingstiere, die bayerischen Löwen und die gekrönten Schwäne, ein silberner Schwan spendet das frischeste Waschwasser, wie es eben von der Hochquellenwasserleitung des Tegelkopfes hergeleitet wird, diese Leitung versorgt alle Stockwerke; ebenso reicht ein Speisenaufzug bis in den vierten Stock. Drei Riesenöfen besorgen die Luftheizung aller Räume, für den Thronsaal ist eine eigene Luftheizung angelegt. Im Ankleidezimmer nebenan erblicken wir die sich um Walther von der Vogelweide gruppierenden Minnesänger, und Szenen aus den „Meistersingern von Nürnberg" fehlen natürlich nicht. Alle Wasch- und Trinkgeschirre tragen den bayerischen Löwen und den Schwan als Emailarbeit. Betreten wir nun noch das größte aller Zimmer, das Wohnzimmer, so staunen wir über die prächtigen Bilder aus der Lohengrinsage; auf dem Sofatisch, an welchem der König oft und lange traumbefangen saß, steht zwischen Girandolenleuchtern das reich umrahmte Bildnis Ludwigs XIV., mit welchem er lange französische Zwiegespräche zu halten pflegte.

In den oberen Stockwerken liegen der Thronsaal und der Sängersaal mit Darstellungen aus Gudrun, Nibelungen und Parzival. Der Sängersaal zeigt nach der einen Seite eine Säulenreihe, die einen abgegrenzten Raum bildet und eine Galerie trägt, auf deren Säulen dann die in bunten Farben getäfelte Holzdecke ruht. Eine Menge riesiger Kronleuchter, reich mit 3000 Kerzen versehen, geben ein taghelles Licht. Im Hintergrunde befindet sich ein bühnenartiger Abschluß, eine waldige Landschaft mit dem Weltenbaum der Edda darstellend, in dessen Schatten die Weltenquellen entspringen und an dessen Stamm ein munteres Eichhörnchen auf und nieder hüpft. Eine Menge Sitze in den Farben der Minnesänger ohne Rückenlehne stehen im Saale reihenweise aufgestellt, ebenfalls aus prachtvollen golddurchwirkten Seidenstoffen.

Wir eilen jetzt zu einer Stätte am vielgepriesenen Starnberger See, eine Stunde von München und zum Schloß Berg. Je öfter man hinauskommt an den See und an seinen Ufern lustwandelt oder im Kahn oder Dampfschiff all die schönen Villen, Gärten, Buchten und Gasthöfe besucht, desto mehr fühlt man sich zu ihm hingezogen. Er hat etwas Magnetisches;

der Fremdling ist hier gleich heimisch, ein frohes Sommerfrischlervolk tummelt sich auf Wegen und Stegen und auf den prachtvollen Dampfern fahren Vergnügungsreisende aus allen Ländern, Amerikaner und Engländer nicht ausgenommen.

Der Wagnerkultus, der beim Könige zu einem wahren Götzendienst herabgesunken war, hat auch in Schloß Berg seine prunkvollen Altäre gefunden. Während das an und für sich nicht große Gebäude unter König Max einer einfachen herrschaftlichen Villa glich, deren innere Ausstattung sich nicht besonders vor den übrigen Villen am See auszeichnete, ließ der König Ludwig auch hier zahlreiche, zum Teil sehr gute Wandgemälde Wagnerscher Opernszenen anbringen, dazugesellt finden sich die Hauptpersonen der einzelnen Dramen plastisch dargestellt, von denen besonders die Statue des „Fliegenden Holländers“ als ein Meisterwerk der Kunst zu bezeichnen ist.

König Ludwig hatte bei seinem Regierungsantritt einen wirklichen Kindersinn mitgebracht, er zeigte noch Lust an Knabenspielen und Scherzen. Sein Spielgefährte, Prinz Paul von Thurn und Taxis, mußte sich zuweilen als Lohengrin verkleiden und abends auf dem See bei Schloß Berg in einem, einer schwankenden Nußschale gleichen Fahrzeug im Mondenschein, von Schwänen gezogen und unter Absingung des Schwanenliedes mit Musikbegleitung auf- und abfahren. Aus dieser Zeit jugendlicher, harmloser Schwärmereien des jungen Königs sieht man in Schloß Berg noch ein Marionettentheater, dessen Puppen heute noch in niedlichen kleinen Gruppen aufgestellt sind. Darunter sieht man die Figürchen: Siegmund und Sieglinde, Frau Venus, Tannhäuser, Lohengrins Ankunft und den Fliegenden Holländer an seinen Mast gelehnt.

Begleite der Leser uns nun nach dem Linderhof in der Nähe eines idyllisch gelegenen Försterhauses im Graswangthal, wo der König auf seinen nächtlichen Ausfahrten von Hohenschwangau gern abzusteigen und in der Försterfamilie ein bescheidenes Nachtmahl einzunehmen pflegte. Gebannt durch den Zauber dieser freundlichen Stätte habe er das überaus duftige, waldesgrüne Wiesenthal mit seinen mächtigen Ahorn und Blutbuchen lieb gewonnen und den schnellen Entschluß gefaßt, in der Nähe des Försterhauses ein Schloß zu bauen nach dem Muster von Klein-Trianon. Hinter Bäumen lauschig versteckt war schnell ein Platz gefunden und den Bau ebenso schnell zu fördern, wie Pläne ersonnen, war das hastige Bestreben des Königs, der schon für innere Einrichtung und Ausschmückung sorgte, als der Bau noch kaum unter Dach war. Dazu gesellte sich schnell eine Parkanlage, welche in ihrem Schattenreiche allerlei sinnliche Abwechselungen und architektonische Pikanterieen und Bizarrerieen entfaltete. Von einem Hügel herab grüßt zunächst ein Kiosk mit vergoldetem Dach glänzend und blitzend ins Thal. Die Pforte öffnet sich, man ist wie geblendet, eine Menge kunstvoll und prismatisch angebrachter Spiegel scheinen den Raum zehnfach zu vergrößern, alles strahlt in bunten Farben und in der Mitte des Rundbaues steht ein

Riesenpfau in schillernder Pracht, sein kostbares, aus Edelsteinen, Türkisen und Smaragden glänzendes Gefieder spreizend. Terrassenförmig führt der Weg von hier aus zum Monopteros; die Bewohnerin dieses Tempels ist eine aus carrarischem Marmor meisterhaft und in herrlicher Formvollendung gebildete Venus, sie schaut hinab in ein Bassin mit springenden Wassern und Kaskaden. Weiter hinein in der Waldeinsamkeit liegt das Marokko-schlößchen ganz im marrokanischen Stil erbaut, die Fenster sind aus farbigem Glase, die Möbel mit morgenländisch schreiend bunten und doch harmonischen Farben überzogen. In den vielen lauschigen Nischen herrscht ein eigentümlich sinnbestrickendes Licht. Um das Leben dieses Raumes zu vervollständigen, mußten hier die Lieblingssklaven des Königs in orientalischen Gewändern ihre Tschibuks und Nargilehs rauchen, Sorbet und Kaffee schlürfen und orientalische Sitten nachahmen. Noch weiter im Walde steht aus eingerammten Pfählen und unbehauenen borkigen Stämmen die Hundingshütte, aus deren Dach eine mächtige Esche gewachsen. Im Stamme selbst steckt das Wälsungschwert „Nothung“, von dem es im Wagnerschen Textbuche heißt: „Bis zum Heft haftet es drin, die Stärksten schon zogen am Stahl, keinen Zoll entwich es dem Stamm“. Als einst die Hundingshütte nächtlicher Weile in Flammen aufging, ließ sie der König sofort neu erbauen.

Die Nachahmung einer altgermanischen Behausung ist übrigens mit dieser Hundingshütte überaus glücklich gelöst, derb und roh gezimmerte Thüren führen in das Innere, von dessen Wänden uns altdeutsche Waffen, ein Schlachtenschwert, Wurfbeil, Speer, Schild, Trophäen aller Art, Elen- und Bisamköpfe entgegenstarren, ein Kienspan dient als Leuchter, Wärme spendet ein Herd aus rauhen Steinblöcken, über dem ein großer Kessel hängt, auch an Bärenfellen und Trinkhörnern fehlt es nicht und aus einem mit Moos und Wurzelwerk behafteten Holzbrunnen quillt das Trinkwasser in den aus einem Baumstamm gehöhlten Trog. Als Gegensatz zu dieser heidnischen Kultur birgt das nahe Waldesdickicht eine kleine Eremitenklause mit einem Turmglöckchen, aber sonst aus demselben urwüchsigen Material erbaut. Eine wohleingerichtete Sennhütte und ein als Jägerhäuschen gedachter Hubertuspavillon mit schönen Deckengemälden, welcher aber unvollendet geblieben, bilden den Schluß dieser den Linderhof umgebenden Nebenbauten. Von einer Beschreibung des eigentlichen Schlosses Linderhof selbst, das in seinem Innern nur eine etwas eintönige Reihe prunkvoller Rokokozimmer und Säle aufzuweisen hat, kann abgesehen werden. Wir lenken deshalb unsere Schritte jetzt noch auf eine Anhöhe vor einer mächtigen, etwas zerklüfteten Felswand, die sich plötzlich wie der Berg von Hameln aufthut, in welchen der Rattenfänger die Kinder hineinführte. Wir treten ein, der Felsen schließt sich wieder durch einen geheimnisvollen Mechanismus. Was wir jetzt erblicken ist Blendwerk, Zauberei, wie sie ein Ammenmärchen gebiert von unterirdischen Gnomen und verhexten Prinzen. Wir befinden uns in der Grotte von Capri, welche der König künstlich nachbilden ließ, nur

mit der Änderung, daß sie hier nicht bloß blau, sondern auf Druck an einer Feder nacheinander in allen beliebigen Farben spielt. Das Innere derselben flimmert und flackert und leuchtet wie ein einziger gigantischer, geschliffener Saphir, dessen zitterndes Licht über den kantigen Raum flutet, sich in die Spalten der kleinen Grottenecken einsenkt und schleierhaft magisch über dem Ganzen liegt. „Wie ein mächtiger steinerner Dom wölbte es sich über seinem Haupte," erzählte ein Günstling des Königs, „und — das Innere des Venusberges lag vor ihm. Hinter einem Felsvorsprung wurde plötzlich ein spiegelklarer, blau übergossener See sichtbar, auf dessen Fläche zwei schneeige Schwäne sich wiegten, und auf einem im Zickzack sich windenden Wege gelangte man nach einer kleinen Grottenhöhe, zu deren Linken sich in einiger Entfernung ein mächtiger Wasserfall, über Felsen rauschend, in den kleinen See hinabwälzte. Die Grotte wurde auf gegebene Signale des Königs bei seiner Anwesenheit allviertelstündlich anders beleuchtet, so daß sich Wechselbilder von rot, gold, grün und blau gestalteten.

„Versailles im Chiemsee" betitelt sich im Volksmund das architektonische Weltwunder, welches sich aus den Fluten des größten unserer bayerischen Bergseen erhebt. Während Schloß Berg jetzt sonntäglich von den neugierigen Münchenern, nach Tausenden zählend, besucht wird, liegt dieses französische Schloß noch etwas vereinsamt, weil die Reise dorthin und die Besichtigung noch etwas erschwert sind.

Zwei Stunden von München auf der Bahnstrecke nach Salzburg, bevor man nach dem idyllischen Traunstein gelangt, hält der Bahnzug an dem lieben und schönen Sommerfrischort Prien. Blau und augenerquickend lacht uns die mächtige und zugleich größte Binnenwasserfläche des Deutschen Reiches entgegen, befahren von kleinen Dampfern und zahlreichen Fischerbooten, die unseren Künstlern eine so liebe Staffage für ihre nach Hunderten gemalten Chiemseebilder abgeben. Dort auf der Fraueninsel mitten im See mit dem altehrwürdigen Frauenkloster, dessen Glocken das Metten- und Horageläute noch heute nach vielen hundert Jahren wie einst über den See erklingen lassen und wo die schöne Nonne Irmengard, das Königskind, seit Hunderten von Jahren in der Klosterkirche bestattet liegt, da rastet in schöner Sommerferienzeit ein munteres Völklein mit Weib und Kind und Ingesinde; es sind die Münchener Maler, die hier stets gern gesehene Gäste sind. Fröhliches Lachen und Singsang, Tanz und lauter Jugendfrohsinn trägt hier seine Schallwellen über den weiten See und dringt wohl auch in stillen Nächten weit hinüber bis ans nächste Ufer, bis zur Herreninsel. Auf dieser stand früher (und daher der Name im Gegensatze zur Fraueninsel) ein Herrenkloster, dessen Bewohner aber lange, lange ausgezogen. Verwegene Unternehmer wollten die Insel wegen ihres Holzreichtumes ankaufen und Floßholz fällen; aber König Ludwig legte sich ins Mittel und ließ die Waldvegetation schonen, indem er die ganze Insel aus seinem damals noch reichen Geldbeutel bezahlte. So rings von tosenden Bergseefluten umgeben, fand

der König eine neue für die Einsamkeit geeignete Schrulle, um ein Einsiedlerschloß für sich und seine nächtlichen Spuk- und Truggestalten zu bauen. Die Befehle dazu waren diesmal leichter und schneller auszuführen als bei anderen Schloßbauten, der König verschaffte sich die Pläne des Versailler Schlosses und auf Kourierzügen sausten die Architekten, Maler, Gewerbsleute zwischen München und Paris einher, um möglichst schnell in sklavischer Nachbildung ein neues Versailles, bis ins einzelnste wiedergegeben, auf Herrenchiemsee entstehen zu lassen. König Ludwig hatte von seinem Halbgott Louis XIV. unter anderen die Eigenschaft angenommen, unüberwindliche Naturhemmnisse zu beseitigen. Louis XIV. ließ Berge versetzen und tyrannisierte die Natur; was damals nur durch Kärrner geschehen konnte, König Ludwig machte es sich leichter, indem er, um sich eine entsprechende Aussicht zu schaffen, einen unschönen Anblick zu entfernen, Dynamit zentnerweise springen ließ, um Unerreichbares erreichbar zu gestalten. So wurde das Ufer der Herreninsel bis zur Terrasse abgebrochen, um das Wasser näher am Schlosse zu haben, so daß man von der Treppe gleich in den Kahn steigen kann; sonst aber ist hier alles genau wie in Versailles. Zunächst erblicken wir auch hier die große Wunderfontäne mit der Götterfabel von Latona und den Fröschen; die lykischen Bauern, welche der Latona einen Trunk Wassers verweigert, wurden bekanntlich zur Strafe in Frösche verwandelt. Man sieht also auf den Stufen des Marmorbeckens allerlei wunderliches, vergoldetes Wassergetier: Ganz- und Halbfrösche, Schildkröten rc., die ihr Wasser auf die Kinder Latonas, Apolla und Diana, ausspeien. Weiter die sklavisch nachgebildeten großen Wasserbehälter, mit den sämtlichen Vertretern der ganzen mythologischen Wasserwelt.

Die äußere Architektur des Schlosses und dessen lange Flucht von Sälen und Zimmern ist genau wie in Versailles, nur in einem unterscheidet es sich: Herren-Chiemsee ist prunkvoller und hat in seinem ornamentalen Gewande den Reiz des Neuen. Die im tiefstem Verständnis deutscher Sage und Dichtung wurzelnden Gedanken, aus denen sich die erste Unternehmung des Königs, der Riesenbau von Schwanstein, herausentwickelte, waren zurückgedrängt, und jene krankhafte Neigung und Schwärmerei für die beiden französischen Könige erfaßte die Seele Ludwigs derartig, daß selbst das französische Rokokoschloß Linderhof ihm nicht mehr genügte, er wollte den Rieseneindruck von Versailles, vor allem mußten die Riesenfenster der berühmten „Spiegelgalerie“ zu dem großen Parterre herableuchten, von dem man durch drei große goldene Gitterthore das Schloß betritt. Reiches Stuckwerk, Bilder und Medaillons unterbrechen die Fensterflucht, oben krönen Standbilder die flache Galerie. Wir fanden mehr ausgebaut, als wir erwartet und vermutet; statt nur einiger Zimmer, die wir im Gebrauch des Königs dachten, war es eine lange Reihe von Sälen, die alle bis aufs kleinste fertig, die mit ihrem Schmuck und ihren Kostbarkeiten jeder Beschreibung spotten, auch würden wir räumlich hier mit einer eingehenden Beschreibung der ein-

zelnen sinnverwirrenden Gegenstände nicht zu Ende kommen, aber das muß hervorgehoben werden, daß bei aller Verschwendung und Überhastung nichts den Eindruck des Unkünstlerischen und Unschönen hervorruft. Zuerst kann man sich kaum in die Fülle von Glanz, Farbe, Licht und Schönheit finden; herrliche Wandgemälde, zu welchen Piloty, Schwoiser, Benczur u. a. den Pinsel geliehen, Allegorieen und mythologische Szenen erfreuen unser Auge, prachtvolle bunte Marmorsäulen tragen die Galerie, zaghaft steigt der Fuß auf weißen teppichbelegten Marmorstufen empor, kerzenbesteckte, blitzende Bergkrystall-Armleuchter hängen von der reich bemalten Decke herab. Man betritt die „Salle des gardes“, dann das geschichtliche Vorzimmer, welches nach der Form eines Lugfensters bekanntlich „Œil de bœuf“ genannt wurde und als Wartezimmer für die zum Lever des französischen Königs befohlenen Hofherren diente. Auch für König Ludwig gab es solche Levers, jedoch nur in seiner Traumphantasie, mit welcher er die längst vermoderten geschichtlichen Persönlichkeiten jener Zeit vor seinen Blicken erscheinen ließ. Hieran stößt die „Salle de parade“ mit dem großen Luxusparadebett, wie wir es auf Schwanstein und Linderhof zwar feenhaft, aber so schön doch nicht gesehen. Auf dem Toilettetisch stehen die kostbarsten Gefäße, ein kunstvoller Betschemel erfüllt scheinbar die religiöse Pflicht, natürlich fügen sich alle Vorhänge, Polstersitze vom schwersten Damast und dichtester Seide und die staunenswertesten Stickereien harmonisch dem Ganzen an. Hunderttausende von Mark sind hier in nutzloses Prunkwerk umgeprägt, niemand wird jemals in diesem Bette schlafen, noch überhaupt hier wohnen. In Wohn-, Arbeits- und Speisezimmer stoßen wir auch hier wieder auf jene scharfsinnig erklügelte Üppigkeit, die sich nicht mit dem denkbar Schönsten begnügt, was andere Schlösser im kleinen aufzuweisen haben, sondern großartig und ornamental allen Übertreibungen bis zur Sinnerstarrung huldigt. Besonders machen sich hier Sevres- und Meißener Porzellan, herrliche Uhren und Majoliken breit, dazu gesellt sich über dem Eßtisch des Königs ein gewaltiger Armleuchter aus Meißener Porzellan von ganz überwältigender Kunstschönheit. Der Eßtisch steht auf verschiebbarem Boden, ein Druck mit dem Finger und der Tisch verschwindet, um neugedeckt und serviert sich wieder emporzuheben. Die Manfrednatur des unglücklichen Königs, die auf dem Adlerhorst des „Schachen“ oder auf dem hoch über der Pöllatschlucht thronenden Balkon ihren Phantasieen nachhing, wollte auch hier auf Insel-Versailles ihren Zauberspuk, wenn es auch nur ein billiger mechanischer Zauber war; aber auch noch ein anderer Zauber verklärte ihn, wenn draußen Wald und See im Schlummer lagen und er allein schlaflos wachte, dann feierte er die Mitternachtsstille durch Tausende von Kerzen der 52 Riesenkandelaber und 33 Kronleuchter, welche die Spiegelgalerie in eine Feenwelt verwandelten, wie sie in unserer Phantasie aus Ammenmärchen und Gnomenbergwerken zur Spottgeburt werden. In keiner Königsburg der Welt ist ein Gleiches zu finden.

Den mächtigen, der ganzen Fassade des Schlosses entlanglaufenden Bogenfenstern entsprechen an der gegenüberliegenden Wand zwanzig mächtige Spiegelscheiben, jede etwa 30 Fuß hoch, auch die Thüren sind aus geschliffenem Spiegelglas von mehr als Zolldicke und die Decken und Nischen zeigen Gemälde, welche sich auf die Regierung Louis XIV. beziehen, ferner vergoldete Bronzevasen mit zwei Meter großen Öffnungen, aus denen Blumen und Blattgewächse hervorragen, dazwischen Aufsätze aus Silber, Nachbildungen der schönsten Statuen der Antike und auf vergoldeten Sockeln die Marmorbüsten römischer Kaiser aus farbigem Marmor.

So kommt man aus dem Staunen nicht heraus, bis plötzlich beschämt der Blick auf ein Friesgemälde fällt, welches den Triumph Frankreichs über Deutschland darstellt und ebenfalls eine getreue Nachbildung jenes Gemäldes ist, das in der Versailler Galerie angebracht, in welcher am 18. Januar 1871 Bayern dem deutschen Kaiser die Krone reichte. Wir eilen fort, vorüber noch an dem sinnbestrickenden Marmorbad, in welchen durch eine eigentümlich angelegte Spiegelung uns das eigene Bild in fünfzigfacher Vermehrung entgegentritt. Fort, fort von hier! Starrend überläuft uns ein Frösteln, trotz aller modernen goldschimmernden Pracht unserers Kunstgewerbefleißes liegt es um uns plötzlich wie Moderduft, ein grauer Schleier wie Gewitterstimmung umfängt uns nach dem augenblendenden und doch toten Prunk. Hinaus in den Park, hinaus in die Welt, in die gesunde Welt, fort mit den steif französisch gestutzten Taxushecken! Wo ist der schwankende Fischerkahn, der uns schnell über die sturmbewegten Fluten führt an das binsenumwogte Waldrandufer? Die Herreninsel liegt hinter uns, verschwunden sind die Marmorterrassen und Orangerieen, um die einst ein schwarzer Trauerfalter geflattert. Kräftiges Tannenharz und das Moos des Waldes umfängt uns, ein leichtes Gewitter, das schnell über die grünblauen schaumkräuselnden Seewellen geeilt, ist abgezogen, ein fernes Donnerrollen hallt noch wie ein leichtes Grollen ob jener einsamen, zwecklosen Fürstenpracht über den weiten See herüber, tiefes Himmelsblau lacht durch die Föhrenwipfel, und ein balsamischer Duft aus Waldkräutern und wohlriechendem Erdreich erfrischt unsere Nerven. Der Waldboden ist trocken, die Käfer summen im Sonnenlicht, der Vögel Waldruf klingt wie die Frage und Antwort von den tropfenden Zweigen und frei atmet die Brust in kräftigen Zügen.

4. Regensburg.

Wenn wir von Nürnberg nach Regensburg kommen, so wird uns wohl nichts so sehr auffallen, als der Gegensatz, welchen diese Stadt zu jener bildet, ja wir werden geneigt sein, sie in den meisten Beziehungen geradezu als das Widerspiel von jener aufzufassen.

Nürnberg heimelt uns mehr an, steht uns gemütlich näher, weil die Bauart seiner Häuser, Kirchen, Brunnen und Monumente unserem Verständnis näher liegt und zum großen Teil einem verhältnismäßig jungen, dem heiteren Früh-Renaissance-Stil angehört. Regensburg dagegen führt uns in das tiefste, bis in die Römerzeit zurückreichende Mittelalter, seine Bauwerke tragen vorherrschend noch den romanischen oder altgotischen Charakter.*)

Zu den ältesten Bauwerken der Stadt zählt die im Jahre 1858 wieder aufgefundene Porta praetoria, das Nordthor der von den Römern 179 n. Chr. angelegten Militärstadt Castra Regina oder Reginum. Neben der Porta nigra in Trier ist sie der einzige römische Hochbau in Deutschland. Einen vollständig mittelalterlichen Anblick gewährt Regensburg vom Ostenthor und vom Thor der steinernen Brücke aus. Da ist links die „Wurstküche", während den Abschluß der engen Brückstraße das Thundorfer Haus mit dem großen Freskogemälde des Riesen Goliath bildet. Wie keine andere Stadt hat Regensburg noch eine Anzahl Häuser mit burgartiger Befestigung und hohem steinernen Turm.

Ferner hat sich der fränkische Volksstamm in Nürnberg reiner erhalten, während sich Regensburg bald aus Schottland und Savoyen (im 15. und 16. Jahrhundert), bald aus Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Steiermark (im 17. und 18. Jahrhundert) verjüngt hat.

Obwohl Regensburg bis zum Jahre 1802 eine rein protestantische Reichsstadt war, die immer nur drei katholische Bürger in ihren Ringmauern duldete, so begann doch, sobald sie unter bayerische Herrschaft kam, alsbald das Katholisieren so, daß sie jetzt eine katholische Stadt zu nennen ist, da von den 39000 Einwohnern kaum $^{1}/_{6}$ Protestanten sind. Sie hat nun zwar mehr Kirchen und Kapellen, als das dreimal so stark bevölkerte Nürnberg, aber bei weitem nicht das rege industrielle und strebsame Leben ihrer jüngeren Nebenbuhlerin. Die Blüte von Regensburg ist früh gesunken, sie begann schon zu welken, als die von Nürnberg sich erst zu entfalten begann.

Auf seine frühere Geschichte darf aber Regensburg stolz sein. Diese Stadt wurde durch den heil. Emmeran (im 8. Jahrhundert) der Ausgangspunkt des Christentums für Bayern, unter den späteren Karolingern, welche dort Hof hielten, ward sie das feste Bollwerk gegen die Hunnenstürme, dann die Hauptstadt des Herzogtums Bayern, bis seit der Ablösung Bayerns von Österreich Heinrich der Löwe seine Residenz in München nahm. Dann

*) Treffend bemerkt Dr. Sighart: „Man mag vielleicht keine Stadt Deutschlands auffinden, die so viele Denkmäler des frühromanischen Stiles aufzuweisen hätte, in der man Schritt vor Schritt die Entfaltung dieser Bauweise verfolgen könnte von den ersten Rohanfängen bis zur reichsten Blüte und bis zum völligen Übergange zu den Gesetzen der Gotik. Daher ist Regensburg in der Neuzeit ein Wallfahrtsort der Kunstforscher geworden."

ward Regensburg eine freie Reichsstadt und der Hauptsitz des Donauhandels, der bis zum Ende der Kreuzzüge für ganz Mitteleuropa von höchster Bedeutung war. Bevor die italienischen Republiken den Handel nach dem Orient über Alexandrien an sich brachten, gingen die indischen und orientalischen Waren nach Konstantinopel, und Regensburger Kaufleute führten sie von dort nach Deutschland und dem Norden.

Die Donau hatte dazumal eine Bedeutung, die sie erst jetzt wieder zu erlangen strebt. Regensburg hat eine höchst vorteilhafte Lage an diesem Weltstrome, der hier am weitesten nach Norden ausbiegt, am linken Ufer von sanften Hügeln begrenzt, die schon vor alters zum Weinbau einluden. Freilich wird jetzt nur noch auf einer kleinen Strecke etwa zwei Stunden unterhalb Regensburgs Wein gebaut; auf den alten Rebenhügeln aber, den „Winzerer Höhen", gegenüber der Stadt sind Anlagen für Spaziergänger hergestellt worden. Von da aus ist der Blick auf die Stadt am schönsten, und man begreift, wie Goethe bei seiner Durchreise durch Regensburg 1786 den für die geographische Anschauung in vieler Hinsicht sinnigen Ausspruch thun konnte: „Regensburg liegt gar schön; die Gegend mußte eine Stadt herbeilocken." Die beiden Nebenflüsse der Donau, Naab und Regen, welche die genannte Hügelkette durchbrechen, bilden liebliche, fruchtbare Thäler; das rechte Ufer aber ist bereits ein Teil jener gesegneten Ebene, welche den ehrenvollen Namen der „bayerischen Kornkammer" erhalten hat. Regensburg, die Donaustraße auf- und abwärts beherrschend, wurde die reichste und blühendste Stadt Deutschlands. Doch sie sollte sich nicht lange auf dieser Höhe behaupten. Der neue Handelsweg über Venedig und Genua brachte die schwäbischen Städte, namentlich Augsburg empor, und das Erblühen von Wien im 14. Jahrhundert nahm Regensburg seinen Vorrang unter den Donaustädten. Die geistig regsame Bürgerschaft Regensburgs nahm mit Freuden die Kirchenreformation Luthers an; dafür suchten ihr die strengkatholischen Regenten Bayerns den Lebensnerv abzuschneiden. In allen nun folgenden Kriegen ward Regensburg hart mitgenommen, und es half der Stadt wenig, daß seit 1663 in ihren Mauern der deutsche Reichstag (reichszerrissenen Andenkens) tagte (bis zur Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806). Die Gesandten brachten zwar viel Geld durch, ihr Luxus wirkte aber ansteckend und verführte die Regensburger zur Vergnügungssucht. Überdies hatte die Stadt fort und fort namhafte Summen zu opfern für „Ehrengeschenke", Empfangsfeierlichkeiten ꝛc. an den Kaiser, die Fürsten, Prälaten und Gesandten. So wird erklärlich, daß die Renaissance in Regensburg fast gar nicht zum Durchbruch kam und keine Luxusbauten entstanden, weil dazu das Geld fehlte.

Unter solchen Umständen war es im Grunde genommen ein Glück für Regensburg, daß die freie Reichsstadt wieder bayerisch wurde. Seit 1810 ist Regensburg wieder mit seinem Mutterlande vereinigt, und wenn auch dadurch aus der ehemals so bedeutenden Reichsstadt eine Provinzialstadt

wurde, so ist es seit dieser Zeit, besonders aber in den letzten Jahrzehnten, im schönsten Aufblühen. Handel und Industrie sind im erfreulichsten Wachsen begriffen und werden durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt außerordentlich gefördert. Dreimal ist die Donau für die Eisenbahn überbrückt, und die großen neuen Bahnhofanlagen geben nicht minder beredtes Zeugnis für den lebhaften Verkehr zu Lande als ein Blick an die Donauufer für den zu Wasser. Regensburg ist die obere Endstation der österreichischen Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Bei einigermaßen gutem Fahrwasser herrscht Tag und Nacht an der „Donaulände" das regste Leben und ein Beweis für die Lebhaftigkeit des Handels ist die Errichtung neuer Lagerhäuser. Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich seit 1830 verdoppelt. Ihr verhältnismäßig langsames Wachstum anderen Städten gegenüber erklärt sich daraus, daß fast die gesamte Arbeiterbevölkerung nicht in Regensburg selbst wohnt, sondern in den unmittelbar angrenzenden Dörfern. Mit dem wachsenden Wohlstande der Stadt nahm auch der Sinn für die Verschönerung derselben zu. Anselm von Thurn und Taxis*) ließ schon 1780 einen Teil des Stadtgrabens ausfüllen und eine Allee anlegen. Jetzt ist die ganze Stadt bis auf die nördliche Seite, wo sie von der Donau bespült wird, mit herrlichen Anlagen und schattigen Baumgängen umgeben. Die alten Ringmauern und Wallgräben sind fast bis auf die letzten Spuren verschwunden, und an ihrer Stelle sieht man freundliche Gärten mit Villen. Den Glanzpunkt der Gebäude an der Allee bildet das neue im Renaissancestil erbaute Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis.

Die von der Donau gebildeten Inseln, der obere und untere Wöhrd, zu beiden Seiten der steinernen Brücke, die ehedem nur von Fischern und Schiffern bewohnt wurden, bieten jetzt mit ihren stattlichen Gebäuden, prächtigen Baumgruppen und vielen Badehäuschen und Mühlen einen lieblichen Anblick.

Doch seinen größten Schmuck gewann Regensburg durch den für die Kunst so begeisterten Ludwig I.

Nicht allein, daß er auf einer nahen Anhöhe bei Donaustauf die Walhalla, diesen Ruhmestempel der Deutschen, erbauen ließ, sondern durch seine Fürsorge bevölkerten sich auch die so lange verlassenen Bauhütten des Domes wieder. Im Jahre 1834 begann man mit einer gründlichen Erneuerung dieses herrlichen gotischen Tempels. Das unvollendete Gewölbe wurde den Ideen der ersten Meister gemäß hergestellt und alles aus der hohen, weiten Halle entfernt, was durch die Geschmacklosigkeit des verflossenen Jahrhunderts in derselben angehäuft worden war. Die störenden Nebenaltäre und Bildwerke an den gewaltigen Säulen wurden weggenommen und entweder ganz beseitigt oder in geeigneter Weise an den Außenwänden an-

*) Im Jahre 1748 wurde der Kaiserliche General-Reichs-Erb-Postmeister Fürst Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis zum Kommissär beim Reichstage ernannt, und seit dieser Zeit hat die fürstliche Familie ihren Aufenthalt in Regensburg.

gebracht. Fehlende Glasgemälde wurden durch neue ergänzt, so daß alle Fenster mit den herrlichsten, in glühenden Farben strahlenden Malereien geschmückt sind.

Nachdem so das Innere in seiner alten Würde und Reinheit hergestellt war, machte man sich an die Vollendung der beiden Türme. Im Jahre 1859 begann man mit dem Ausbau derselben unter Leitung des Dombaumeisters Denzinger und am 29. Juni 1869 wurden sie mit den Schlußsteinen, jenen schönen gotischen Rosenformen, gekrönt. Die herrliche Fassade nach Westen erhielt durch diese himmelan strebenden, wie aus steinernen Blumen und Blättern aufgebauten schlanken Pyramiden einen prachtvollen Abschluß.

In dieser schönen Vollendung gehört der Regensburger Dom zu den großartigsten Werken, die im gotischen Stile geschaffen wurden. Auch in seiner räumlichen Ausdehnung ist er sehr bedeutend. Der ganze Bau ist 84,5 m lang, 37 m breit und 30 m hoch. Der Chor allein ist 11,6 m breit und 30 m lang. Die Höhe der Türme beträgt 107 m.

Die Anlage des Domes ist dreischiffig mit einschiffigem Chor, der fünfeckig aus dem Achteck abschließt. Statt der französischen Bauanlage mit dem Kapellenkranze um den Chor fand hier ein eigentümlicher Versuch statt; die Fenster des Chors sind in zwei Geschosse zerlegt, so daß statt eines hohen Fensters zwei kürzere übereinander angebracht wurden. Unter den Oberfenstern zieht sich hier im Innern auch noch ein Triforium (Durchgang mit Pfosten) hin, um dadurch mehr Mannigfaltigkeit oder Lichtwirkung zu erhalten. Um die Unterfenster möglichst von den oberen abzuheben und auf diese Weise wenigstens einigermaßen die Lichtwirkung der französischen Kathedralen zu erzielen, sind dieselben in Nischen hineingebaut und so scheinbar in selbständige Unterbauten verwandelt. Überhaupt weicht die Anlage vielfach vom Überlieferten ab; so sind die Seitenschiffe breiter, die Pfeiler stehen weiter voneinander ab als gewöhnlich, auch die Fenster gehen etwas mehr in die Breite. Was jedoch hierdurch an Perspektive und Höheneindruck verloren geht, wird reichlich ersetzt durch die Schlichtheit, Einfachheit und Solidität des Werkes und die bewundernswürdigen Einzelheiten im Innern und Äußern.*)

Die älteste und schönste Seite des Prachtbaues bleibt übrigens die Ostseite; nach alter christlicher Sitte entstand sie, als den Altar in sich bergend, zuerst. Sie bietet die reinsten Formen dar, während die Fassade schon mehr, wie in französischen Bauwerken, das Malerische häuft. Dennoch ist der Eindruck ein höchst wohlthuender, harmonischer. Es ist da ein überquellender Reichtum von Laubwerk, Kreuzblumen, Galerieen und Standfiguren an

*) Vgl. „Aus Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart“. Herausgeg. vom histor. Verein für Oberpfalz 2c.

den Portalen, Fenstern, Rosetten und Strebepfeilern; doch diese Ornamentik ist so fein und zierlich ausgearbeitet und so aus einem Geiste geordnet, daß sie uns wie reiner, vollstimmiger Orgelklang erbaut und erhebt.

Die Walhalla bei Regensburg.*)

Nicht weit von Regensburg ist auf dem Hügelland ein freier Punkt, von dem aus man in entgegengesetzter Richtung zwei großartige Baudenkmale sieht, die König Ludwig I. von Bayern an den schönsten Punkten der oberen Donau aufrichtete: die Befreiungshalle und die Walhalla, jene zur Erinnerung an die Abschüttelung des fremden Joches, diese eine Mahnung an die Deutschen, in sturmbewegter Zeit zusammenzuhalten wie des Baues Steine. Obschon jeder der beiden Tempel ein Prachtbau, vermag doch die Walhalla unser Interesse ungleich mehr in Anspruch zu nehmen. König Ludwig hat sie dem deutschen Volke testamentarisch als Geschenk hinterlassen, und wahrlich, man kann es ihm nicht hoch genug anrechnen, daß er zu der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Gedanken faßte, einen „Tempel deutscher Ehren“ zu erbauen.

Von Regensburg gelangt man mit Dampfschiff oder Bahn in einer halben Stunde nach dem seit dem Brande von 1880 schön aufgebauten Flecken Donaustauf. Sobald man den Ort verläßt, liegt die Walhalla auf eichenumrauschtem Berge vor uns. In dieser Nähe macht der großartige 19,5 m hohe, 67 m lange und 38 m breite Bau mit seinem riesenhaften cyklopischen Unterbau einen mächtigen Eindruck. Dieser Unterbau besteht aus übereinander ruhenden Terrassen, die durch Doppeltreppen unter sich verbunden sind und allmählich bis zur Höhe des Berges aufsteigen. Von den Absätzen der Treppe hat man die herrlichsten Aussichten auf den Donaustrom und das Land bis zu den fernen, nur wie dämmernde Schatten aufsteigenden bayerischen Alpen. Auf der zweiten Terrasse führt eine Thür ins Innere des Unterbaues, wo die für unser nordisches Klima nicht zu umgehenden Vorrichtungen zur Heizung während der Wintermonate angebracht sind.

Der Bau dieses unstreitig großartigsten deutschen Nationaltempels ist dorischer Ordnung und besteht auf den schmalen Seiten aus je 8, auf den langen Seiten aus je 17 kannelierten Säulen. Dazu kommen noch 6 Säulen hinter den 8 der Hauptfront, so daß also 58, jede 9 m hoch und von 1,7 m Durchmesser an der Basis, den Bau umgeben. Der Eindruck, den das gewaltige Gebäude auf den Beschauer macht, ist durchaus ein wohlthuender. Man fühlt sich von der reinen Schönheit architektonischer Formen geistig erhoben und stimmt, vertieft in glückliches Anschauen dieses wunderschönen Baues, aus vollem Herzen mit ein in das Lob seines Gründers.

*) Nach E. Willkomm.

Tritt man nun mit gespannter Erwartung in das im ionischen Stile aufgeführte Innere dieser majestätischen Ruhmeshalle, so wird man von der Hoheit, dem Glanz und der kunstsinnigen Harmonie entzückt. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt; drei Inschriften sind ihm eingefügt — das Jahr des Beschlusses (1807, zur Zeit, als Deutschland in den Banden der Knechtschaft lag), das des Beginnens (1830) und das der Vollendung des Baues (1842). Die Decke, welche genau der schrägen Lage des metallenen Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten, mit himmelblauen, sternverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem roten Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen nun die weißen Büsten von mehr als 150 deutschen Männern und Helden, die auf die Entwickelung des Volkes und seine Geschichte einen ausgezeichneten Einfluß geübt haben. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren von blendend weißem Marmor, Walküren als Ruhmesgenien ausgeführt. Über den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafeln gleichsam in einem zweiten Gestöck, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre Anzahl beträgt 64. Wie nun die unteren Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier riesige weibliche Standfiguren in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen als gigantische Karyatiden das obere Gebälk. Die Riesenjungfrauen machen durch Tracht und eigentümliche Färbung einen seltsamen Eindruck. Ihre Gesichtsfarbe ist nämlich gelblich, die langherabwallenden Haare sind von bräunlichem Blond; die Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran sind reich vergoldet und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Überwurf. Bei seinen Walhalla-Genossen, in der Nordhalle des Ehrentempels, steht nun auch das Standbild des Gründers, des großen Königs, an dem jeder Zoll ein Deutscher war.

Den ganzen Saal umzieht ein 91 m langer Fries, welcher, in meisterhaften Skulpturen von Professor Wagner, die Urgeschichte Deutschlands in acht Abteilungen darstellt. Die erste Abteilung über den Thoren zeigt die Einwanderung der Germanen vom Kaukasus her; in der zweiten sind Religion, Kunst und Wissenschaft unserer Altvordern veranschaulicht; in der dritten folgt die Darstellung des öffentlichen Lebens. Die nächsten vier Abteilungen enthalten Schlachtenbilder, vier siegreiche Kämpfe der Deutschen gegen die Römer, nämlich: die Schlachten bei Noreja 113 v. Chr., am Rhein 69 n. Chr., bei Hadrianopel 378 und bei Rom 410. Die achte Abteilung schließt den Fries mit der Annahme und Ausbreitung des Christen-

tums ab. Gleich berühmt wie dieser Fries im Innern sind Schwanthalers Rundbilder an beiden Giebeln des Tempels. Das gegen Süden gelegene versinnbildlicht die Siegesfeier Germaniens in 15 Figuren, welche an Deutschlands Wiederherstellung nach Beendigung des Befreiungskrieges erinnern sollen. In der Mitte thront Germania mit dem Schwert; von beiden Seiten schreiten zu ihr die deutschen Bundesstaaten und -Festungen als behelmte Krieger und anmutige Frauen. Die nördliche Giebelgruppe stellt die Schlacht im Teutoburger Walde vor. Den Mittelpunkt bildet Hermann mit dem Schlachtenschwert. Sein linker Fuß zertritt Adler und Rutenbündel der Feinde. Auf der linken Seite suchen zwei Römer den Varus, der sich tötet, zu schützen; hinter ihm knieet an der Seite eines sterbenden Adlerträgers ein Ritter, welcher den seinem Kampfgenossen entfallenden Adler bergend an sich genommen hat; mit einem im Sumpf versinkenden Reiter und einem gefallenen Fahnenträger schließt diese Seite. Bei den Germanen wird der Kampf für die Nation durch drei Krieger, die Poesie durch einen Barden, die Mystik durch eine Seherin, Frauenwürde und siegreicher Tod durch den sterbenden Siegmar, welcher von Thusnelda emporgerichtet wird, dargestellt.

Das Große, Erhabene und wahrhaft Schöne, das uns an und in dem künstlerisch vollendeten Bau der Walhalla überrascht, macht gewiß auf jedes deutsche Gemüt den erfreulichsten und nachhaltigsten Eindruck, und nicht ohne Gefühle hoher Verehrung für den Schöpfer dieses Werkes und für diejenigen, die zu so harmonischer Vollendung aller Teile desselben mit deutschem Sinn und treuer Ausdauer ihm die Hände gereicht haben, verlassen wir das deutsche Parthenon.

Achter Abschnitt.

1. Berchtesgaden und der Königssee. — 2. Aus Oberbayern. Über den Volkscharakter im bayerischen Hochland. Die Musik in den bayerischen Bergen. Das Fingerhakeln. — 3. Passionsspiel in Ammergau. — 4. Mittenwald, das deutsche Cremona.

1. Berchtesgaden und der Königssee.

Von A. W. Grube.

Lange und oft hatte ich mir vom Parke des Schlosses Aigen aus, eine Stunde südöstlich von der Geburtsstadt Mozarts, dem reizend gelegenen Salzburg, entfernt, den herrlichen Watzmann angeschaut, der eine von den höchst charakteristischen Formen der Salzburger Hochalpen besitzt und sein Antlitz gleich den scharf markierten Gesichtern großer Männer auf den ersten Blick dem Gedächtnisse einprägt. Der merkwürdige Berg schaut mit seinen schärfsten Kanten nach der Salzburger Seite hin und stellt sich in zwei schroff abfallenden Hörnern dar, welche durch eine Querwand, die sogenannte „Watzmannscharte", die mit glänzendem Firn überkleidet ist, miteinander verbunden sind. Die Spitzsäule des größeren Horns (der große Watzmann genannt) scheint unbesteiglich und doch ist sie noch gefahrloser zu erklimmen als der breitrückige Untersberg mit seinen vielen Schluchten.

Hoch und stolz ragte dieses Doppelhorn in den sonnigblauen Äther, alle anderen Gebirgsriesen neben sich in den Schatten stellend. Aber nicht lange währte es, und luftiges Gewand, aus Nebelschleiern gewoben, legte sich um seine Brust, doch ohne das Doppelhaupt zu verhüllen, das über den Wolkenthron sich hebend nun noch viel höher erschien.

Der Watzmann muß eine besondere Anziehungskraft für Nebel und Wolken haben, denn auch an den heitersten Tagen ist er von ihnen umlagert, teilweise oder ganz eingehüllt. Aber auf den Naturfreund, der ihn zum erstenmale sieht, übt er eine unwiderstehliche Kraft magnetischer Anziehung; man eilt, so schnell als möglich ihm nahe zu kommen und hochachtungsvolle Grüße ihm zu Füßen zu legen.

Ich ging über Reichenhall, das als Solbad und Molkenkurort jetzt sehr in die Mode gekommene freundliche Städtchen. Eng eingeschlossen

vom Lattengebirge (Dreisesselberge) und Hohenstaufen, Müllnerberg und Siebenpalfen (Karlstein) liegt es zwar ganz reizend zwischen den Felshöhen im Thale der Saalach, aber doch gar zu sehr beengt, und vom frischen Odem des Gebirges merkt man an den heißen Tagen gar nichts. Hohe Berge, wenn sie dem Wohnorte gar zu nahe liegen, haben etwas Drückendes, sie beengen das Gemüt und können uns das Blachfeld wieder lieb und wert machen, weil dieses doch einen großen, offenen Gesichtskreis hat. Auch will alles Große aus einer gewissen Ferne betrachtet und gewürdigt sein. Einige Tage hielt ich's in Reichenhall aus. Wie freute ich mich, als ich auf der steilen, aber doch nicht unbequemen Heerstraße den Paß Hallthurm erreichte und nun der Blick auf Berchtesgaden und seine Umgebung frei ward! Schnell geht es am südöstlichen Abhange des Untersberges, der nach der Berchtesgadener Seite mit schroffen Wänden aus seiner zerklüfteten Hochfläche aufsteigt,*) ins Thal der Königssee-Ache (Alm) hinunter; — doch nicht so tief, als wir von Reichenhall aufgestiegen sind.

Berchtesgaden liegt etwa 100—150 m höher als Reichenhall und Salzburg, nämlich 576 m über dem Meere; Salzburg 412 m und Reichenhall 467 m. Aber wie viel machen diese 125 m, wie viel frischere Gebirgsluft verschaffen sie uns! Auf dem Abhange eines vom Untersberge nach Süden vorgeschobenen Vorgebirges ist der kleine Marktflecken auf offener sonniger Halde gelagert, die sich aus dem engen Thale der Alm, welche sich hier mit der Ramsauer Ache vereinigt hat, emporhebt. Wir befinden uns inmitten der großartigsten Gebirgswelt unter einem wenig bemittelten Völkchen, das seinen Unterhalt aus den Salzwerken gewinnt, auch durch Holzfällen und Schnitzerei in Holz und Elfenbein, in welchem Erwerbszweige es eine ebenso gute als wohlfeile Ware liefert. Wir staunen, in dem kleinen Marktflecken, der nur 180 Häuser mit etwa 1800 Einwohnern zählt, drei ansehnliche Kirchen, ein Schloß, eine königliche Villa zu finden; unsere Bewunderung steigt, wenn wir sehen, wie diese Alpenwildnis in einen Alpengarten, einen Park in großem Stile umgeschaffen worden ist. Fahrwege und Reitwege, so eben und glatt wie in dem bestgehaltenen Parke, führen uns in die Geheimnisse dieses Berglabyrinthes, zu den Seen und auf die Alpen, und selbst die Solenleitungen sind genußreiche Promenaden geworden.

Sehr malerisch stuft sich der kleine Ort in drei Höhenlagen ab. Unten an der hellgrünen, dem Salzburger Gebiete zueilenden Alm liegen die Sudhäuser, Maschinenwerke, Holzfelder; auf dem mittleren Absatze, wo sich die Landstraßen kreuzen und die beiden Hauptstraßen des Marktes sich ausdehnen können, liegen die Kirchen und Gasthöfe. Besonderes Interesse bietet das stattlich auf langem Felsenhange gelegene Chorstift, die ehemalige Residenz der gefürsteten Pröbste und der adligen regulierten Augustiner-Chorherren mit der ehrwürdigen Stiftskirche im gotischen Stil. Portal, Türme

*) Der Berchtesgadener hohe Thron hat 1975 m, der Salzburger nur 1851 m.

Salzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

und Kreuzgang sind aus dem 12. Jahrhundert. Der Kreuzgang ist im romanischen Stile ausgeführt, die geschnitzten Chorstühle aus der gotischen Epoche von 1450—1530. In der Sakristei bewahrt man reiche Kirchengeräte auf aus der ältesten Zeit des Stifts.

Über diesem mittleren Teile, dem Kerne von Berchtesgaden, erheben sich noch kleine Schlößchen auf mäßigen Anhöhen und Vorsprüngen: Lustheim im Süden, oberhalb der Stelle, wo die Ramsauer und Königssee-Ach zusammenkommen; Fürstenstein auf der nordwestlichen Höhe, Adelsheim am nordöstlichen Ende des Marktes und im Süden das geschmackvoll dem Gebirgs-Baustile entsprechende Sommerschloß, vom König Maximilian II. 1850—55 erbaut. Der Blick auf den Thalkessel, die grünen Gelände und das Hochgebirge ist prachtvoll; doch noch schöner die Aussicht vom Lockstein, dem nordöstlich gelegenen Felsenkopf, zu welchem eine dritte und höchste Straße des Marktfleckens am sogenannten Doktorberge hin hinanführt. Man schaut hier unmittelbar in das tief eingeschnittene Flußthal mit seinem saftigen Wiesengrün und den herrlichen Ahornbäumen an den Abhängen, hat den ganzen Markt unter sich, ähnlich wie Salzburg vom Mönchsberge, und der Blick auf die hohen Berghäupter ist noch freier als von der königlichen Villa aus. Wunderbar prächtig steht der Watzmann da, obwohl er nicht mehr so leicht und frei aufsteigt, wie vom Aigener Park aus gesehen. Sein Antlitz ist für Berchtesgaden drohender und finsterer geworden.

Es gehörte nicht geringer Mut dazu, hier eine Niederlassung zu gründen. Der Ort verdankt seinen Ursprung christlicher Frömmigkeit. Irmengart, die Gemahlin des Grafen Engelbert von der Lintburg, erbaute in dieser vormaligen Wildnis, wo nur eine Jagdhütte und einige Viehschirme standen — für das zur Sommerszeit vom Weiler Grafengaden zur Weide herüberkommende Vieh — eine Kapelle zu Ehren des heil. Martin, und berief vier Klausner zur Erhaltung derselben. Die armen Männer hatten mit einbrechendem Winter einen schweren Stand und wußten sich vor der grimmigen Kälte wie vor dem Andrange der wilden Tiere kaum zu schützen. In furchtbarer Starrheit standen der Watzmann und Steinberg, deren Eisfelder auch der warmen Frühlingssonne Trotz boten, vor ihren Augen. Doch die Schrecken des Hochgebirges hinderten nicht, daß schon im Jahre 1109 unter Leitung eines thatkräftigen Augustinermönchs, Namens Eberwein, der Bau eines Klosters begonnen wurde. Der wackere Priester ließ die Wälder lichten, an geeigneten Stellen Äcker anlegen, die Viehzucht hob sich und nebenbei lernten und lehrten die Mönche den Leuten die Kunst der Holzschnitzerei. Das aus der Kapelle des heil. Martin hervorgegangene Kloster ward am 7. Mai 1122 eingeweiht zu Ehren Johannis des Täufers und des Apostels Petrus; Eberwein ward der erste Propst.

Die Entdeckung der reichen Salzlager in der Nähe half nicht wenig zum Emporkommen des Stifts, obwohl man in der ersten Zeit den vor-

handenen Salzreichtum gar nicht erkannte, weshalb die ersten Pröpste sehr darauf bedacht waren, durch Schenkungen oder Kauf und Tausch Salzrechte in Reichenhall zu gewinnen. Aus der Bestätigungsurkunde des deutschen Königs Friedrich II., des großen Hohenstaufen, vom Jahre 1212 geht hervor, daß um jene Zeit eine Saline in Goldenbach eröffnet war. Die Pfanne zum Versieden befand sich unmittelbar an der Alm in Schellenberg. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts folgte auch Frauenreut.

Im Jahre 1567 wurde Propst Jakob II. vom Kaiser Maximilian zum Reichsfürsten erhoben, und so ward aus dem etwa 400 qkm großen Ländchen, von dem man spöttisch sagte, es sei ebenso hoch als breit, ein selbständiges Fürstentum. Doch der wachsende Reichtum des Stiftes erregte die Eifersucht und Habgier der Erzbischöfe von Salzburg, die öfters in das Berchtesgadener Ländchen einfielen, dadurch aber auch die Herzöge von Bayern in Harnisch brachten, so daß nun die gefürstete Propstei recht eigentlich ein Zankapfel zwischen beiden mächtigen Nachbarn wurde. Der übergroße Aufwand, den die Fürstpröpste machten, mehrere Unfälle im Bergbau, dann der österreichische Erbfolgekrieg, der das kleine Fürstentum in Mitleidenschaft zog, brachten es dahin, daß die Ausgaben nicht mehr von den Einnahmen gedeckt wurden und die Schuldenlast bedenklich wuchs. So entschloß man sich in großer Not, mit Bayern einen Vertrag abzuschließen (1795), demzufolge das Nutzeigentum vom ganzen Berchtesgadener Forst- und Salzwesen an die bayerische Krone übergehen und das Mindestmaß der jährlichen Salzgewinnung in 140 000 Ztrn. Kochsalz und 75 000 Ztrn. Salzsteinen bestehen sollte. — Dagegen erhob bereits im folgenden Jahre Salzburg beim Reichshofrat Klage und 1800 kündigte Berchtesgaden selber den ungleichen Vertrag. Doch die Tage der früheren Selbständigkeit waren dahin; im Jahre 1803 entsagte der letzte Fürstpropst, Josef Konrad, der Regierung, und nachdem das Land noch mehrere Male den Herrn gewechselt hatte, kam es endlich im Jahre 1810 dauernd an das Königreich Bayern, fortan den äußersten südöstlichen Zipfel desselben bildend.

Von nun an gewann der Betrieb der Salzbergwerke einen kräftigen Aufschwung. Sachkundige Beamte verwerteten die Fortschritte, welche die Mechanik gemacht hatte, und mit glücklichem Griffe berief die Regierung den in seinem Fache genialen Ritter von Reichenbach aus Sachsen, unter dessen Leitung die hydraulischen Pumpwerke ausgeführt wurden, welche die Sole aus dem Ferdinandsberge über die Pfisterleiten am hohen Ilsang hinauf bis auf die Höhe am Söldenköpfl, weiter zur Straßenhöhe an der Schwarzbachwacht und hinab nach Jettenberg bis nach Reichenhall leiteten, welcher durch seine natürlichen Solquellen bevorzugte Salinenort wieder mit Traunstein und Rosenheim in Verbindung gesetzt wurde, so daß die ganze über Berg und Thal gehende Solenleitung eine Länge von mehr als 90 km gewann!

Bekanntlich wird das in dem Thone eingeschlossene Salz — dieser stockförmig auftretende Salzthon wird „Haselgebirg“ genannt — in künstlich

zugeleitetem Wasser aufgelöst und die so gewonnene Sole dann zum Versieden gebracht. Die Menge der 1893*) erzeugten Sole betrug nach Angabe der Salinenverwaltung 130000 cbm, worin 39000 t oder 780000 Zollzentner Salz enthalten waren. Das ganze Salzwerk beschäftigt gegen 200 Arbeiter, wovon 96 dem eigentlichen Bergbau angehören, während 45 bei der Saline, die übrigen bei der Solenleitung beschäftigt sind. Die Salzsackmanufaktur ist aufgegeben. Die Regierung ließ im Jahre 1829 zur Veredelung der Schafe, deren Zucht in der Gegend viel zu versprechen schien, aus der Stammschäferei zu Schleißheim eine Anzahl von Merinoschafen und Merinowiddern unentgeltlich ab. Und behufs der künstlerischen Vervollkommnung der Schnitzarbeiten — schon zur Zeit der Reformation gingen Berchtesgadener Holz- und Hornschnitzwaren in alle Welt — ließ sie am 6. April 1858 eine Anstalt für Zeichner und Schnitzer eröffnen, welcher ein eigener, zugleich in der Bildhauerei erfahrener Lehrer zum Vorstande gegeben ward; die Schule zählte 1894 insgesamt 165 Schüler und Hospitanten und stellt ihre kunstgewerblichen Arbeiten der öffentlichen Beurteilung aus.

Manches Sümmchen fließt dem Orte alljährlich durch den Zug der Fremden zu, welche wochen- und monatelang in Berchtesgaden ihre Sommerfrische halten und von Jahr zu Jahr zahlreicher werden, so daß jetzt die vorhandenen Gasthäuser nicht mehr ausreichen und manche Sommergäste sich Privatwohnungen mieten. An die Bequemlichkeiten schweizerischer Hotels ist in Berchtesgaden nicht zu denken; die alten, einfachen, zum Teil ärmlichen Verhältnisse sind geblieben, aber die Preise, viel fortschrittslustiger, sind schon sehr in die Höhe gegangen.

Da der Berchtesgadener Salzberg (er liegt tief am rechten Ufer der Alm hart an der Salzburger Straße, am äußersten Ostende des Thalgrundes), viel leichter zu befahren ist, als der Halleiner Dürrenberg, so ziehen ihn die Reisenden jetzt vor, zumal da derselbe nicht minder interessant ist und bei dem größeren Salzgehalte des Gesteins nicht selten reines Steinsalz erscheint. Mit jeder Station, welche der Wanderer in dieser unterirdischen Welt erreicht, gewinnen die Salzstufen eine größere Klarheit und reichere Kristallisation. Auf der Rutschbahn in die schwarze Tiefe hinabzufahren, gehüllt in schwarzgraue Bergmannskleider, gewährt ein aus Scherz und Ernst eigentümlich gemischtes Vergnügen; — der Führer setzt sich zuerst in die Bahn, mit gerade ausgestreckten Beinen, indem er mit der rechten Hand das hinabführende Seil erfaßt, um den Stützpunkt nicht zu verlieren; hinter ihn setzt sich der zweite, hinter den zweiten der dritte, immer so, daß er auf die Schultern des Vordermannes zu sitzen kommt, und so geht es pfeilschnell auf dem über $^1/_2$ m breiten Holzgeleise hinab. Unten angelangt, sieht man

*) Infolge der 1868 erfolgten Aufhebung des Monopols hat sich der Handel mit Steinsalz außerordentlich gehoben. Die Türkei bestellte alsbald 70000 Ztr.

sich plötzlich vor einem der kleinen Salzseen, dessen Ufer rings mit kleinen Lichtchen erhellt sind. Hat das Wasser genugsam das Salz aus Decken und Wänden der Höhle ausgesogen, dann wird es als gesättigte Sole abgelassen, die vermittelst einer Radmaschine ans Tageslicht gehoben wird. Draußen vor dem Brunnenhause macht sie, dem Fenster des Maschinenwärters gegenüber, einen Schlag auf die Schelle bei jedem Rundgange, wodurch die Gangart fortwährend beobachtet werden kann.

Näher bei Berchtesgaden ist das große hydraulische Pumpwerk, welches die Sole durch eiserne Röhren emporhebt und gen Ilsang führt. Eine gute Stunde von Berchtesgaden entfernt gelangt man auf der schönen Ramsauer Straße zur Ilsangmühle und erblickt dann rechts in ansehnlicher Höhe ein weißes Brunnenhäuschen auf einem Bergvorsprunge des „Söldenköpfls“. Unten am Wege ist gleichfalls ein Brunnenhaus, in welchem die von Herrn von Reichenbach höchst einfach und wirksam eingerichtete Maschine arbeitet, welche, durch ein winziges Bächlein, das nur 112 m vom Berge herabkommt und gefangen genommen wird, in Bewegung gesetzt, die Sole in einer eisernen Röhre zu genanntem Söldenköpfl nicht weniger als 365 m hoch emportreibt. Der Röhrenweg führt, parallel mit der Ramsauer Straße, zunächst zu der zwei Stunden entfernten Schwarzbachwacht, einem Brunnenhäuschen mit einfachem Wirtshaus in der Nähe, auf dem Sattel gelegen, welcher die Abhänge der Reiteralp mit denen des Lattengebirges verbindet. Es ist einer der herrlichsten Spaziergänge, die man machen kann. Unten das lachende grüne Thal, gegenüber die Bergriesen, die mit jedem Hundert Schritte vorwärts neue Gruppierungen bilden. Zuerst nimmt, wenn man vom Söldenköpfl ausgeht, der Hohe Göll mit seiner großartigen Kuppelwölbung, die mit der flachen, abfallenden Gestalt des „Brettes“ einen anziehenden Gegensatz bildet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; dann der herrliche Watzmann, mit dem man sich mehr befreundet, je näher man ihm nun kommt! Wie er auf seiner Ostflanke den Königssee beherrscht, so hat er hier auf seiner Westseite zwischen sich und dem Steinberg (dessen höchste Spitze der Hochkalter 2629 m) das öde, kahle, aber wildprächtige Wimbachthal, eingeschlossen von 2100—2600 m hohen, von aller Vegetation entblößten Kalkfelsen, von denen Geröll- und Schuttbäche herabrollen, Heerstraßen für Lawinen, welche Schnee- und Schuttmassen in der Tiefe anhäufen. Den Hintergrund des merkwürdigen Thales bilden der Hocheisspitz, das Palfelhorn, der große Hundstod. Blendend prallt das Sonnenlicht von den weißgrauen Flächen des Hochthals ab und die Schneefelder des Hintergrundes erglänzen im reinsten Weiß. Ich jauchzte auf vor Freude, als mir dieser Anblick bei der günstigsten Beleuchtung zu teil ward. Früher war in dieser ungeheuren Felsspalte wohl ein See; aber das unablässig von den Höhen ringsum abstürzende Geröll füllte ihn aus.

Nicht minder wild wird die Szene, wenn man von der Schwarzbach-

wacht zum kleinen sumpfigen Taubensee hinabsteigt und jenseits durch das enge, aber sehr romantische Thal nach Jettenberg hinabgeht, oder wenn man bei der Teilung der Straße links sich wendet und am reizend-melancholischen Hintersee vorbei in das öde, wilde Thal zum Hirschbühl emporsteigt, einem früher befestigten Paß mit der österreichischen Grenzmaut, und weiter in die Seissenbergerklamm, eine enge Felsenschlucht, wandert, in welcher über Felstrümmer der Weißbach rauscht, der die ganze Kluft muldenförmig ausgewaschen hat.

Im einsamen stillen Hintersee spiegeln sich der Reiter*) Steinberg und die Mühlsturzhörner, und aus weiter Ferne schaut auch der Hohe Göll hinein, dessen Bild — mit dem grünen See als Vordergrund, an dessen Ufer König Max ein freundliches Jagdschlößchen erbaut hat — Meister Rottmann in einer wunderschönen Beleuchtung so treu der Natur abzulauschen wußte.

Alle diese Ausflüge sind ohne große Beschwerde vom Dorfe Ramsau aus zu machen, und man begreift leicht, wie dasselbe, zumal da es ein gutes und billiges Wirtshaus hat — mit Vorliebe von den Münchner Malern zum Standquartier gewählt wird. Da ist eine Natur, deren Formenspiel und Formenfülle unerschöpflich ist, die noch eine ursprüngliche Großheit hat, die uns doch nicht übermannt, sondern anzieht, eine Wildheit, der es nicht an Lieblichkeit fehlt. Der Dachsteinkalk, aus welchem das Berchtesgadener Hochgebirge sich aufbaut, ist ein durchaus plastisches Gestein, das meist schroff aufsteigt und steil abfällt, wenn es auch, wie der Untersberg und die Reiteralpe zeigen, eine ausgedehnte Hochfläche bilden kann. Die Kettenbildung fehlt; es sind überall Berg-Einzelwesen, die wir vor uns haben, mit charakteristischer Individualität, mit der wir sozusagen persönlich zu verkehren und uns vertraut zu machen streben, die wir ganz umgehen können, und die wegen der vielen Einschnitte und Durchbrüche des ganzen Hochgebirgs von den verschiedensten Standpunkten aus sichtbar werden und eigentümlich sich darstellen. Der Watzmann aus dem Salzachtal gesehen oder von Berchtesgaden aus oder vom Obersee und der Gotzenalp — wie verschieden ist der Eindruck und das Bild! In Berchtesgaden scheinen seine beiden Hörner ganz nahe beisammen zu stehen, am oberen Ende des Taubensees rücken sie weit auseinander, und der Riese zeigt uns die ganze breite Brust.

Wie nahe das Liebliche und Anmutige an das Wilde und Erhabene gerückt ist, sehen wir an der Wimbach-Klamm, am Ausgange des oben erwähnten öden, nacktfelsigen Wimbachthals, da, wo der Wimbach in die Ramsauer Ache mündet. Wir benutzen einen sonnigen Nachmittag, sei es, daß wir nach Ramsau und Berchtesgaden zurückkehren oder von Berchtesgaden aus den Spaziergang machen. Es ist eine enge Felsschlucht, nicht

*) So genannt von dem Dorfe Reit, das im jenseitigen Saalachthale liegt.

weit von der Straße, tief eingeschnitten, mit einem über Felsblöcke gebahnten, zum Teil an die Felswand geklebten Wege. Die Hauptmasse des Bachs braust und schäumt in zierlichen Sprüngen unter uns, während ein Teil des Wassers oben über die Felskanten herabrieselt und die zartesten Spitzenbänder silberhell herabwallen läßt. Es bedurfte nur einer geringen Nachhilfe der Kunst, um das, was die Natur bot, zu einem so lieblichen Parkstück zu gestalten.

Doch nun ist es Zeit, daß wir uns zu der Perle des Bergländchens wenden, um derentwillen die Mehrzahl der Reisenden nach Berchtesgaden geht, und die den kleinen Ort eigentlich berühmt gemacht hat: es ist der St. Bartholomäussee, oder, wie er in neuerer Zeit genannt wird, der Königssee. Auch ihm fehlt im hellen Sonnenschein nicht die Anmut und Lieblichkeit, trotz der starren Größe und Wildheit seiner Umgebung. Wie sowohl der Fahrweg am rechten Ufer der Albe (Alm) unter schattigen Linden, Ahornbäumen und waldigen Bergabhängen, als der Fußpfad an den Sudhäusern vorbei, erst am linken Ufer des Flüßchens, dann am rechten über die baumreiche Schönau, wahre Parkwege sind: so ist, wenn sich nun das Thal öffnet und der Eingang des Sees mit dem Wirtshause und Fischerhause hart an seinem Ufer sich zeigt, wo in der schönen Jahreszeit Droschken und Reisewagen unablässig heranfahren, und wenn der hellgrüne Ufersaum des Sees selber, auf dessen Grunde jedes Steinchen zu sehen ist, die Menge kleiner und großer Kähne, welche der Spazierfahrenden harren, uns winken: so ist — sage ich — das alles dazu angethan, den Eindruck des Großen, das uns erwartet, sehr zu mildern; wir machen nur eine tüchtige Wasserpartie. Was gern miteinander fährt, thut sich zusammen und wählt je nach Anzahl der Personen ein kleines oder größeres Ruderboot. Unter heiterem Gespräch fahren wir an der kleinen Insel Christlieger oder St. Johann vorüber, die wir für einen Park aus einzelnen Felsstücken künstlich aufgeführt halten. Sie trug früher ein Kapellchen des heiligen Johannes, des Schutzpatrons der Schiffer, jetzt nur noch ein Denkmal — vier Männer retteten sich hier aus einem Sturm. Zu unserer Rechten springt eine Felsenwand vor, wie ein scharfkantiges Vorgebirge: es ist der Falkenstein, an dessen Wand — durch ein Kreuz bezeichnet — vor etwa 100 Jahren ein mit Wallfahrern besetzter Kahn scheiterte. Haben wir das Kap umfahren, so wird die grüne Farbe des Sees dunkler, und wir merken nun auch, daß wir auf beträchtlicher Tiefe dahingleiten. Der See zeigt uns jetzt seine ganze Länge, die ganze grüne Schroffheit seiner Uferwände, den überaus ernsten erhabenen Hintergrund und die graue schneegestreifte Sagereckwand mit dem Grünseetauern, über welchen links noch höher der Funtenseetauern sich erhebt, und über allen diesen Felsmassen schaut aus dem steinernen Meer die schlanke Schönfeldspitze herab. Das Gespräch verstummt, wir sind ganz Auge, dem Eindruck des Erhabenen hingegeben. Die Felswände scheinen aus unendlicher Tiefe dem

Wasser entstiegen zu sein; ihr Spiegelbild zieht den Blick tief abwärts, wie ihre hohen Spitzen und Ecken ihn aufwärts zum blauen Himmelszelt heben. Fast schüchtern stehen nur vereinzelt oder in dünnen Reihen die Tannen auf den schmalen Absätzen, mühsam ihre Wurzeln in die Felsspalten eintreibend. Dort, am östlichen Ufer, stürzt ein Bächlein von der roten Marmorwand, das im hohen Sommer leider zu wenig Wasser hat, um einen schönen Wasserfall zu bilden, im Frühjahr jedoch, wenn oben im Teiche das Wasser angesammelt worden ist, zum Herabflößen der Holzstämme benutzt wird; dann gewährt dieser „Königsbach" ein anziehendes Schauspiel. Mit Donnergetöse bricht das hoch aufgestaute Wasser durch die geöffnete Klause; als hätten die Holzblöcke Flügel gewonnen, stürmen sie über den Felsen, als jagten sie einander in die Tiefe des Sees, der aufschäumend und aufbrausend nun hohe Wellen treibt, die in Nebel und Regen sprühen, und die am jenseitigen Ufer haltenden Gondeln schaukeln wie auf sturmgepeitschtem Meer.

Weiterhin bei dem nassen Palfen*) feuern die Schiffer gern ein Gewehr ab, nach der rechten Seite des Sees hin; das Echo ist großartig, ein lang nachhallender Donner. Der Kahn fährt über die größte Tiefe des Sees, denn das Senkblei mißt hier 240 m, am Kuchler Loch vorüber, einer Höhle, die bei niederem Wasserstande sichtbar wird und durch welche der Gollinger Wasserfall (bei Kuchl) sein Wasser erhalten soll. Als im Jahre 1823 und 1866 der Spiegel des Sees unter der Sohle dieser Höhle stand, war auch der Gollinger Wasserfall versiegt.

Bald haben wir den „Kessel" erreicht, die linke Thalwand wird durch eine Kluft unterbrochen. Nun lasse man an der vorspringenden Landzunge des linken Ufers das Boot anlegen. Auf gut gebahntem Wege, unter schattigen Baumanlagen steigt man am Rande des Kesselbaches aufwärts bis in eine enge Schlucht, wo der Bach zwei kleine Wasserfälle bildet und in einen Felsen die Worte eingehauen sind, welche der erhabenen Naturszene wohl entsprechen, wenn auch der Wasserfall mehr lieblich als groß ist:

> „Ewiger, dich spricht das Gestein, dich das Brausen des Gewässers, wann wird meine Seele dich schauen?"

Das Herz geht auf, wenn man aus den Schauern der Schlucht heraustretend oben den blauen Sonnenhimmel, unten, durch das Laub der Ahornbäume schimmernd, den grünen Wasserspiegel, und gegenüber auf dem breiten Fußgestell in schwindelnder Höhe die Hörner des Watzmann erblickt. Umfassend und großartig wird der Blick, wenn man dem sehr bequemen, aber etwas langwierigen Reitwege aufwärts folgend bis zur Gotzenalp steigt. Doch heute gilt's, den See als solchen zu genießen, und so begeben wir uns wieder hinab zu unserem Kahn, der nun rechts hinüber nach St. Bartho-

---

*) Palfen = Felsen. Das rätoromanische palva = Felshöhle.

lomäi, einer kleinen grünen Halbinsel, rudert, auf welcher eine alte Wallfahrtskirche steht, die dem Heiligen geweihet ist, von dem sie den Namen trägt. Daneben steht ein Jagdhaus, im vorigen Jahrhundert vom Fürstpropst Kajetan von Noothaft erbaut. Die Doppeltürme des Kirchleins, freilich an sich nicht hoch, erscheinen gegenüber den hohen Uferwänden des Sees doppelt niedrig. Alljährlich findet am Bartholomäustage eine Wallfahrt statt, zu welcher von allen Seiten des Sees die Älpler und Bergbewohner herbeiströmen; nachts leuchten auf den Höhen rings umher die Feuer, deren Licht vom dunkeln Spiegel des Sees zurückstrahlt. In dem von einem Königl. bayerischen Förster bewohnten Jagdhause finden die Reisenden neben gutem Bier und Wein auch ein Gericht der schmackhaften Rotforellen, genannt Salblinge*) (Salmo salvelinus), die vorzugsweise den Gebirgsseen eigen sind, doch auch schon im Würmsee vorkommen. Auch die Lachsforelle (Fario Marsilii), die bis 30 und 40 Pfund schwer werden kann, fehlt dem Königssee nicht. Ihr Fleisch ist rötlich, wie das der Salblinge. Im Vorhause des Jagdschlößchens sind Abbildungen besonders großer Salmen, die man früher im Königssee gefangen, aufgehängt. Auch die Abbildung des berühmten Kampfes mit einem Bären, den der Fischmeister auf dem See glücklich bestand, ist da zu sehen, nebst der in Verse gebrachten Geschichte des Abenteuers.

Wer gute Augen hat, entdeckt vom Jägerhause an heißen Sommertagen, wenn die Luft rein ist, schwarze Punkte auf den Schneefeldern des Hochgebirges. Diese Schneegründe scheinen ziemlich nahe zu sein, ihre Höhe täuscht jedoch über ihre Entfernung, denn jene schwarzen Punkte sind Hirsche oder Gemsen, welche in der Hitze sich etwas abkühlen wollen und darum für einige Stunden auf Schneematratzen sich gebettet haben.

Im heißen Sommer hat Schnee und Eis einen gewaltigen Reiz, und so freuen wir uns denn auch, die vielbesprochene „Eiskapelle“ an den Abhängen des Watzmann, $^3/_4$ Stunden von St. Bartholomäi entfernt, besuchen zu können. Doch muß hier die Phantasie das Beste thun. An einer Stelle, wo sich mehrere Schneerinnen vereinigen und eine Masse Schnee und Eis zusammengeballt ist, bricht ein Bächlein hindurch, das die unteren Lagen schmelzend, die oberen über sich wölbt. Das Gewölbe soll früher in einem lasurblauen Lichte geschimmert haben, ward jedoch teilweise durch nachstürzende Eis- und Felstrümmer zerstört (im Winter von 1860/61) und ist noch nicht wieder zur alten Schönheit und Fülle zurückgebracht. Am Eingange der Schlucht steht die kleine Kapelle St. Johann und Paul, und in der Nähe sprudelt ein Quell des reinsten, wohlschmeckendsten Trinkwassers. Der Bach und der Quell sind das einzige Lebendige in dieser öden, unwirtlichen Gegend, in der man um sich Schutt und Felstrümmer, über sich die Steilwand des Bergriesen, als Perspektive drohende Felszacken und unter

*) Im Munde des Volks „Saiblinge“, geräuchert heißen sie „Schwarzreiter“

sich den tiefen See hat — schauerlich schön; auch die Bergwüste hat ihre Poesie!

Wir kehren befriedigt zurück und fahren weiter zum oberen Ende des Sees, von der Salet-Alp gebildet, einer etwa 10 Minuten breiten Landenge, welche mit ihren Kalkfelstrümmern den Obersee vom Königssee getrennt hat. Indem wir landen, erfreut uns der kräftig herabrauschende Schreinbach, der viel wasserreicher ist, als der Königsbach und von einer ansehnlichen Höhe in Absätzen aufstäubend am südwestlichen Ende des Sees herabstürzt. Links flattert noch ein zarter, milchweißer Streifen an der Uferwand: das ist der Schleierfall.

Es mögen Jahrhunderte vergangen sein, bis der Damm zwischen dem oberen kleineren See und seinem größeren Nachbar ausgemauert wurde: das Wasser zerreißt und baut wieder auf, und ein tosender Gebirgsbach führt Steinmassen mit sich, von denen sich der Bewohner eines Flachlandes keinen Begriff macht. Der riesige Damm lehnt sich an die schroff abstürzende Sagereckwand, welche das Südende des Sees höchst malerisch begrenzt.

Der Obersee biegt nach Osten um; er ist nur $^1/_2$ Stunde lang und $^1/_4$ Stunde breit, aber fast noch interessanter als der Königssee. Die Poesie des Erhabenen und Wilden ist hier noch energischer wirksam. Linker Hand steigt senkrecht die Kaunerwand auf, von der ein Bächlein in Staub aufgelöst herabwallt, rechts erhebt sich in mehreren bewaldeten Absätzen die Walchhüttenwand und den Hintergrund vermauert roter Marmorfels, über welchen der Rötenbach in vielen Silberfäden herabrauscht. Über der Marmormauer baut sich ein höheres Stockwerk auf, das ist der Laubsattel, wegen der grünen Streifen des Baumwuchses, der hier noch fortkommt, so genannt; hinter ihm, unheimlich weißgrau, treten die beiden Teufelshörner hervor, wie schadenfroh auf den stillen, hellgrünen Spiegel des Sees herabschauend. Hier und da der Pfiff eines Raubvogels oder eines Murmeltiers, das einförmige Rauschen eines Wasserfalls oder das Rollen eines abbröckelnden Steines: das sind die einzigen Töne, welche das Ohr des Menschen hier vernimmt. Der Wanderer sieht sich fast scheu um in dieser wild-prächtigen Szenerie; es überkommt ihn ein Gefühl, als sei er ein unberufener Eindringling, der sich unterfängt, den Isisschleier zu lüften.

Solches Gefühl wird auf keinem der Schweizer Seen rege. Mit dem Vierwaldstätter See, der Perle aller Seen, kann der Königssee gar nicht in Vergleich gebracht werden, auch wenn man nur an dessen engere Schluchten denkt. Wir sind dort mitten im Herzen der Schweiz, wo die Fülle und Herrlichkeit ihres ganzen Lebens sich zusammendrängt, wir sind zugleich auf klassisch-historischem Boden, über den aller Nimbus der Sage und Heldengeschichte gebreitet ist. Das ganze reich gegliederte Alpenleben von den grünen Matten und Vorbergen bis zu den glänzenden Firnkronen und

Schneepyramiden der Hochalpen, von den Kastanien- und Wallnußbäumen unten bis zu den Legföhren oben, von den Obst- und Weingärten, über welche die Luft Italiens weht, bis zum isländischen Moos hat der Vierwaldstätter See voraus, der überdies in der reichen Gliederung seines aus vier Seen gebildeten Kreuzes, das überall die größte Mannigfaltigkeit von Engen und Weiten, Busen und freien Breiten und damit die größte Mannigfaltigkeit der Ufer-Ansichten erzeugt, das gerade Gegenteil bildet vom Königs- und Obersee. Selbst der Walensee, mit dem ich letztern noch am füglichsten vergleichen möchte, hat doch einen ganz verschiedenen Charakter. Er ist noch einmal so breit, als der Königssee, der stellenweise kaum 1 km in der Breite mißt, und viermal so lang. Die Ufer bieten also viel weitere Ansichten und Aussichten, sie gestatten, die hohen Bergstöcke vom Fuß bis zu ihrem Gipfel anzuschauen. Selbst das Nord-Ufer des Walensees, wo die Kurfirsten ziemlich steil abfallen, ist doch viel belebter, als der Königssee, dessen Ufermauern uns selbst den Blick auf Alpen- und Sennhütten entziehen; am südlichen Ufer des Walensees, wo der Mürtschenstock sich ganz und voll darstellt, eilt das Dampfroß dahin und rauchen die Schlote der Fabriken. Aber eben diese Armut des Königssees ist wieder Reichtum, weil Ursprünglichkeit und spröde Eigentümlichkeit. Gerade darum, weil wir plötzlich dem Kulturleben uns entrückt finden, weil alle geschichtlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse plötzlich im Eindruck des reinen Naturlebens verschwinden, weil wir sozusagen auf die einfachen Elemente: Wasser und Stein, Luft und Licht beschränkt werden und doch in dieser Einfachheit alles groß, schön, ja harmonisch ist: darum ist der Königssee samt dem Obersee so ganz ein Stimmungsbild, wirft er uns — so ganz deutsch — auf unser eigenes Gemüt zurück und macht den Eindruck auf dasselbe so tief.

Der Königssee ist der wild-schönste unter den deutschen Seen und rechtfertigt seinen Namen, insofern dieser die Erwartung von etwas Großem und Einzigem in seiner Art rege macht. Sein König ist der groß-herrliche Watzmann, dessen Haupt freilich unsichtbar wird, sobald man den See erreicht hat, aber auf dem östlichen Ufer und auf dem Obersee um so überraschender erscheint. Doch eben darin beruht die eigentümliche Schönheit dieses Sees, daß er unser Auge gefangen, daß uns eine riesige Felsspalte in die Mitte nimmt. Wir fahren in den See ein wie in einen Saal mit himmelanstrebenden Wänden, auf spiegelblankem Parket, es ist, als kämen wir in ein Feenland, in eine wunderbar seltsame Welt, in ein Reich, von dem die Märchen der Jugendzeit uns erzählen. Der einfache Kahn schwebt leicht wie von Flügeln getragen über der krystallnen Tiefe, er paßt zu der einfachen Größe dieses Prachtsaals. Der kräftige Sohn der Berge in seiner kleidsamen Tracht mit dem Spitzhut, der grauen Joppe, den kurzen Hosen und den Halbstrümpfen, welche das von der Sonne gebräunte Knie freilassen, sowie das frische Alpenmädchen, dessen kräftiger Arm mit ihm guten

Takt hält, beide rudern stehend im schweigsamen Ernst, als zieme sich in solchem Naturheiligtum kein unnützes Wort: das sind auch kerndeutsche Gestalten, die zum Königssee passen.

2. Aus Oberbayern.

Über den Volkscharakter im bayerischen Hochland.*)

Den Bauer in den bayerischen Bergen kennt man wohl auch an der Nordsee; so voll ausgeprägt ist sein Charakter, und doch ist die Kenntnis zumeist eine recht oberflächliche, einseitige; denn er läßt sich nicht von jedermann zum Gegenstande einer ethnographischen Studie machen. Im Gegenteil, er *will* nicht gekannt sein, er setzt jedem Versuche, ihm teilnehmend näher zu treten, Mißtrauen entgegen, und wer vollends erklärt, ihn interessant zu finden, dem begegnet er mit urwüchsiger Grobheit. In seinem Wörterbuch haben die Worte „interessant" und „interessiert" noch ganz dieselbe Bedeutung. Dieser Mangel an Zutrauen ist das Ergebnis Jahrhunderte andauernden Druckes, Gängelns und Überlistens, das er bis zu Anfang dieses Jahrhunderts von seiten der Klöster, der Junker und der Pflegämter, welch letztere im Auftrage der Landesherren oder der Gutsherrschaft die Verwaltung und Rechtspflege ausübten, ertragen hat. Von allen ohne Ausnahme wurde der Bauer ausgebeutet und mißhandelt. Wie sein derbes Gemüt solchen Druck empfand, das bekundet treffend ein alter Spruch, den uns Schmeller erhalten hat, und worin einer, dem man mit dem Teufel droht, erwidert: „Hat der Bauer nit Teufels genug, An Amptleuten und am Pflug?" Diesem Ersticken jeder Äußerung des urwüchsigen Volkscharakters entsprangen die Schattenseiten des heutigen Bauerngeistes: die Scheu vor jeder geschäftlichen Berührung mit Gericht und Verwaltungsbehörde, der Mangel an Gemeinsinn.

Daß dem oberbayerischen Bauer trotz der in Mittelalter und Neuzeit erduldeten Peinigung noch heitere, lichtere Seiten des Gemüts geblieben, das dankt er seiner großartigen Landesnatur. „Sie war ein stiller Bundesgenosse gegen die Übermacht der Herren; der Fels, über den er hinschritt, ließ etwas von seiner eigenen Unbeugsamkeit zurück; der Bergquell, aus dem er trank, etwas von seiner Frische; die Tanne, unter der er schlief, etwas von ihrem unverwüstlichen Grün. Und so blickte er, wenn er durchs Fenster sah, ins Große; seine Arbeit wies ihn von selbst ins Freie; wo er Hand anlegte, war es eine Bethätigung der vollen Kraft, und alles rund um ihn war schön. Darin besaß er das stille geheime Gegengewicht für die lauten zerstörenden Einflüsse, die seinen Charakter be-

*) Nach Karl Stieler, Kulturbilder aus Bayern. Stuttgart 1885.

schränkten. Die Natur war gleichsam die milde Mutter, die das heimlich wieder gut machte, was der Geist der Zeit (der eiserne Vater) an seiner Erziehung sündigte."

Wir treten ein in ein Bauernhaus; da sitzt der Alte — denn es ist Feierabend — vor dem gewaltigen Eichentisch, behaglich sein geschnitztes Pfeifchen schmauchend. Im Stalle lärmt noch die geschäftige Dirne, die den glatten Rindern das duftige Almengras vorlegt. Er erhebt sich nicht bei unserm Eintritt, er läßt uns herankommen, die entgegengestreckte Rechte zu ergreifen. Wohl ist er noch Bauer wie sein Ahn, aber das demütigend Schmerzliche ist diesem Namen genommen; im Gegenteil, er ist in seinem Haushalt ein Ehrenname, ein Titel, so daß ihn selbst die Hausfrau im Gespräch mit dritten Personen nie „mein Mann", sondern stets „mein Bauer" nennt. Er ist, trotzdem er bei jeder Arbeit zugreift, ein kleiner Selbstherrscher: er gebietet über Almen, Wälder und Felsen, der Weg zu den Ehrenstellen seines Wirkungskreises, dem Bürgermeister-, Geschwornen- und Abgeordnetenamte, steht ihm offen; er kann sogar im Reichstag dem deutschen Kanzler widersprechen, falls dieser sein Oberbayerisch verstehen sollte. Kurz, der aristokratisch-herrische Zug seines Naturells findet in der Neuzeit nicht mehr die Hindernisse der Entfaltung von früher. Aber die Änderung in seiner gesellschaftlichen Stellung allein war es nicht, die diesem energischen Selbstgefühl zum Durchbruch verhalf, sondern ebenso die gesamte geistige und körperliche Begabung, die Bergesnatur und die damit zusammenhängenden Beschäftigungen. Siehe den kecken Holzknecht an, der die Schleusen des Wildbachs öffnet, so daß im Nu die Riesenstämme rasend niederjagen, so wird dich ein Grauen überlaufen vor solchem Wagnis; bei ihm ist es eine tägliche, selbstverständliche Beschäftigung; wenn der Jäger auf schwindelndem Stege über Abgründe schreitet; wenn der Holzfäller mit blinkender Axt den letzen Streich führt gegen die Riesentanne, die stürzend ihre Arme vergeblich ausbreitet, um sich mit Hilfe der Nachbarinnen zu halten, so begreifst du, woher beim Oberbayern die wuchtige Gestalt und der kühne Sinn kommen. Ja, nicht in der häuslichen Beschäftigung, sondern in der steten Berührung mit seiner großartigen Naturumgebung liegt die verjüngende, zum Teil sogar verwildernde Kraft dieses Bergvolks. Es ist sicher bezeichnend, daß der Oberbayer für diesen zu seiner Natur gehörenden, kühnen Sinn auch sein eigenes Wort besitzt; „Schneid' haben" nennt er diesen Zug in seiner Sprache. „Wenn d'kein Schneid' nit hast, na bist nit g'schatzt," ist eine sprichwörtliche Redensart im Gebirge. Sie gilt auch in den Augen des Mädchens höher als Geld und Gut, wie dies in gar manchem Volkslied durchklingt:

„Und's Dirndl hat gsagt:
Was bist für einer,
Balst kei schneidiger bist
Is mir lieber keiner."

Der kecke Bursch aber erwiedert:

„Und der Teufel hat Hörndl
Und i hab' mei Deandl,
Und dös Deandl mag mi',
Weil i a Hauptspitzbua bi'."

Der Jodler ist die natürliche Äußerung, er ist das Überquellen dieser von Kraft, Kühnheit und Frohgefühl strotzenden Brust. Kein Wunder, daß sich dieser Grundzug des Wesens beim weiblichen Geschlecht ebenso äußert wie bei den Kindern. „Da ging aus der Valepp einmal der Forstgehilfe, der besonders scharf nach den Wilddieben sah, für einige Tage in die Stadt und sagte scherzend zu dem kleinen siebenjährigen Försterssohn: „Jetzt mußt halt du außigehen, Seppei, auf die Wildschützen, bis ich wieder heimkomm." Schon am Abend fehlte der kleine Bursch, und nur mit höchster Mühe fand man ihn nach 24 Stunden hoch in den Bergen auf einer Stelle, die als Fährte der Wilddiebe allgemein bekannt war. Die kleine Flinte lag neben ihm; er selber war vor Hunger und Müdigkeit eingeschlafen. Aber als man ihn mit Vorwürfen weckte, erwiderte er trotzig: „Is ja der G'hilf nit da, wer sollt' dann die Wilddieb, die Lumpen, derschießen, wenn i nit außigeh?" Eine Schattenseite dieses von Kraft und Mut überkochenden Naturells ist die Neigung zu Ausschreitungen, zu Widersetzlichkeit, Rach- und Eifersucht und Rauflust; die letztere hat ihren sprichwörtlichen Ausdruck gefunden in dem bekannten: „Heut is lustig, heut muß noch einer hin werden."

Rührend ist die Anhänglichkeit des Oberbayern an sein Haus, das in den allermeisten Fällen nur ein einsam liegender Hof, ein Einödhof ist; er nennt es seine Heimat, ziert es mit schmucken Altanen und seine Fenster mit Blumen. Es galt bis in die neueste Zeit als pietätlos, seine „Heimat" zu verkaufen, deren geweihten Frieden das Sprichwort in seinen Schutz nimmt: „Vor an Einöd' soll man den Hut abthun." Der Volksmund überträgt den Namen des Hofes auf den Insassen, so daß man, wenn man sich nach dem Eigentümer des Westerhofs erkundigt, wohl hören kann: „Hansei" heißt er, „Widmann" schreibt er sich und der „Westhofer" ist er. So heißt jeder bei Freund und Feind nach seinem Einödhofe, während der Schreibname nur in den Steuerlisten und Stammrollen zu finden ist. Ein weiterer Beweis für die Wertschätzung der „Heimat" seitens des Bauern ist darin zu erkennen, daß er den Fremden ins Haus ladet mit der Aufforderung „gehts eini, gehts eini," ehe er den Willkommen spricht. Wohl bliebe der Reisende manchmal lieber in der reinen Bergluft, anstatt daß er in der dumpfigen, rauchigen, heißen Stubenatmosphäre wie ein Fisch nach Luft schnappt. Sein Anwesen vererbt der Bauer stets auf den ältesten Sohn, doch bleibt es der Mittelpunkt aller Geschwister, die sich entweder in der Nähe ansiedeln oder verdingen, und denen im Übergabevertrag zeitlebens das Zufluchtsrecht in der „Heimat" gesichert wird.

Das Familienleben des Oberbayern hat zwar nicht die zärtlichen, oft wahrhaft innigen, oft auch nur überzuckerten Äußerungen der Gefühle aufzuweisen; und doch sollen wir nicht von Herzlosigkeit und Kälte reden, wenn wir jene vermissen. Die Naturmenschen sehen die Dinge eben anders an als wir; das Sterben eines Familiengliedes zum Beispiel greift auch ihnen ans Herz; doch bei dem Gebirgsbauern, der jeden Herbst die Natur um ihn her sterben sieht, giebt's kein Auflehnen gegen das Unabwendbare; er erträgt auch den Tod mit einem gewissen Gleichmut. „O mein Gott", sagte ein Bauer in Tegernsee zu Karl Stieler, der seinen Vater verloren, „thut's unser einem so weh, wie muß man erst bei euch ein solches Unglück spüren, wo die Leut' so viel ein feiners Gemüt haben. Ein Bauer hat ja überall nur den halben Schmerz." Welch tiefer Empfindung das Herz eines solchen Oberländers fähig ist, das tritt uns am klarsten entgegen im Volkslied, wo es in einer Strophe heißt:

„Und wenn ich amal stirb,
Brauch i Weihbrunn kein(en);
Denn mein Grab, dös wird naß
Von mein' Dirndl sein Wein(en)."

Die Gemütskraft ist da, nur liegt sie nicht offen da für den flüchtigen Touristen. Sie bekundet sich auch in dem Verkehr mit der Tierwelt; die Sennerin, die mit ihren Kalben spricht, der Hirt, der jedes Stück seiner Herde kennt auch nach seinem Charakter: sie haben etwas von jenem urdeutschen Zuge, die Tierseele persönlich zu fassen und menschliche Erregungen, Vorgänge und Äußerungen auf sie zu übertragen; ja ein Bauer sprach sich, hinter dem Pfluge herschreitend, unserm Gewährsmann gegenüber so aus: „Das Roß hat halt koa G'müt. Es hat koan Verdruß, wenn i ihm mit der Goasel kimm, und koa Freud, wenn's in der Fruah sein Habern sieht; es thut sei Sach schön staad dahin, aber s'hat halt koa G'müt." Er vermißt also, was ihm selbst eigen und bei andern Bedürfnis ist.

Mit der Gemütskraft ist gepaart scharfer Verstand, der sich einmal in Neigung zu beschaulichem Philosophieren, das andere Mal aber auch in schlagfertiger, scharf zugespitzter Gegenrede kundgiebt. „Jetzt ham s'ja g'sagt, daß d'heiratst, Hansei (ruft einer dem andern zu), was is denn für eine, is die große von Schliers oder die kleine von Tegernseee?" „O Jesses na, a ganz a kloane is (erwiderte der andre) weißt von zwei Übel — ." In Schliersee hatte ein reicher Bauer („a recht a warmer") um die schöne Lisei angehalten; zwar waren sein Haus und Hof glänzend bestellt, er selbst jedoch war alt und unbeliebt. Nach langem Bedenken erwiderte das schöne Mädchen: „Ja, die Kapellen wär scho recht, aber der Heilige taugt mir nit." Und noch selbigen Tages erhielt der Heilige einen Korb.

Ein anderer bat um einen Kuß und erwiderte dem bedenklichen Mädchen: „Sei nur staad, ich mach schon die Augen zu, damit's niemand sieht."

Niemand darf demnach wohl vom „dummen Bauer“ sprechen; im Gegenteil, die Verstandeskraft ist in hohem Grade vorhanden, nur der Horizont, innerhalb dessen sie sich bethätigt, ist ein enger, und diese intellektuelle Begabung steht mit der gemütlichen in einem reizvollen Gleichgewicht.

Wie stellt sich nun das Volk der Berge zu der neuen Zeit, die sich bemüht, dasselbe nicht etwa von der Kultur auszuschließen, unmündig zu erhalten und zu erdrücken, sondern die im Gegenteil alles aufbietet, es in die Fülle ihrer Errungenschaften und Bestrebungen hineinzuversetzen? Es darf uns nicht wundern, wenn der wackere Oberländer sich nur schwer in das Neue findet, er, der bis vor kurzem rechtlos aufwuchs, der nicht Pflichten zu erfüllen gewohnt war, sondern nur dem Zwange gehorchen gelernt hatte. Diejenige Neuerung, mit der er sich am leichtesten befreundete, ist die Schule; wenn er auch den Ausspruch, daß Wissen Macht sei, nicht kennt, so hat er doch ein Gefühl davon. Ein ergötzliches Geschichtchen, das unser Gewährsmann in dieser Beziehung erlebte, mag hier wörtlich seinen Platz finden: „An einem Sonntagmorgen ging ich den Söllbach entlang und immer tiefer kam ich ins kühle Dickicht, in die lautlose Einsamkeit des Waldes. Da that sich eine Lichtung auf. Unter Tannenzweigen versteckt, aus rohem Gebälk gezimmert, lag eine Hütte dort, wie sie die Holzknechte wohl die Woche über bewohnen; aber heute war ja Sonntag, man sah keine Spur eines menschlichen Wesens. Da hörte ich mit einemmale eine mächtige Stimme rufen: „Post Kaltenberg“, „Herrgott, jetzt hab i's K vergessen“, und eine andere Stimme rief: „So, na' geht's guat, denn i woaß auch nimmer, wie ma's macht.“ Verdutzt sah ich um mich und sah nun auf der anderen Seite der Hütte zwei Holzknechte sitzen, die sich mühten, gemeinsam einen Brief zuwege zu bringen. Er sollte in die Heimat des einen gehen, nach Post Kaltenberg, Tirol. Es war ein unendlich ergötzliches Bild; auf der roh gezimmerten Bank stand die Ruine eines zerbrochenen Maßkruges als Tintenfaß, an einem brennenden Holzscheit mit einem Groschenstück hatten sie den Brief gesiegelt, seit 8 Uhr morgens dauerte bereits die Arbeit. Aber nun kam erst noch das Schlimmste, nun kam die Adresse und das fatale K des Dorfes Kaltenberg. Ich war natürlich der Retter in der Not, und als ich das gefürchtete Hindernis so mühelos nahm, da waren die beiden ganz verblüfft, „was man nit all's lernen kann.“ Daß man vom „Katakismus“ heutzutage allein nicht leben kann, ist eine Erkenntnis, die bis in die untersten Schichten des oberbayerischen Volkes vorgedrungen ist.

Ein zweiter Umstand, der wesentlich auf die Umgestaltung der oberbayerischen Verhältnisse einwirkt, ist der stetig wachsende Handel und Verkehr, der den Bauern in seinem Hause aufsucht und nicht bloß seine Erzeugnisse, sondern auch seine Liegenschaften in den Bereich der Unternehmungslust zieht; leider hat der Bauer mitunter seine Freude dran, daß man ihn sucht, daß er im Preise gestiegen, daß er, der früher stets

Übervorteilte, nun auch Gewinn machen kann. Wäre nur der Gewinn nicht so oft bloß äußerer Schein! Die dritte Macht, die in ihrem umgestaltenden Einfluß auf das oberbayerische Leben der Schule und dem Handel gleichkommt, ist das politische Leben. Es hat sich so rasch entwickelt, es fordert Kenntnis der allgemeinen Interessen, über die das Volk fast nie belehrt wird; darf es uns da wundern, daß hierfür das Verständnis noch recht sehr fehlt, daß gerade hier Dinge unterlaufen, die fast zu ernst sind, als daß man sie belachen könnte! Möge das folgende Gedicht an einem Wahlvorgange zeigen, was wir meinen:

Bei uns da wählen sie s' auf der Post,
Wie's gar*) war, hamma 's Bier verkost,
Denn dort is guat, koa so a G'schmier,
Da hab'n s' a Tegernseer Bier.
No ja, und wie's beim Bier halt geht,
Jetzt wird halt von der Wahlsach g'redt.

Mei Nachbar schaugt ganz damisch drein,
„Oho!" sag i, — „schlaf nur nit ein,
Sonst geh' i glei und hol dei Geld,
Jetzt sag's, was hast na für oan g'wählt?"
„„Ja, was für oan, döß woaß ich net,
Den sell'n**) halt, der am Zettel steht.""

„Du Lapp, dös hab'n mir aa scho' than,
Nur eh ma'n hergiebt, schaugt ma'n an."
„„Na"", sagt er, „„ang'schaugt hab i'n net,
Mir hab'n sie's ganz g'nau g'sagt, wie's geht.

Zu mir ist der Herr Pfarrer kemma
Und sagt, i soll den Zettel nehma
Und sagt zu mir (und dem daneben):
Ist uneröffnet abzugeben!
Denn so steht's drin im G'setz amal
Und drum ist dös a g'heime Wahl.

Ich hätt' scho' so gern einig'schaut,
Aber jetzt hab' i mi' nit traut,
Wer drob'n steht, — i woaß's nit. No mein,
I denk', es wird scho' oaner sein.""

Ja, wo es sich um Verständnis politischer Fragen handelt, da ist dem Bauer leicht ein X für ein U vorzumachen; anders ist die Sache da, wo sein Gefühl spricht, und daher ist das nationale Bewußtsein, das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit deutscher Stämme und deren Werte, bis in die fernsten Winkel gedrungen. Stolz trägt der Holzknecht das militärische Ehrenzeichen auf der grauen Joppe, bei Kriegerfesten weiht man

*) Zu Ende.
**) Denselben.

dem deutschen Vaterlande ein Hoch und schmettert die „Wacht am Rhein“ aus voller Brust. Und wenn auch jener treuherzige Köhler meinte: „Herrgott, dös is halt doch a Freud, daß jetzt dös Deutschland auch zu Bayern g'hört,“ so wollen wir uns doch dieser kleinen Begriffsverwechselung getrösten und stolz sein auf die Gabe, die uns Bayern in diesem Teile seines Volkes entgegengebracht; denn — fahren wir mit dem belehrten Köhler fort: „Dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander sin.“

Die Musik in den bayerischen Bergen.*)

Der unmittelbare Ausdruck der Lebenskraft, der Gemütsfrische, des Freiheitsdranges, sowie der Lust am Leben, die wir als Charakterzüge des Oberbayern hervorgehoben, ist der Gesang, der Ton; Musik und Melodie sind Lebensbedürfnisse der bayerischen Älpler. Der Auszügler, der in Einsamkeit den Lebensabend verbringt; der Bube, der vom Berge zur Schule herabsteigt; der Knecht, der die Sense klopft; der Hüterbursche, der seine Herde heimwärts treibt: ein jeder findet den Ausdruck für des Herzens Fülle, nämlich die Melodie. Grämlich blickten vor Jahren die gestrengen Herren vom Amte auf diese „Singerei“, in der sie eine Schadloshaltung für die verbotene und verpönte Redefreiheit erblickten, daher ihr Kampf gegen Zither und Fidel, gegen Ländler und Schnaderhüpfel, gegen Tanzen, Springen und „Juchezen“, den sie bis vor kurzem fortsetzten, ohne freilich gegen diese „Insolenzen“ viel auszurichten. Ward's auch im Wirtshaus und vor dem Fenster des Dirndls ein wenig ruhiger, so hatte man ja die Berge, die Almen, die dunklen Wälder.

Zum Dirndl auf d'Alm
Bin i oft auffi g'rennt,
Und da hat's mi' von weit scho'
Am Juchezen kennt.

Und bal i amal stirb, stirb, stirb,
Spielt's mir an Landler auf,
Na' tanzt mei Seel, Seel, Seel,
Pfeilgrad in Himmel nauf.

Dasjenige musikalische Instrument, das sich im Gebirge der allgemeinsten Verwendung erfreut, ist der menschliche — „Schnabel“; niemand lernt Singen, es geht von selber, weil's von Herzen geht. Zwar erscheint diese natürliche Kunstfertigkeit nicht bei allen in gleichem Maße; aber sie ist vorhanden, und während sich der eine mit dem einfachen Juchschrei begnügt, ergeht sich der andere in den schwierigsten Läufen. Doch neben die Kehle stellt sich eine stattliche Reihe musikalischer Instrumente, die man auf dem Chor jeder Dorfkirche in Thätigkeit sehen kann: Kontrabaß und Fidel, — die letztere wird in Mittenwald in vorzüglicher Güte gefertigt und findet fast in jedem Bergdorf fünf oder sechs tüchtige Spieler —, Trompete und Waldhorn. Wer jedoch nach den Instrumenten mit vollem Heimatsrecht

*) Quelle: Karl Stieler, Natur und Lebensbilder aus den Alpen. Stuttgart 1886. Adolf Bonz & Co.

fragt, dem kann man nur Zither und Schwegelpfeife nennen; „sie sind die eigentliche Hausmusik der Berge". Mundharmonika und Guitarre, dürfen sich mit jenen nicht messen, das Klavier entbehrt vollends aller Sympathieen. „Was ist denn dös für a groß' Kanapee?" frug ein Bauer aus Tegernsee unseren Karl Stieler, als er zum erstenmale eines Flügels ansichtig wurde.

Treten wir ein in ein Bauernstübchen; der braune Kerl da mit den übermütigen Augen und den halbgeöffneten Lippen, denen immer das rechte Wort entschlüpft, er schlägt die Zither, daß beim Klange des Ländlers die Beine unter dem Tisch von selber rebellisch werden und die Nagelschuhe den Takt zu schlagen anfangen. Und nach wenig Minuten dreht sich ein Paar im Tanze.

Und's Dirndl, die draht si' gern,
Müd' kunnt's halt gar ni wern,
Wenn ich fünfzehnmal möcht,
Is ihr sechzehnmal recht.

Und die richtigen Dirndle
Dös san halt die kloan (kleinen),
Die wickeln sich gar a so
Umi um oan (einen).

Gleich keck entströmen „Wort und Weise" dem Munde wie den die Saiten schlagenden Fingern; rühme sich keiner, Alpensänger gehört zu haben, weil er einmal jener Menschenrasse in die Hände fiel, die sich so nannte; die „echten" lassen sich nicht außer Landes führen, sie gehen auf der Reise zu Grunde. Echte oberbayerische Sangesweisen hört man nicht einmal mehr bei den großen Festlichkeiten des Jahres, bei Kirchweih, Hochzeiten und Jahrmärkten — hierbei hat sich schon viel Modernes eingeschlichen —, nur im Bauernstübchen und in den Wirtshäusern an den Sonntagnachmittagen sind sie unverfälscht zu finden. „Geh, Hansei, mach oan auf!" tönt's da von allen Seiten, falls sich im Kreise ein Zither- und Sangeskundiger befindet. Ohne Ziererei holt sich derselbe „sei Musi" aus dem Rucksack, und eine freudige Erregung bemächtigt sich aller. Da messen sich zwei in herausfordernden Schnaderhüpfeln, da faßt ein dritter die schmucke „G'sellin" im Vorübergehen, und die rauhe Diele ist in einen Tanzboden verwandelt. „Oan nach, oan nach", so wendet man sich nach dem ersten Ländler bittend an den Hansei, und nach einem tiefen Trunke beginnt der Tanz aufs neue, bis etwa die Saite springt und Hansei flucht: „Herrgott-Element, eh war's E a und jetzt is A aa a." (Erst war die E-Saite gerissen und jetzt ist das A auch ab). So wird noch mancher Landler „abizupft" und „abischleift"; denn Hansei ist unerschöpflich im Erfinden, wiewohl er vielleicht Noten nicht kennt: „die Hennafüß, die Schwollköpf" mag er nit.

Die Musik begleitet den Bauer auch auf die Berge, auf die Alm, und der Juhschrei ist nicht etwa bloß ein „Pläsier", wie mancher Städter meint, sondern er ist der Telegraph für Senner und Sennerin, er ruft den Verirrten, er ist Hilfe- und Freudenschrei in jenen Regionen, wo man sich leichter durchs Ohr als durchs Auge verständigt. Er schweigt nur zur

Zeit, wo die Sennerin trauert, sei es um die verstorbene Mutter oder weil der Liebste untreu geworden oder ein Stück der Herde sich zu Tode gestürzt. Der Juhschrei ist ein einziger, reich gegliederter Klang, während man das lange Trällern in den hohen Jodeltönen „Galmen" nennt, beides aber sind Lieder ohne Worte. Almengesang ist eine dritte, höhere Stufe, welche der Stimmung durch Wort und Weise, durch Text und Melodie Ausdruck verleiht, sei es in der Form des Schnaderhüpfels oder des lyrischen Liedes. Hierzu aber sind Zither und Schwegelpfeife die besten begleitenden Instrumente, und der Künstler auf einem derselben ist hoch „g'schatzt" in den Augen der Dirndle. Mögen auch viele jener Kinder des Augenblicks, der Schnaderhüpfel und Lieder mit der Stimmung, die sie hervorrief, verwehen, so sind doch einzelne derselben sehr alt, ja sie sind unvergängliches Eigentum der Almen, die mit ihrem grünen Parterre, ihren Felsenkulissen, ihren samtgrünen Sitzen und dem mächtigen Wolkenvorhang die Naturbühne für die Musik der Berge darstellen.

Der Samstag ist so recht der Tag des Sanges; da steigen die Bursche, wenn die Arbeit gethan, hinauf auf die Berge, das Schätzlein heimzusuchen; dann lodert das lustige Feuer, zu dem sich auch der Hüterbub und die Sennerin der Nachbarschaft herzufinden, und die Freude bricht sich Bahn in Sang und Tanz.

Und am Samstag, verstehst mich,
Da kimmt auch mei Bua,
Und der jodelt so fein
Und schlagt Zither dazua.

Leider hat auch Hansei seine Tage, wo er nicht erscheint, oder, wenn er kommt, „mog er nit"; wohl ruft ihm sein Dirndl zu:

„Geh, mei Hansei, nimm Dei Pfeifen (Schwegelpfeife),
Thu mir ebbes abaschleifen (aufspielen),
Geh, mei Hansei, wenn ich dich bitt." Doch er erwidert:
„Na, mei Gredl, heut schleif i Dir nit."

Trotzig wendet sich jetzt das beleidigte Dirndl ab, dem Stummen die Worte nachsendend:

„Wenn D'nit magst, so laßt es bleiben,
Plag Di' nur nimmer mit'n Auffisteigen,
Glaub nur net, daß i Di' nochmal bitt,
So a Bübei, — dös taugt mir nit."

Doch das sind Ausnahmen. In der Regel tönt der Sang noch am späten Abend von der Alm; ja er schallt uns auch entgegen aus dem Wirtshaus, wo durch die eine, noch erleuchtete Fensterscheibe die Gestalten der letzten Zecher sichtbar sind. Soeben trollt sich der letzte heimwärts, und mit einem Gesang beruhigt er das strafende Gewissen:

„Vom Bürschlinger-Hansei
Wird alleweil g'redt,
Doch man redt bloß vom Saufen,
Vom Durst redt man net."

Das Fingerhakeln.

Karl Stieler, der Klassiker in der Darstellung oberbayerischen Volkslebens, soll uns in folgendem eine Sitte, das Fingerhakeln, mit seinen eigenen Worten vorführen: „Später Herbst ist es; um die Nachmittagszeit. Draußen im Isarthal, in den oberbayerischen Bergen, steht die riesige Benediktenwand und schaut herein durch die angelaufenen Scheiben — drinnen in der Wirtsstube ist tiefe, behagliche Ruhe. Jetzt kann man's schon leiden, wenn tüchtig eingeheizt wird. Lustig knistert das Feuer im dicken Ofen und daneben sitzt der dicke Wirt und denkt — an die Weltgeschichte. Wenigstens liegt der „Volksbot" da drüben, die Nummer von vorvorgestern, und er nickt so ernsthaft mit dem Haupte. Es ist eine Ruhe voll Anstand und Würde.

Nicht viele Gäste stören seine Muße. Nur ein paar Flößer, die heute Blaumontag machen, sitzen am „grünen Tisch" und spielen. Doch ist es nicht Roulette; der Tisch ist nur grün angestrichen und daneben steht ein Croupier mit der Heugabel.

„Jesses, — der Hansei!" rufen die Spieler, als auf einmal die Thür knarrt. Nachlässig und stolz schlendert eine hohe Gestalt herein, und nachdem sie ringsum genickt, kauert sie schweigend am kleinen Tische nieder. Der Hansei mag nicht lange warten, „das ist ein scharfer Regent", und deshalb hat er noch kaum mit den Augen geblinzt, so stellt schon die Kellnerin den schäumenden Krug vor ihn. Der rote Jörgl von der Jachenau, der gegenüber sitzt, läßt sich auch nochmals einschenken, der hat gern „an Haingart" (ein trauliches Beisammensitzen), und der Hansei war schon lang nicht mehr sichtbar. 's ist nicht deswegen, weil ihm der Wirtshausbesuch von oben verboten ist; darum schmeckt's ihm nur um so besser, aber vielleicht „leidet's sein Madl nicht." So denkt sich wenigstens der schlaue Jörgl, und in neckendem Tone beginnt er:

„No, Hansei, mich freut's nur, daß dich dein Dirndl doch alle Monat einmal auslaßt, denn so lang ist's bald, daß wir dich nimmer gesehen haben. Aber **die** hat dich am Bandl."

Hansei rückte den Hut auf die Seite, und das war ein schlimmes Zeichen. Die Stellung des Hutes ist beim Bauern ein Barometer der Stimmung und man kann nach den Winkelgraden berechnen, wann's losgeht.

„Ich hab' mir mein Dirndl schon besser dressiert", erwidert er trotzig, „die geht auf'n Pfiff, da g'schieht, was **ich** will."

Dem Jörgl aber war's nicht genug. Er sah, daß der Hansei sich ärgerte, und langsam eröffnete er jene kurze verdächtige Zwiesprach, in

welcher die Helden der Bierbank streiten, und die so deutlich und handgreiflich wird.

„Aber neulich haben s' was Schönes erzählt," begann der Jörgl wieder. „Da sollst du g'sagt haben, sie soll dir a Bussel geben, und dann hätt' sie dir — a Watschen geben!" Hansei rückte zum zweitenmale den Hut. „Dich gift's halt, Jörgel," sprach er, „daß das Dirndl dir auskommen is, bei dir is nix als der schielige Neid."

Doch der Jörgl war schnell mit der Antwort fertig. „Um so eine," erwiderte er höhnisch, „braucht man niemanden neidig sein, die einen doch nur zum Narren hat. O mein, Hansei, dich zieht ja dös Dirndl beim Finger fort."

„Ich will dir's gleich sagen, wer mich beim Finger fortzieht," fuhr Hansei grimmig auf. „Du einmal nicht. Geh her, wenn du Schneid' hast, ob du dich hakeln traust — und wenn du mich hinziehst, dann darf mich der Teufel holen auf freier Weid', noch heut auf'm Heimweg."

Hansel streckte den Arm über den Tisch und Jörgl hakte sich blitzschnell in den gekrümmten Zeigefinger ein.

„Aufgeschaut!" —

„Himmelherrgottsakrament." —

Diese Losung dröhnte durch die stille Stube, wo nun das sogenannte „Fingerhakeln" erprobt wird. Die Sitte ist alt und allgemein in Ober- und Niederbayern. Wenn die Gegner sich mit den Zeige- oder Mittelfingern eingehakt haben, dann beginnen sie zu ziehen und versuchen einander zum Wanken zu bringen oder zur Erde zu reißen. Wer ein besonderer Meister ist, packt mit dem einen Finger bisweilen zwei Gegner und zieht sie über Tische und Bänke weg. Der Charakter dieses Brauchs ist indessen niemals ein ernsthafter, und der Zweck bleibt immer der des Spiels. Das versteht sich bei der ungefährlichen Natur dieses Angriffs eigentlich von selbst, wenn man an die engere Heimat desselben denkt und dann erwägt, wie leichtfertig dort die schrecklichsten Waffen gehandhabt werden. Denn am stärksten ist das Hakeln doch auf jenem urwilden Fleck zwischen Isar- und Innthal zu Hause, wo's schon die Schulkinder miteinander versuchen, und wo der kleine Hüterbub den Geißbock zu Boden hakelt. In diesem Revier bayerischer Heldenkraft kommt es nicht selten vor, daß einer dem anderen ein Auge ausschlägt und sich dann damit entschuldigt: „Ich hab' ja nur Spaß gemacht!" Da ist natürlich das Hakeln zu harmlos, wenn man einem ernstlich beikommen will. Ein Holzknecht, der „warm wird", beschränkt sich nicht auf einen so teilweisen Angriff, wie auf den Finger des Gegners, und auf eine so ungenügende Waffe, wie auf seine eigene. Im wirklichen Treffen, da kommt die Faust, und auch die ist häufig noch zu wenig. Für was sind denn die eisengespitzten Bergstöcke, die Holzhacken und Messer auf Erden? Die kommen zum Zuge, wenn sich's um die Theorieen von „Blut und Eisen" handelt. Diese harmlosere Art des Kampfes setzt stets einen gewissen Grad von Verständigung voraus. Ein

blutiger Kampf wird häufig unaufgefordert begonnen, das Hakeln kann nicht ohne Herausforderung unternommen werden. So hat es denn auch am meisten in den Fällen statt, wo einer so gereizt ist, daß er sich Luft machen möchte, und doch noch so vernünftig, daß er das Totschlagen meidet. Da ist dann jene Eifersucht gerade recht, denn im Hakeln steckt ein großer Ehrgeiz, und die Niederlage des Gegners schmerzt diesen oft mehr, als die bittersten Prügel. Nicht selten wird auch auf den Erfolg gewettet; das Bezirksgericht in Straubing hat vor Jahren einen Fall entschieden, in welchem es eine Summe von nicht weniger als 1000 Gulden galt.

Auch in den Strafverhandlungen, wo die rauflustigen Missethäter oft in langen Prozessionen aufmarschieren, kommt das Hakeln vor. Wenn Seiner Gestrengen finster die Augen rollen, wenn der Gendarm von Ruhestörung und der Staatsanwalt von Körperverletzung donnert, dann erwidert der Bauer lachend: „Wir haben ja nicht gerauft, wir haben ja bloß gehakelt.“ Der Mangel jeder gefährlichen Absicht spricht sich vielleicht in nichts so deutlich aus, wie in diesem herkömmlichen Einwand. Auch der Holzknecht hat seinen „Sport“, und als solcher muß eigentlich das Hakeln bezeichnet werden.

Ein lautes Stampfen dröhnt durch die Stube, und wir finden das ritterliche Paar, das erst am Fenster saß, bereits inmitten des Schauplatzes. Der Tisch, der Maßkrug, die Karten — alles ist mitspaziert.

Auch der Wirt hat sich jetzt erhoben. Er ist aus seiner Ofenecke hervorgetreten, aber nicht aus seiner Zuschauerrolle, denn auch in der Bauernstube gilt der Grundsatz der Nichteinmischung. Wir leben in politischen Zeiten, und wenn sich zwei Bursche heutzutage balgen, so wollen sie nach völkerrechtlichen Grundsätzen behandelt werden.

Mit verschränkten Armen, so etwa in der Stellung des alten Napoleon, überschaut der Wirt den Kampfplatz. Wer von den beiden wird zu Boden kommen? Jedenfalls am nächsten der Maßkrug, denkt er sich, aber ihm ist's gleich, denn einer von beiden muß ihn doch bezahlen. Der eichene Tisch hat wohl seine 60 Pfund und geht so schnell nicht „aus dem Leime“. Wenn sie sich in die Uhr verwickeln — ist's auch nicht schade, die geht seit Jahresfrist gar nicht oder falsch — und im übrigen werden die beiden keinen schlechten Durst kriegen, wenn sie noch eine Weile so fort machen. Also denkt sich der Wirt.

Die Spieler indes lassen sich bei ihren Karten nicht stören. Gesehen haben sie's jeden Tag, und das bißchen Lärm, das hört einer gar nicht, der gute Nerven hat. „Hin“ wird nicht gleich einer werden, rechnen die zwei, und wenn's dem einen zustößt, wird's der andere schon sagen.

Dreimal rasen die Kämpfenden noch durch die Stube, dann hat halt doch der Hansei „hingezogen“ und den Jörgl mit samt dem Tisch zu Boden gerissen. Er hat ums Auslassen bitten müssen, und wie er gebeten hat, — war's wieder gut.

„Ja umsonst macht keiner dem Hansei sein Dirndl schlecht,“ und der Wirt packte ihn drum auch bei dem Halstuch und sprach:

„Du bist ein Kerl, wie dem Teufel sein Leibroß.“

Solche Sprüch' thun dem Hansei wohl, und lachend sang er das Schnaderhüpfel:

Und der Teufel hat Hörndl
Und i hab mei Dirndl,
Und dös Dirndl mag mi',
Weil i a Hauptspitzbua bi'.

Auch der Jörgl lachte, aber seine Gurgel war so trocken, und weil ihn der Hansei so gnädig anblickte, so schlug er ihn auf die Achsel und erwiderte:

Gegrüßt seist du, Bruder,
Der Herr ist mit dir,
Du bist voll der Gnaden,
Geh — zahl a Maß Bier.

Und so geschah es.

---

3. Das Passionsspiel in Oberammergau (1890).

Während im Jahre 1633 in Deutschlands Gauen die Furie des Dreißigjährigen Krieges wütete, ging in der stillen bayerischen Alpenwelt ein anderer Würgengel von Haus zu Haus. In den sonst so gesunden Gebirgsthälern am Fuße der Zugspitze, wo Amper und Loisach ihre klaren Bergwasser über Fels und Gestein rollen lassen, wo Gemse und Adler keine seltenen Gäste sind und der Forstmann, der Wilderer, der Schmuggler und der Grenzjäger ihre verborgenen Pfade im Dickicht und in den Schluchten kennen wie ihr Vaterunser, da schritt um jene Zeit ein finsterer Wanderer, der schwarze Tod. Partenkirchen, Garmisch, Kohlgrub und Oberammergau sind die bekannten und in der Bergtouristenwelt so oft genannten Orte, wo damals die Pest in allen Bauernhäusern erschien, nicht etwa bloß den Zehnten fordernd wie ein Steuerbote, sondern fast alles mit sich raffend, was in der gesunden Gottesluft der Berge atmete. Oberammergau war noch verschont, als in den Nachbarorten der schwarze Tod seine Ernte heischte; das friedliche Dörfchen mit seinen gottesfürchtigen Bewohnern hatte sich durch eine Wachkette abgesperrt und ließ keine Menschenseele in seinen Ort herein.

Treue Bewohner hielten Wache, man glaubte sich so am sichersten vor der Pest zu schützen. Da eines Nachts, — so berichtet die Sage — kam atemlos ein von Jägern grimmig verfolgter Wildschütz bis ans Weichbild des Dorfes und flehte mit erbarmenden Worten um Einlaß und Schutz, da sonst sein Leben verwirkt sei. Man verweigerte dem Bedrängten das Gastrecht. Erst nach heißem Flehen und Händeringen ließ man ihn ein.

Tags darauf erkrankte dieser unglückliche Wilddieb an der Pest, er starb, und nun klopfte der Würgengel auch in Oberammergau an jedes Haus. Die Chronik meldet, jener Wildschütz sei ein Oberammergauer Kind gewesen, das heimlich von Eschenlohe gekommen, um mit den Seinen das Kirchweihfest zu feiern, und in drei Wochen seien 84 Personen in Oberammergau durch die Pest hinweggerafft worden. In dieser allgemeinen Not suchten die wenigen noch übrig gebliebenen Bewohner des Ortes eine Hilfe bei dem Allmächtigen. Sie thaten ein feierliches Gelübde, die Leidensgeschichte des Heilandes öffentlich aufzuführen und dieses „Passionsspiel" alle zehn Jahre zu wiederholen. Treu haben sie es gehalten, die wackeren Leute und ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag, und diese Treue ist — man darf es wohl sagen — angesichts der großen Bedeutung dieses Passionsspieles mit dem Segen des Himmels belohnt worden. Wie der Christenglaube im Laufe eines Jahrtausends immer mächtiger seine Strahlen über den Erdball ausgegossen, so hat auch dieses, aus kleinen Anfängen hervorgegangene Spiel einfacher Bauersleute sich im Laufe von $2^1/_2$ Jahrhunderten zu immer größerer Bedeutung emporgeschwungen, und was vor 25 Jahrzehnten eine kleine Schar begonnen, das ist jetzt wie ein kleines Weltwunder von Millionen von Menschen besucht und angestaunt worden, so daß im Jahre 1850 ein Mann wie E. Devrient, der das Passionsspiel besucht hatte, schreiben konnte: „Von diesem merkwürdigen Volksschauspiel kann man gar nicht genug reden oder schreiben, damit die Aufmerksamkeit recht allgemein darauf gerichtet und eine möglichst lebendige und vollständige Anschauung davon verbreitet werde."

Die wahrhaft frommen Bewohner von Oberammergau, ein frisches, gesundes Gebirgsvolk mit hübschen Gesichtern, groß und schlank gewachsen, die Männer mit wallenden Locken und vollem Bartschmuck, die sich als kleine Künstler von der weltbekannten Bildschnitzerei ernähren, sagten sich wohl den oft genannten Spruch:

Ist's Gottes Werk, so wird's bestehen,
Ist's Menschenwerk, wird's untergehen!

Es ist nicht untergegangen, es bestand und wuchs; ein altehrwürdiges Überbleibsel unserer mittelalterlichen Mysterienbühne, ragt dieses Oberammergauer Passionsspiel hervor aus dem Trümmerwuste des Mittelalters, alle schlechten Zeiten, Krankheiten, Kriege und Wandlungen des Menschengeschlechts überdauernd und alle zehn Jahre, treu dem felsenfesten Gelübde, sich neuer und schöner gestaltend. Bezeichnend für die Eigenartigkeit und Großartigkeit dieses Volksschauspiels ist die umfangreiche Litteratur, welche sich seit der Mitte unseres Jahrhunderts über das Passionsspiel von Oberammergau entwickeln konnte; es giebt seit dem Jahre 1870 wohl an 200 Bücher und Schriftwerke, welche sich mit Oberammergau, seinen Bewohnern und seinem Spiele beschäftigen; Männer wie Döllinger, Devrient, Staub, Sepp, Hermann Schmid, Holland und eine Reihe von Ausländern haben sich

liebevoll damit befaßt, über Oberammergau zu schreiben und zu berichten, unsere angesehensten Zeitungen und illustrierten Blätter greifen alle zehn Jahre wieder zu diesem Thema, und so wollen auch wir unseren Lesern, den eigenen Eindrücken folgend, das erzählen, was uns die Stunden und Tage in Oberammergau liebenswert und interessant gemacht.

Es sind bei dem Spiele auf dieser großen Bühne im Freien, welches (zuletzt 1890) alle Sonntage im Sommer wiederholt wird und von früh acht Uhr bis abends halb fünf, mit einer einstündigen Mittagspause dauert, etwa 300 Personen, Männer, Frauen und Kinder, beschäftigt; alle sind Bewohner des Ortes, man hat stets pietätvoll darauf gehalten, keine Mitwirkenden von auswärts heranzuziehen. Der Zuschauerraum, welcher zum Teil gegen Sonne und Regen geschützt ist, faßt 4000 Menschen. Das Spiel hat schon dadurch nichts Gewerbsmäßiges, weil es strenge dem Gelübde, thatsächlich nur alle zehn Jahre wiederholt wird; wollte man es irgendwo, sei es in Berlin oder London, aufführen vor den Augen einer müßigen, schaulustigen und neugierigen Welt, so würde die Darstellung sofort ihren kindlich-schlichten Charakter und ihre Weihe verlieren. Ein Passionsspiel von solcher eigenen Wirkung ist nur möglich in einer Gegend, wo die Darsteller nicht angekränkelt sind von der Aufklärung des Jahrhunderts; nur ein schlichter, gottergebener Sinn, welcher von dem Geiste des Friedens, der Verträglichkeit und Menschenliebe beseelt ist, in einem Orte, wo ein guter Gemeinsinn und das Ringen nach den idealen Gütern der Menschheit gefördert wird, konnte eine solche Erscheinung im Kulturleben unseres Volkes gebären. Als man vor Jahren in England den Versuch machen wollte, das Ammergauer Passionsspiel nach London zu verpflanzen, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Zeitungen, man betrachtete es wie einen Kirchenraub, der aus goldenen und silbernen Altargeräten Münzen prägt. Künstler wie in Oberammergau können nicht künstlich auf den ersten besten Bühnenbrettern gezüchtet werden, nur durch Familienüberlieferung war es möglich, den Geist und die Liebe mit allen ehrwürdigen Gewohnheiten in die Herzen der Enkel zu verpflanzen. So kommt es denn auch, daß das Passionsspiel in allen Häusern und Familien des Dorfes ein besonders liebgewordener Gesprächsstoff ist. Eltern und Großeltern berichten, wie es vor zehn, vor zwanzig, vor vierzig Jahren war, was sich dabei alles zugetragen, wer diese, wer jene Rolle gespielt, und die Kinder, welche schon das letzte Mal in Kinderrollen mitwirken durften, träumen von zukünftigen Tagen, wo es ihnen vergönnt sein wird, als Erwachsene mitzuwirken. Manches Schulmädchen im Dorfe träumt sich wohl als zukünftige Maria, wofern ihr Gott eine gute Gestalt und den Wohllaut der Sprache verliehen, mancher Bursche, der an der Schnitzbank sitzt, weiß, daß es eine Ehre ist, dereinst keine Nebenrolle zu haben, sondern zehn Jahre lang oder noch länger der Christus, der Petrus, der Judas, der Pilatus, der Johannes des Dorfes genannt zu werden.

Die schwierigsten Rollen, welche eine besondere dramatische Begabung verlangen, sind Christus, Judas und Kaiphas und nicht zuletzt die Maria, obwohl die letztere nicht zu den Personen gehört, welche fast beständig auf der Bühne sind. Die ganzen Vorgänge während des Spieles teilen sich in mehrere Aktionen: Musik und Melodrama, Präludium und Chorgesänge, welche die Handlung begleiten; der Chor aus Männern und Frauen betritt die Bühne vor Beginn einer neuen großen Szene und giebt die weihevolle Einleitung, der Prolog erklärt die lebenden Bilder, welche auf einer Mittelbühne hinter einem Sondervorhang von Zeit zu Zeit gestellt werden. Es sind Bilder, welche in Parallelstellen aus dem Alten Testament, mit den dargestellten Szenen und Dialogen der fortschreitenden Handlung Hand in Hand gehen. Letztere beginnt mit dem Einzug Christi in Jerusalem und der Tempelaustreibung und endet mit der Auferstehung. Links und rechts von dieser Mittelbühne erblickt man das Haus des Hohenpriesters Annas und des Landpflegers Pontius Pilatus, ein Ausblick in die Straßen Jerusalems ist geöffnet, in welchen sich die wunderbaften, oft aufregendsten Volksszenen abspielen. Als besonders wirkungsvoll sind die Szenen in Bethanien mit dem rührend poetischen Abschied Christi, indem er unter anderem sagt: „Stehe auf, Maria, die Nacht bricht ein, und die winterlichen Stürme brausen heran! Doch sei getrost: in der Morgenfrühe im Frühlingsgarten wirst du mich wiedersehen!" — Daran reihen sich dann die Gefangennehmung in Gethsemane, die erregten Anschläge des Hohen Rates, der Verrat des Judas und die lärmenden Volksaufläufe vor dem Hause des Pilatus. Dieses „Kreuziget ihn!" aus Hunderten von Kehlen, dieses Menschengewühl und das Hinüber und Herüber der Parteien ist von dramatisch packender Wirkung, ebenso wirksam oder noch gewaltiger als das Leben einer Volksszene im Julius Cäsar auf der Shakespearebühne der Meininger Truppe. Die 18 größeren Szenen oder Abteilungen des Dramas erheischen nicht weniger als 47 Verwandlungen, welche sich schnell und glatt abwickeln, trotzdem die Bühne keinen Schnürboden hat; alle Prospekte werden von unten geregelt, wobei auch das Hilfsmittel der Wandeldekoration zur Anwendung kommt, doch diese bewegt sich keineswegs vor den Augen des Publikums, sondern dient nur dazu, eine größere Anzahl von Prospekten, von drehbaren Walzen abgewickelt, schnell vor den Augen der Zuschauer erscheinen zu lassen. Während die Oberammergauer einen Stolz dareinsetzen, alles im Orte selbst anzufertigen, und es insbesondere den Frauen mit obliegt, bei den herrlichen kleidsamen Trachten zu helfen, so sind doch die Dekorationen in Wien und München gefertigt; sie sind so ziemlich das Einzige, was nicht im Orte selbst gemacht werden konnte. Der Vorhang zeigt jetzt eine Neuigkeit, eine eigenartige Vorrichtung, wie ich sie noch auf keiner Bühne gesehen. Der frühere Vorhang brachte bei Regen und Wind, wo er sich nach dem Innern des großen Bühnenraumes zu mächtig ausbauchte, manche Unzuträglichkeiten mit sich. Deshalb wurde ein fester Vorhang aus Latten-

gefüge gebaut, der sich wagrecht in der Mitte teilt, wobei ein Teil nach oben, einer nach unten entschwindet. An das Rechteck der Mittelbühne schließt sich das geräumige alte Übungstheater an, in welchem jetzt die Garderoben eingerichtet sind. In peinlicher Ordnung hängen hier die Gewänder an den Nägeln, durch Zettel mit den Namen der Darsteller bezeichnet, unter jedem Gewande steht ein Paar Sandalen oder Schuhe, auf Gestellen liegen die Kopfbedeckungen; Christus und Kaiphas haben besondere Garderoben für sich; der Darsteller des Erlösers muß sich wohl zwanzigmal während des Spieles umkleiden, wie seine Rolle denn überhaupt eine körperliche Kraftleistung ersten Ranges ist, die eine bewunderungswürdige Ausdauer, zumal in der Kreuzigungsszene erfordert. Wer sich hier unter dem Begriff „Garderobe" etwa Glanzkattun, Shirting, Theatergold oder Pappschwerter vorstellt, der irrt sich; sie ist kostbarer und dauerhafter als bei jedem Hoftheater und muß es sein, weil sie in einem Spieljahr fast zu Grunde geht und in dem nächsten Jahrzehnt erneuert werden muß; das erklärt sich daraus, weil ja im Freien im Sonnenschein und zuweilen auch bei Regen gespielt werden muß; die Stoffe sind von schwerem Tuch, Samt und Seide; wenn sie es nicht wären, so würde das Tageslicht eine schlechte Wirkung hervorbringen; das Lampenlicht unserer Stadttheater ist bekanntlich duldsamer. Wir müssen nun auch einen Blick in die Korridore und in die sognannten „Passionsstadel" werfen, wo wir eine Menge biblischer Instrumente und Gerätschaften finden; wenn das Alte und das Neue Testament hier friedlich nebeneinander liegen, so kommt das eben von jenen erwähnten alttestamentlichen lebenden Bildern, welche die Handlung der Passion begleiten. Da ist einmal der Hund des alten Tobias, ein ausgestopftes Tierchen, das vielleicht einmal der Lieblingspinscher einer Engländerin gewesen, dann die Posaunen für Josephs Triumphzug, das Flammenschwert des Engels, der die ersten Eltern aus dem Paradiese treibt, die Harfen der Gespielinnen der Braut im Hohen Liede, einige ausgestopfte Vögel aus dem Paradiese, die Spieße und Fasces der römischen Krieger und Liktoren, welche den Zug nach Golgatha führen, die Fackeln von der Gefangennehmung in Gethsemane, die Gefäße und Krüge und Tauben der Händler bei der Tempelaustreibung. Auch die einzelnen Ankleideräume haben ihre Thüraufschriften: z. B. Henker, Geißler, Römer oder Hoher Rat und Apostel. In dem Ankleidezimmer des Bürgermeisters (Kaiphas) befinden sich auch die Gewänder seiner Tochter, welche die Maria spielt; sie ist eine anmutige Erscheinung und gab vor zehn Jahren den Ölbergsengel, nach abermals zehn Jahren wird sie, wie alle ihre Vorgängerinnen in der Maria, wohl verheiratet sein; es ist Vorschrift, daß diese Rolle nicht von einer verheirateten Frau gespielt werden darf. Daß sich bei allem feierlichen Ernst und der ganzen Würde des Passionsspiels auch einmal ein unfreiwilliger Sonnenstrahl der guten Laune durchbricht, davon erzählt der Pfarrer des Ortes, der von einem Fremden vor langen Jahren einmal gefragt wurde: „Warum habt ihr denn diesmal eine so

alte Maria genommen?" Antwort: „Ja, wir hätten gerne die frühere wieder gehabt, die in der Rolle so unübertrefflich war; aber sie hat inzwischen den linken Schächer geheiratet." Dieser Scherz ist keine Erfindung, sondern zu lesen in den „Beiträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München-Freysing." In der großartigen Requisitenkammer sehen wir auch den Walfisch des Jonas, die eherne Schlange des Moses, Kamele, Palmen, Bundeslade und — die drei mächtigen Kreuze. Das des Heilandes ist fast 20 Fuß hoch; da, wo die Fußsohlen hinkommen, befindet sich ein kleines halbrundes Blech, worauf der eine Fuß ruhen kann. Der Darsteller des Christus hängt gut 20 Minuten am Kreuz, er ist ein kräftiger Mann, unter seinem Trikot ist eine Art Korsett verborgen, welches mit einer Vorrichtung verbunden, die hinter dem Rücken das Hauptgewicht des Leibes an dem Kreuze festhält. Man kann sich nichts Täuschenderes denken als das Aussehen der Hände und Füße des Gekreuzigten; auch bei naher Besichtigung hat man den Eindruck, als ob die Nägel diese Glieder durchbohrt hätten. Die beiden Schächer haben es besser, sie hängen nur 15 Minuten und nicht mit ausgespannten Armen. Der ganze Vorgang während der Kreuzigung hat etwas Pathologisch-Anatomisches, von der Aufrichtung bis zur Totenstarre im Schoße der armen Maria, nichtsdestoweniger wird das Gemüt nicht abgestoßen, sondern in tiefer Rührung erschüttert und mit frommem Schauer erfüllt. Das ist die tiefe Wirkung des Passionsspiels überhaupt, daß es wie ein Balsam in die Herzen der Heimkehrenden sich ergießt, ja die zweifelsüchtigsten Besucher, die im großstädtischen Taumel der Arbeit und des Genusses nie zu einer Einkehr in sich selbst kommen, tief erschüttert. Wir hörten die Worte eines berufsmäßigen Zeitungsschreibers, der während der ersten Stunde des Passionsspieles noch im Bette lag, sich denkend, daß er zu dieser „Komödie" immer noch zu rechter Zeit käme; einmal aber im Proszenium sitzend, versäumte er die Mittagspause, um ja seinen Platz behalten zu können, während alles zur Restauration eilte. Nach der Aufführung schrieb er: „Freund, diese Vorstellungen erregen Gefühle, die weder Jahre noch Verhältnisse zu verwischen vermögen, lebhaft bleibt der Eindruck für das ganze Leben und warm stets die Erinnerung an diese vollendeten Leistungen." In früheren Jahrzehnten war Oberammergau schwer zu erreichen; eine acht- bis zehnstündige Fahrt im Stellwagen oder in einem Gefährt auf holperiger Bergstraße mit öfterem Aussteigen bei dem Bergan war bei dem großen Andrang auf allen Landstraßen, die zu dem Passionsdorfe führen, nicht recht ermutigend für manche Besucher, trotzdem ist der Besuch so stark, daß die Sonntagsvorstellungen regelmäßig am Montag wiederholt werden müssen. Jetzt, wo die Eisenbahn bis zum herrlichen Partenkirchen führt, hat sich die Reise erleichtert. Kommen doch auch viele amerikanische Familien eigens zum Ammergauer Passionsspiel über den Ozean, und in manchen Kirchen Englands wird von der Kanzel herab gepredigt, die „Wallfahrt" nach dem Passionsdorfe nicht zu unterlassen.

Natürlich haben sich demgemäß die Bewohner vortrefflich vorgesehen, so viele liebe Gäste zu beherbergen, ohne dabei in eigennütziger Absicht es gewinnsüchtig auf die Fremden abzusehen. Dreitausend Betten sind im Orte zu haben und in Massenquartieren kann für zweitausend Anspruchslosere noch weiter Raum geschaffen werden; was aller Ehren wert, wenn man bedenkt, daß der Ort nur 1300 Einwohner hat, die in etwa 200 Häusern wohnen. Auch für Speise und Trank ist hinlänglich gesorgt, Hotels, Speisehäuser, Wein- und Bierwirtschaften sind hinlänglich vorhanden, und um die Preise nicht bis zu einer Höhe zu treiben, wie man sie gelegentlich einer Pariser Weltausstellung zu zahlen hat, so hat die Gemeindeverwaltung eine sehr dankenswerte Verfügung getroffen: die Preise für Speisen und Getränke müssen überall leserlich angeschlagen sein. Damit ist etwaigen Bestrebungen erfindungsreicher Gastwirte einigermaßen ein Damm gesetzt. In der Aufführung des Passionsspiels hält die Gemeinde, wie gesagt, daran fest, daß nur eingeborene Oberammergauer mitwirken; die Bewohner sind alle sehr brave, friedliebende Leute, vergleichbar einer Herrnhuter Kolonie, welche in Gemeinschaft für das geistige und leibliche Wohlergehen der Einzelnen und der Gesamtheit besorgt ist. Jeder ist schon jahrelang vor Ablauf des Jahrzehnts mit seinen Aufgaben und Pflichten beschäftigt, welche ihm bei der nächsten Aufführung zu erfüllen obliegen; natürlich ist die Rollenverteilung bei weit über 300 Mitwirkenden eine schwierige, die meisten Rollen sind doppelt besetzt, damit bei plötzlicher Erkrankung der Ersatzmann einspringen kann. Sehr löblich ist es auch, daß in den zehn Jahren, die zwischen jedes Spiel fallen, über die Spielenden eine Art Sittengericht gehalten wird, so zwar, daß wenn z. B. einer, der eine heilige Rolle spielt, sich allzu oft im Wirtshause beim vollen Bierkrug oder gar auf dem Wege eines niederen Lasters betreten läßt und auf die wiederholten Mahnungen zur Mäßigkeit nicht hört, beim nächsten Spiel in seiner Rolle herabgesetzt wird. Es ist sehr bemerkenswert, daß auch die Nebenrollen in dem volkreichen Schauspiel scharf durchdacht dargestellt werden, so daß sich daraus eine Menge kurzer Episoden ergiebt, welche in ihrer Erscheinung sehr wesentlich zum künstlerischen Zusammenspiel beitragen. So unter anderen tragen die Gefährten des Judas, welche ihn zum Verrat durch allerlei Versprechungen kirre machen, sehr zur scharfen Hervorhebung des Charakters des Judas bei; Figuren wie Simon von Cyrene, der Kreuzträger des Heilandes, die Henkersknechte, welche um den Rock des Gekreuzigten würfeln und den Schächern die Beine brechen, die römischen Kriegsknechte, die Veronika, welche dem Heilande den Schweiß abtrocknet, die Grabeshüter bei der Auferstehung, der Spötter Ahasver und die Mägde, welche unter dem dreimaligen Krähen des Hahnes den armen Petrus zur Verleugnung des Herrn reizen, sie alle geben ihre kurze Rolle so abgerundet und ausdrucksvoll, wie man sie auf einer Hofbühne nicht besser sehen kann, und auch die Schreckens- und Marterszenen, von denen man meint, sich abwenden zu müssen, werden

mit einem wohldurchfühlten Takt dargestellt, daß man keinen Augenblick das Gefühl des Abscheus an sich herantreten sieht. Lautlos und in ehrfurchtsvollem Schweigen wie in einer Kirche sitzen die Tausende von Zuschauern da, jeder fühlt und versteht sich stumm mit seinem Nachbar, wohl wissend, daß niemand gerne in seiner weihevollen Stimmung unterbrochen sein will. Dabei gewähren die dichtgedrängten Zuschauer einen interessanten Anblick; es ist eine bunte Menge, versammelt wie zu einem großen Gottesdienste im Freien; vorne die vielen Landleute in ihren farbigen Sonntagsgewändern, Bauern und Bäuerinnen, Mägde und Kinder aus der Nachbarschaft, aus Tirol und Schwaben, mit ihren roten und weißen Kopftüchern und vereinzelten roten baumwollenen Regenschirmen zum Schutze gegen die Sonne, weil das leuchtende Tagesgestirn oft als eine der eifrigsten Zuschauerinnen hell und warm auf Bühne und Proszenium niederblickt. Ist doch heute einer jener Sonntage, wo die nahen Berggipfel von einem weißen Wolkenschimmer umkränzt, wo die Föhren dunkeler und der Himmel in seinem Feiertagsgewande in einem fleckenlos tiefen südlichen Blau erscheinen; die Lerchen schwirren trillernd in der Maienluft, ringsum im Kreise grüßen in stiller Majestät die Alpen herab und hoch auf der schwindelnd überhängenden Kofel-Spitze des Ammergauer-Männels blickt das Kreuz hernieder, welches fromme Männer des Ortes dort aufgerichtet. Weiter rückwärts auf den teilweise gegen Sonne und Regen geschützten Sitzen des Theaters sehen wir die große Schar der Touristen und Fremden, der Städter von nah und fern, man hört viele englische Laute, bei denen man den Jargon des Yankee von Boston sofort unterscheidet von den schmiegsameren Lauten des Londoner High Life. Ganze Fremdenkolonieen von jenseits des Ozeans haben sich in den Logen gruppiert, alle sorgfältig mit einem Operngucker bewaffnet und in Gesellschaft eines Reiseordners, der zugleich den Dolmetsch machen muß. Auch die Fürstenloge ist zum Teil besetzt, einige uns fremde hohe Herrschaften haben sich darin niedergelassen. Endlich wird das Summen und Schwirren dieser 4000 Stimmen durch die Musik unterbrochen, die in ihrer einfachen, getragenen Weise wie aus fernerer Zeit herüberklingt. Es sind dieselben Spielleute, die am Abend vorher gleichsam als Vorfeier des Passionssonntages in den Gassen des Dorfes einige mehr weltliche Weisen gespielt; jetzt aber sitzen sie alle mit einem feierlichen Ernst und vertiefen sich in die Chorgesänge und Fugen des Dramenvorspiels, dessen Musik von dem 1779 zu Oberammergau geborenen, späteren Schullehrer Dedler komponiert worden und bis auf den heutigen Tag erhalten blieb. Die Chronik von Oberammergau gedenkt in rühmlicher Weise des wackeren Komponisten, dessen Talent schon damals in den Kreisen der Hauptstadt Anerkennung gefunden. Sein Grab wird auf dem Friedhof des Dorfes gepflegt und in Ehren gehalten, sein Geist lebt fort in der prunklosen, aber rührend schönen Musik zum Passionsspiel, welche viele Anklänge an Webers Euryanthe hat; auch Mozartsche Requiem-

akkorde und vor allem der Geist Joh. Sebastian Bachs leben in diesen Rhythmen von Geigen und Pauken. Das Stück beginnt mit dem Prolog, welcher in schlichten Worten das Publikum ermahnt, in weihevoller Stimmung dem heiligen Drama zu folgen; eine Hymne, von Frauen- und Männerstimmen vorgetragen, geht der ersten Handlung voran. Diese ist zunächst der wahrhaft großartige Einzug Christi in Jerusalem. Schon von weitem hört man hinter den Kulissen, welche einen Ausblick in die Straßen von Jerusalem gestatten, das rührende Hosianna der Kinder; immer näher brauset, immer gewaltiger ertönt das Geräusch und eine Menschenmenge, palmenschwingend und jauchzend, wälzt sich durch die engen Thore auf die Bühne, gefolgt von dem auf einem Eselfüllen reitenden Heiland. Verblüfft schauen die Priester und Pharisäer darein, aber heller Jubel über den Messias erfüllt die Luft, und immer lauter erschallt das Hosiannarufen aus dem Munde der jerusalemischen Kinderwelt, unter welcher sich dreijährige Bübchen und Mädchen befinden. Unmittelbar hieran reiht sich die Tempelaustreibung, welche ja den ersten Groll und Haß im Volke schürt, und damit beginnt die Leidensgeschichte, die Verfolgung, die sich von Szene zu Szene leidenschaftlicher gestaltet. Wir können hier kein Bild entwerfen von alledem, was sich durch die 18 Handlungen des Dramas, oft erschreckend, oft rührend gestaltet, es würde ein unvollkommenes, ja unrichtiges Bild werden, vielmehr können wir hier nur die biblischen Worte gebrauchen: Wer Augen hat zu sehen, der sehe, wer Ohren hat zu hören, der höre! Und diese freundliche Mahnung geht alle zehn Jahre wieder durch die Welt, eingedenk der mehr und mehr sich verbreitenden Erkenntnis, daß jeder Gebildete wenigstens einmal in seinem Leben bei den Passionsspielen in Oberammergau gewesen sein müsse.

Ein herrlicher, schöner Maientag hat heute über dem Passionsdorfe gelegen, die Dämmerung bricht herein, und von den Matten der Almen wehet ein kühlender Hauch. Jetzt wollen wir uns an einem Trunk echten Müncheners gütlich thun. Im sogenannten Herrenstübchen des Wittelsbacher Hofes treffen wir am langen Tisch die Honoratioren des Dorfes. Da sitzt dem Fenster zunächst der Herr Bürgermeister, der seit 30 Jahren eine der schwierigsten Rollen im Passionsdorfe inne hat, den Kaiphas, der fast beständig auf der Bühne, in dessen Händen alle Fäden der Ränkesucht gegen Jesum von Nazareth zusammenlaufen; aber er ist auch der Regisseur des ganzen Stückes, was man nicht ohne Bewunderung erkennt, wenn man bedenkt, daß 3 bis 400 Personen in dem Stücke beschäftigt sind. Er ist ein hübscher stattlicher Mann, Haar und Bart sind schon stark ergraut, aber er spielt seine Rolle als Hoherpriester mit demselben Schwung und derselben Kraft wie vor zwanzig Jahren. Schon als vierjähriges Bübchen wirkte unser Bürgermeister auf der Ammergauer Bühne mit; er hielt in dem lebenden Bilde Adam und Eva als kleiner Abel auf dem Schoße der Mutter einen Apfel, und wenn er brav still gehalten —

so erzählt er jetzt selbst — durfte er ihn verzehren. Im Jahre 1890 hatte er die Freude, seine Tochter als Maria, die Mutter des Heilands, auftreten zu sehen. Diese Maria ist eine anmutige Erscheinung, jungfräulich und frauenhaft zugleich, und erfreut sich eines schönen Organes und Augen von seelischer Tiefe.

Ihre Bewegungen sind ohne Pathos, voll ruhiger Einfachheit, sie haben nichts Einstudiertes, sondern geben sich natürlich und von selbst aus einer ungezwungenen Körperhaltung; ein Gleiches kann man von der Maria von Bethanien sagen, welche neben der häuslich besorgten Schwester Martha hier mit Maria Magdalena als eine Person gedacht ist und dem Heilande das Haupt mit Spezereien salbt. Sie trägt ein mehr weltliches Gewand als die Mutter des Herrn, einen kostbaren Farbenstoff, der sie ausnehmend gut kleidet; ihre Rolle ist wirkungsvoll, ohne aufdringlich aus dem Rahmen des Ganzen hervorzutreten. Doch kehren wir zu unserm Stammtische zurück, zu den Herren des Ausschusses, denen während einer zehnjährigen Pause die Aufgabe zugefallen, alles für das kommende Spiel zu erwägen und neu zu bedenken; sie haben den Geist der Dorfbewohner wachzuhalten für das Gelübde der Väter, dessen Erfüllung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich schöner gestaltet. Eine Unzahl von englisch geschriebenen Briefen laufen täglich aus Amerika und England ein, manche enthalten nur müßige Anfragen, andere bestellen Quartier und Eintrittskarten für einen bestimmten Spieltag im Sommer oder Herbst.

Dort sitzt auch der Christus, seit zwanzig Jahren trägt er seine langen, bis auf die Schultern herabfallenden dunklen Locken und seinen Christusbart; aber diese Äußerlichkeiten sind nicht die Hauptsache an ihm; vielmehr machen ihn sein seelenvolles, gemäßigtes Spiel, seine einfache edle Haltung und Bewegung dieser Rolle besonders würdig. Zwei Männer sind noch zugegen, die ein gewichtiges und verantwortungsreiches Amt bei diesen merkwürdigen Aufführungen bekleiden, der Hauptlehrer des Ortes und der Zeichenlehrer an der Distriktschnitzerschule. Letzterer leitet mit wahrhaft künstlerischem Verständnis die Aufstellung der lebenden Bilder; sie sind schwierig, weil sie schön sind, sie sind mühevoll, weil eine große Anzahl von Kindern in den Gemälden mitwirken, aber nicht minder schwierig ist die Aufgabe des ersteren als Dirigent des Orchesters, als Leiter und Übungsdirektor der Gesangschöre, in welchen oft recht schwierige Gänge vorkommen. Aber wer hat nicht Mühe im Dorfe, wer unterzieht sich nicht gerne derselben, wenn nach zehnjähriger Pause es gilt, ein Gelübde zu erfüllen, welches ehrwürdige und gottergebene Vorfahren gewollt und geleistet; wenn es gilt, einer großen Wallfahrermenge, denn nicht anders als Wallfahrt darf man diesen ungeheuren Zulauf nennen, das Beste zu bieten, was ein geordnetes Ganzes nur irgend zu bieten vermag. Wer aber hat sich an den Nebentischen gruppiert? Es sind die ehrsamen Frauen des großen Ortes: die Frau Doktorin, die Frau Försterin, die Lehrersgattin

und deren Töchter, die einen Sonntagabend an der allgemeinen Unterhaltung gerne teilnehmen, und denen das Lob gebührt, die fleißigen Hände an die wundervollen Gewänder des Dramas gelegt zu haben. Es ist rührend, mit welcher Befriedigung sie von ihrem Amte sprechen, welches um so schwieriger, weil man stets darauf gehalten, keine fremde Hilfe von auswärts dafür heranzuziehen. Auch einige Fremde haben sich schon eingefunden, es sind junge Kaufleute, Handlungsreisende, die Lieferungsverträge an Betten, Bettfedern, Wein, Tabak, Kolonialwaren, Selterwasser u. s. w. abgeschlossen haben und darob alle ein vergnügtes Gesicht machen; sie bemühen sich, die Frauen eifrig zu unterhalten über Dinge aus der Stadt, die sonst nicht in dieses stille Alpenthal dringen. In einer Ecke, mit sich selber grübelnd, sitzt auch noch eine männliche Gestalt, die einen Zug ins Wunderliche in ihrem etwas scheuen Gesichte trägt; sie murmelt abgerissene Laute mit sich selbst, und ihr Lockenhaar ist wirr, ihr Blick irre, ihre Bewegungen sind eckig. Das ist der Ahasver des Stückes, der ewige Jude. Die Legende erzählt, daß auf Golgatha ein Mann unter das Kreuz trat und den Heiland beschimpfte; der Gekreuzigte hat ihm den Fluch hinterlassen, daß er fortan unausgesetzt, ruhelos um die Welt wandern werde, ohne jemals sterben zu können. Diese Rolle des bekannten Ahasver ist kurz in dem Stück; dennoch scheint dieser Mann sehr tiefsinnig damit beschäftigt zu sein. Man nennt ihn im Orte einen wunderlichen Heiligen.

Von den lebenden Bildern, welche als Parallelstellen aus dem Alten Testament die Handlung der Leidensgeschichte begleiten, fanden wir besonders bewunderungswürdig die staunenswerte Regungslosigkeit, in welcher die Darsteller dieser Gemälde verharren. Ein jedes dauert reichlich eine Minute, aber keine Miene, kein Finger zuckt, alle stehen und oft in recht unbequemen Stellungen, wie zu Standfiguren versteinert, wenn nicht ein Windzug hier und da Falten eines Gewandes bewegte, glaubte man wirklich ein Gemälde zu sehen, nicht lebende und atmende Menschen; und bei alledem wird sogar in künstlerischer Hinsicht eine rührende Pietät für unsere alten Meister beobachtet, aus deren Kunstwerken manche Gruppen wieder zu erkennen sind. Wir nehmen Abschied von dem hübschen Passionsdorfe mit voller Befriedigung von allem Gesehenen und Gehörten und sagen: „Auf Wiedersehen im Jahre 1900!“

---

4. Mittenwald, das deutsche Cremona.*)

Wenn du, lieber Leser, eine jener bodenständigen Industrieen oder besser Kunstindustrieen des deutschen Alpenlandes kennen lernen willst, so folge mir in einen Marktflecken, da gelegen, wo die Isar die Grenze Tirols

*) Quelle: Heinr. Noé, Deutsches Alpenbuch I. Glogau, Flemming 1876.

überschreitet und die bescheidene Leutasch aufnimmt, deren Wasser jedoch nur zum Teil im natürlichen Bett die stattlichere Isar erreicht, weil es durch einen Kanal menschlicher Hantierung dienstbar gemacht wird. Es ist Mittenwald. Als offener Kanal rollt die Leutasch ihre Wasser über den Marktplatz, dessen Häuser sich am klaren Sonnen-Nachmittag in den Wellen spiegeln. Gar manche der Häuser, deren Fuß die Leutasch netzt, sind mit Wandgemälden geschmückt, andere erinnern mit den vorspringenden Erkern und den schönen Gewölben in den Hausfluren an eine bessere Vergangenheit. Die Liebe der Älpler zu entschiedenen Farben bestimmte auch das bunte Kleid der Häuser; an den nach einem großen Brande aufgeführten Neubauten ist freilich das mittelalterlich Anheimelnde durch das nüchtern Praktische ersetzt worden. Doch läßt sich trotzdem getrost behaupten, daß Mittenwald die alte eigentümliche Bauweise, welche mit der großartigen Umgebung in ihrer Vielgestaltigkeit übereinstimmt, treuer bewahrt hat, als viele jener Dörfer und Marktflecken im bayerischen Oberlande, deren öder Baustil an die Proletarierviertel in den Vorstädten großer Orte erinnert.

Das deutsche Cremona verdient es genannt zu werden, weil es gleich dem italienischen Orte die besten Geigen in die Welt sendet. Wie die Kunstindustrie des Baues von weltberühmten Saiteninstrumenten in jenen stillen Marktflecken am engen Felsenthal der Isar kam, sei hier kurz erwähnt. Vor etwa 230 Jahren wurde im Gleirschthale ein junger Mann viel bemerkt, der in jener Felsschlucht, deren Rinnsal den Quellbächen der Isar angehört, mit prüfendem Auge die stolzaufragenden Fichten betrachtete. Er war nicht Holzfäller und nicht Jäger, Touristen waren damals noch nicht in der Mode, man zerbrach sich die Köpfe, was er wohl an den Stämmen suchte, an die er sein Ohr legte, wenn er mit dem Hammer einen Schlag daran gethan. Seine Aufmerksamkeit wandte er besonders jenen Riesen zu, deren Wipfel das Absterben deutlich kennzeichnete. Bei gefällten Stämmen untersuchte er die Größe und den Abstand der Jahresringe voneinander; am liebsten jedoch weilte er an jenen Stellen, wo die Holzknechte die Äxte schwangen und die vom Astwerk gesäuberten Stämme den Abhang hinunterrollten. Da horchte er gespannt auf den Ton, den jene Riesen beim Absturz von sich gaben. Und freudige Erregung zuckte über sein Antlitz, wenn ihm von ferne ein Sang ans Ohr schlug, jenem ähnlich, den das Ohr an Telegraphenstangen vernimmt, wenn der Wind in den Leitungsdrähten spielt. Wir haben den jungen Jakob Stainer aus dem Dorfe Absam vor uns, den Sohn armer Bauersleute, der sich aus eigener Kraft ohne italienische Schulung die Kunst des Geigenmachens angeeignet und bereits in den Jünglingsjahren zu Ruf und Ansehen gelangt war. Viel weiß die schreibsüchtige Neuzeit von ihm zu berichten; sie macht ihn zum Helden von Novellen, von denen die einen ihn vor Liebesgram wahnsinnig werden lassen, während er nach anderen schwermütig in den Thälern der Heimat umherzieht, seinen Schmerz durch die melancholischen Töne seiner

Geige ausdrückend; er ist, wie gesagt, ein ebenso beliebter Vorwurf für Novellenjäger als Andreas Hofer. Das Wenige, was die Geschichte uns über den verdienten Mann verbürgt, läßt erkennen, daß er sich zwar an den Werken des berühmten italienischen Geigenbauers Amati gebildet, aber kraft des Genies Bau, Ausrüstung und Klang seiner Geigen so eigentümlich gestaltet hat, daß er als Vater der deutschen Geige zu bezeichnen ist.

Fremde Kaufleute verbreiteten mit seinen Geigen, die sie auf den Märkten zu Hall bei Innsbruck erstanden, zugleich seinen Ruhm. Nicht bloß Kunden, sondern auch lernbegierige Schüler stellten sich ein, darunter auch der Bauer Matthias Kloz aus Mittenwald an der Isar. Als Künstler im Berufe kehrte er in den armseligen Marktflecken zurück, der in den umgebenden Fichtenbeständen treffliches Material und dazu auch eine Bevölkerung mit bildungsfähiger Hand besaß, um den Geigenbau als neue Nahrungsquelle einzuführen.

Besondere Umstände handelspolitischer Natur kamen dazu, um das Kunsthandwerk Mittenwalds zu rascher Blüte zu bringen. Im Jahre 1487 war durch den Erzherzog Sigmund 130 Kaufleuten aus Venedig auf der Messe zu Bozen übel mitgespielt worden, wodurch sich die Handelsherren der Lagunenstadt arg verletzt fühlten. Hatten bisher die deutschen und italienischen Kaufleute auf den Bozener Messen Waren- und Rechnungsgeschäfte erledigt, so mieden sie nach jenem Vorfall die alte Handelsstraße und verlegten den Stapel der Waren wie die Abrechnung mit den deutschen Geschäftsfreunden nach Mittenwald, einem Ort, der schon von jeher Maultierkarawanen nach Welschland hatte durch seine Straße ziehen sehen. Da brach für den kleinen Marktflecken die goldene Zeit an; Fremdenverkehr, Zölle, Lagerhäuser brachten reichen Gewinn; Fuhrleute, Lastträger, Gastwirte, Schmiede u. a. freuten sich reichlichen Verdienstes. Da erstanden Häuser patrizischen Aussehens, da nahm das Leben leichtere, zuweilen wohl auch leichtfertige Formen an, alle Stände gewöhnten sich bei dem spielend gewonnenen Reichtum an einen gewissen Luxus. Plötzlich erfolgte 1679 ein gewaltiger Rückschlag, indem sich der Verkehr in seine alte Bahn zurückwandte und die Straße am Lech über Füssen eröffnet wurde, so daß Mittenwald plötzlich in alter Vereinsamung abseits vom Weltverkehr lag. Gar schwer klagten da viele, die zwar die Mittel zum gewohnten Leben eingebüßt, die Lebensgewohnheiten jedoch nicht wie ein Kleid abstreifen konnten.

In jener kritischen Zeit kehrte Matthias Kloz von Absam zurück, er brachte Brot, wenn auch kein spielend zu verdienendes, so doch ein ehrliches, dauerndes. An Schülern fehlte es ihm nicht, und bald begegnete man auf den Märkten und Straßen Tirols, Bayerns und der Schweiz den ehrsamen Mittenwaldern, die in Tragkörben ihre Geigen, Baßgeigen und Guitarren feilboten. Einige fünfzig Jahre war man auf die genannten Absatzgebiete und den kunstlosen Vertrieb beschränkt.

Durch die Gründer des gegenwärtig ersten Geschäftshauses in Mitten-

wald, durch Johann und Matthias Neuner, wurden (1730) für die Saiteninstrumente andere Märkte gewonnen; arbeitete doch Matthias längere Zeit in London, machte er doch Reisen bis ins Innere des Zarenreichs, um der heimischen Kunstindustrie den Weltmarkt zu erobern.

Die beiden ersten Firmen in Mittenwald — Neuner-Hornsteiner und Johann Anton Bader — können heute den Hausierhandel natürlich nicht mehr. Sie betreiben das Geschäft rein kaufmännisch, „verlegen“ nach dem landläufigen Ausdruck; sie nehmen den Arbeitern ihre Erzeugnisse gegen festen Preis ab, weisen denselben einen Platz in ihrem Magazine an und sorgen für den Vertrieb. Da kann man im Neunerschen Lagerraume Tausende von Saiteninstrumenten des Versandes harren sehen; da treffen Briefe aus den Ganges-Ländern und Amerika ein mit Aufträgen. Wie hat aber auch das Welthandelshaus den Geschmack seiner Abnehmer, selbst der fernsten, studiert und in den Zeichnungen und Masern im Holze zur Geltung gebracht; hier findet der Yankee ebensogut, was er sucht, wie der genügsame Hindu. Und welcher Gegensatz! von den Geschäftsbriefen mit den fremden Ortsnamen werfen wir einen Blick durch die Kontorfenster; da ragt der Karwändel auf, schneebedeckt, an gar manchem Tage von Gemsen belebt.

Das Geschäft mit Amerika hob sich besonders, seitdem die norddeutschen Dampfergesellschaften einen regelmäßigen Verkehr herstellten; vor dem Sezessionskriege 10000, nach Beendigung desselben 12000 der geschätzten Saiteninstrumente wandern jährlich übers Weltmeer. Neben dem Bau der Geige ist der der Zither in besonderer Blüte, und es ist selbstverständlich, daß im Alpenthale jenes alpenhafte Instrument hergestellt wird, dessen nachzitternde Töne an den Widerhall erinnern, an das Echo, das von Felswänden zu uns zurücktönt. In Neuners Lagerhause könnte man die Geschichte des Zitherbaues studieren von den ältesten Formen und Besaitungen bis zu den neuesten Mustern. Und die namhaftesten Zithermacher in München und Wien sind Mittenwalder.

Schon wenn man die Straße von Partenkirchen oder Walchensee herkommt, fallen einem die mächtigen Bretterstöße auf, die das Rohmaterial der Industrie darstellen. Doch lange, mindestens dreißig Jahre lang dauert die Vorbereitungszeit, ehe an eine Verarbeitung zu denken ist; denn das rechte Lager ist die Gewähr für guten Klang des Instrumentes. Das gelagerte Holz gelangt sodann in die vom Leutasch-Bach getriebenen Neuner-Sägen, wo mindestens 50000 Violinböden und eine verhältnismäßige Zahl anderer Holzstücke zugeschnitten bereit liegen, um der menschlichen Hand zur Bearbeitung überliefert zu werden. Ist das Instrument geschnitzt, geleimt und lackiert, so wird es auf den flachen, mit Steinen gedeckten Dächern in die frische Zugluft zum Trocknen ausgestellt oder an Stricken zu demselben Zwecke aufgehängt. Der kostbare Lack, der sich so schön und glänzend anlegt, ist ein Geheimnis der genannten Weltfirmen. Die Instrumentenfabrikation

ist eine Hausindustrie; Männer wie Frauen finden wir da an der Arbeit, bei welcher die größte Teilung üblich ist: hier sitzen Form-, dort Körpermacher, der fügt den schlanken Hals an, jener die Griffe, der die Schrauben, die Stege, die Saitenhalter, die Frauen überziehen das Instrument mit glänzendem Lack; wieder andere fertigen oder überspinnen die Saiten und ziehen sie auf. Wohl giebt es noch hier und da einen Mittenwalder, der eine ganze Geige herzustellen vermag, ja Johann Reiter ist durch seine ausgezeichneten Violinen geradezu berühmt, im allgemeinen ist es aber die Geigenmacherschule, welche jungen Leuten das Ineinandergreifen aller einzelnen Teile und Verrichtungen darlegt.

Was der blühenden Industrie nicht gerade förderlich ist, das ist der Mangel an Ausdauer bei dem Mittenwalder, sobald die Bäume sich belauben und die Wiesen grünen. Da wirft er am liebsten den Schnitzel beiseite, bessert Touristenwege, zieht mit in den Forst, und im Herbst läßt er sich die Heumahd auf keinen Fall entgehen; welche Lust, wochenlang in den Heustadeln zu nächtigen oder um das gesellige Feuer gelagert das Mahl zu verzehren! Erst der Winter verleiht ihm wieder das rechte Sitzfleisch, und des Abends versetzt ihn dann der Klang der Zither mitten hinein in die Bilder seiner Sehnsucht: da denkt er des Jägers im Bergforst, des Sennen auf der Alm, des Holzfällers im Bannwald, des stillen Kahnes auf kristallnem Bergsee, der mächtigen Fichte auf steilem Gehänge, deren Faser jetzt den Ton verstärkt zurücktönt. Ja, an ihr ist es wahr geworden, was einst der Botaniker Martius dem Großhändler Neuner in sinniger Weise als Motto für seine Geigen angegeben: „In silvis viva silui jam mortua cano“, d. h. als ich im Walde lebte, schwieg ich — tot singe ich.

Neunter Abschnitt.

1. Der Bodensee. — 2. Winterliche Gletscherwanderung im Hochgebirge des Ötzthals. — 3. Die Deutschen in den Alpen.

1. Der Bodensee.

Von A. W. Grube.

Im Bodensee reinigt sich der junge Rhein, der in seinem jugendlichen Ungestüm eine Menge von Geröll und Sand aus den Graubündener Bergen mit sich fortreißt und in ziemlich schmutziger Erdfarbe bei Rheineck anlangt, in dessen Nähe er mündet. Indes rückt, eben des vielen Geschiebes wegen, das der Rhein mitbringt, die Mündung allmählich weiter gegen Norden vor. Wegen der alljährlichen Überschwemmungen, denen besonders das schweizerische Ufer ausgesetzt ist, kam man auf den Gedanken, den Mündungsstrom in einer geraden und kürzeren Linie in den Bodensee zu leiten in der Absicht, den Stromlauf zu verbessern und das Nordufer zu entsumpfen.

In der Gegend von Ragaz, wo ein Seitenthal nach dem Walensee führt, ist das linke Ufer so niedrig, daß der Fluß bei hohem Wasser in den Jahren 1627, 1817, 1821 und 1853, auch 1868 fast sich nach dem Walensee gewandt hätte; ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Vorzeit wirklich seine Straße durch den Walen- und Zürichsee geführt habe, wo er dann nach erfolgtem Durchbruch des Lägerberges bei Baden sich mit der Aar vereinigte. Die Berge in der Nähe von Sargans und der Kurfirsten im Norden des Walensees zeigen noch deutliche Spuren, daß hier das Wasser einst 270 m höher stand, als in gegenwärtiger Zeit.

Seit dem Durchbruche des Rheins zwischen dem Schöllberge und Fläscherberge trat der Fluß in das weite Thal, welches in nördlicher Hauptrichtung bis an den Bodensee sich erstreckt und ein breites Bett darbietet, das freilich wegen der zahlreichen Sandbänke oft genug zur Sommerszeit, wenn der Schnee in den Alpen schmilzt, überschwemmt wird. Beim Einströmen in den See bemerkt man noch (wie das bei allen Mündungen

(Nach e. Photographie im Verlage von J. N. Teutschs Buchh. in Bregenz.)

Bregenz am Bodensee.

Digitized by Google

Digitized by Google

größerer Flüsse der Fall ist)*) eine gute Strecke den Rhein, dann aber mischt er sich vollkommen mit dem ruhigeren Seewasser, schlägt seinen erdigen Inhalt zu Boden, und erst bei Konstanz merkt man an dem westwärts gerichteten Wasserzuge, daß der Rhein hier aus dem Bodensee tritt. Er fließt zwischen Konstanz und Petershausen hindurch, etwa $^3/_4$ Meilen westwärts, und bildet den Untersee, aus welchem er eine halbe Stunde oberhalb Stein wieder als breiter Strom hervorkommt, um bald als prächtiger Wasserfall über den hohen Lauffenfall bei Schaffhausen hinabzugleiten.

Der Bodensee ist das freundliche Vermittelungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland; er ist nicht mehr bloß ein schweizerischer See, sondern er wird mit Recht das schwäbische oder deutsche Meer genannt, denn er öffnet seine Arme, um Deutschland an seinen Busen zu drücken; er zeigt dem über den Gotthard- und Splügenpaß kommenden Südländer den Weg nach Bayern, Württemberg, Baden. Zwischen diesen Ländern samt der österreichischen Provinz Vorarlberg einerseits und den schweizerischen Kantonen St. Gallen und Thurgau andererseits bildet er zugleich die Grenze und das Band. Von OSO. gegen WNW. dehnt er sich in einem großen Bogen, der nach Norden zu etwas ausweicht, in einer herrlichen Wasserfläche aus, deren Größe 534 qkm (mit Einschluß des Untersees) beträgt. Es könnte somit die Gesamtbevölkerung der Erde — auf 1500 Millionen veranschlagt — wenn man sie auf der festgedachten Seefläche aufstellen wollte, im Bodensee Platz finden und würde auch da noch ein ansehnlicher Raum leer bleiben!

Den Namen Bodensee hat er wahrscheinlich von dem alten Schlosse „Bodmann" (Bodoma) erhalten, einer Burg am nördlichen Ufer der Überlingerbucht, zur Zeit der Karolinger ein Königliches Besitztum und der gewöhnliche Aufenthalt der Königlichen Bevollmächtigten. Der von Hügeln und bewaldeten Höhen eng eingeschlossene Überlingersee soll übrigens zuerst den Namen Bodensee geführt haben; erst in Urkunden aus dem 9. Jahrhundert findet sich die Benennung lacus podamicus (Bodamsee) für das ganze Seebecken. In der Geographia Ravenasensis ist der Name Bodensee mit Bodungo bezeichnet. Zu Grunde liegt jedenfalls das gute deutsche Wort „Boden", nordisch bottom (Vertiefung), das im Althochdeutschen podam (Mehrheitsform podama) hieß. Ritter vermutet, daß auch das Zeitwort bodden (flößen) den Namen veranlaßt haben könne.

Den Römern wurde der See unter Tiberius bekannt, der von Gallien aus seinem Bruder Drusus zu Hilfe kam, eine kleine Flotte erbaute, seine Legionen überfuhr und die vereinigten Rätier und Vindelizier in der Gegend von Feldkirch schlug. Die Römer nannten den See Lacus brigantinus, von der Stadt Brigantium (Bregenz), wo sie ein Lager hatten.

*) Seit Ammianus Marcellinus fabelte man, der Rhein fließe durch den Bodensee, ohne sein Wasser mit ihm zu vermischen.

Jetzt noch nennt man den obern Teil Bregenzersee, den nordwestlichen Teil aber Konstanzersee, die nordwestliche Bucht Überlinger- oder Hintersee. Der Untersee mit dem eigentlichen Bodensee durch den Rhein verbunden, wird durch die Insel Reichenau in zwei Teile, den eigentlichen Untersee und den nördlichen Teil desselben, den Zellersee (von Radolfszell so genannt), getrennt und gewöhnlich als ein Teil des Bodensees betrachtet.

Die Höhe des Obersees über dem Meeresspiegel ist verschieden berechnet worden, von französischen Ingenieuren auf 404, von Pestalozzi trigonometrisch auf 388, von Schubler barometrisch auf 407 m. Gegenwärtig ist die am meisten angenommene Höhenangabe auf $398^1/_2$ m festgestellt. Die mittlere Höhe des Wasserspiegels des Sees ist dabei als Normalhöhe angenommen worden. Die Frage, ob das Niveau des Bodensees, seit derselbe seine jetzige Gestalt hat, sich gehoben, wird neuerdings verneint. Der Untersee, bei Radolfszell gemessen, soll 28 cm tiefer stehen, als der Obersee bei Konstanz; Konstanz aber liegt schon merklich tiefer als Bregenz.

Die größte Breite (im rechten Winkel der Längenachse) gewinnt der See zwischen Friedrichshafen und Romanshorn, nämlich $3^3/_5$ deutsche Wegstunden (= 3 Schweizerstunden). Blickt man von Friedrichshafen nach Rorschach hinüber, so überschaut man eine Linie von 5 Stunden. Es gehört schon nicht geringer Mut und noch mehr Kraft dazu, über die ganze Breite des Sees vom Schweizer Ufer zum deutschen Ufer hinüber zu schwimmen. Dr. Titus Tobler, der rühmlichst bekannte Palästina-Forscher, wagte mutig diese Schwimmpartie; er schwamm das erste Mal von Horn nach Friedrichshafen, dann von Horn nach Langenargen. Ihm thaten's mehrere Schweizer Herren nach, aber auch ein Deutscher, Dr. Dulk aus Stuttgart, bestand die Kraftprobe. Er durchmaß die Strecke von Romanshorn nach Friedrichshafen mit 8200 Schwimmstößen und brauchte dazu die Zeit von $6^1/_2$ Stunden.

Die Hochgebirge des Bündener Alpenlandes, die St. Galler und Vorarlberger Höhen liefern dem See hauptsächlich sein Wasser; der Rhein samt der mit ihm vereinigten Ill und die Bregenzer Aach bilden die Hauptzuflüsse; die Flüßchen und Bäche des rechten (deutschen) See-Ufers sind unbedeutend. Die Veränderungen im Wasserstande des Sees hängen daher entschieden von den atmosphärischen Niederschlägen ab, welche sich in Schnee und Eis drei Vierteljahre hindurch auf den Hochgebirgen anhäufen, in den Sommermonaten schmelzen und ins Bodenseebecken abfließen. Im Juni beginnt in der Regel die „Flut"; der See steigt dann wohl in einem Tage um über $^1/_4$ m, nicht selten erhebt er sich drei volle Meter über seinen niedrigsten Wasserstand. Die niederen Uferränder werden dann weithin überschwemmt, und es gewinnt den Anschein, als wolle der See voll Zorn und Unwillen das eingebüßte, früher von ihm besessene Erdreich zurückerobern. Da die

Tiefe nicht zu-, sondern abnimmt, so ist erklärlich, daß der See seit einigen Jahrhunderten an Oberfläche gewonnen hat, wenn auch seine Wassermasse geringer geworden ist. Durch das planlose Abholzen der Wälder in Graubünden ist ein plötzlicheres Schmelzen der Schneemassen und die verheerendere Wirkung starker Regengüsse angebahnt, und das müssen nun die Anwohner des Rheins und Bodensees entgelten. Wie es mit dem Genfer See bei Genf der Fall, so ist die Wassermasse bei Konstanz und Stein durch Eindämmungen und Versandungen geschwellt worden, und es wäre eine Tieferlegung beider Seen durch Ausräumung ihrer Ausflüsse bei Konstanz und Stein oder durch Anlegung von Nebenkanälen sehr praktisch. Seitdem die Mühle bei Konstanz, welche den Abfluß hinderte, abgebrannt ist, haben auch die Überschwemmungen des Obersees abgenommen.

Die Tiefe des Sees ist sehr verschieden; am beträchtlichsten ist sie zwischen Friedrichshafen und Romanshorn, etwas näher gegen Friedrichshafen zu. Das Senkblei hat hier 276 m gemessen.*) Am unebensten erscheint der Seegrund zwischen Rorschach und Lindau, wo er zuerst 6, dann 75, hierauf in der Nähe der Rheinmündung nur 26, dann sogar nur 10, etwas weiter wieder 35, dann wieder nur 11, auf der Mitte des Wegs 20 und gegen Lindau zu zwischen 65 und 97 m Tiefe hat. Somit läßt sich voraussehen, daß in nicht sehr langer Frist die Fahrt von Rorschach nach Lindau nicht mehr die gerade Linie einhalten kann, sondern den zunehmenden Versandungen des Rheins ausweichen muß.

Die Temperatur des Wassers steigt bei Lindau bis 25° C. im Sommer und ist auch bei Bregenz noch sehr hoch. Bei 100 m Tiefe hat der See — nach den Angaben von C. Vogt — nur noch 5,6° C.

Wegen der großen Tiefe und stärkeren Wellenbewegung des Obersees wird natürlich, wenn derselbe zufrieren soll, ein bedeutender Kältegrad erfordert. Während der Untersee fast alljährlich zufriert, ist dieser Fall bei dem Obersee seit vier Jahrhunderten nur sechsmal eingetreten, nämlich 1477, 1572, 1596, 1695, 1830 — und 1880. „Der See will sein 50jähriges Eisjubiläum feiern!“ sagten die Anwohner schon zu Anfang des strengen Winters. Große meilenlange Strecken am Ufer und zwischen Bregenz und Lindau waren schon 1879 fest geworden; Ende Januar 1880 war fast der ganze See mit Eis belegt und zum Jubel von jung und alt wimmelten die blinkenden Eisgefilde hüben und drüben von Spaziergängern, Schlittschuhläufern und Schlittenfahrenden. Der Fasching (am 2. Februar) wurde, namentlich zwischen Bregenz und Lindau, als ein großartiges Volksfest auf der festen Seefläche gefeiert; die Festzeitung ward auf dem Eise gesetzt und

*) Zur Vergleichung mögen hier nach neueren Angaben die größten Tiefen einiger Alpenseen angeführt werden: Genfer See 309 m, Bodensee 276 m, Gmundener See 191 m, Königssee 188 m, Attersee 171 m, Neuenburger See 144 m, Achensee 132 m, Starnberger See 131 m, Hallstadter See 125 m, Wolfgangsee 144 m, Chiemsee 89 m, Mondsee 67 m.

gedruckt. Die Dampfschiffahrt mußte wochenlang eingestellt werden. Auch wenn die Kälte nicht sehr streng ist, macht doch der niedrige Wasserstand, verbunden mit den dichten, oft wochenlang andauernden Nebeln, die Dampfschiffahrt beschwerlich; desto lustiger ist dieselbe im Sommer.

Da der Bodensee eine sehr vorteilhafte Verbindung für die angrenzenden Staaten darbietet, und dazu noch 10 Eisenbahnlinien, die Stuttgarter und Ulmer bei Friedrichshafen, die bayerische von Augsburg und München bei Lindau, die Züricher bei Romanshorn, die Rheinthal- (Chur-) und Nordostbahn (Zürich-St. Gallen) bei Rorschach, die badische und Schwarzwaldbahn (von Basel und Singen) bei Konstanz münden und ferner die Gürtelbahn von Lindau über Bregenz nach St. Margarethen und von Rorschach nach Konstanz, Stein und Radolfszell vollendet ist: so ist sowohl der Handels- wie der Personenverkehr an seinen Ufern sehr lebhaft. Aber auch der Depeschenwechsel ist sehr beschleunigt, seitdem von Lindau nach Rorschach und von Friedrichshafen nach Romanshorn der Telegraphendraht in den See gesenkt und so eine direkte Linie zwischen Deutschland, Schweiz und Italien hergestellt wurde.

Von der Oberfläche des Obersees gehören nach der Uferausdehnung der angrenzenden Staaten etwa $^1/_4$ zu Thurgau, $^1/_{12}$ zu St. Gallen, $^1/_7$ zu Österreich, $^1/_6$ zu Württemberg, $^1/_{12}$ zu Bayern, fast $^1/_3$ zu Baden. Teils sind es Landeserzeugnisse, die von einem Orte der Küste zum andern verfahren werden (Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Holz, Vieh), teils Fabrikwaren und Handelsprodukte, die von Süden nach Norden, von Norden nach Süden geschafft werden. Rorschach und Lindau sind für den Getreideaustausch sehr bedeutende Handelsorte und Kornmärkte; jenes empfängt das südrussische Getreide über Marseille, dieses den ungarischen Kornsegen über Wien und München. Friedrichshafen steht mit der Nordsee in Verbindung und erhält von dort Zigarren, Tabakblätter und -rollen, Kaffee, rohe Baumwolle, englische Baumwolltücher, Wollwaren, Maschinenteile, Speck und Fett, Soda, Petroleum 2c. In der Lebhaftigkeit der Schiffahrt hat es der Bodensee dem Genfer See von jeher zuvorgethan. Gegenwärtig wird der Bodensee von einer stattlichen Dampferflotille befahren. Für den Reisenden bieten diese Dampfschiffe eine sehr bequeme Schnellpost, nur sollten die Fahrpreise etwas niedriger gestellt sein. In den letzten Jahren hat man auch große, mit stockwerkhohen Verdecken versehene Trajekt- oder Überfuhrschiffe gebaut, welche den Warenzug gleich von der Eisenbahn in Empfang nehmen.

Es gewährt dem Beobachter menschlichen Verkehrslebens ein anziehendes Schauspiel, wenn er sich in Romanshorn oder Rorschach oder in Friedrichshafen und Lindau auf den Hafendamm stellt, um dem Ein- und Auslaufen der Dampfer mit ihren Schleppschiffen, dem Ein- und Ausladen der Waren zuzuschauen und die Geschicklichkeit und Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher die schweren Getreidesäcke gefaßt und auf die für sie

bestimmten Wagen gehoben werden, die sie auf Eisenschienen schnell in das Lagerhaus bringen; und ferner zu sehen, wie die Güterwagen von der Eisenbahn auf die schiefe Ebene geführt werden, welche sie auf das Verdeck des Trajektschiffes gleiten läßt. Um das zu schnelle Herabrollen zu verhindern, sind die Waggons von einem Drahtseile gehalten; die Trajektschiffe haben ein doppeltes Schienengeleise auf dem Verdeck und können 8 große Eisenbahnwagen aufnehmen.

Der Dampf und die Eisenschiene haben zu Lande die Frachtfuhrleute, zu Wasser die Segelschiffer aus dem Felde geschlagen; doch ist der Bodensee noch keineswegs ganz des malerischen Anblicks der Segler beraubt und man kann in den frühen Morgenstunden heiterer Sommertage auf der blauen Wasserfläche noch manches Schifflein mit aufgeblähten Segeln vom deutschen zum Schweizer Ufer und umgekehrt dahinziehen sehen, langsam und sicher — solange die Luft nicht von einem plötzlich hereinbrechenden Föhn oder einem schnell sich entwickelnden Gewitter in Aufruhr gerät.

Den Fischen scheint übrigens die neue Erfindung der Dampfschiffe nicht sehr zu behagen; die Fischer behaupten, daß, seitdem die brausenden Räder die Wasserfläche durchwühlen, die Brut nicht mehr so ergiebig sei. Ein großer Übelstand besteht aber auch darin, daß der Obersee nicht wie der Untersee eine geregelte Fischordnung hat; die Wildfischerei ist unbedingt einer Steigerung der Fischbrut höchst nachteilig. Es giebt sehr schmackhafte Fische im Bodensee, besonders zeichnen sich aus die beiden Maränen, die Blaufelchen, die Grundforelle und die Seeforelle. Letztere heißt auch Lachsforelle (Salmo trutta), hat schwarze Augen, silberfarbene Augenringe, grünlichgrauen Rücken, silberweißen Bauch und schwarzgefleckte Seiten. Im Sommer ist das Fleisch rötlich, im Winter weiß, wird aber durchs Kochen goldgelb. Die Lachsforelle wird zuweilen 30—40 Pfund schwer, ist jedoch im Bodensee selten, häufiger dagegen in den schweizerischen Seen. Für die Lachsforelle bietet aber der Bodensee reichlichen Ersatz in der Grundforelle (Salmo lacustris), die von 5 Pfund bis zu 48 Pfund schwer wird, im April und Mai in den Rhein (Rheinlanke) und die Ill (Illanke) hinaufsteigt, ihren Laich da absetzt, wo der Strom am schnellsten ist und einen kiesigen Grund hat, und dann im Herbste sich wieder in den Bodensee zurückzieht. Bei Rheineck und im Rheinthale wird sie häufig gefangen; ihr Fleisch steht mit dem Lachs in gleichem Preise. Die Maräne (Salmo maraena) ist ein sehr wohlschmeckender, beliebter Fisch mit silberfarbenem Leibe und schwärzlichem Rücken; sie erreicht eine Länge von über $^1/_2$ m und eine Schwere von 6 Pfund. Die Maränen laichen im Herbste und man fängt sie um diese Zeit, wo sie am fettesten sind, und im Anfange des Winters unter dem Eise. Sie werden geräuchert und mariniert, früher wurden sie sogar als große Delikatesse weit und breit verschickt. Frisch schmecken sie wie Forellen. Die kleine Maräne (Salmo maraenula) wird nur 15 bis 20 cm lang und 8 Lot schwer, hat aber ein noch zarteres Fleisch als ihre

größere Verwandte, beide werden auch Gangfische (Poissons de passage) genannt. Der Gangfisch par excellence ist aber das **Blaufelchen** (Salmo caeruleus oder Coregonus Wartmanni), unstreitig der beste Fisch des Bodensees, der 30—36 cm lang wird, doch erst im siebenten Jahre ausgewachsen ist. Im ersten Jahre heißt er „Heuerling", im zweiten „Stuben", im dritten „Gangfisch", im vierten „Renken", im fünften „Halbfelch", im sechsten „Dreier", und erst vom siebenten Jahre an „Blaufelchen"; der Oberleib ist nämlich bläulich, der Unterleib aber weiß. Was der Hering für die nordischen Völker ist, das ist dieser Fisch für die Umwohner des Bodensees. Besonders im Obersee ist das Blaufelchen häufig und wurde lange für eine diesem eigentümliche Art angesehen. Frisch geröstet wird es von vielen noch den Forellen vorgezogen. Es überwintert in den Tiefen des Sees und zeigt sich im Frühjahre, wenn nach dem Ausdrucke der Fischer das „Wasser es hebt", zuerst an den östlichen Buchten, wandert dann dem schwäbischen Ufer entlang hinunter gen Überlingen und Konstanz, um im Herbste längs den schweizerischen Gestaden in der Höhe von Arbon zu laichen und endlich in sein ständiges Winterquartier zurückzukehren.

Auch die Trüsche (Quappe) — Lota fluviatilis, der einzige Vertreter der Schellfische — die in den tiefen, klaren Buchten des Bodensees am liebsten in der Tiefe haust, hat ein außerordentlich zartes und wohlschmeckendes Fleisch; ihre Leber wird für das wohlschmeckendste Gericht aus der ganzen Fischwelt gehalten, und es ist Thatsache, daß Elisabeth von Metzingen, Äbtissin des Frauenmünsterstiftes in Zürich, einst für Trüschenlebern ein Lehngut am Zollikerberg verschwendete. Die Trüsche ist grünlichgrau, schwarz und gelblichgrün marmoriert und durch kleine Bartfäden am Kinn ausgezeichnet; sie wird selten über 30 cm lang und über 2—3 Pfund schwer gefunden und vorzüglich bei Steckborn gefangen. Die Hechte stellen ihr eifrig nach.

Im Dezember 1853 wurde bei Konstanz ein Riesenhecht gefangen; er hatte ein Gewicht von fast 30 Pfund, eine Länge von $1^1/_2$ m und über dem Rücken eine Breite von 15 cm. Er mochte auf dem Raube nach Gangfischen begriffen gewesen sein, denn er ward von den Fischern im gleichen Netze mit den Gangfischen heraufgezogen. Wie viel solcher Fische der Räuber in seinem Leben (man schätzte sein Alter auf 60 Jahre) verzehrt haben mag, kann man sich denken, wenn man erwägt, daß er in einer Nacht 30—40 Fische, die man seiner Botmäßigkeit überlassen hatte, verzehrte. Am 7. Mai 1874 fing man im Überlingersee zwei gewaltige Hechte, von denen der eine $1^1/_2$ m lang und 28 Pfd. schwer, der andere beinahe 1 m lang und 24 Pfd. schwer war.

Auch die Karpfen sind nicht selten, und von Bleien (Brachsen) gelingt es zuweilen den Fischern, reiche Vorräte zu bekommen. Bei Ermatingen wurden im Jahre 1854 auf **einen** Zug 120 Zentner Brachsen gefangen und am 27. März 1858 ebendaselbst von vier Fischern in **einem** Netze

230 Zentner. Desgleichen fing man zwischen Rorschach und Horn im Jahre 1866 in zwei Zügen nahezu 1000 Zentner dieser fruchtbaren Fische.

Der Wels (Weller), dieses riesige Fischungeheuer, das ausgewachsen $4^1/_2$ m lang und 3 Zentner schwer wird, ist in einigen Arten vorhanden, die alle ein sehr süßes, weißes, fettes Fleisch haben und jung verspeist werden müssen. Man fängt hin und wieder Exemplare, die bis ein Zentner schwer sind.

Im ganzen zählte man bisher 26 verschiedene Fischarten;*) seit einigen Jahren hat sich jedoch der Fischbestand des Sees um einige neue Arten vermehrt: nämlich um einen Lachs, dessen Eier der nordamerikanische Fischzuchtverein spendete, und um den Orfen oder Goldnorfling (Cyprinus Orfus), der von der Domänenverwaltung in Konstanz in ihren Streuweihern gezüchtet wird. Bei dem Ablaß dieses Weihers ließ man einige Orfen in den nahen Bodensee hinausschwimmen und dort scheint es ihnen gut zu gefallen. Sie haben sich rasch vermehrt und Fischer am Untersee haben schon 3 Pfund schwere gefangen. Im März 1883 trafen 10 große Fässer mit jungen Fischen in Friedrichshafen ein, um in den See entleert zu werden. Der neue Ankömmling war ein Verwandter des in Norddeutschland wohlbekannten und sehr schmackhaften Sander (auch Zander geschr.), Lucioperca Sandra, Cuv., zu den Barschen gehörig. Die aus Galizien stammende Art ist bei uns noch unbekannt.

Unter den Vögeln sind begreiflicherweise die Wat- und Schwimmvögel besonders häufig. Der weiße Storch läßt sich nur selten sehen als flüchtiger Gast, und auch der schwarze Storch ist eine Seltenheit; aber Riedschnepfe, Strandläufer, Kiebitz, Wasserralle, Rohrhuhn, Wasserhuhn, Fischreiher ziehen ab und zu vom See zu den Teichen und Füssen und umgekehrt. Von Schnepfen sind fast alle Arten zu treffen: die Wald-, Heer-, Strand-, Teich-, Geißkopfschnepfe, die Regenschnepfe und der Gelbfüßler, auch die Lerchenschnepfe; desgleichen mancherlei Enten, als die Schnatterente, die Quakente, Spatel-, Tafel-, Kriekente, Sommerhalbente, Kragente, Zwergente, wilde Ente (mit vier Abarten, Kolbenente, Myraka, europäische Haubenente. Auch mehrere Möwen (die große aschgraue und die rotfüßige Lachmöwe), sowie Taucher (der graukehlige Haubentaucher, der kleine, der Ohrentaucher) sind gemein; seltener schon der stumme Schwan, die Schneegans, die Löffelente. Im Sommer 1768 und 1806 schoß man eine Kropfgans, und 1836 ließen sich bei Romanshorn ein paar Struntjäger (Larus parasiticus) sehen, auch eine Möwenart (Lestris pomarinus), die aber nicht imstande ist, selber zu fischen, sondern andere Möwen so

---

*) Nach Prof. v. Siebold hatte früher der Wallenstädter See 21, der Züricher See 22, der Vierwaldstätter See 24 und der Bodensee 26 Arten — die Blaufelchen und Gangfische nur als eine Art (Coregonus Wartmanni) angenommen, was aber die meisten Fischer nicht gelten lassen wollen, indem sie behaupten, der Gangfisch sei eine besondere Art mit besonderer Laichzeit.

lange in der Luft herumjagt, bis diese die verschluckten, verdauten und unverdauten Fische wieder von sich geben. Der Ornitholog findet reiche Ausbeute, und wird es ganz begreiflich finden, daß ehemals der Bischof von Konstanz kein Bedenken trug, in der besten Jahreszeit die Jäger sogar von der Feier der Heiligentage zu entbinden.

Eine schöne Sammlung einheimischer Vögel findet man im Vorarlberger Landesmuseum zu Bregenz. Dort ist auch eine gut ausgestopfte Fischotter zu sehen, welche bei Hard in der fischreichen Lauterach (1871) geschossen wurde.

Unter den Lurchen spielen die Frösche eine Hauprolle. Da die Schenkel dieser musikalischen Reptilien ein sehr beliebtes Gericht am Bodensee sind, stellt man den armen Sumpfsängern sehr nach. Doch geben sie, namentlich wenn der See große Überschwemmungen anrichtet, noch manches Konzert zum besten — zur nicht großen Freude der menschlichen Uferbewohner, die in ihrem Schlafe gestört werden. Von den Schlangen ist am oberen See die Ringelnatter (Coluber natrix) nicht selten.

Von Vierfüßlern sei nur eines kleinen, zierlichen Tierchens aus dem Mardergeschlechte Erwähnung gethan, das am Obersee bei Bregenz, Hard, Lochau ꝛc. sehr gemein ist; es ist das Hermelin (Mustela erminea), das im Winter ganz weiß mit schwarzer Schwanzspitze, im Sommer braun erscheint mit weißem Unterleibe.

Von der Bodensee-Flora ist mir auf meinen Wanderungen zwischen Bregenz und Rheineck, also am obersten Rande des Sees, als bemerkenswert aufgefallen: Erucastrum obtusangulum (Rempe), Barkhausia tennuifolia, Acorus calamus (Kalmus), Helleborus viridis (odorus — Nießwurz, auf den Wiesen bei Rieden), Hydrocotile vulgaris (Wassernabel), bei Fußach nur auf Torfgrund, aber sehr wuchernd, die beiden Drosera (Sonnentau) am Logsee auf der in den Bodensee ragenden Landzunge bei Fußach. Eine sehr merkwürdige Drosera ist ferner die Aldrovanda vesiculosa (L.), die in Indien zu Hause, aber auch in Süddeutschland nicht selten ist; sie wurde im Logsee 1846 von Dr. Custer aufgefunden, schwimmt auf dem Wasser und blüht im August, ist jedoch wegen der Bodenseeüberschwemmungen schwer zu bekommen. Centunculus minimus (Kleinling), die kleinste Pflanze hiesiger Flora, bei Rheineck; Polygonum amphibium (Wassersumpfknöterich), wurzelt stellenweise in einer Tiefe von $3—3^1/_2$ m und überdeckt den Wasserspiegel wie Seetang. Utricularia vulgaris (Wasserschlauch) besonders in Torflöchern; merkwürdig deshalb, weil seine zarten Wurzelfasern mit zerstreuten Luftblasen versehen sind, mittelst welcher sich die Pflanze kurz vor der Blütezeit über die Wasserfläche emporhebt; wenn der Same anfängt reif zu werden, vertrocknen die Blasen und die Pflanze senkt sich wieder auf den Schlammgrund hinab.

An manchen Uferstellen wächst in reicher Fülle das durchblätterte Samkraut, Potamogeton perfoliatum, das seine Hauptnahrung aus dem See-

wasser zieht. Die stengelumfassenden herzförmigen Blätter halten die Pflanze, die nur Haarwurzeln hat, in der Schwebe. Im warmen Juni kommen dann gar bald die sogenannten Kerzen, bis 15 cm langen Ährenkolben, hervor, deren Same, wenn er sich stellenweise auf dem Spiegel des Sees anhäuft, vielleicht jene Erscheinung hervorruft, die man „Seeblust“ (Seeblüte) nennt und die auch auf dem Züricher-, Zuger- und anderen Seen vorkommt. Sie besteht aus einer bräunlichgelben, leichten und porösen Masse, die sich den durchfahrenden Schiffen gern anheftet, da sie schleimig ist. Auch andere der obengenannten Blütenpflanzen mögen dazu ihren Beitrag liefern.

Rings um den Bodensee sind die sonnigen Hügel mit Weinreben bepflanzt. Kann sich der „Seewein“ auch nicht mit dem eigentlichen „Rheinwein“ messen, so ist er doch in guten Jahrgängen ein schätzbarer Wein, etwas herb, aber sehr gesund. Auf den steil abfallenden Felshängen des Städtchens Meersburg wachsen aber so süße und edle Trauben, daß der daraus gewonnene Wein an Feuer und Lieblichkeit den Rheinwein übertrifft und als feiner Dessertwein gegeben werden kann. Aus dem reichen Obstertrag wird ein guter Teil zu Most verwendet. Die deutschen Ufer sind besonders reich an Kirsch- und Pflaumenbäumen, die schweizerischen an Äpfel- und Birnenbäumen, und im Frühjahre bieten namentlich die thurgauischen Landschaften einen reizenden Anblick dar. Der Wald von Obstbäumen, in welchen das Land wie eingehüllt ist, glänzt in einem weißrötlichen Schmucke von Birn- und Äpfelblüten, den kein Maler durch seine Kunst wiederzugeben vermag, und den man unmittelbar im warmen Frühlingssonnenschein genießen muß.

Was den Bodensee vor allen übrigen Seen der Schweiz auszeichnet, ist, daß er weniger ein Berg- und Alpensee ist, als jene (den Genfer See eingeschlossen), daß er etwas entschieden Meerartiges hat, daß er die freie, offene Aussicht des Landsees vereinigt mit einer prachtvollen Bergszenerie, die am oberen Teile des Sees in großartiger Nähe herankommt, aber doch noch fern genug bleibt, um den Blick auf die mannigfaltigsten, in Terrassen sich abstufenden Berggruppen nicht zu beschränken. Man überschaut an günstigen Punkten einen Horizont von fast 300 km; von den Algäuer Alpen bis zu den Graubündener Spitzen, von den Bregenzer Waldbergen bis zum Basaltkegel von Hohentwiel und ins Höhgau sind ganz beträchtliche Entfernungen. Von Bregenz nach Konstanz zu verliert sich der Blick in der blauen Ferne, wo Himmel und Wasser ineinander überzufließen scheinen. Wenn dann die Sonne in die Fluten taucht und der See wie ein Becken geschmolzenen Goldes sich darstellt, dann mit immer dunkleren Tinten sich schmückt, purpurrot und gelbgestreift und braun in seltsamer Mischung, bis endlich die ruhige, heitere Bläue des Himmels im Wasserspiegel wieder ihr Gegenbild findet: so ist das ein wahrhaft prachtvoller Anblick! Wer auf dem Hafendamm von Konstanz spazieren geht und hinauf nach dem Pfänder-

gebirge bei Bregenz schaut, sieht dann den schönen Widerschein der untergehenden Sonne auf den Bergen im Osten und in Violett und Rot das ganze Vorarlberg gekleidet. Die Umgegend von Konstanz ist reich an entzückenden Fernsichten. Auf dem hochgelegenen Kirchhofe von Allmannsdorf hat man den ersten Blick auf den Ober- und Unter- und den Überlingersee; vom Meßmer ist der Blick auf das Höhgau und Schwaben überraschend. Von Friedrichshafen hat man wiederum den besten Eindruck der gewaltigen Breite des Sees und seiner großen Länge von Ost und West; die Türme von Konstanz auf einer Seite, den malerischen Gebhardsberg auf der anderen und gerade in der Front die ganze Wunderwelt der Schweiz. Noch schöner stellt sich die alte ehrwürdige Stadt Konstanz dar aus den Fenstern des Schlosses von Meersburg gesehen. Die kleine badische Uferstadt Meersburg gewährt selber einen sehr malerischen Anblick und ist bemerkenswert durch ihr uraltes Schloß, das vom Freiherrn J. v. Laßberg, dem Kenner deutschen Altertums und Freunde Uhlands, bewohnt ward. Dem alten Schlosse liegt das neue gegenüber, vom Bischof Kasimir Anton v. Sickingen 1750 im Rokokostil erbaut. Jetzt befindet sich die Taubstummenanstalt darin und daneben, im ehemaligen bischöflichen Seminar, das katholische Schullehrer-Seminar. Auf dem Meersburger Friedhof sind die Gräber des seinerzeit berühmten Magnetiseurs Mesmer, des edlen Laßberg und seiner Schwägerin, der Dichterin Freiin Annette Droste-Hülshoff.

Bregenz, obwohl sein Hafen in den besten Stand gesetzt und mit vielen Kosten ausgebaut worden, ist wie Lindau und Konstanz ein ziemlich stilles Landstädtchen geblieben, trotz seiner günstigen Lage. Dagegen hat sich wie auf Schweizer Seite Romanshorn so auf deutscher Seite Friedrichshafen in kurzer Zeit sehr gehoben. Früher Buchhorn genannt, wie der ältere Teil der Stadt noch heißt, war Friedrichshafen, obschon „Reichsstadt“, das Krähwinkelchen des Bodensees; jetzt, seit Umwandlung des Klosters Hofen in einen Sommerpalast des Königs von Württemberg und mit diesem Schlosse durch eine neue Straße verbunden, seit dem Ausbau des Hafens und dem Betrieb der Eisenbahn, ist das Städtchen ein wahres Juwel in der württembergischen Krone geworden und ein bedeutender Handelsplatz. Noch lebhafter ist das auf entgegengesetztem Schweizerufer liegende Rorschach, in welchem Marktflecken die Dampfschiffahrt eigentlich ihren Brennpunkt findet und wo jeden Donnerstag der belebteste Getreidemarkt stattfindet.

Indessen haben Dampfschiffahrt und Eisenbahn auch Bregenz mit jedem Jahr mehr belebt und seitdem die Durchbohrung des Arlberges vollendet und von Bregenz direkt eine Trajektschiffahrt nach Konstanz zustande gekommen ist, nimmt auch dieses Städtlein am großen Weltverkehr den regsten Anteil. Welcher Wechsel der Zeiten hat doch diese drei alten Städte heimgesucht!

Was aber Konstanz, Lindau und Bregenz keine Ungunst der Zeit rauben kann, das ist die herrliche Natur ringsumher. Die fruchtbaren Auen bei Konstanz erinnern schon ganz an italienische Landschaften; die Fernsichten

auf die Schweizer und Tiroler Alpen wie ins Schwabenland sind reizend, und die liebliche Insel Mainau ist das schönste Idyll, das in den Rahmen des Bodensees gefaßt ist. Gegen die Herrlichkeit des Bodensees muß freilich der ganze Unter- und Überlingersee und gegen Lindau und Bregenz das im Sommer sehr heiße und schattenlose Konstanz sehr zurücktreten. Von Lindau aus betrachtet ist die Berggruppierung um den Obersee am großartigsten. Man stelle sich auf die 290 Schritt lange Brücke, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbindet, oder noch besser, vor die reizende Grubersche Villa, etwas weiter westwärts vom See, und man wird von einem Naturbilde überrascht, das mit dem schönsten des Genfer Sees wetteifern kann. Nach Nordwest der herrliche Wasserspiegel, in unbegrenzte Ferne sich dehnend, im Süden die lieblichen Höhen des Thurgaues und Appenzells, immer höher sich türmend bis zum 2504 m hohen Säntis, der auf der einen Seite in schroffen Wänden abfällt, auf der anderen minder steil sich böschend, ein Schneekleid um die Schultern legt, zur Seite den „Alten Mann“, den Kamor und Hohen Kasten und wie seine Vasallen alle heißen, von welchen dieser König des Bodensees, der sie stolz überragt, sich huldigen läßt, — im Osten die Pyramiden und massigen Felsen der Dornbirner und Hohenemser Alpen, hinter welchen die höheren Spitzen des Bregenzer Waldes hervorschauen, ganz nahe zu linker Hand das Pfändergebirge, das in den malerischen Vorsprung, auf welchem die St. Gebhardskapelle thront, ausläuft. Der See scheint den Fuß der gegenüberliegenden Schweizerberge zu bespülen, ja hinauf bis ins Rheinthal zu dringen, das den großartigsten Hintergrund dem überraschten Blicke darstellt; denn es wird von den grauen Hörnern (hinter Ragaz), über welche noch der 3249 m hohe Ringelkopf hervorschaut, geschlossen. Eine Abstufung von den sanftesten zu den kühnsten, schroffsten Formen, ein Wechsel des Erhabenen und Lieblichen, wie er kaum auf einem anderen Punkte im lieben deutschen Vaterlande in solcher Fülle zu finden sein mag.

Die Fahrt auf dem Dampfboote von Lindau nach Bregenz ist wohl die schönste Partie des ganzen Sees, gegen welche die Eisenbahnfahrt von dem Inselstädtchen nach dem Vorort von Vorarlberg zurücktreten muß, obwohl letztere von Lochau an, wo sie hart am See sich hält, in den man sie zum Teil hineingebaut hat, auch interessant genug ist. Man fährt nämlich nahe an dem in steilen Wänden aus roter Nagelflue sich erhebenden Pfändergebirge hin; zur Rechten blinkt der See, der, wenn er vom Sturm gepeitscht wird, seine Wogen stellenweise bis auf den Bahndamm hinaufspritzt; gerade vor sich aber hat man den herrlichen Golf. Die Häuser von Bregenz und kleine Villen steigen amphitheatralisch auf, dem Hafen gegenüber glänzt hinter einer Pappelallee das Kloster in der Mehrerau, dessen Gründung dem heiligen Kolumban zugeschrieben wird,*) hoch schaut vom steilen Felsen das

*) Kolumban erschien, wie die Chronisten erzählen, mit Gallus und seinen übrigen Schülern Magnus, Theodor, Kilian und Siegewart um das Jahr 611 zu Arbon am

St. Gebhardskirchlein nieder, und dann hebt sich wie ein Konzert für das Auge die Alpenwelt Tirols und der Schweiz zum Himmel empor. Es muß freilich ein recht heiterer Sonnen- und Sommertag sein, wenn man dies Gemälde in seiner vollen Schönheit genießen will.

Man unterlasse nicht, den St. Gebhardsberg zu besteigen, zu dem ein etwas steiler, aber nicht unbequemer Pfad hinaufführt. Der schön geformte, auf der Mittagsseite ganz schroff abfallende Felsenvorsprung, der nach Bregenz zu mit frischen Lärchenbäumen umkränzt, nach der Aach zu mit dunklen Tannen besetzt ist, dann aber in freundliche Weingelände und Gärten übergeht, hieß früher Pfannenberg, Schloßberg, und wird jetzt der Gebhardsberg genannt. Hier stand das denkwürdige Schloß Pfannenburg, im 10. Jahrhundert vom Grafen Ulrich VI. (Utzo) und Gräfin Dietburga, den Eltern des heil. Gebhard, bewohnt, 1647 aber von den Schweden zerstört; aus den Trümmern erhob sich 1723 das gegenwärtige freundliche Kirchlein, das nunmehr ein berühmter Wallfahrtsort geworden ist. Am 27. August, als am Tage des heil. Gebhard, wimmelt es oben von Wallfahrern, denen

---

Bodensee, nachdem er schon im Elsaß einige Klöster gestiftet und am Zürichsee das Evangelium verkündet hatte. Von Arbon schifften die Missionäre auf den Rat des dortigen Pfarrers Wilimar, der sie gastfreundlich aufnahm, nach der Gegend von Bregenz hinüber. Unweit der Stelle, wo sie landeten, fanden sie eine kleine verlassene Kapelle; sie ward einst auf den Namen der heiligen Jungfrau Aurelia geweiht, die unter dem Hunnenkönige Attila 453 den Märtyrertod litt. Kolumban und Gallus gaben nun die Kapelle dem christlichen Gottesdienst wieder und erbauten sich an derselben kleine Wohnungen, welche ihre Schüler erweiterten und nach Bedürfnis des klösterlichen Lebens gestalteten. Durch mehr als drei Jahre hatten diese frommen Männer das Land bebaut und den Segen der christlichen Religion unter die verwilderten Bewohner jener Gegend mit dem besten Erfolge verbreitet, als auf einmal Kolumban und seine Schüler auf Beschwerde mißgünstiger Heiden, vorzüglich aber auf Befehl des eben zur Regierung gelangten austrasischen Königs Theoderich, vom Alemannenherzoge Gunzo die Mahnung erhielten, ihre Wohnungen zu verlassen, damit — wie der herzogliche Befehl sich ausdrückte, durch die Anwesenheit so vieler Menschen und das Aushauen der Wälder das Wild nicht verscheucht werde! Kolumban zog nach Italien, baute daselbst das Kloster Bobbio (bei Mailand) und beschloß sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Gallus ging in die Schweiz, gründete das Kloster St. Gallen, und Magnus, der ostwärts wanderte, stiftete das Kloster Füssen an der tirolischen Grenze. Ungeachtet dieser Verweisung wagten es doch andere Schüler des h. Kolumban, das von ihm eingeführte Klosterleben fortzusetzen. Es wurde sogar ein zweites Kloster, und zwar von Nonnen errichtet. Allein man vermied alles Aufsehen, um sich der politischen Obrigkeit nicht verdächtig zu machen. Kolumbans Institut erhielt sich durch Jahrhunderte.

Um das Jahr 1097 beschloß Graf Ulrich VIII. von Bregenz, für das ärmliche und ungenügende Gebäude ein neues aufzubauen. Der Bau ward in kurzer Zeit ausgeführt, und dem Kloster der Name Mehrerau gegeben, zum Unterschied von dem Prämonstratenserstift Minderau (oder Weißenau) bei Ravensburg. Die Ordensregel folgte jener des heil. Benedikt. — Nach mancherlei Wechselfällen wurde die Kirche 1748 und das Kloster 1782 neu erbaut, als aber Vorarlberg an Bayern kam, ward (1806) das Kloster aufgehoben, zwei Jahre darauf Kirche und Turm abgebrochen. — Im März 1854 wurden die Klostergebäude von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich den Benediktinern wieder zurückgegeben, und das 1200 Jahre alte Kloster feierte abermals seine Auferstehung!

ein Kapuziner die Predigt im Freien hält. Neben der Kirche steht das Wirtshaus, das Erfrischungen darbietet. Vom Altan desselben schaut man über die ganze Fläche des Sees mit seinen österreichischen, bayerischen, württembergischen, badischen und schweizerischen Grenzgebieten bis nach Konstanz hinab. Wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet. Zu den Füßen hat man das steinige, breite Bett der Aach, die bei Kennelbach aus dem Bregenzerwalde tritt und zwischen Hard und Rieden mündet. Nach Süden gegen Feldkirch und Altstetten dehnt sich die breite, fruchtbare Aue des Rheinthals mit den zahlreichen Dörfern, welche ganze Fläche in Urzeiten Seeboden war und in welcher der Rhein nun als silberglänzendes Band sich schlängelt. Die Vorarlberger, St. Galler und Appenzeller Alpen türmen sich in den schärfsten Umrissen, daß man sie zeichnen möchte. Was die Natur Erhabenes und Schönes hervorgebracht hat, reiht sich hier in erhabenem Wechsel aneinander.

Steigt man nieder und wandert nun über die lange, hölzerne Aachbrücke nach Hard, so kommt man freilich an das allerflachste und sumpfigste Ufer des Sees, aber gewinnt doch wieder ein ganz neues, charakteristisches Bild. Mich gemahnt dieses sandige Ufer immer an die Insel Norderney und an die Nordsee, namentlich wenn die Berge ringsum durch Nebel verhüllt sind und die Möwen schreiend am Strande fischen. Die Harder sind geschickte Schiffbauer, und zwischen den vielen Haufen von Flößholz sieht man eine völlige Schiffswerfte, wo Kähne und Lastschiffe gebaut und schadhaft gewordene Fahrzeuge kalfatert werden. Die Ebbe vom Monat Oktober bis zum Mai läßt den See hier wohl 200 Schritt zurückweichen und bietet wie in einem Seebade den trefflichsten Strand zum Spazierengehen. Kleine und große Muscheln, freilich keine seltenen, liegen auch in Menge da. Die großen Wiesen- und Riedstrecken, die sich nach Fußach hinziehen und auf denen im Frühling und Herbst in malerischen Gruppen das Rindvieh weidet, geben ganz das Bild einer holländischen Gegend. Die Appenzeller, wenn sie von ihren Bergen nach Hard kommen, sagen, sie gingen „ins Niederland“.

Ist der See stürmisch, dann kann man auch meerartige Wogen, weiß gekräuselt übereinander stürzend und mit mächtigem Geräusch an der Küste sich brechend, heranrollen sehen. Überhaupt haben die Winde auf dieser Ebene einen vollkommenen Tummelplatz; sie treiben in den nach der Seeseite zu gelegenen Wohnungen den Regen sogar durch die Doppelfenster.

Ein besonders hitziger Gast ist der Föhn (Favonius), der als heftiger Südwind aus den Alpen ins Rheinthal und auf die Fläche des Bodensees sich stürzt, mit einer Gewalt, wovon die Bewohner des mittlern Deutschland kaum einen Begriff haben. Die Wogen des „Deutschen Meeres“ türmen sich in der That meerartig auf, kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzu weit von der Küste sich entfernt hatte! Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen ihre Fahrt einstellen. Es ist etwas Sonderbares

um diesen Föhn. Schon ein bis zwei Tage vor seinem Ausbruch hüllen sich die Berge in einen hauchartigen Nebel; es tritt Windstille ein, eine ängstliche Spannung der Atmosphäre. Dann erhebt sich wohl ein Kampf mit einem kälteren Nordost, und man fühlt sich in der einen Minute von einem ganz warmen, gleich darauf von einem kalten Lufthauch angeweht, besonders an der Küste des Sees, bis endlich der hitzige Alpen-Scirocco den Sieg gewinnt und die Wasserfläche des Sees tief aufwühlt. Die Farbe des Wasserspiegels wird vor dem Ausbruch des Windes hellgrün, wie denn überhaupt bei Gewittern, Hagelschauern oder anderen elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre die blaue Farbe des Sees erst ins Hellgrüne, dann ins Meergrüne und Dunkelblaue übergeht. In Hard, das frei am Seeufer liegt und keinen Berg in der Nähe hat, ist der Föhn viel stärker als in Bregenz; in Lindau schon bedeutend schwächer. Auf die Nerven wirkt dieser warme Wind ganz ähnlich, wie der italienische Scirocco, nämlich betäubend und abspannend, besonders die Kopfnerven angreifend. Nach einigen Tagen schlägt der Föhn um; es erfolgt zuerst Regen, dann Kälte, auf den höheren Bergen fast immer Schnee. Übrigens kennt man auch einen „kalten Föhn", der mehr aus Südost weht, in seinen Stößen minder heftig ist und, wie man zu sagen pflegt, „sich öfters ausgeht", ohne Regen zu bringen; die Witterung bleibt dann noch zwei bis drei Wochen gut.

Übrigens ist der Föhn, trotzdem, daß er schon manche Feuersbrunst entzündet hat, unschätzbar im Frühling, wo er den Schnee aus allen Winkeln der Berge holt, und im Herbst, wo er die Reife des Maiskorns beschleunigt, das an den Bodensee-Ufern gebaut wird. So bietet sich dem Naturfreund eine Fülle des Anziehenden und Merkwürdigen, und wer Herz und Sinn erfrischen und sich befreien will aus dem Staub der Ebene und des Geschäfts, der wallfahrte an die grünen Ufer des Deutschen Meeres. Besonders freudig wird man überrascht, wenn man auf der München-Augsburger Eisenbahn nach Lindau fährt. Die große, einförmig trübe bayerische Hochebene ist ganz dazu geschaffen, um den Gegensatz zu der Mannigfaltigkeit und Liebenswürdigkeit der Bodenseewelt recht innig empfinden zu lassen. Das heitere und doch schon sehr großartige Algäuer Bergland bildet gleichsam die Ehrenpforte zum Eintritt in die Bilderhalle des Bodensees. Die Gegenden von Immenstadt mit dem klaren Alpensee zeigen das friedlichste, anmutigste Bild der Vorgebirgsnatur; bei Staufen entfalten sich ödere, in kühneren Umrissen gezeichnete Gebirgslandschaften, deren Hintergrund durch die Bergspitzen der Vorarlberger Kette und die Berggruppen des Hohen Säntis abgeschlossen wird. Die Bahn senkt sich merklich, wie im Triumphzuge geht es vorwärts in höchst überraschendem Übergange aus dem rauhen Gebirgslande zum milden, sonnigen Obst-, Wein- und Maislande. Einigemal schon ist die blinkende Fläche des Sees vor dem spähenden Auge wie ein Blitz vorübergeflogen; nun, während der Blick noch an den blauen Alpen hängt, ist plötzlich Lindau erreicht, der Spiegel des Sees liegt offen da, und die

kleine Inselstadt bildet den idyllischen Vordergrund eines Gemäldes, mit dem sich kein anderes rheinisches Landschaftsbild messen kann. Auch an Burgruinen und geschichtlich merkwürdigen Punkten sind die Ufer des Bodensees reich, wie es nur irgend eine Strecke des Rheinlaufes sein mag.

---

2. Winterliche Gletscherwanderung im Hochgebirge des Ötzthales.

Nimm eine Karte von Tirol zur Hand, dringe mit deinem Blicke über den Zug der Nordalpen, die vom Bodensee bis an die Grenze Oberösterreichs und Steiermarks ziehen und versetze dich südwärts in das Gebiet der Zentralalpen, welche dir schon das Kartenbild weißschimmernd zeigt — diese verhältnismäßig großen weißen Stellen bezeichnen die weiten Gletschergebiete, die von der Schweizer Grenze bis zum Ankogl in das Gasteinthal von den Schneehäuptern herabhängen und den Ötzthaler-, Stubayer-, Zillerthaler- und Hohe Tauern-Gebirgsgruppen angehören.

Bei Martinsbruck tritt der Inn aus dem Unter-Engadin ins Tirol; ein wenig östlich von Martinsbruck findest du das Städtchen Nauders, das bereits 1363 m über dem Meere liegt. Die ins Süd-Tirol führende Straße steigt aber noch und überschreitet einen Sattel nicht weit vom Dorfe Reschen, die Reschen-Scheideck (1494 m); dort ist die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adria-Meer. Unweit des Dorfes Reschen entspringt die Etsch, welche die dem Lauf des Inn entgegengesetzte Richtung einschlägt, nämlich nach Süden. Von Glurns nach Meran muß sie aber östlich fließen; sie wird in die Mitte genommen: auf der linken nördlichen Seite von der Ötzthal-Hochgebirgsgruppe, auf der rechten oder südlichen Seite von der Ortles-Gruppe; das Thal zwischen den beiden heißt Vintschgau.

Nun sieh dir das Ötzthaler-Gebiet näher an; es ist fast ein zusammenhängendes eisiges Firn- und Gletschermeer, aus welchem die hohen Kämme und Kugeln hervorragen, starr, groß, gewaltig. Fünf Gipfel dieser erhabenen stillen und öden Alpenwelt erreichen eine Höhe von mehr als 3600 m — die Weißkugel ist 3741 m, die Venter Wildspitze 3770 m hoch.

Am Südabhange dieses Bergriesen liegt, einsam und verlassen, der kleine Ort Vent (Fend), der zu arm, um einen Pfarrer zu ernähren, nur einen Kuratgeistlichen hat, der für durchreisende Fremde zugleich den Wirt macht und gastlich dem Wanderer ein Unterkommen in seinem Hause gewährt. Vent liegt 1892 m ü. M., also noch 92 m höher als die Spitze des Rigi, ist rings von hohen, steilen Berggipfeln und Gletschermeeren eingeschlossen und nur thalabwärts, nach Norden, hat es einen Ausgang. Die Vorstufen des Hochgebirges sind nur spärlich mit Gras bewachsen, und nur stellenweise hat die Zirbelkiefer festen Fuß gefaßt. Um südlich

ins Thal von Schnals zu kommen, müssen die Einwohner von Vent stundenlang über Gletscher wandern. Hat das schon im Sommer viel Gefährliches, wenn frischer Schnee gefallen ist und die Risse und Schlünde verdeckt werden: so ist eine Wanderung über solche Eisstraße im Winter noch bedenklicher.

Dennoch unternahm der Kuratgeistliche von Vent, Herr Franz Senn, eine solche Gletscherwanderung am 13. November 1868 bei anfangs heiterem, dann aber ungünstigem und endlich schlimmstem Wetter, nämlich bei argem Schneegestöber. Er wollte aus dem Schnalser Thal von Unser Frau über den Hochjoch-Ferner sich in seine Seelsorg-Station Vent begeben und nahm den besten Gletscherführer, Cyprian Granbichler, mit, der, im Sommer sein Hausgenosse, schon so manche kühne Bergwanderung mit ihm glücklich bestanden hatte. Beide Männer hatten vom Hochjoch-Ferner aus die 3510 m hohe Finailspitze glücklich erstiegen und ferner die Vernagtspitze, die bis dahin noch keines Menschen Fuß betreten. Cyprian Granbichler gehörte zu jenen Alpenführern, die mit ebenso vieler Zähigkeit, Gewandtheit und Schnellkraft die größte Willenskraft, Besonnenheit, Ausdauer und Entsagungsfähigkeit verbinden, wie sie nur die Alpenwelt in einer Mannesnatur zu zeitigen vermag. Und sein geistlicher Freund stand ihm in allen diesen Eigenschaften kaum nach; auch er war gestählt im Kampf mit allen Fährnissen der Wildnis des Hochgebirges und hatte dem Tode schon öfters mutvoll ins Auge geblickt. Wie bei den Gemsjägern wird auch bei den Alpenbesteigern der Kampf mit Hindernissen ein gewaltiges Reizmittel, an dem der kühne Mann seine Lust hat. So riß den Herrn Kuraten die Leidenschaft hin, bei ungünstiger Witterung den Weg über die Gletscher fortzusetzen; freilich rief ihn auch die Pflicht, er wollte zur bestimmten Zeit den Gottesdienst in Vent abhalten, aber dessenungeachtet war sein Wagnis nicht bloß kühn, sondern tollkühn und es kostete dem braven Cyprian das Leben. Vergebens hatte dieser seinen Freund gewarnt und wollte umkehren, als es noch Zeit war. Fast zwei Tage und eine ganze Nacht irrten die Männer in kaltem Schneegestöber umher, in der Nähe des Vernagt-Gletschers entgingen sie wie durch ein Wunder dem Sturze in die Tiefe; endlich erblickten sie die Häuser des Dorfes Rofen, aber eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt — im tiefen Schnee, der sich am Waldsaume gesammelt hatte, versagten die Glieder dem erschöpften Granbichler den Dienst — mit verzweifelter Anstrengung schleppte sich Franz Senn weiter, Hände und Füße waren ihm schon erfroren; doch erreichte er noch den Ort Rofen; für seinen Reisegefährten aber kam die Hilfe zu spät.

Hören wir nun den eigenen Bericht des Herrn Geistlichen, wie er denselben im Boten für Tirol und Vorarlberg, 1868, Nr. 288—90 veröffentlicht hat.*) Wir geben ihn fast unverkürzt, weil kein Wort überflüssig

*) Vgl.: Aus dem Leben eines Gletscherführers, Blätter der Erinnerung an Cyprian Granbichler ꝛc. (München 1869.)

und jedes bezeichnend ist für eine richtige Anschauung und Würdigung der Situation.

„Ich war mit Cyper*) vom 26. Oktober bis 5. November in Meran, meinerseits, um die gebrochene Gesundheit zu fördern, und beiderseits, um uns von den Strapazen des Sommers zu erholen. Eine höchst liebenswürdige Gesellschaft machte uns den dortigen Aufenthalt äußerst angenehm.

Nachdem ich vergebens am 5. November den Vorschlag gemacht hatte, über Passeyr und das Timblerjoch nach Hause zu gehen, war es am Freitag, dem 6. November, höchste Zeit, von Meran aufzubrechen, um noch am selben Tage nach Unsre l. Frau ins Schnalser Thal zu gelangen; am Sonntage nämlich sollte ich amtlich zu Hause sein, somit war der Samstag, der 7. November, zum Übergange über das Hochjoch bestimmt.

Das vorausgegangene schöne Wetter ließ uns gar keine Besorgnis ahnen; zudem versicherte uns ein soeben über das Hochjoch gekommener Ventner, Gregor Klotz, daß sehr gut zu gehen, und jenseits des Ferners alles schneefrei sei. Wir kamen deshalb auch gar nicht in Verlegenheit, als wir am Samstag Vormittag nach zweistündigem Marsche in Kurzras, den letzten Höfen des Schnalser Thales, einen 5 cm tiefen Schnee bei vorherrschendem Westwinde trafen, indem wir uns dachten, daß dieser, wie es die Erfahrung oft lehrt, nicht über die Gebirgsscheide hinausreiche. So wanderten wir, um $11^1/_2$ Uhr von Kurzras aufbrechend, getrost dem Hochjoche zu. Um $1^1/_2$ Uhr erreichten wir die Paßhöhe am südwestlichen Ende des Hochjoch-Ferners,**) ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen; bloß nahm der Schnee gegen die Höhe hin allmählich an Tiefe zu, so daß er zuletzt ungefähr 15 cm betragen mochte. Dieses, sowie auch der Umstand, daß es leicht schneite und der Wind kleine Schneewehen zusammentrieb, vermochte uns aber keine Furcht einzuflößen; wir trösteten uns vielmehr mit dem Gedanken, daß wir noch bei Tage weit über den Ferner hinauskommen und dann auf dem neuen, gut gebahnten Wege bequem gehen könnten. Dazu noch unsere genaue Ortskenntnis, vermöge deren wir es im Sommer fast gewagt hätten, die ganze Strecke mit verbundenen Augen zurückzulegen. Leider war uns beschieden, eine bittere Enttäuschung zu erfahren.

Nach viertelstündigem Aufenthalte bei dem sogenannten Bödele, einem gewöhnlichen Ruheplatze der Touristen, wo wir beide dem mitgenommenen Speck, Fleisch, Brot und Wein nur sehr mäßig zusprachen, betraten wir um $1^3/_4$ Uhr den Ferner, um ihn in seiner Länge von zwei Stunden zu überschreiten. Schon beim ersten Tritte auf denselben brachen wir bis über das Knie in den Schnee ein; wir sagten: es wird wohl besser kommen. In derselben Weise und mit derselben Hoffnung gingen wir ungefähr

*) Abkürzung von Cyprian.

**) Bekanntlich heißen in Tirol die Gletscher „Ferner“, welches Wort mit „Firn“ zusammenhängt.

$1^1/_2$ Stunden vorwärts, und waren noch nicht beim sogenannten Latschbüchel, hatten also nicht ein Drittel des Ferners hinter uns. Da sagte Cyprian: „Ich meine, wir sollten umkehren!" Der Einbildung, daß der alte, auf dem Ferner früher gefallene Schnee uns halte, gaben wir uns schon nicht mehr hin, — hatten wir ja erfahren, daß er von dem neuen ganz erweicht worden war; — dennoch gab ich zur Antwort: „Es ist Samstag, folglich meine Pflicht, in Vent einzutreffen, und da der Westwind herrscht, wäre jede Spur unseres Weges bis Kurzras wahrscheinlich verweht; zudem haben wir von Unser Frau aus die Hälfte des Weges zurückgelegt und werden bald weniger Schnee finden." Ohne Widerrede schritt Cyprian wieder voran, bloß hier und da klagend, daß er in seiner leichten Sommerkleidung viel zu kalt habe. Auf meine Bemerkung: „Hätten wir doch noch einen Menschen aus dem Schnalser Thale mitgenommen," gab er zur Antwort: „Es wäre doch niemand gegangen." Den genannten Latschbüchel erreichten wir erst in der Dämmerungszeit, beide schon etwas müde, bei heftigerem Sturmwinde und dichterem Schneien. „O wären wir umgekehrt," sagte ich, „aber jetzt ist es zu spät, also nur vorwärts." Ja „vorwärts" war leicht zu sagen, aber schwer zu gehen; der Sturmwind immer heulender, dichter Schneefall ohne Unterbrechung, bis auf den Boden herabsitzender Nebel und die hereinbrechende Nacht — „O weh! wie wird es uns ergehen, o wären wir doch jenseits des Ferners!" Das sollte aber nicht so bald kommen. Immer über das Knie einbrechend, überfiel uns die dunkle Nacht eine kurze Strecke außerhalb des Latschbüchels, ungefähr in der Mitte des Ferners, und da wollten wir, die Richtung des Sommerweges einschlagend, nach rechts abbiegen. Kaum zehn Minuten gegangen, sagte ich: „Cyper! mir scheint, wir seien auf dem Wege ins Schnalser Thal; denn der Wind kommt uns jetzt entgegen." Er überzeugte sich auch davon und unsere Umkehr bestätigte, daß wir im Halbkreise in der Richtung gegen das Finailjoch waren. Von da beschlossen wir, uns immer links an den sogenannten Obern Berg zu halten und so der Steinernen Stiege zuzusteuern. Zwar ist dieser Weg etwas weiter als der gewöhnliche, aber er sicherte uns wenigstens vor einer großen Verirrung, indem wir rechts den Ferner und links den genannten Berg hatten. So ging es vorwärts bei immer gleicher Witterung und gleich tiefem Schnee, teils auf dem Ferner, teils, um den Randspalten auszuweichen (in eine derselben war Cyper einmal bis unter die Achseln gefallen), dem Berge entlang kletternd bis zur Steinernen Stiege, welche wir ungefähr 10 Uhr nachts erreichten.

Wir hatten uns schon lange auf diese Stelle gefreut, hoffend, ein ruhigeres Wetter und weniger Schnee zu finden; doch welche Enttäuschung! Anstatt des bisher nachgekommenen Westwindes blies uns ein heftiger Nordwind entgegen, große Schneeflocken erhöhten die Tiefe des Schnees und kein Licht zeigte, wo wir den Fuß sicher hinsetzen könnten. Zugleich wußten wir, daß die vor Anlegung des neuen Weges am jenseitigen Ufer viel

begangene Steinere Stiege jetzt vom Ferner bedeckt sei, hatten somit rechts den in Spaltungen steil abfallenden Ferner und links die Felswände des gegen das Erzbödele absinkenden oberen Berges vor uns. Oben quer über den Ferner zum Kreuzberge und neuen Wege hinüberzugehen, konnten wir wegen der gänzlichen Finsternis und der Fernerspalten, da wir kein Seil, uns anzubinden, bei uns hatten, unmöglich wagen, daher waren wir gezwungen, den gefährlichen und schwierigen Weg zum Erzbödele hinunter zu machen. Da galt's ein Klettern mit Händen und Füßen — wir hatten nämlich auch keine Bergstöcke bei uns — ein Versuchen bald auf-, bald abwärts und teilweises Rutschen über Felsplatten, so daß ich mich jetzt noch wundere, wie wir unter solchen Umständen in die Nähe des Erzbödele herunterkommen konnten. Kaum waren wir da einige Schritte auf besserem Boden gegangen, so kamen wir in eine neue, noch größere Verlegenheit. Die nahe gelegene Hintereis- oder Rosenberg-Schäferhütte zu finden, hielt Cyper für eine Unmöglichkeit, ich zweifelte, daß es möglich sein würde, am linken Ufer über den Hintereis-Ferner, dem Rosenberge entlang und dann über den Vernagt-Ferner den neuen Saumweg zu erreichen. Wir entschlossen uns deshalb, von unserer Stelle, etwas oberhalb des Erzbödele, den Hochjoch-Ferner an seinem steilsten Abfalle in das Rosenthal quer zu überschreiten, wissend, daß er da ohne Spalten ist, und jenseits am Kreuzberge den neuen Weg zu suchen. Tiefer Schnee bedeckte das steile, glatte Eis und machte es möglich, gegen ein unfreiwilliges, verderbenbringendes Abrutschen gut stand zu halten. Bloß gegen das Ende hin, als wir den Kreuzberg nahe vor uns hatten, bemerkten wir eine, gegen die rechte Seitenwand sehr steil abfallende, beinahe schneefreie Stelle des Ferners wegen der furchtbaren Dunkelheit zu spät; Cyprian trat darauf, lag zu Boden und war im Augenblicke so weit abgefahren, daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. „Wie geht es?" rief ich. „Da gar zu gut!" war seine Antwort. „Bist du nicht verletzt?" „Nein." „Dann kann ich wohl auch hinunter rutschen?" „O um Gotteswillen, nein; denn es ist hier eine große Bergkluft, mich hat es bloß darüber hinausgeworfen, — gehen Sie höher hinauf." Das that ich nun, bei jedem Tritte sorgfältig das Terrain prüfend, ein paarmal auch knieend und mit den Händen am Boden mich haltend, und kam nach einigen Umwegen glücklich zu Cyper auf die rechte Seiten-Moräne, auf die es ihn geworfen hatte. Mein erster Ausruf war: „Gott sei Lob und Dank! jetzt haben wir wenigstens den Ferner hinter uns." Das windfreie Plätzchen in der Tiefe gestattete mir, mit Hilfe eines Zündhölzchens auf die Uhr zu sehen: es war $12^1/_2$ Uhr in der Nacht.

Somit hatten wir zur Überschreitung des Ferners, die im Sommer in zwei Stunden leicht bewerkstelligt werden kann, beinahe 11 Stunden benötigt, von denen ungefähr zwei auf das Herumklettern in den Felsen bei der Steinernen Stiege fielen. Lange schon hatten wir beide wenig Hoffnung gehegt, lebend das Ende des Ferners zu erreichen; ich faßte daher, da dies

geschehen, wieder mehr Mut und sprach: „Jetzt werden wir doch noch hinauskommen.“ „O mein Gott!“ war seine mit zitternder Stimme gegebene Antwort. „Ja, fehlt dir etwas?“ „Ich bin durch das Herabfallen gerade so viel stark erschrocken.“ Wirklich bemerkte ich, als ich ihm ganz nahe trat, ein furchtbares Zittern an seinem ganzen Körper. Dieses verließ ihn auch auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hinscheiden nicht mehr. Selbst einige Züge aus der Weinflasche, die ich ihm reichte, halfen nichts. Vergebens nämlich hatte ich schon vorher öfters ihm zugeredet, und that es nachher, er möge einen Schluck Weines nehmen; „es ist mir vorher viel zu kalt,“ erhielt ich jedesmal zur Antwort. Dieser Umstand trug jedenfalls auch zu seinem Verderben, hingegen aber wesentlich zu meiner Rettung bei: denn von den drei mitgenommenen Flaschen guten Weines blieb so der größte Teil für mich allein. Ich hatte schon von der Station auf dem Hochjoche an die Vorsicht gebraucht, eine Flasche immer in meiner Rocktasche zu tragen, um beim Nachlassen der Kräfte wieder einen Schluck zu nehmen. Dem übrigen Mundvorrate mochten wir auf dem ganzen Wege nicht mehr zusprechen, bloß daß ich zum Weine jedesmal ein kleines Stücklein Brotes aus der anderen Rocktasche hervorholte. Deswegen dauerte hier die Rast auch nur ein paar Augenblicke. „Wir dürfen nicht stehen bleiben, sondern müssen allzeit gehen,“ sagten wir, wohl wissend, daß nach eingetretener Mattigkeit ein längeres Stillestehen oder Niedersetzen uns bald in den Zustand des Schlafes und damit des Nimmer-Aufwachens versetzen würde.

So waren wir nun seit der Rast auf dem Hochjoche in beständiger Bewegung. — Leider erfuhr unsere frühere Hoffnung, hier keinen oder nur wenig Schnee zu finden, eine schmerzliche Enttäuschung. Bei jedem Schritte brachen wir bis über das Knie in Schnee ein, die Schleusen des Himmels waren fortwährend geöffnet, die uns mit dichten Schneeflocken überschütteten, und dazu gab das Heulen des Sturmwindes gräßliche Akkorde; endlich die beständige tiefste Finsternis — wie sollte es da möglich sein, den Weg zu treffen? — Wir schritten immer vorwärts, wähnend in der Nähe des Weges zu sein, immer abwärts, wie wir glaubten, und kamen endlich nach langer mühseliger Wanderung zu einem tiefen Bachthale, das wir an den beiderseitigen fast senkrechten Felsen als den innersten Kreuzbach erkannten. Wir waren viel zu hoch, das war jetzt klar, und mußten also innerhalb hinunter um den Weg zu suchen; denn nirgends außerhalb desselben kann man die bis zum Vernagtferner hinaus aufeinander folgenden fünf Kreuzbäche wegen der Tiefe ihrer Runsen und der Höhe der sie umrahmenden steilen Felsen überschreiten. Nach vielen Versuchen, Ab- und wieder Rückwärts-Gehen kamen wir nach unsäglichen Leiden und beinahe gänzlicher Erschöpfung unserer Kräfte auf den Weg und überschritten dieses erste Bachthal glücklich. Dieselbe Weise wiederholte sich bei jeder der genannten Runsen; immer verloren wir den Weg, gingen zu hoch und mußten ihn

wieder mühsam aufsuchen. Alle Hoffnung, Vent zu erreichen, hatten wir beide vollständig aufgegeben. „Aber doch," sagten wir oft, „müssen wir unser möglichstes thun, um unser Leben zu erhalten, also immer langsam gehen."

Daß ich noch in der Lage bin, eine Beschreibung unserer schrecklichen Wanderung zu liefern, darüber werde ich mir am Ende derselben eine Bemerkung zu machen erlauben. Ich notiere jetzt bloß dieses: den letzten Tropfen Weines — es war zwischen 3 und 4 Uhr morgens — hatte ich bereits verzehrt, und essen von dem gefrorenen Speck, Fleisch oder Brot konnten wir wegen Schwäche nichts mehr. So beständig den Tod erwartend, steuerten wir langsam und oft seufzend dem Vernagtferner an der Zwergwand zu. Auch hier hatten wir dasselbe Schicksal, wie vorher bei den Bachrunsen. Die jetzt beginnende Dämmerung ließ uns die Zwergwand erkennen, wir waren also wiederum viel zu hoch, nämlich ganz oben, soweit der Ferner gegen dieselbe und zur Kreuzspitze hinaufreicht. Von hier an uns an die Zwergwand haltend, gingen wir ganz leidlich über den Ferner und danach in der Richtung des Weges zum sogenannten Eisbache. Da begann zuerst die Sonne uns zu erblicken, und damit mein Mut auch um so mehr sich zu heben, als wir die wegen der Steinbrüche und Lawinen, außerdem aber wegen senkrechter Abstürze an den Strecken, wo der Weg in Fels gesprengt worden war, gefährliche Stelle ohne besonderes Hindernis überwunden hatten. „Jetzt kommen wir," sagte ich, „doch leicht nach Vent."

Es war ungefähr 6 Uhr morgens, und benötigt man im Sommer von da bis Rofen bloß eine gute halbe Stunde zu gehen. „Bis 10 Uhr," fügte ich bei, „können wir in Vent anlangen." Welcher Irrwahn! Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, so kam gerade ober uns eine Staublawine. Ich, ohnedies etwas hinter Cyprian, zog mich schnell zurück und war geborgen; er aber hatte sich mit dem Gesichte zur Erde niedergeworfen und stand unbeschädigt, nachdem der Wind sich gelegt, wieder auf. Sofort kamen Lawinen vor und hinter uns und jenseits fast ohne Unterbrechung, und endlich auch noch fünf auf uns selbst herunter. Bloß die erste davon riß mich durch die Gewalt ihres Windes einige Schritte hinunter, ich faßte mich jedoch, warf mich zu Boden, fest in den Schnee mich eindrückend und die Hände in demselben einklammernd, und war gerettet. So machten wir es jedesmal, keinen Augenblick vor Lawinen sicher, wobei der Rückwärtige die Aufgabe hatte, darauf acht zu geben und schnell zu warnen. Leider war dazu, um das Maß des Elends voll zu machen, in der ganzen sogenannten Falle — so heißt dieser Teil des Bergabhanges — vom Winde und Lawinen eine solche Anhäufung des Schnees, daß wir fast bei jedem Schritte bis unter die Achseln einbrachen. Und dennoch war Cyper mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen immer mein Vorgänger; meine Kräfte hätten nicht gereicht, dies öfter und anhaltender zu thun.

Endlich kamen wir ungefähr um 12 Uhr mittags zu einer Stelle, wo etwas unterhalb des Weges eine alte, kleine Schäferhütte steht. Da unsere Kräfte gänzlich gebrochen waren, gingen wir derselben zu, um dort an sicherer Stelle ein wenig auszuruhen. Dort befand sich Holz, um Feuer zu machen, was ich that, aber leider kein Geschirr, um mit Schnee und unserem Mundvorrate eine, wenn auch ungesalzene Suppe zu kochen. Während ich mich nun damit begnügte, auf die sehr schlichte Lagerstätte, die eher für ein Murmeltier, als für einen Menschen geeignet wäre, mich hinzustrecken, trippelte Cyper beständig um das Feuer, sich zu erwärmen suchend, jedoch vergebens, immer heftiger wurde sein Frösteln und Zittern. Nach dreiviertel Stunden Aufenthaltes fragte ich ihn, ob wir gehen wollten. „Ja, es wird gescheiter sein," sagte er, „hier nützt es uns doch nichts." Wir brachen auf, hatten aber mit dem Schnee wieder furchtbar zu kämpfen, wobei Cyper öfters sagte: „Nach Vent komme wenigstens ich nicht mehr."

Ungefähr um 2 Uhr, als wir kaum eine Viertelstunde weit gegangen und auch von Rofen nicht mehr weit entfernt waren, blieb Cyper stehen, lehnte sich an den Schnee und sprach: „Jetzt kann ich nicht mehr." Ich sah wohl, daß er durch seine Hingabe zu unserer und besonders meiner Rettung auf das äußerste erschöpft war. Noch ungefähr 150 Schritte hatten wir bis zum sogenannten Roten Bache, über den ein schmaler Steg führt, — ein furchtbar schlimmes Stück Weges, das sah ich vor Augen; dann, vermutete ich mit Grund, könnte es besser kommen und werden auch die Häuser von Rofen zum erstenmale sichtbar. Noch etwas bei Mute, aber ohne Kraft, mußte ich nun voran, hoffend, daß Cyper wenigstens in meinen Fußtapfen mir zu folgen imstande sei. Er bemühte sich indessen vergeblich; bei jedem Schritte, den er zu machen versuchte, drehte es ihn auf die Seite. Was sollte ich nun thun? Ihn nachzuschleppen vermochten meine Kräfte unmöglich, somit, sollten wir nicht beide des Todes sein, blieb das einzige übrig: so schnell als möglich nach Rofen zu gehen und von dort dem Cyper Hilfe zu schicken.

Schon bei den ersten Schritten, immer bis unter die Arme in den Schnee einbrechend, schien es mir unmöglich, das Ziel zu erreichen und ich war nahe daran, verzagt zu werden. „Frisch auf!" rief ich mir selbst zu, und „o mein Gott! hilf mir und gieb mir die Kraft, sein Leben zu retten!" In der That! Diese gewiß vom Herzen gekommene Bitte und der Gedanke, daß nun der glückliche Ausgang unserer schrecklichen Fahrt mir allein übergeben sei, bewirkten eine solche Aufregung der Kräfte, daß sie fast an Wut grenzte. Mit den Füßen, Knieen, Händen, Armen im Schnee arbeitend und wühlend und an den tiefsten Stellen mich zuerst mit dem Körper darein werfend, um Bahn zu brechen, hatte ich in nicht langer Zeit die schlimme Strecke hinter mir und stand bei der Brücke des Roten Baches; noch einige Schritte, und ich sah die Häuser von Rofen. Ein hell-lauter Jauchzer sollte mich dessen Bewohnern bemerklich machen. Während ich vergeblich auf Ant-

wort oder nach Menschen spähte, rief Cyprian, der mich sah, herüber: „Soll ich denn hier allein zu Grunde gehen?“ „Ich gehe ja schnell nach Rofen, und schicke dir Leute zu Hilfe!“ war meine Antwort, womit er sich auch beruhigte. Ich glaubte jetzt auch sicher, daß wir beide gerettet würden, denn mein Weg führte jetzt in den Wald, wo keineswegs so viel Schnee wie bisher sich hatte anhäufen können. Dennoch dachte ich mir: „Ja, man weiß nie, wie es geht, ob nicht Cyper inzwischen einschläft, um nicht mehr zu erwachen,“ erteilte ihm aus Vorsicht die Absolution und ging, weil ich ihn von da an nicht mehr sehen konnte, mit schwerem Herzen davon. Ich sollte ihn, ach leider! am Leben nicht wieder sehen. „Vorwärts!“ sagte ich zu mir, „das ist das einzige Mittel, mich und ihn zu retten!“ Wie ich gehofft, so kam es: ich konnte von jetzt an, mit Ausnahme einer Stelle von fünf Schritten, ohne Hindernis gehen. Eben war ich mitten im Walde, als ich jenseits der Ache in der Nähe der Brücke einen Menschen erblickte. Ich schrie, doch vergeblich, ging also wieder vorwärts an eine lichte Stelle und wiederholte meinen Ruf. Jetzt hörte und erkannte er mich und stand in wenigen Minuten vor mir. Er war — der gute Mann, der Rofner Bauer Ferdinand Klotz — in freudigem Erschrecken, mich bei solchem Wetter und zu dieser Zeit hier zu treffen und wähnte, mir helfen zu müssen. „Nein,“ sagte ich, „der Cyper ist innerhalb des Roten Baches und kommt allein nicht mehr weiter; geh schnell, hilf ihm und laß ihm wenigstens keine Ruhe, damit er nicht einschläft; ich werde von Rofen schon noch weitere Hilfe senden.“ So schieden wir, und Cyprian war auf diese Weise kaum eine halbe Stunde allein geblieben. — Wie froh war ich jetzt! „Ich komme leicht nach Rofen, und Cyprian wird auch gerettet,“ dachte ich mir. Als ich nach Rofen kam, wäre ich sogleich weiter zu gehen nicht imstande gewesen. Es war drei Uhr nachmittags. Den einzigen von den Mannesbildern, Nikodem Klotz, der anwesend war, schickte ich sogleich zu Cyprian hinaus. Nachdem ich warme Milch genommen und eine Anweisung zur Behandlung Cyprians gegeben hatte, setzte ich, etwas gestärkt, den Weg nach Vent fort, wo ich um vier Uhr anlangte — nach einem Marsche, mit Abrechnung des Aufenthaltes von ungefähr dreißig Stunden. Ich ließ mir vor allem meine erfrorenen Hände und Füße von einem hiesigen Bauersmanne, der dazu ein Geheimmittel besitzt, in Kur bringen und erwartete dann, während ich mich erholte, von Rofen eine Nachricht über Cyprians Befinden. Nach eingetretener Nacht kam sie, aber welche: „Der Cyper sei beim Roten Bache in Gegenwart des Ferdinand Klotz verschieden.“ Von letzterem vernahm ich am nächsten Tage folgendes: Wie er hingekommen sei, habe ihn Cyper von weitem erkannt und dann gefragt: „Ferdinand! hast du keinen Schnaps?“ Nach Verabreichung desselben habe Cyper gesagt: „Jetzt habe ich wohl etwas zu viel getrunken.“ Es war indes nur eine kleine Portion. Ferdinand habe ihn dann ermahnt, zu gehen, aber vergebens, ihn sofort eine Strecke geschleppt, welch letzteres Cyper mit schon aus

Delirium grenzenden Bemerkungen nicht dulden wollte. Dann habe er, ihn allein weiter zu befördern nicht imstande, ihn hingelegt, worauf Cyprian nach zwei ausgestoßenen Schreien plötzlich verschieden sei. Nikodem fand ihn bereits im Tode.

Die Ursachen desselben anzugeben, wird nach den vorausgegangenen Schilderungen jedermann für überflüssig halten. Welch andere sind es, als: Verkältung, das durch den Fall am Hochjochferner infolge Erschreckens dazugekommene Fieber und die Hingabe seiner letzten Kräfte; einen Nervenschlag zum Schlusse mag vielleicht der Schnaps befördert haben. Daß er all diesem unterlag, ist leicht einzusehen; viel weniger hingegen, daß es uns beiden überhaupt nur möglich war, so lange auszuhalten und so weit zu kommen. Ein gewöhnliches Stadtkind wäre durch den bloßen Anblick unserer schrecklichen Szenen lange vor Cyprian aus Angst gestorben.

Meine Glieder waren am kommenden Tage durch die angewandte Kur schon so hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten konnten. An demselben wurde auch Cyprians Leichnam in mein Haus herbeigeschafft; welch herzzerreißender Anblick für mich, die erstarrte Hülle dessen zu sehen, der so treu an mir hing und sein Leben für mich hingegeben hatte."

---

3. Die Deutschen in den Alpen.*)

Die „deutschen" Alpen führen ihren Namen mit Recht, weil der bei weitem überwiegende Volksstamm, der sie bewohnt, der deutsche ist. Der eigentliche Älpler des bayerischen und österreichischen Berglandes ist fast nur der Deutsche. Übrigens wohnen im Gebiete der deutschen Alpen auch Slawen und Romanen und ein Bruchteil von Griechen und Juden.**)

Die Deutschen bewohnen 1) die ganze Nordabdachung der Alpen; 2) von der Südabdachung: a) das ganze Etschthal und sein Gebiet vom Anfange bis Bozen; b) das ganze Gebiet der hier hereinkommenden Eisack, mit Ausnahme der Thäler Gröden und Enneberg, welche altromanisch sind; c) das untere Etschthal von Bozen rechts bis zur Einmündung des Nosbachs bei Deutsch-Metz und links bis zur Einmündung des Avisio bei Lavis; d) das ganze Draugebiet bis Villach; e) das nördliche Draugebiet von der Einmündung der Gail bis Hohenmauthen; f) das Murgebiet von seinem Ursprunge bis Ehrenhausen; g) den größten Teil des Raabgebietes auf deutschem Boden; h) abgesonderte Gemeinden, von Romanen umgeben, finden sich die meisten im obersten zu Tirol gehörenden Brentagebiete, meistens

*) Die deutschen Alpen, von Ad. Schaubach (Jena, I., 2. Aufl. 1871).

**) In ganz Österreich (ohne Ungarn) wohnen nach einer Zählung von 1890 8462000 Deutsche. Gesamtbevölkerung: 23473100 Seelen.

die Höhe suchend. Auch im Osten kommen noch deutsche Gebiete im Süden der Drau vor bis zur Fella bei Pontafel, wie im Süden der Sau das Becken von Gottschee.

Der deutsche Volksstamm verkündet durch die Verschiedenartigkeit seiner Mundart die Verschiedenheit seiner Abstammung. Die Vielartigkeit geht nicht nur aus der Abstammung hervor, sondern ist eine Folge der Art der Ansiedelungen. Hier wurde ein alter Volksstamm verdrängt oder vernichtet, und der Sieger ließ sich auf dessen Gebiet nieder mit seiner Sprache und Sitte, und nur die Ortsnamen ragen wie Türme aus einer Schlammflut hervor, das ehemalige Dasein des untergegangenen Volkes verkündend; z. B. die Ortsnamen in einem Teile des Vorarlberges deuten offenbar noch teils auf rätischen, teils auf römischen Ursprung, als Bregenz, Vandanz, Bludenz, Montafun, Räticon, Gaschurn, Schruns u. s. w., während die gegenwärtige Bevölkerung alemannisch ist; dort ließ sich ein anderer Volksstamm friedlich zwischen andern nieder, wurde der herrschende und nötigte dem unterjochten seine Sprache auf, wie in einem Teile des Oberinnthales und Etschthales; die Sprache ist deutsch, das äußere Gepräge aber rätisch. Sollte, wie Dr. Goldrainer behauptet, es sich bestätigen, daß der Schädelbau der Vintschgauer (Oberetschthaler) auf mongolischen Ursprung schließen ließ, so möchten die Bewohner dieser Thalstufe ein Überrest mongolischer Horden aus Attilas Zuge, und für den Sprachforscher möchte es von Wichtigkeit sein, die dieser Thalstufe eigentümlichen Ortsnamen zu prüfen, als Compatsch, Latsch, Matsch, Flatsch, Gratsch, Tartsch, Tarsch, Tschars u. s. w.

Dort, wo das Vintschgau endet und die Etsch wohl 160 m in ein tieferes Thalland abfällt, an der Töll, dort verschwinden auch mit diesem merkwürdigen Thalabschnitte jene eigentümlichen Ortsnamen, und an ihre Stelle treten Endungen auf an, Meran, Völlan, Vellan, Riffan, Plan, Paßlan, Ulpian, Andrian, Terlan, Eppan, Girlan, Montan u. s. w., welche wieder auf einen gemeinsamen fremden Ursprung deuten; die Bevölkerung dieses Gebietes, wie namentlich um Meran, im Passeier- und Ultenthal und bei Bozen, ist echt deutsch. Fast den ganzen Osten der Alpen nimmt der bojische Stamm, den Westen der alemannische Stamm ein; zwischen ihnen hindurch haben sich aber auf der großen Heer- und Völkerstraße zwischen den Rätischen und Norischen Alpen auch Volksstämme des höhern deutschen Nordens gedrängt und sich in den Seitenbuchten der Engpässe des Brenners niedergelassen, oder da, wo sich die Engen in das weite Etschthal bei Bozen erschlossen, nicht nur nach Süden, sondern auch nördlich das Etschthal hinan bis Meran, und von ihnen mag das eigene, hier seltenere, nördlichere deutsche Element kommen, was vorhin erwähnt wurde.

Gegenwärtig, wo es keine Rätischen und Norischen Alpen mehr giebt, sondern Tiroler, Salzburgsche, Österreichische, Steiersche, Kärntner und Krainer Alpen, wollen wir auch die Bewohner nach den Provinzen benennen, in denen sie leben, und sie haben sich ja mit der Zeit wieder unter sich so eigen-

tümlich ausgebildet, daß ein nur irgend erfahrener Reisender sehr leicht den Tiroler von dem Salzburger und diesen von dem Steirer unterscheiden wird. Obgleich sonst das Zillerthal teilweise zu Salzburg gehörte und nur durch einen niedrigen Sattel, die Gerlos, vom ersten Salzburger Thale, dem Pinzgau, getrennt ist, so findet dennoch ein gewaltiger Unterschied statt zwischen den beiden Völkern. Die angrenzenden Pinzgauer sind wahre Athleten, Riesen, die Raufereien vor allem lieben und ihre Kampfplätze und Kampftage haben; sie sind rauh und kräftig wie ihre Berge, nur das untere Pinzgau leidet durch seine Sümpfe zum Teil an einer Art Kretinismus. Der Zillerthaler ist auch groß und stark und gehört zu dem schönsten deutschen Menschenschlage; nur das weibliche Geschlecht geht bei aller Zartheit und Feinheit der Züge etwas ins Riesenartige und überwächst oft das männliche Geschlecht. Sie sind gewandter, freier und lustiger, und das Zillerthal ist das Arkadien Deutschlands. Die größere Gewandtheit des Zillerthalers, wie überhaupt des Tirolers, ist zwar einesteils eine Folge seiner Wanderungen: allein diese Wanderungen sind doch erst die Folge, daß man sich dazu berufen fühlt, wie der Zugvogel. Doch ebenso sehr, wie die Provinzen und Länder des Alpenlandes verschieden sind, ebenso sind es auch wieder die einzelnen Thäler. Der Passeier, ebenfalls zu dem schönsten und kräftigsten Schlage Tirols gehörig, ist ernst und feierlich; man hört bei ihm keinen Sang und Klang, außer bei Prozessionen und Schützenfesten, während sein gegenüber wohnender Nachbar, der Ultner, wieder echt zillerthalisch herüberjauchzt, hier zu seinen welschen Nachbarn im Nonsberg und Veltlin, dort zu seinen ernsten rätisch-deutschen Nachbarn in Martell. Der Pusterthaler Oberländer würdigt dich kaum eines Gegengrußes, wenn der deinige nicht heißt: Gelobt sei Jesus Christus! und dort im Pusterthaler Unterlande jauchzt alles wieder von den Bergen um Lienz herab. So reihen sich durch das ganze deutsche Alpenland die größten Gegensätze in Ansehung der Bevölkerung aneinander; doch muß sich der Fremde hüten, aus der ersten Aufnahme auf den Volkscharakter zu schließen; denn gerade da, wo ich als Fremder oft am wenigsten begrüßt wurde, fand ich später oft die beste und gemütlichste Aufnahme.

Demnach zerfällt gegenwärtig die Bevölkerung des deutschen Alpengebietes in Tiroler, Salzburger, Steirer, Österreicher, Kärntner und Bayern, die sich im Laufe der Zeiten wirklich zu besondern Volksstämmen ausgebildet haben und sich durch Charakter, Tracht, Sitten und Bauart der Wohnungen unterscheiden, wenn sich gleich auch ein allgemeiner Charakter aller dieser Bergvölker nicht verleugnen läßt. Dieser ist treue Anhänglichkeit an den Herrscher und die Gewohnheit, Religiosität, Einfachheit, Genügsamkeit, Ausdauer, Kühnheit, Mut, Liebe zur Heimat, Tapferkeit, welche oft in Rauflust ausartet, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist u. s. w. Diese Züge sind natürliche Folgen der ganzen Lebensart, zu der sie von der Natur gezwungen werden, um leben zu können. Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die dem Flachländer nicht die mindeste Mühe machen, sind hier nicht nur mit der

größten Kraftanstrengung, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden. Alle das ganze Jahr über angewandte Mühe wird durch ein einziges Gewitter, das die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttet, auf viele Jahre vernichtet; doch unverdrossen wendet der Älpler den Boden um, die Steine wegschaffend, die gute Erde ausgrabend, die Steine in die dadurch entstandene Tiefe bringend und nun die gute Erde wieder darauf deckend, nicht wissend, ob nicht die nächste Viertelstunde seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet; Ausdauer und Unverdrossenheit muß eine Folge eines solchen Kampfes werden. Eine Kütze Gras für den Wintervorrat einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. Der Weg, den ein Älpler von einem Dorfe zum andern über ein Bergjoch macht, ist vielleicht sein letzter; denn wird er vom Wetter überrascht, so ereilt ihn leicht der Wetterstrahl, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder er stürzt von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Älpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit seinem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Joches steht die einsame Kapelle, an der eine Schar frommer Älpler knieet und sich Glück erfleht zum sichern Übergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe, und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefeldern das bemooste Kreuz zur Andacht; und dankend fällt der Älpler vor der Kapelle oder dem Kreuze nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagewerkes verkündet. Die Alpenthäler sind tief ausgefurchte Wagengleise; der Weg führt in ihnen fortwährend hin und zurück. Willst du rechts oder links abweichen, so geschieht es nur mit unsäglicher Mühe, denn nicht ohne Beschwerde und Gefahr erklimmst du die Abhänge; willst du auf dem rechten Wege bleiben, so halte dich im Thalweg, indem eine kleine Verirrung am Berge dich sehr weit abirren läßt. Sollte daher der Älpler nicht von Natur gerne im alten Gleise bleiben und einmal hergebrachter Gewohnheit anhängen? Hierzu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. Moden werden dadurch eingeführt, daß man sich die Menge so kleiden sieht und der einzelne nicht auffallen will; hier in den Alpen würde der umgekehrte Fall sein, denn deren, welche das Fremde bringen, sind wenige.

Nirgends ist die Liebe zur Heimat lebendiger als im Gebirge und vor allem in den Alpen. Je einfacher oder eigentümlicher die Natur zu dem Menschen spricht, und je mehr der Mensch mit der Natur in Verkehr steht, desto tiefer prägt sie ihre Züge in des Menschen Herz. Je mehr sich aber der Mensch von ihr lossagt, je vielfacher sein Leben nur unter Menschen ihn umhertreibt, desto weniger hat er einen festen Anhaltpunkt, nach dem er sich aus dem Getriebe der Menschen sehnt. Daher wohl selten ein Großstädter von Heimweh befallen wird (ich rede nicht von der Sehnsucht nach der

Familie). Er kann keine festen Wurzeln schlagen oder seine Anker auswerfen, sie haften nicht in dem lockern Sandboden. Er flattert von einer Blume zur andern. Der Weltbürger, der überall seine Heimat zu haben glaubt, hat gar keine. Ebensowenig wird auch der Landmann, der in einer gesegneten, fruchtbaren Gegend lebt, nie von dem Heimweh des Älplers befallen. Doch auch der Flachländer, der Bewohner der vielen so trostlos erscheinenden Lüneburger Heide, wird sich, von Eichen umschattet und von den braunen Wogen des Heideozeans entfernt, mehr in seine Hütte zurücksehnen, als der reiche Kornbauer, wie sich der Grönländer nie glücklicher fühlt, als in seiner Einöde bei Seehundsthran. Aber kein Leben bietet des Eigentümlichen so viel, als das Alpenleben. Der Holzknecht, der sechs Tage in der Woche im Walde beim Holzfällen voller Gefahren und Mühseligkeit zubringt und täglich in seiner Kaserne oben im Walde, fern von der Heimat, sich seine Kost, die Knödel, zubereitet und daselbst sein Holzlager hat, zieht im Frühjahre mit derselben Wonne diesem Geschäfte entgegen, wie das Alpenvieh der Alpe. Was treibt den Gemsjäger hinan in die Bergwüsten, in denen er oft wochenlang umherirrt und nur Mühe und Gefahren zu Gefährten hat? Habsucht gewiß nicht, nicht einmal der Trieb, sich etwas zu verdienen; denn jedes andere Geschäft würde ihm mehr einbringen. Die Jagd allein ist es auch nicht; denn man lasse einen Gemsjäger in einen Jagdpark, wo er ohne Anstrengung so viel erlegen kann als er will, und er wird davonlaufen in seine Hochgebirge, um nur der edlern Jagd nachzugehen, wo er wenigstens auch sein Leben gegen das des wehrlosen Tieres einsetzt.

Der Senner oder die Sennerin treiben, wird man sagen, ein armseliges, kümmerliches und wenig einbringendes Gewerbe. Auch der Reisende, von romantischen Ideen durchdrungen, welcher zum erstenmal in einer Sennhütte einspricht, wird vielleicht abgeschreckt von der sumpfigen Umwallung, von dem dunklen, räucherigen Raume, besonders bei schlechtem Wetter, denn er ist müßig; allein ich frage den wahren Naturfreund, ob er, einmal auf der Alpe gewesen, sich nicht wieder hinaufsehnt in jene von der Abendsonne verklärten Räume, wenn er auf den besonnten Matten die braunen Pünktchen der Hütten erblickt und das Gejauchze ihrer immer munteren Bewohner aus seiner dunklen Tiefe hört? Um wieviel mehr wird die Sennerin, die nicht Zeit hat, sich einer mürrischen Laune hinzugeben, wenn das Wetter nicht ist, wie es zu einer schönen Aussicht gehört, sich in jene Räume sehnen!

Wer einmal eine Gletscherwanderung oder überhaupt einen für den Ungeübten und Unbekannten gefährlichen Weg mit Älplern machte, wird sich gewiß wundern über ihre Unerschrockenheit, Sicherheit, Gewandtheit und Stärke. Ruhig, als ob nichts wäre, schreiten sie auf den Vorsprüngen einer Wand hin, wo jeder Tritt den Fremdling erzittern macht. Die fortwährende Bekanntschaft mit Abgründen macht sie, wie den Turmdecker, schwindelfrei:

ein großer Gewinn, um sicher vor Gefahren zu sein. Die vielen Gefahren, welche ihnen fortwährend drohen, der Kampf, in dem sie mit der Natur leben, um ihr alles abzutrotzen, was möglich ist, macht sie notwendigerweise erfinderisch, wie den Odysseus.

Dieser durch die Natur geweckte Funke zündet nun an vielen Stellen, besonders wo es auf Mechanik ankommt. Ein Beispiel aus dem gewerbthätigen Stubaythale möge genügen. Das Häuschen des Kupferschmiedemeisters Josef Kremser (bei Telfs), 22 Schuh lang, 18 Schuh breit, an einem kleinen Seitenbache, enthält ein Hammerwerk mit sechs kleinen und einem großen Hammer, zwei Messingdrehmaschinen, eine Schleif-, Mehl- und Poliermühle, eine Feueresse mit Amboß zum Schmieden, eine Schlafkammer mit Ofen und ein Kohlenmagazin. Drei Wasserräder dienen zum Betriebe. Er verarbeitet mit drei Gehilfen jährlich 40 Zentner Messing und 4 Zentner Kupfer, besorgt nebenbei seine Alpenwirtschaft und ist Musiklehrer auf der Flöte, Klarinette und dem Fagott. Der Senner reiht seine Butterfässer an eine Achse und läßt sie von der Kraft des an der Hütte vorbeirauschenden Baches umtreiben, um sich selbst Mühe und Zeit zu ersparen. Ein kleines Rädchen, unter einer Brunnenröhre angebracht, setzt durch ein Gestänge die Wiege des Kindes im Hause in stete Bewegung. Oben im Gebirge siehst du Drechsler, welche an Ort und Stelle, wo sie das beste Holz finden, ihre wandernde Drechselbank an dem Ufer eines reißenden Baches aufschlagen und seinen Fall zum Betriebe ihrer Maschinen benutzen. Sowie der Älpler durch die Natur gezwungen wird, sie zu beobachten und den größtmöglichen Nutzen von ihr zu ziehen in seinen Gewerben, so führt ihn diese Beobachtung auch ebenso leicht zur Wissenschaft und Kunst. Berühmt sind die Tiroler Bauern Peter Anich und Hueber, welche nicht nur die beste Karte Tirols verfertigten, sondern auch einen Erd- und Himmelsglobus. Auch ein Salzburger Landmann, Fürstaller, erwarb sich gleiche Verdienste. So wie unter den Wissenschaften die Mathematik die erste war, zu der sie die Natur führte, so steht die Plastik unter den Künsten obenan, und zwar die Holzschnitzerei, wie wir sie in Gröden, Berchtesgaden, der Fichtau u. s. w. finden; oft bildeten sich aus diesen Naturplastikern höhere Künstler heran, wie ein Nissl, Hell, Pendl, Zauner, Kiesmaier, Reinalter u. a.

In der niedrigsten Bauernhütte ertönt Gesang und Zither, begleitet von dem Takt der Füße, dem Tanz. Diese jauchzende Freude der Alpen hat sich verfeinert zum Ländler, und dieser ist der in Deutschland wohlbekannte Walzer, der eigentliche, aber ausgeartete Alpentanz. Die Straußschen und Lannerschen Zauberwalzer sind nur die verklärten Töne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabtönenden Jodelns. Salzburgs Gegend vereinigt alle Herrlichkeiten einer wahrhaft schönen Gegend in seinem Panorama, und aus ihm schmolzen ja auch die herrlichsten Harmonieen der Welt zusammen, die uns noch begeistern in einem Don Juan, einer Zauberflöte u. s. w. An die Musik reiht sich die Malerei, und Tirol hat allein eine ziemliche Reihe Künstler

aufzuweisen aus alter und neuer Zeit. Kein Land aber bietet wohl dem Künstler fast jeden Faches so vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantische und großartige Tirol. Alles hat hier einen poetischen Anstrich: der Wildschütze in seinem Elemente und Leben ist schon ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Herde, die Ferner in ihrer glühenden Pracht, die Bäche in ihren schäumenden Stürzen, die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus, hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher Steinbau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirt Hofer, der durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelte, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger sind so gut klassische Namen als Thermopylä und Sempach. Oder blicke zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters, und der romantischste Kaiser Deutschlands begegnet dir beim Eintritt in das Land und an vielen Stellen: hier in der Felsennische, der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Oder willst du ihm in seinem ganzen Gefolge begegnen, so betritt die Hallen der Hofkirche in Innsbruck, hier ruht sein Gedächtnis unter einem der prächtigsten Denkmäler, umstanden von den ehernen Standsäulen seiner geistig und leiblich Verwandten, den Helden der Tafelrunde, des Nibelungenliedes und der Habsburger; derselbe heilige Raum umschließt die Gebeine Ferdinands und seiner Philippine Welser, bedeckt mit den herrlichsten Kunstwerken, und auf freiem Platze hat 1894 Andreas Hofers Standbild seine Stelle gefunden; auf sonnigem Hügel in weitausschauender Gegend in der Nähe der Hauptstadt prangt die ehrwürdige Feste Ambras, wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. Wandere das Innthal hinan; hier weilst du an einsamer Kapelle, wo die Sage den Riesen Haimon den Riesen Tyrsus erschlagen läßt, um dem Stifte Wilten den Ursprung zu geben; dort prangt das Eskorial Tirols, Stamms, gestiftet zum Andenken an den Tod des unglücklichen Konradin von seiner Mutter, die hier die Trauerbotschaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meisten und merkwürdigsten Fürsten Tirols, die Meinharde, der große Friedrich mit der leeren Tasche, Sigmund der Münzreiche u. a. Hier empfing Kaiser Max I. die Gesandten des Sultans Bajazet, der um Maxens Schwester warb. Nicht weit davon klafft das Ötzthal in das Innthal, ziehe in ihm hinauf, und allenthalben umgaukelt dich die Sage in unzähligen Gestalten, hier düster gefärbt wie das Gemüt des Wanderes in den wilden Thalengen, dort heiter wie die sonnigen Thalbecken. Hast du nach mehrtägiger Wanderung das Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Ferner kriecht, wo kein Baum, nur die Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte die Gemeinde armer Schafhirten umwehen, so ist auch dieses nicht nur ein erhabener Tempel der Natur, sondern auch der romantisch geschichtlichen Sage

hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der große Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, von Adel und Fürsten, selbst seinen nächsten Verwandten; hier in der Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz kannst du die romantischen Spuren dieses Fürsten verfolgen; hier tritt er in Landeck als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung seines Schicksals das Volk, dort in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Konstanz Geächteten das Thor geöffnet, und nur ihm.

Sollten nun wohl bei der Empfänglichkeit des Älplers für das Schöne und Große die gewaltigen, vielartigen Eindrücke, welche die Natur, Geschichte, Sage auf das Leben des einzelnen hervorbringen muß, nicht ohne die größten Folgen sein auf Gedankenreichtum und Schwung der Phantasie? Der Bauer, der hier bei jeder Gelegenheit im sogenannten Landsturm gleichsam selbständig in das Triebwerk der Geschichte eingreift, nimmt auch durch die Sage an der frühern Geschichte teil, wie ihn dieselbe, wenn er sie selbst schaffen hilft, natürlich auch mehr interessiert; den Landmann, der mit der Natur in ihren größten und auffallendsten Erscheinungen im fortwährenden Verkehr steht und im fortwährenden Kampfe auf die vielfachste Weise lebt, geht die Natur näher an, als den, der genug gethan hat, wenn er sein Feld bestellte. Dieses Leben mit der Natur macht ihn erfinderisch und zwingt ihn zur Mathematik und Mechanik, sowie die Hilflosigkeit des Menschen in den oft unvermeidlich hereinbrechenden Unglücksfällen durch die Natur zur Religiosität.

Aus den südlichen Alpen, wenn auch schon in Italien, gingen ein Canova und Titian und viele andere Künstler hervor, welche Zierden der italienischen Kunst sind.

Wie der Charakter der Älpler etwas Ursprüngliches, Ureignes hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Federn und Gemsbart geschmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe, in einigen Landesteilen bunt durcheinander, in andern thalweise gleichmäßig geformt. Ihn tragen beide Geschlechter. Ein lodener Rock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform des Älplers, welche er sich selbst bereitet. Die gems- oder ziegenlederne oder auch lodene kurze, das Kniee freilassende Hose bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß nicht bedecken, sind eigentümliche Stücke des Hochländers. Dazu kommt der breite lederne Gürtel, mit Gemsen und Namenszügen, aus Pfauenfederkielen geflochten, geschmückt; der Hosenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Teil der Brust; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geschlungen. Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußern Anzug. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft selbst völlig entstellend, wozu

hauptsächlich das hinten kurze Mieder viel beiträgt, wodurch die Taille oft bis zum Nacken hinaufgezogen und eigentlich ganz vernichtet wird. Dagegen ist der Hut eine wahre Zierde, besonders gegen die dicken Wollhauben, welche in einigen Gegenden die oft recht lieblichen Tiroler Gesichter des Sonntags überstülpen. Wer eine schöne Bruneckerin am Sonnabend in ihrem malerischen, ihr wahrhaft schön stehenden breitkrämpigen, gelben Filzhut sah, und sie am andern Morgen mit der blauen oder weißen, dicken, kegelförmigen Wollhaube überschattet erblickt, kann sich kaum des Lachens erwehren und sieht sich versucht, es für eine Maskerade zu halten, in der Absicht, sich zu entstellen.

Auch der Hauptcharakter der Bauart ist in den meisten Provinzen derselbe. — In den Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vordern Hälfte die Wohnung, in seiner hintern Hälfte und zwar im Erdgeschoß, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß nicht alle Wintervorräte in der Scheune aufbewahrt werden, indem das Heu in den vielen kleinen Heustadeln, mit welchen die Wiesen oft wie besäet erscheinen, aufbewahrt wird, und das Getreide wird erst längere Zeit bis zum Dreschen in sogenannten Harfen, hohen, freistehenden Gerüsten mit Querstangen, in welchen die Garben übereinander aufgeschichtet werden, aufgehoben. Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus aufeinander gelegten und an den Ecken ineinander gefügten Balken mit einem das Haus an mehreren Seiten umlaufenden Altan, der sich oft, wenn auch verkürzt, in einem höheren Stockwerk wiederholt, dasselbe, was bei uns in Franken, an der inneren Hofseite der Häuser angebracht, Trücke genannt wird und auch gleichen Zweck hat, nämlich das Trocknen mancher Gewächse (der Bohnen) und der Wäsche, sowie das Aufstellen von buntbemalten Blumenkästen. Diese um das Haus laufenden Gänge sind hier um so notwendiger, als der Boden wegen des flachen Daches weniger Räume hat, und eben der Zweck des Trocknens und Aufbewahrens auf diesen Gängen hat die vorspringenden Dächer hervorgebracht, um die Gänge gegen Regen zu schützen. Die Fenster sind klein und ins Quadrat geformt, außerdem mit aus den Ecken der Fenster auslaufenden, sich in der Mitte durchschneidenden Eisenstäben gesperrt. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, welche statt der Nägel mit darauf gelegten Steinen befestigt werden, und diese wiederum werden durch lange, über das Dach hingelegte Stangen vom Abfallen abgehalten, was wieder die Ursache der flachen Dächer ist, um nämlich das Herabgleiten der Steine des Daches zu verhüten. Außerdem ist die ganze vordere Seite, die Giebelseite, mit Schnitzwerk verziert. Auf dem Dache erhebt sich ein jenen Zieraten entsprechendes Türmchen mit einer kleinen Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Mahlzeit ruft. Das Holz für den Winterbedarf wird an der Außenseite des Hauses bis

unter den untersten Gang aufgeschichtet in klein gespaltenen Scheiten; nur die kleinen Fenster sind freigelassen und gleichen Schießscharten. Auf der anderen Seite der Hausthüre sind Ruhebänke, wo man unter dem Schutze des weit vorspringenden Daches sicher gegen Regen sitzt; wo es nur irgend möglich ist, befindet sich ein Brunnen beim Hause. In den tiefen, wohlhabenden Hauptthälern tritt an die Stelle der gewöhnlich (wenn sie von Lärchenholz sind) tiefbraunen Häuser der Steinbau, dann springen statt der Galerieen und Altane zahlreiche Erker hervor, bald durch alle Stockwerke in die Höhe steigend, bald in einzelnen Stockwerken heraustretend aus den Wänden der Hauptseiten des Hauses. In den eisenreicheren Gegenden, z. B. in Steiermark, in Österreich, verschwindet dieser Alpenbaustil, weil die Schindeln angenagelt sind, daher die Dächer nicht flach zu sein brauchen, daher wieder höhere Giebeldächer und weniger Umgänge. Ebenso ist es im unteren Vorarlberg und den schwäbischen Alpen, dem Algau zum Teil, wo auch häufig Ziegeldächer eintreten. Ebenda sind auch die Fenster höher und zwei Fenster oft nur durch einen Balken getrennt, wie in der Schweiz. In den Städten verschwinden die Giebeldächer fast gänzlich, indem sie durch die sie übersteigenden Mauern verdeckt werden, wodurch die Straßen der Städte ein wahrhaft eigenartiges Aussehen erhalten; doch beginnt dieser Baustil erst in den Städten östlich und südlich des Inn.

Durch die Natur wird der Älpler schon auf den sogenannten Sonnenbau hingewiesen, der sich sowohl darin zeigt, daß sich die meisten der zerstreut liegenden Wohnungen immer nur auf der Sonnenseite des Thales angesiedelt haben, als auch darin, daß in den Thälern die Häuser wo möglich das Gesicht nach Süden wenden. Steigt man z. B. das Ötzthal hinan, so glaubt man nur braune Häusergruppen vor sich zu haben, weil man immer nur die hintere hölzerne, Stallung und Scheune enthaltende Abteilung des Hauses sieht; wandert man aber dasselbe Thal herab, so leuchten dem überraschten Wanderer überall freundliche weiße, steinerne Häuser entgegen; er sieht die nach Mittag zu gekehrte Wohnseite des Hauses. Die einzelnen Gemeinden wohnen nicht in enggeschlossenen Häusermassen zusammen; nur in den größeren Hauptthälern ist dieses der Fall, wo man wohl auch die schönsten Dörfer Deutschlands findet. In den höheren Gegenden jedoch findet man die einzelnen Gemeinden über weite Räume verbreitet. Gewöhnlich bilden dann die einzelnen Thalstufen auch die Gemeinden, und der Reisende, der nach dem Namen eines Dorfes fragt, kann oft noch zwei Stunden weiter gehen, ehe er das Wirtshaus erreicht. Daher auch gewöhnlich die Gegenfrage der Älpler, ob zu den erstern Häusern oder zur Kirche. Wirtshaus und Kirche liegen immer zusammen, hier aber aus dem wichtigen Grunde, weil ein großer Teil der Gemeinde mehrere Stunden weit zu gehen hat zur Kirche, oft im fürchterlichsten Wetter, so daß ein Hospiz in solchen Vereinigungspunkten durchaus nötig ist. Die Wohnungen liegen jedoch nicht nur in den Thälern, sondern oft hoch auf den Bergterrassen hinan und

schauen von der Sonne erleuchtet lustig herein in das Thal. Solche Berggemeinden oder meistens Teile der Thalgemeinden führen den Namen Berg mit dem Namenszusatz der Thalgemeinden, z. B. Fügen und Fügnerberg, Hart, Hartberg, Reit, Reitberg u. a.

Auch die Gewerbe stimmen in diesen Alpengauen fast ganz überein, und nur da, wo der Fuß der Gebirge in tiefere und daher wärmere Regionen hinabsteigt, bietet die Natur dem Menschen noch zahlreichere, oft viel abwerfende Erwerbsquellen dar.

Zehnter Abschnitt.

1. Die Donau. Weltstellung der Donau. — 2. Wien als Mittelpunkt des Donauhandels. Von der Spitze des St. Stefansturmes. Der Prater. Die Wiener Gesellschaft.

1. Die Donau.*)

Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet, als irgend ein anderes großes Flußsystem Europas. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpaten, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im ganzen kann man also die Donau als ein im hohen Grade gesondertes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Öffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen, und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Die Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher gingen zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karawanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Produkte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hindernis abgiebt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheins, statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Kanäle zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird,

*) J. G. Kohl, a. a. O.

ist sogar uralt. Mit Hilfe des Mains, des Rheins, der Straßen und Kanäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem anderen großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Über den Rhein hinüber weist die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Ein Seitenzweig des Weges, welcher die Donau von Wien heraufkommt, zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura in die Schweiz. Auf diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Alemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer ins obere Donaugebiet ein. Jetzt laufen Hauptlinien der Donau-Eisenbahnen in dieser Richtung.

Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland, als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutschland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus giebt es nahe und kurze Übergänge ins obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) ist von Bergen eingeschlossen, die aber nach den unteren Elbgegenden und nach den Oberländern hin sich höher und unwegsamer gestalten als nach der Donau hin. Der böhmische Elbquellenkessel ist daher von den unteren Elbländern stärker abgeschnitten, als nach der Donau zu; derselbe kam auch schon seit der Zeit der Markomannen immer in weit innigere Beziehung zur Donau, als zu irgend einem anderen Flußsysteme, und ist seiner ganzen Geschichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eisenbahnen waren längst ohne Schwierigkeiten aus der Donau zur böhmischen Elbe hinübergeschritten, während von Böhmen aus erst später und schwieriger die Eisenbahnverbindung mit der Oder oder untern Elbe fertig gebracht werden konnte.

Mit dem Marus (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Marchbecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den Karpaten (den Westbeskiden) und dem Mährischen Gesenke ist hier ein Durchbruch vorhanden, eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der March, ein Handelsweg (unter anderem auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder

von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine Zeitlang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Österreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am Baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden als an irgend einem Teile ihres Gebietes. Der bequemen Übergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zur Etsch, der Paß bei Cortina zum Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist von Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Ägypten. In Verbindung mit dem Mittelländischen und dem Roten Meere giebt er einen Teil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem produktenreichen Indien und dem bedürfnisreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des Adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom Adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Österreicher zum Adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehrere Kunststraßen aus den Donaulanden durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und regelt man die Verkehrsangelegenheiten der größern Hälfte der Donau, die sich in einem weiten Bogen um diese Spitze herumschlingt, zum Teil selbst auch die be mittlern Donaubeckens. Die Hauptflußlinien dieses Beckens, die Drau und

Sau, dringen, weite Straßen nach Osten eröffnend, bis zu diesem Golfe heran, und schon zu der Römer Zeiten gab es Schiffahrt und Handelsbewegung längs dieser Ströme, die auf jene Meeresspitze berechnet war. Die Sau läuft mit ihrem Hauptstücke mit der Nordküste des Adriatischen Meeres parallel und nähert sich dieser an verschiedenen Punkten und noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüsse, der Kulpa, der Unna, des Verbas, der Bosna, der Drina. Jetzt, wie früher, gehen an diesen Flüssen Handelsstraßen, Saumwege und Karawanenzüge hinauf und zum Adriatischen Meere hinab, wo sie den Handel einer zahllosen Menge kleiner Häfen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalato, Ragusa, Cattaro rc., beleben. Diese dalmatinischen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Warenaustausches zwischen den illyrischen Donaugegenden und den transadriatischen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittlern Donaubeckens hinüber, so finden wir die gewaltige Bergmasse des karpatischen Gebirgsstockes. Derselbe bildet zwei Hauptkomplexe oder Knoten: erstlich im Nordwesten, wo das Tatragebirge mit seinen Zweigen (den slowakischen Gebirgszügen) ein Bergland von 220 km Länge und Breite erfüllt; dann im Südosten, wo die siebenbürgischen Karpaten mit ihren zahllosen Zweigen ein noch größeres und unwegsames Bergland bilden. Zwischen diesen beiden breiten Erhebungsmassen, die sich dem Norden und Osten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht sich der schmälere und niedrigere Höhenzug der mittleren Karpaten verbindend hin. Zwischen beiden Gebirgsmassen, der slowakischen und der siebenbürgischen, liegt das flache Theißland, das mit seinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpaten hineingreift und sich den jenseitigen Thälern und Ebenen am Dnjestr, an der Weichsel so weit nähert, daß nur noch ein schmaler Wald- und Höhendamm dazwischen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieses Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichsel-, Dnjepr- und Dnjestrländern vermittelt. Da der Übergang nicht schwer war, so brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch einmal die Mongolen, häufig die Polen, im Jahre 1849 die Russen.

Wie das Zwischenbecken der mährischen March im Norden, so ist auch das der serbischen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarschaft von äußerster Wichtigkeit. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, muß man einen Blick auf die Gestaltung des Ägäischen Meeres und der Länderbrücke bei Konstantinopel werfen. Das Ägäische Meer dringt mit seiner nordwestlichen Spitze, dem Busen von Salonichi, am tiefsten in die Ländermasse der griechisch-türkischen Halbinsel hinein. Hier mußte sich ein bedeutender Marktplatz, ein großer Stapel bilden (Thessalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Konstantinopel). Von der Donau aus mußte man von

jeher Bedürfnis fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem unteren Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber bietet sich das Thal der serbischen Morawa, das sich kurz vor dem Punkte öffnet, wo die Donau, durch das Eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittelung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim Eisernen Thore war ohnedies der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Teil die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa giebt auf der einen Seite (besonders ihr östlicher Zweig, die Nisawa) der in derselben Richtung auf Konstantinopel gehenden Maritza durch die Vermittelung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der anderen Seite aber den makedonischen Flüssen Wardar und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem Ägäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler nach Byzanz, von der die makedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die makedonischen, griechischen, persischen und römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße zur Donau sich ergossen? Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Traktes, in den Thälern der Morawa, der Nisawa, des oberen Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Makedonien und Griechenland bis Delphi, auf der anderen Thrakien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wandelten durch dieselbe Thälerkette ins Morgenland. Unzählige Male erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinsel die Janitscharenmusik der Großwesire, die in Serbien oder ins mittlere Donaubecken einbrachen. Ebenso zogen in Friedenszeiten die Karawanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, sowie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia rc. Noch jetzt ist sie die große Post- und Kurierstraße für viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen, während in der Seitenstraße Belgrad-Salonichi seit dem Sommer 1888 ein Schienenweg hinläuft, der für den Handel Österreichs und Deutschlands mit dem Orient von weittragender Bedeutung ist.

Das untere Donaubecken endlich, oder das Donautiefland, das von dem mitteren Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das Schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 300 km von der Meeresküste, und somit bleibt

gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das Gebiet von Sereth und Pruth ist bloß von niedrigen Hügeln umgeben, und die Mündungsgegenden der Donau liegen ebenso flach, wie die pontischen Steppenländer, mit denen sie verschmolzen und deren Natur und Beschaffenheit sie teilen. Da demnach auch die Produkte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, so war der Warenaustausch und Handel in dieser Richtung nie sehr bedeutend. Desto bedeutender dagegen entwickelte sich der kriegerische Verkehr. Das fruchtbare Donautiefland erschien den Nationen Skythiens oder Rußlands in ähnlicher Weise als gelobtes Land, wie die schöne Lombardei den Völkern Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbarischen Nomaden, die das Schwarze Meer, vom Kaukasus oder Ural kommend, umkreisten, hier zur Donau ein und ergriffen meistens Besitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den ersten Katarakten. So die alten Dacier und Geten, später die Goten und viele andere Völkerschaften während der Völkerwanderung; so die Hunnen, die Awaren, die Bulgaren, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt drangen in dasselbe breite, weite offene Steppenthor zwischen Siebenbürgen und dem Pontus die Russen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerst das untere Donauland weg. Im Süden wird dieses untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umschlungen, der es von Thrakien scheidet. Der Balkan ist von mehreren Pässen durchschnitten, von denen im Westen die berühmte Porta Trajana, im Osten der Paß von Sliven (Slivno) und seine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigsten sind. Durch diese Pässe gehen Handelsstraßen von Konstantinopel her ins untere Donaugebiet hinein, auf denen orientalische Waren zugeführt und Erzeugnisse der Donauländer ausgeführt werden. Die wichtigste Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küste des Schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Auch ist dies eine sehr gewöhnliche Heerstraße nach Norden gewesen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Goten, die Bulgaren, dann die Ungarn und Russen häufig betraten, auf der sie einander einige der berühmtesten Schlachten lieferten.

Im Angesichte der Donau ausgebreitet liegt das Schwarze Meer, das sich mit seiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Westen nach Osten fort erstreckt und mit seinem äußersten Busen beim Phasis tief in die asiatischen Länder eindringt. Vermittelst der Wasserstraße, welche das Schwarze Meer in dieser Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsstraßen in Verbindung, welche vom Lande des Goldenen Vließes und von Trapezunt aus sich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum Kaspischen Meer hin auszweigen, und die nördlichen Äste der großen indischen Handelsstraße bilden. Es gab Zeiten, wo durch die

Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwischen der Donaumündung und diesem Ostende des Schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutschen (Regensburger, Wiener u. s. w.) die indischen Waren von der Donau weiter aufwärts führten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfschiffen befahren ist und leicht eine direkte Dampfschifflinie von der Donaumündung nach Trapezunt und zum Phasis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, diese alte Handelsstraße wieder zu beleben, um so mehr, als die Bahnstrecke Batum-Tiflis-Baku ganz und die russische Kaspibahn nach Samarkand, die natürliche Fortsetzung jener, fast vollendet ist. Es thut der Donau, diesem Könige der europäischen Flüsse, gewaltigen Abbruch, daß sie in ein so beschränktes und verschlossenes Meerbecken mündet. Das Schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die fast nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewässer zuströmen. Auch besitzt dieses Meer nur einen einzigen schmalen Ausgang zu anderen Meeren, den Bosporus. Daher ist es möglich, daß ein einziges Volk diese Küsten und das Meer selbst beherrschen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Interesse versperren kann. Eine solche einseitige Sperrung hat auch der Pontus (das Schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erst waren die Griechen, namentlich die Milesier, hier die ausschließenden Herren, dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer, und später kämpften die Genueser und Venetianer lange um den Schlüssel zum Schwarzen Meere und entrissen ihn sich wechselweise. Endlich erschienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schiffahrt mit Ausschluß aller anderen Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Russen aus der Hälfte der Küstenlänge des Schwarzen Meeres verdrängt worden sind, ist vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Russen streben, leider mit vielem Glück, nach der Alleinherrschaft auf und an dem Pontus und werden, sollten sie früher oder später ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben den Verkehr selbst hindern oder gestatten. Diese Beschaffenheit des Schwarzen Meeres und besonders der Umstand, daß dessen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichsam eine zweite, äußere, leicht zu verstopfende Mündung des Donauflusses bildet, die erst zu anderen Meeren und Ländern führt, hat natürlich den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit seinen Fortsetzungen zum Ägäischen Meer eigentlich rückwärts und eröffnet daher der Donau keine weiten und direkten Verbindungskanäle. Es wird den Donaulanden in vielen Fällen leichter, sich über Triest, Salonichi, Konstantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenseits des Meeres in Verbindung zu setzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das Schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

2. Wien als Mittelpunkt des Donauhandels.*)

Das „Wiener Becken", jene zwischen die Kleinen Karpaten im O., das Mährische Gesenke im N., den Ostrand der mährischen Terrassen im W., die Ausläufer der österreichischen und steierischen Alpen im S. — eingesenkte Ebene ist ein Durchgangsland von seltener Bedeutung. Die große west-östliche Straße vom Abend- nach dem Morgenlande — bezeichnet durch Donau, Pontus, transkaukasische Ebene, Kaspisee, Kabulthal — läuft durch das Wiener Becken und, was die Hauptsache ist, sie schneidet sich hier mit der nordsüdlichen Achse, deren Etappen Ostsee, Oder- und Marchthal, Semmeringbahn, Adria, Mittelmeer, Suezkanal, Indischer Ozean sind. Wenn man nun die im genannten Becken sich kreuzenden Straßen mit den Hauptadern unseres Körpers vergleicht, so ist Wien das Herz des hier zusammentreffenden und durchgehenden Verkehrs.

Die Haupthandelsstraße ist unstreitig die Donau selbst, und für Wiens Handelsbedeutung ist daher seine Beteiligung an der Donauschiffahrt wie an der Donauregulierung ein beredtes Zeugnis. Um einen sichern Maßstab für die Größe der ersteren zu haben, genügt es, Einsicht in die Jahreslisten der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft (mit dem Sitze in Wien) zu nehmen. Denn neben ihr verschwindet vollständig, was einzelne Reeder, Handelsfirmen oder Konkurrenzgesellschaften an Schiffsmaterial besitzen. Sie hat unter vorzüglicher Leitung durch gesunde Tarifsätze, günstige Verträge mit Bahnverwaltungen, Verzicht auf hohe Dividende rc. jedes konkurrierende Unternehmen lahm zu legen vermocht. Sie verfügte im Geschäftsjahre 1894 über eine Betriebslänge von 3953 km im Personenverkehr und 5404 km im Frachtenverkehr von Regensburg bis zum Schwarzen Meer einschließlich der Nebenflüsse. Die Gesellschaftsschiffe landeten an 339 Lade- und Haltestellen. Die Dampferflotte bestand Ende 1894 aus 183 Dampfern mit 16109 nom. bezw. 62990 ind. Pferdekräften. Der Schlepp-Park setzt sich zusammen aus 787 eisernen Booten mit 304071 Tonnen Tragvermögen. Mit diesem Schiffspark wurden befördert 3168068 Personen und 2030175 Tonnen Güter.

Die Gründe davon, daß der Handel auf der oberen Donau in den 80er Jahren keine Zunahme bekundete, waren einerseits zu suchen in den niedrigen Frachtsätzen, welche die vermehrten westöstlichen Bahnen für Lebensmittel, Rohprodukte und Halbfabrikate aus Holz erhoben, andererseits aber in dem Zustande der Hauptverkehrsader, der Donau. Die westliche Reichshälfte hat in klarer Erkenntnis der Sachlage die bessernde Hand bereits angelegt durch die 1869 begonnene und bis zum heutigen Tage fortgesetzte Donauregulierung.

Bei derselben handelte es sich zwar mit Bezug auf Wien zunächst darum,

*) Quelle: W. Götz, Das Donaugebiet rc. Stuttgart 1882.

Rathausplatz in Wien.

Digitized by Google

gewisse Stadtteile der Hauptstadt vor Hochfluten zu schützen und die zufolge öfterer Überschwemmungen ungünstigen Gesundheitsverhältnisse aufzubessern, aber auch darum, der Schiffahrt Sicherheit und Bequemlichkeit bei Ladung und Löschung der Waren zu bieten, der fortschreitenden Versandung des Strombettes und der weiteren Abnahme des Wasserstandes (die zuweilen 3 m betrug) vorzubeugen und durch Auflassung des alten Strombettes einen neuen Stadtteil zu schaffen, welcher für den Warenverkehr und die Fabriks-Industrie bestimmt, Wien auf diese Weise zum Brennpunkte des Donauhandels erheben sollte. So schritten denn nach vielfachen Erörterungen und Begutachtungen die westliche Staatshälfte, das Land Niederösterreich und die Stadt Wien zur Bewilligung der nötigen Geldsummen, um die Donau aufwärts von Theben bis Stein zu regulieren und derselben zwischen Nußdorf und Kaiser-Ebersdorf ein teilweise ganz neues Bett von 14034 m Länge, 3,16 m Tiefe (unter Pegelnull) und $284^1/_2$ m Breite auszugraben.

An den 1070 m langen Kais haben alle Eisenbahnen eine Aus- und Einladestelle, der Löwenanteil fiel selbstverständlich der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zu; ihre Speicher, Lagerhäuser, Werkstätten, Schienenwege, die unmittelbar an den Kais anlegenden und löschenden Schiffe geben einen deutlichen Begriff von der Stellung Wiens als des Brennpunktes vom Donauverkehr. Dagegen entwickelt sich nur langsam die Donaustadt zum Hauptsitze der Fabriksindustrie. Die Westseite des Stadtgebietes behauptet in dieser Richtung noch immer den Vorrang.

Die Schotteranhäufungen innerhalb der neuen Wasserlinie haben allerdings bereits neue Geldopfer notwendig gemacht, sofern auch unterhalb der Einmündung des Kanals Stromregelungen vorgenommen werden mußten; ja dieselben müssen auf ungarischem Gebiete bis Preßburg fortgesetzt werden, wenn man jene Beschleunigung der Flußströmung erhalten will, welche Sandanhäufungen überhaupt unmöglich macht. Ein weiteres Mittel zur Belebung der Donauschiffahrt, besonders der Beförderung großer Massen, wurde in der Legung einer Kette zunächst zwischen Ulm und Wien erkannt. Die Ketten-Schleppschiffahrt empfiehlt sich besonders in solchen Fällen, wo die Stromgeschwindigkeit gering, die Tiefe $1^1/_2$ bis 5 m beträgt und Versandung nicht allzuleicht eintritt. Sie gewährt die Möglichkeit großartiger Massenbeförderung und folglich der Herabsetzung der Frachtsätze. Wenn man erwägt, daß pro Zentner und Meile auf fast allen Eisenbahnen Mitteleuropas etwa 2 Kreuzer, auf dem Dampfer $1-1^1/_4$ Kreuzer, auf dem Kettenschlepper der Elbe $^1/_3$ Kreuzer erhoben werden, so ist ersichtlich, daß bei Einrichtung der Ketten-Schleppschiffahrt die Uferbahnen nicht konkurrieren können. Es scheint kaum glaubhaft, daß nach den bestehenden Tarifen billige Halbfabrikate der landwirtschaftlichen Industrie dreimal höhere Fracht zahlten von Ulm bis Sulina-Konstantinopel, als von Ulm über Mannheim und London nach demselben Endziele. (Für 100 kg stellen sie sich auf dem ersten Wege auf 14,27 Mk, auf dem zweiten auf 5,18 Mk.).

Noch großartiger entwickelte sich der Verkehr in Wien durch die Eisenbahnen. Wiewohl seit mehr als zwanzig Jahren durch die selbständige staatsrechtliche Stellung Ungarns das ungarische Eisenbahnnetz in Budapest konzentriert und nach dem Seehafen Fiume gelenkt wird, so ist der Personen- und Warenverkehr Wiens dennoch in fast ununterbrochener Vermehrung begriffen. Auf den sieben unmittelbar in Wien einmündenden Bahnen sind 1888 abgereist: 6382012 Personen (gegen 4948162 Personen im Jahr 1882) und angekommen: 6595226 Personen (gegen 5999778 Personen im Jahre 1882). Versendet wurden an Eilgütern 1888: 50458 Tonnen, an Frachtgütern 954060 Tonnen (gegen 30496 Tonnen und 912174 Tonnen im Jahre 1882) und angelangt sind im Jahre 1888 an Frachtgütern 3237222 Tonnen (gegen 2754420 Tonnen im Jahre 1885). Dieser Bewegung im Personen- und Güterverkehr entsprechend nahm auch das Geld- und Kreditwesen einen außerordentlichen Aufschwung, wovon allein der Gesamtumsatz des Giro- und Kassenvereins mit 4640231464 Gulden im Jahr 1887 und die zahlreichen neu entstandenen Geld- und Kreditinstitute Zeugnis geben.

Die Bedeutung Wiens in kommerzieller Hinsicht beruht selbstverständlich nicht ausschließlich und mit Naturnotwendigkeit auf seiner Lage im Durchschnittspunkt der im Wiener Becken sich kreuzenden Welthandelsstraßen, sondern ebenso sehr auf der Tüchtigkeit seiner Kaufmannschaft, die sich aber ziemlich spät erst der Bedeutung jener Lage bewußt wurde. Sie begnügte sich früher mit der Handelsvermittelung, der Spedition zwischen Venedig, Ungarn und den baltischen Ländern. Doch in der Zeit der Türkennot geschah ein entscheidender Schritt vorwärts: erkannte man doch allerorten, daß die dem Türken Jahrhunderte hindurch trotzenden Mauern Wiens das sicherste Magazin für alle Waren aus Ost und West, aus Süd und Nord waren. So wurden in jener Zeit feste Handelsverbindungen nach allen Richtungen geschaffen, und den Fußstapfen des Prinzen Eugen von Savoyen folgte der Wiener Kaufherr; hatte doch der große Feldherr, der gleichzeitig den Blick eines Handelsministers besaß, vertragsmäßig ausbedungen, daß in dem Bereich der Pforte auf österreichische Waren nicht über 3% des Wertes als Zoll erhoben werden dürften, eine Bestimmung, die bis 1862 Geltung behalten hat. So drangen schon Mitte des vorigen Jahrhunderts österreichische Schiffe bis in die bulgarischen Häfen, Woll-, Stahl-, Glas-, Leder- und andere Waren absetzend, während sich türkische Fahrzeuge bis Wien heraufwagten. Zwar wurden unter Josef II. und seinen Nachfolgern diese Fäden wiederum durchschnitten, doch die Metternichsche Regierung verstand es — unterstützt durch die Dampfschiffahrt — die zerrissenen wieder zu knüpfen; die Türkei wurde der beste Markt für Wien, besonders seit Graf Szechenyi den Dampfer auch durch das Eiserne Thor von Orsowa gezwängt. Österreich, namentlich Wien verstand dies Ereignis zu würdigen, die Gründung der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft in den dreißiger

Jahren war die Folge desselben, und seitdem man in Wien auch über die Tragweite jener Frucht des Krimkrieges — daß nämlich den Westmächten in den Ländern der Pforte nicht bloß ein politischer, sondern ganz besonders ein Einfluß bezüglich des Handels gestattet sein soll — sich recht klar geworden, hat man besonders willenskräftig angefangen, aus der Lage Österreichs Nutzen zu ziehen in jener Richtung.

Seit den großen Fortschritten der Industrie wetteifert Wien entweder mit eigenen oder mit fremden Erzeugnissen, die es aus den Industrieprovinzen der Monarchie an sich gezogen, auf dem Weltmarkt, wodurch sich verhältnismäßig auch der inländische Verkehr zum Export und zum überseeischen Handel ausbildete. Wien wurde also auch der Haupthandels- und Niederlagsplatz für die meisten der in den Kronländern betriebenen Industrieen und für die Erzeugnisse des Auslandes, welche von der Metropole aus im Reiche verteilt werden. Zwar schädigte Wien die Zweiteilung der Monarchie, welche zur Folge hatte, daß Ungarn selbst in Budapest einen Mittelpunkt seines Verkehrslebens und eine selbständige Industrie ins Leben rief, daß seine Wirtschaftspolitik oft die Interessen der Reichshauptstadt gefährdete; diese Nachteile wurden aber aufgewogen durch den Weitblick der Wiener Kaufmannschaft, durch die eingehenden Verbesserungen in der Gewerbsthätigkeit, die Eröffnung neuer Absatzquellen für die konkurrenzfähigen Erzeugnisse der Industrie und die weit überwiegende Kapitalskraft, welche Ungarn noch auf lange hinaus von Wien abhängig machen.

Wie in allen Städten Europas und Amerikas hat auch in Wien die Industrie sich die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, der Kunst und des Verkehrswesens angeeignet. Die seit mehr als einem Jahrhunderte durch Heranziehung deutscher, niederländischer und französischer Arbeiter emporstrebende Fabriksindustrie gewann eine immer größere Ausdehnung und erstreckte sich fort auf neue Gebiete; zahlreiche Erfindungen förderten den Unternehmungsgeist und eine nicht geringe Zahl neubegründeter Bildungs- und Lehranstalten förderte die Vervollkommnung der technischen und den Geschmack der kunstgewerblichen Produkte. In Wien sind gegenwärtig alle Zweige der großen und kleinen Industrie vertreten. Den größten Fortschritt machten unter der Einwirkung der großen Monumentalbauten die Baugewerbe und die bei der Ausschmückung der Innenräume der Wohnhäuser thätigen Industrieen. In der Bekleidungsindustrie trat durch den guten Geschmack, das gute und billige Material ein solcher Umschwung ein, daß daraus große Exportgeschäfte entstanden, welche zum Teil den Weltmarkt beherrschen. Die Wiener Schmuck- und Ledergalanteriewaren haben die französischen Erzeugnisse vollständig verdrängt. Im Maschinen- und Wagenbau steht Wien durch den erfinderischen Geist seiner Ingenieure, die geschmackvolle und sorgfältige Herstellung keiner Stadt des Kontinents nach. Der Bau wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente sowie jener von Präzisionsinstrumenten sind in allen Städten der Zivilisation hochgeschätzt, insbesondere musikalische In-

strumente finden reichen Absatz in Asien und Amerika. Die Textilindustrie, welche vor vierzig Jahren großen Schaden erlitt, nahm in den letzten zehn Jahren durch den veredelten und verfeinerten Geschmack ihrer Erzeugnisse neuen Aufschwung. In der Kurzwarenindustrie behaupten nicht nur die Produkte aus Meerschaum und Bernstein ihren alten Ruf, sondern es kamen zahlreiche neue Artikel aus Schildpatt, Elfenbein, Perlmutter, Horn, Papiermaché, Holz und Leder dazu, welche in der Monarchie selbst große Verbreitung haben. Auch in den graphischen Künsten nimmt Wien einen hohen Rang ein: zwei Erfindungen, die Zinkographie und Hektographie entstammen seinem Boden. Eine wichtige Rolle spielt die Stadt in der Glasindustrie, nicht so sehr durch die Erzeugung kunstvoller Glasformen als durch die Verbreitung der schönsten Erzeugnisse. Was Nahrungs- und Genußmittel betrifft, so sind das Wiener Bier und das Wiener Gebäck sowie die feine Zubereitung der Speisen allseitig anerkannt.

Von der Spitze des St. Stephansturmes.*)

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen, von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom der großen Residenz erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene Stadt hindehnt; dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer teilnahmlos an ihm vorüberziehen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nahe und ferne die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Türmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihm zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Pappel kommt, die er aber nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn mit einemmale steht weiter rechts eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserreihe dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen: allerorts Drängen und Brausen, Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte. Dem armen

*) Von Adalb. Stifter. Mit Ergänzungen.

Landbewohner ist's, als seien hier gar keine Häuser, lauter Paläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder an einem anderen Ort. Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kommt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht, — ja dort steht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — „Nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die große Tafel an dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke dich, gewöhne dich an jenen flutenden Schwall — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deiner geliebten Pappel empor und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt.“

So. — Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden wenige sein von allen denen, die noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret. Dort gegen Norden hinaus, wo die lichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunklen Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. Weiter hinaus, das luftige, im Morgengrau schimmernde Fahlrot ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpaten und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen wie ein aus Luft gewobenes Land um den ganzen Osten. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagereise weit von hier gegen Südwesten und ist der Schneeberg, das letzte jener Häupter, die mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der vom Lande Schweiz an durch Tirol hinausreicht und dann zwischen unserem Lande und Steiermark laufend hier ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunklen Westhimmel umlagern. Du wirst aber doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmutige Höhen sind, üppige Laubschösse, in denen die weißen Landhäuser, die Dörfer und die Schlösser herumgestreut sind, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter, heitergrüner Park um die große, staubende Stadt herumlaufen, ihren West wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunklen Länderscheide, gerade unten zu deinen Füßen, liegt die schwarze Stadt, unberührt von der Morgenröte, die bereits über ihr heraufflammt, dieses Bild des gestrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, von keinem Laut erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall — doch horch, das erste Lebenszeichen des schlafenden Ungeheuers thut sich eben kund. Hörst du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fuhren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung zu

bringen, Fleischerwagen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder stille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel und legen ein sanftes Purpurrot auf die grauen Steine um uns. Siehst du, ein graues Schimmern läuft schon hier und da durch die Stadt, die dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt — und in dem Schimmer blitzen rote Funken auf, wie Karfunkel, es sind Fenster, an denen sich die Morgenröte fängt. — Jetzt rasselt es wieder und an mehreren Stellen; — jetzt fängt sich's auch hier und dort in anderen verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da verbraust es sanft, wie Atemzüge eines Erwachenden. — Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller, goldener Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui!! ein Blitz fliegt an unsern Turm: die Sonne ist herauf!! Da unten aber haben sie sie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Teil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehrt sich und wallt, wie ein goldener, trüber Brodem in die Morgenluft hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold — Turmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Türmen hallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's; schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne frische Schalle schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadtteile, als ob sich Gassen und Häuser durcheinander rührten, bis ein einziges, dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Indes schwingt sich die Sonne siegend und lächelnd, wie ein silberner reiner Schild, immer höher über das wilde Babel empor.

Und nun, da der Tag alles ins Klare gebracht hat, lasse unsere Blicke durch dies schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Teile der Stadt und jenen schönen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Teil gerade zu unseren Füßen ist die eigentliche Stadt; wie eine Scheibe um unseren Turm herumliegend, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. — In der That, von dieser Höhe der Vogelperspektive angesehen, hat selbst für den Eingeborenen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert und doch zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt.

Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stefanus, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne, schwarze Kuppel St. Peters; hinter ihr der freundliche Turm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner und zwischen ihnen allen (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der Kaiserlichen Hofburg. Zwischen Burg und Ringstraße liegen schöne weite Parkanlagen: Hofgarten und Volksgarten; auf dem geräumigen Platze vor diesen erheben sich die Denkmale der größten österreichischen Feldherren der neueren Zeit, des Prinzen Eugen v. Savoyen und des Erzherzogs Karl. Jenseits der Ringstraße vor dem Burgthore breiten sich, getrennt durch eine große Gartenanlage, welche das figurenreiche Denkmal der großen Kaiserin Maria Theresia schmückt, die Hofmuseen aus.

Verweilen wir etwas bei der herrlichen Ringstraße, welche Wien zur schönsten europäischen Stadt macht. Vor dreißig Jahren noch das Glacis der Festung, ist sie nun die prächtige Zeile von öffentlichen Gebäuden, Palästen, Denkmalen und Gärten vom Donaukanal bis wieder zum Donaukanal reichend und prächtige Durchblicke gewährend. Wenn wir uns vom Burgring gegen Süden und Osten wenden, erhebt sich rechts am Schillerplatze die Akademie der bildenden Künste mit dem Schillerdenkmale, an der aus der Altstadt einmündenden Kärntnerstraße das Opernhaus, weiter rechts an der Lothringerstraße das Künstlerhaus und die Handelsakademie, auf dem Beethovenplatze das akademische Gymnasium mit dem Beethovendenkmale, auf dem Schwarzenbergplatze das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg, des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, auf dem Parkring der Stadtpark mit dem Schubertdenkmale, an der Wollzeile das Österreichische Museum für Kunst und Wissenschaft und die bis an den Donaukanal reichende Franz Josefs-Kaserne. Westlich vom Burgring liegt Wiens großartigste architektonische Anlage: der Rathausplatz. Denselben umsäumt gegen Westen das neue gotische Rathaus, dessen Turm hoch und schlank über der stattlichen Empfangshalle emporragt und auf beiden Seiten von je zwei bewimpelten Türmchen flankiert wird; südlich erhebt sich stolz das neue Parlamentsgebäude im griechischen Stil mit prächtigem Säulenportikus, nördlich die neue Universität, ein Prachtbau im toskanischen Stil der Frührenaissance und östlich — jenseits der Ringstraße — das neue Hofburgtheater im Stile der französischen Spätrenaissance. Gegenüber der Universität, nur durch die Universitätsstraße geschieden, erhebt sich die im Stil der französisch-gotischen Kathedralen erbaute Votiv-(Heilands-)Kirche mit zwei schlanken durchbrochenen Türmen, welche Erzherzog Ferdinand Max, der spätere Kaiser von Mexiko, zur dankbaren Erinnerung an die Errettung seines Bruders,

des Kaisers Franz Josef, aus Mörderhand, erbauen ließ, unterstützt durch die reichlichen Spenden der Völker Österreichs. Dem Schottenring entlang treffen wir links das gotische Sühnhaus (an der Stelle des abgebrannten Ringtheaters), rechts die neue im griechischen Stile erbaute Börse und weiter links die Rudolfkaserne am Donaukanal. Beide Enden der Ringstraße verbindet der Franz Josefkai.

Und jenseits dieses endlosen Gürtels von Prachtgebäuden liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre räumliche Größe giebt, die Masse der Vorstädte — der alten Rechnung nach etwa 36 an der Zahl, heute in 10 Bezirke eingeteilt. Mit größtenteils recht schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen die Ringstraße auf, sich an dieselbe eng anschließend. Ehedem durften sie nicht weiter vordringen, als bis zu dem Glacis, das die innere Stadt von den Vorstädten schied. Dafür aber haben sie sich nach außenhin breit gemacht und immer mehr Raum verschlungen bis zu den Linienwällen, welche das Verzehrungssteuergebiet der Stadt begrenzen. Bald steigen sie, wie dort gegen Südwest, über einen Hügel, sinken dann sanft ins Thal; dort fließen sie breit auseinander, bis ans Gestade des Donauarmes, und denselben überschreitend füllen sie dicht das jenseitige Inselgestade; diesseits des Kanals steigen sie wieder längs des in den Kanal einmündenden Wienflusses, bis sie sich weiterhin allmählich mit mehr und mehr Gärten mischen. Heute reicht das Gebiet der Stadt im weiten Bogen von der Donau bis zu den Ausläufern der Alpen. So ist des Wachsens und des Bauens kein Ende.

Schau dort hinaus gegen Osten in die äußerste Grenze des Linienwalles; links an der Straße nach Ungarn siehst du eine lange Reihe großer eiserner Hallen und andere ausgedehnte Gebäude. An einzelnen Tagen der Woche herrscht hier das bunteste Treiben. Rinder, Schweine und Schafe werden hier auf dem Viehmarkt nach Tausenden zählend zur Befriedigung dieses Riesenmagens der Millionenstadt abgeladen und von den Fleischern erstanden. Verfolgst du weiter die Straße, so breitet sich rechts das große Leichenfeld der Stadt aus, in welchem Hunderttausende nach mühevollem Ringen den Kampf ums menschliche Dasein abgeschlossen.

Gegen Süden, da siehst du eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuze genannt. — Dort hinein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserem Hafen Triest und knüpft uns an den Süden. Bevor das Dampfroß den Verkehr mit dem Süden übernahm, bewegte sich auf derselben Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter und zwischen ihnen wandelten Fußgänger und Wanderer und Herden von kleinem Vieh. Heute beleben die Straßen fast nur schwere Wagen mit dunkelrotem Material beladen, aus jener Gegend kommend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehst; sie bringen jenes Material: die Ziegel, woraus sich dieses riesige Häuser-

gewimmel nach und nach erbaut hat — und im Wienerberge liegen noch unermeßliche Thonschichten, daß man noch viele Wien aneinander fortbauen könnte.

Und da du das Rohr einmal in den Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jene eigentümlichen, weitgedehnten Gebäude? Es sind Wagenremisen, aber Sammelplätze von großen Wagen, die von furchtbaren, unbändigen Rossen gezogen werden; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch bändigt mit einem sanften Drucke seiner Hand die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten hin — sieh' zu, ehe sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und dritte — — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das alles zusammengebracht! die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers. Die Welt wird immer schöner und größer — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Nun du aber dabei bist, des Menschen Größe im wohlthätigen Schaffen zu bewundern, so blicke auch ein wenig wieder nach rückwärts, gegen Osten, und vor deinen Augen erhebt sich ein großartiger Gebäudekomplex, die riesige Waffen-Zwingburg, von den Wienern „Arsenal“ genannt. Hier werden in Friedenszeiten die hundert Hilfsmittel geschmiedet, gegossen, gedrechselt und gefeilt, gefüllt und zurecht gemacht, mit denen man in Kriegszeit Menschenleben, Häuser und Städte zerstört, Friede, Wohlstand und Menschenglück vernichtet. Sein Inneres birgt auch die Ruhmeshalle der österreichischen Feldherren und ein Heeresmuseum all der Waffen, Ruhmes- und Erinnerungszeichen vergangener Zeiten.

Hast du hier den Menschen in seiner furchtbaren Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehst ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm ausgestatteter Palast steht am oberen Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, welche die Frucht eines eisernen Willens waren, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilt, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, Wälder

und Felsen, Gärten und Blumen und aller Thiere eine unzählige Menge, so ist es doch dort totenstille; denn als Bilder berühmter Künstler hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmale der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt.*)

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg mit seinem schattenreichen dem Besuche geöffneten Garten, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Karolus, mit ihren zwei vorstehenden schlanken Säulen; gleich daneben ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, an schönen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus: man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen von gar keinem Gebrauchswert ist — aber durch Übereinkommen schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller anderen, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, nicht allerorts mitführen zu müssen — dann sachte wachsend in Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindung; — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die anderen verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, ein rätselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Verkehr (ein Herzogtum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwert lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn, und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort: wieder Erwerb, wieder Genuß; größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen andere, weil er wähnt, er sei arm. — Und so jagen Völker, ja fast die ganze Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indes ihr das einzige Glück aus den Händen fällt, hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; selig und arm — nein nicht arm, denn zum Bedürfnis ist eine Überfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des Menschen wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung

---

*) Prinz Eugen.

mache und von ihr zur andern sich rette, bis er zur stillern Menschheit weiter geführt ist, zu seiner moralischen Freiheit. Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, bloß durch die Wiener Verbindungsbahn und den großen Lebensmittelmarkt getrennt, liegt ein anderes, schönes, palastähnliches Haus. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr ein- und ausfahren siehest. Du kannst auf seinem Mittelschilde die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi“, zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger.“ Es ist das Invalidenhaus. Die Straße, die an dem Gebäude vorbeiführt, ist die nach Ungarn und in den Orient. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient. — Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehst du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Große, schwimmende Häuser gehen auf ihr abwärts, Menschen und Waren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan. — Nahe der Ringstraße und der Ausmündung des Wienflusses in den Donaukanal liegen die nach abwärts gehenden Schiffe.

Nun geh mit dem Rohre noch weiter links, stromaufwärts, da sind dunkle Linien über dem Strom; es sind die Brücken, die nordwärts führen, die eine für Wagen und Wanderer, die anderen bloß für die Wagenzüge der Eisenbahnen. Am Eingange des Praters siehst du auch den Nord-Bahnhof und nahe dem Augarten den Nordwestbahnhof. Besieh' dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich-fahle Fläche, wogend vom Getreide und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und Wagram. Man hat dort vor nicht langer Zeit einmal eiserne Kugeln gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen der Reife eben entgegengehender goldener Körner eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen Tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt voll von Menschenangesichtern, und an jeder anderen Stelle unter uns, wo nur der Turm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge, da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hierher geblickt haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur breitete schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom seit langen Jahrhunderten so oftmals und so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Turm war der Ort, von wo aus

tausend Blicke auf jene Stätte schaueten, wo Häuser und Eis zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde oder nicht. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da. Das neue Donaubett hat die Laune des großen übermütigen Stromes gebannt und das eiserne Schwimmthor, in den Tagen der Gefahr den Eingang des Donaukanals abschließend, schützt Gut und Leben der längs des Stromes wohnenden Menschen. Wie in alter Zeit ist auch heute diese Inselstadt die Hauptstätte des Handels und Verkehrs; sie birgt aber zugleich den Smaragdschmuck Wiens: den Prater und den Augarten.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Arm der Donau, vorüber an der rötlich schimmernden riesenhaften Reiterkaserne, längs des Schottenrings, bis hinauf, wo ehemals auf dem zu kriegerischen Festlichkeiten bestimmten freien Platze (Rathausplatz) heute großartig angelegte Bauten sich erheben.

Am Eingange des Schottenrings führen zwei große Straßenzüge zu den der armen und der leidenden Menschheit gewidmeten Pflegeanstalten und verfolgt dein Blick die Straße nach rechts, weit über die Linienwälle hinaus, so ragt seitwärts auf einem breiten Plateau, ganz nahe den Bergen, ein mächtiger rötlicher, kuppelförmig abschließender Bau als Heimstätte jener gelehrten Forscher, deren Geist auf die Gesetze des Weltalls gerichtet, in stiller Nacht dem Lauf der Gestirne folgt.

Nun gehe noch jene unabsehbare Menge von Häusern durch, die über die Höhe gelagert sind. Hier breitet sich das bürgerliche Leben Wiens in seinen vielfachen Verzweigungen, die großstädtische Industrie und das kleine Gewerbe mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Hilfsarbeitern aus. Zwischen Fabrikschloten steigen die Türme der neu erbauten Kirchen, wie jene zu den sieben Zuflüchten in Altlerchenfeld, der Lazzaristen, der Sechshauser Pfarrkirche, der Elisabethkirche auf der Wieden empor. Und hältst du den Blick nach Süden gewendet, so taucht an der Grenze des neuen erweiterten Gemeindegebietes das prächtige kaiserliche Lustschloß Schönbrunn mit seinem großen schattigen Parke und der zierlichen, einen weiten Fernblick gestattenden Gloriette und ganz nahe demselben, am Eingange des großen Tiergartens, Schloß Lainz, der neue Sommersitz des Kaisers und der Kaiserin auf. Und rückst du das Fernrohr etwas nach links, so siehst du wieder den sanften grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Die Sonne ist unterdes heraufgestiegen und gießt ihren Schimmer weithin über all den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchwandert — — und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausendfachen Mauern?!

Obwohl die Sonne draußen dem Landmanne und uns hier oben längstens aufgegangen ist, so bricht doch für diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinander gewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, sowie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagt, so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertsten Tage herauskostest. — Die Stadt muß wie ein kostbares Nachtessen, langsam, Stückchen für Stückchen, mit Prüfung ausgekostet werden, ja du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichtum ihres Inhalts und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigentum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung giebt sie sich hin, aber dann tief und innig. Darum geht mancher von hier fort und trägt nichts mit sich, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jene Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deinem Hause gehst und täglich andere Menschen auf der Gasse siehst; wenn du an Orten der Freude bist, und alles um dich jubelt und braust ohne sich um dich zu bekümmern — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach einer von ihnen, in geheimer Sympathie wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, dich einladen, dir Freude zuteilen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen, eisernen Riegel der Gewölbe öffnen sich, und der Reichtum der Auslagen beginnt sich zu entfalten. Und wie sie alle laufen und durcheinander wimmeln, als fürchteten sie sämtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen und bringen in tausend kleineren Gefäßen das Weltmeer „Milch“, das heute ausgetrunken werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte mit Lebensmitteln belastet. Tausende Tiere sind heute nachts getötet, daß alle diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemäht und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe, auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Büreau gehen — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! Der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorstädte in einem schwachen,

blauen Dufte schwimmen, während die neuen Teile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobscurabildes heraussehen. Nun sieht man auch schon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener Strom von Menschen hin — Trommelschlag — dort um die Ecke rückt ein Trupp Soldaten heran: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer, schiebt es sich auf den lichten Platz heraus — die Fenster öffnen sich und neugierige Augen schauen heraus: oder die gestickte Mütze und der rote Schlafrock eines Müßiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh morgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schar, teils Männer, teils Knaben zieht ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf! Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und spät Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! einer oder der andere schlummert vielleicht noch. Siehe dieser wallende, brodelnde Kessel: es treibt und quirlt, als sei das so ohnehin und gehe nach irgend einem unabänderlichen Gesetze fort; aber da sind einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den andern unterscheiden, die sitzen an dem schweren Arbeitstische, ihnen sind von noch einem Höheren die Formeln dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickeln, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlagen. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechts! Mancher nun von denen, auf die ich eben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen, und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen und was not thut. Ist dir dieses Treiben noch nichtig? Ein Stück, und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte wurden hier geprägt und werden noch geprägt werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich alles harmlos fröhlich und ist fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in der Menge, oder er macht ein Gesicht so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Plaster unter ihrem Fußtritte; aber wir hören es

nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Herde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das über ihnen wallt, ein und aus durch Straßen und Gassen ihrer großen, feuchten, steinernen Stadt schlüpft.

Was treibt und bewegt nun alle, daß sie ebenso rastlos strömen, dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Straßen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen. — Da ist der breite, mächtige, schmähliche Grundtrieb der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester der Verschwendung. — Ihre Opfer siehst du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem andern zuvorthun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß das Glück einkehre in ihr Haus — der eine trägt den Gewinn schon in der Tasche und hastet weiter; der andere trägt ein furchtbar pochendes Herz denn alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von neuem beginnen. — Dann ist der Hunger, er treibt zu den Tausenden der abenteuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müßiggänger treibt sich, — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — an ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter und trägt ein Himmelreich durch das Getöse — und der Liebende hat eben zwei angebetete Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodieen, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußern Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen nach rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben, wohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — Indes geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig wie über eine prachtvolle Wildnis — sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indes die außen treiben, geht es im Innern der Häuser nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausend Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, es wird musiziert und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftigt, in millionenfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da ist jede Stunde eine Eßstunde und dem letzten Mittagsmahle im Palaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und da ruhen

die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. — Siehst du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, wohin sie Lustfahrten machen, dahin gehen Wagen aller Art und bringen sie in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, alle seien an einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kommst, so sind sie auch alle dort, und wenn du in die Stadt wanderst, so geht keiner ab. Tausende Hände sind in Bewegung, Tag und Nacht wird gesonnen, daß neue Altäre erfunden und gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen; überall wird es ausgebreitet, überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswursts im Prater an bis zu dem geläutertsten Genusse der Kunst; jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indes geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges, beseligt hier ein Herz und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das eine nicht und nicht das andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling, eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indes entzündet sich sachte die Abendröte und flammt von jenen Bergen herüber dem weiten Lande ihren Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenke verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der heutige. — So schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, und doch jeder so verschieden von dem andern; so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes rätselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufrichten helfen.

Der Prater.*)

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie Wien seinen Prater. Ist es ein Park? „Nein.“ Ist es eine Wiese? „Nein.“ Ist es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Lustanstalt? „Nein.“ — Was denn? „Alles dieses zusammengenommen.“ — Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese

*) Von A. Stifter, mit Ergänzungen.

und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipgarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, welche die Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an anderen, so daß man wähnen sollte, wenn man die Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sich ihre Bevölkerung ausgießt, und der doch noch Teile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen undankbar gegen ihn, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu anderen Zeiten demselben desto mehr zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es „guter Ton" ist, in den Prater zu fahren oder wenigstens zu gehen. Der 1. Mai ist ein solcher Tag, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin und laß dir auf diesem Papier deuten, was wir sehen.

Es ist der 1. Mai, etwas nach 4 Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man jemand sagte, er bekomme ein Herzogtum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander hinfliegend wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hier und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unten vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht, Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die herniederschauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um dreiviertel auf 4 Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters. Endlich ist die Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem

Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Den Eingang zum Prater bildet der langgestreckte Viadukt der Wiener Verbindungsbahn, und von dem Mauerwerk der Schwibbögen winkt dem Spaziergänger auf riesigen und buntfarbigen Plakaten die Freude des Tages in hundert verschiedenen Gestalten entgegen. Doch heute vorüber geht der breiteste Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist die höchste, hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Dienerschaft und Equipagen nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnte, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren viele tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und um gesehen zu werden — und das ist nun eigentlich der Ort, wo sich Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dichtgedrängt die Zuschauer, und hinter ihrem Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen die Dame des höchsten Standes, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umgiebt; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen die in einem Wagen sitzenden Damen, dort sitzt ein alter Mann einsam in seiner schweren Karosse, er ist in ein feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Brust; dann kommt ein Fiaker mit reichen Bürgerssöhnen — dann andere und wieder andere — und so siehst du ein Schauspiel, wie es dir doch nur der Prater bieten kann. Nur der muntere Hirsch, der vor kurzem noch so ganz nahe an der geputzten Menge halt machte, das stattliche Geweih zurückhaltend und in das Gewühl glotzend, ist hier nicht mehr zu schauen. Die moderne Kultur, die den alten Prater nach dem Muster des Bois de Boulogne zustutzt und bekiest, sie hat ihn aus seinem hundertjährigen Stammsitz wohl für immer verwiesen. Und fort flutet es und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, dem du gerne nachschaust.

Doch laß uns die Allee hinabgehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer hinabkommen, so ist es, als würde es immer ärger: der Knäuel wird dichter und unruhiger. Links am Wege stehen die Restaurationshäuser, die sogenannten Prater-

Kaffeehäuser: aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, besetzt mit geputzten Menschen, — das redet, das lacht, das braust, das klingt an die Gläser, ruft nach Kellner und Markeur — und vorüber an den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und soweit das Auge schaut, ist es, als nähme die Allee kein Ende. Ja, das ist noch ein Stück vom alten Prater. Die neue Zeit aber hat auch diesem altehrwürdigen Angesicht einigermaßen mitgespielt. Die Velociped-Rennbahn, das Aquarium, der Konstantinhügel mit seinem wunderlichen Wasserfall, die Weltausstellungsüberreste mit ihrer angestaunten Kolossalrotunde, im Hintergrunde derselben das neue Donaubett mit dem breiten ausgedehnten Handelskai, den Lagerhäusern und den Warenmagazinen, wodurch der alten Kaiserstadt an Stelle der allmählich hinschwindenden alten „Gemütlichkeit“ ein mehr unternehmender und schaffenslustiger Charakter aufgedrückt wird — und all das ist neu und Vorbote einer neuen Zeit, die wenig gemein haben wird mit der alten, die dem lebenden Geschlecht zum guten Teil noch in den Gliedern steckt. Doch kehren wir zur Hauptallee zurück.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach greifbaren Freuden, und diese sind nun rings und überall ausgebreitet. Gehst du am Eingange des Praters links an der Hauptallee durch den Viadukt der Verbindungsbahn, so steht zunächst der Zirkus, die Herzensfreude großer und kleiner Kinder, dann der Hippodrom mit seinen lebensmüden Gäulen und den glücklichen Sonntagsreitern, dann wieder weiter die hölzernen Buden mit den hundert Merk- und Sehenswürdigkeiten, den Tierbuden, den Weltwundern und auf riesengroßen Leinwandflächen sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, und dieses Gemälde, dieses exotische Schreien und Pfeifen, Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, so daß an dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist. Rechts an der Weltausstellungsstraße steht das Fürsttheater, der Schauplatz schnurriger, derbkomischer Possen und Singspiele. Weiter einwärts zwischen uralten Bäumen und an Rasenplätzen kleine Gastwirtschaften und an der Straße herumgestreut all die Anstalten zum Vergnügen des Volkes: da sind alle möglichen Kosmo-, Pano-, Dioramen, alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen, schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Strom der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder zwei ragen über die anderen empor und spielen Szenen von einer Bühne herab,

die gepriesen und belacht werden; auf der anderen Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesang seiner Begleiter durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen — und wendest du dich ab, so siehst du unter noch größeren Bäumen wieder eine solche, rechts wieder eine, weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres; — eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst eine türkische — die große Trommel eilet und tummelt sich, ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerker hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort und neue Gäste steigen ein, mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Gras abgehaspelt, und zwei Liebende geraten in Zwiespalt, da sie schon, er aber noch nicht nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten im Volksprater, dem ehemaligen Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, obwohl er sich ruhig vor deinen Augen entfaltete, doch schon betäubend, so ist es zwar hier nicht auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Element nicht gewohnt bist, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gingen — aber sieh! das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber giebt und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln und mitunter derb, denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige — darum freuet sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein gut Teil der Menschen dazu verurteilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen, so darf man es ihm schon gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere, und Lust und Freude walten lasse. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, das wissen wir hier am Donaustrand recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist; Arbeit und Lust, das mischt sich so

beim Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine die Hauptsache oder das andere.

Weile noch einen Augenblick hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug: türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger — hier und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — und nun kommen auch noch in der Tscharda nächst der Rotunde die Zigeuner, seltsame, starre Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und hätten sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingeln anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die anderen Schicksale der Welt. — Dazu sieh mir nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Cymbal schlägt —, wie der eine den Bogen führt und zieht, fast anmutig wie ein Künstler, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiße der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musiziert ringsherum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element.

Sie werden immer toller und toller, streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken, singende Stimmen erheben sich hier und dort, — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den rötlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, welche die laue Lenzluft empfinden.

Laß uns nun weiter schreiten, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Teile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird dünner und dünner, das Gemisch von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum.

Und immer weiter führt uns unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Turm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wiens liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen vollen Donau, weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen Bäumen besetzt; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir vor einer halben Stunde noch im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo sie so geschont werden,

Der Wiener liebt aber auch diesen breitkronigen Baum gar sehr, und ich würde es keinem raten, in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume zu beschädigen. Da sie vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Philosoph, der Grübler, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern in seinem Schatten; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niederen Feldstuhle und zeichnet und malt einen Baum oder eine Gruppe. Durch die Laubkronen glänzt Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gern in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren und wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wagen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt; schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wagen, des Glanzes und der Pracht in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingeln und Schmettern aus dem Volksprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du meinst, es müßten ja alle Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröte, jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen. Ermüdet, betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben. Beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns not thut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate und ein nicht gar zu bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eins mit uns, und dann gehe zu Bette; aber habe acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben, als einer gewaltig lächerlichen Equipage, im Prater auf- und abschwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde. Gute Nacht.

———

Die Wiener Gesellschaft.*)

Die Gesellschaft Wiens, wie sie der Beginn des Jahres 1848 vorfand, war das Ergebnis eines langen Zeitraumes. Sie schien seit einiger Zeit stehen geblieben zu sein, trotz der Beweglichkeit der Lebekreise. Es darf dies nicht in Erstaunen setzen, da sie von dem Vermächtnis des Wiener Kongresses zehrte. Während des mehr als dreißigjährigen Friedens begnügte man sich, anstatt anzubauen, zurückzustauen, dem Volke jedweden Anteil zu versagen an der Bestimmung der Geschicke des Staates. Die Oberfläche des Gesellschaftslebens grünte und schillerte allerdings fort. Wien galt noch immer als die Stadt des Vergnügens, der Lustbarkeit, als das Reich der gefesselten Phantasie, wie es Raimund geschildert. An Gesang, Tanz und Blumenketten schien es sein Traumleben fortzuführen. Aber es war dem nicht so. Wer die Quellen unterirdisch rauschen hörte und das Nahen des Stromes, war wachsam, in Bereitschaft.

Die mächtige Stellung, welche die Herrscher Österreichs einst im europäischen Staatenleben eingenommen, hatte in Wien starke Spuren zurückgelassen. Viele fremde Elemente machten sich in der Stadt bemerkbar und gaben ihr ein bestimmtes Gepräge. Deutsche aus dem Reiche, Württemberger, Badenser, Breisgauer, Hannoveraner, Schlesier, Franzosen und Engländer, Wallonen, Italiener und Spanier, teils Nachkommen von Geschlechtern, welche in früheren Jahrhunderten Besitz und Ehrenstellen von den Dienste lohnenden Kaisern erhalten hatten, teils erst kürzlich Eingewanderte füllten die Salons und schlossen sich mit den Vertretern der nichtdeutschen Nationalitäten zu einem Ganzen zusammen, fanden ihre Mittlersprache im Französischen und pflegten überrheinische Sitte und Mode. Sie alle liebten Wien; es war ihnen eine freundliche Nähr- und Pflegmutter; man lebte billig, sehr billig, und unterhielt sich vortrefflich in der Stadt und ihrer Umgebung.

Als das eigentliche Wien galt damals nur die innere Stadt. In diesen von Festungsmauern eingeschlossenen Plätzen und Gassen war alles wie auf einem Theater zusammengedrängt; hier wogte die Essenz von Wien, dahin eilte jedermann, wenn es etwas zu sehen gab. Und es gab viel zu sehen in Wien, oft und glänzender Art. Vor allem die Hoffeste, die Kirchenfeste, die Auffahrten, Bälle und Theater. Wien hatte viel Zeit und Geduld zu jener Zeit. Man stand stundenlang, ja halbe Tage lang, in Ordnung gehalten von Bewaffneten, die oft der Landessprache unkundig waren und nicht immer von Gewehrkolben den angenehmsten Gebrauch machten. Gutmütig und liebenswürdig harrten die Wiener, sich nach dem Aufschrei ob erlittener Unbill durch Schlagworte und Spottreden entschädigend, aber nicht allzulaut. Den größten Erfolg hatten, wenn sie auf-

*) Mit Benutzung von Friedrich Uhls Darstellung „Die Gesellschaft“ in dem Kaiser-Jubiläumswerke „Wien, 1848—1888.“ (Wien 1889.)

ritten, die ungarische und italienische Garde; jene, Tigerfelle über die Schulter geschlungen auf Schimmeln, diese, mit Silberhelmen, auf braunen Pferden, durchgehends adelige, junge, schöne Männer. Die einzelnen Kreise Wiens waren damals scharf voneinander getrennt. Der Hochadel, der niedere Adel, hohe Beamte und kleine Beamte, das alte erbgesessene Bürgertum der inneren Stadt, eine Art Patriziat, die reichen jüdischen und nichtjüdischen Bankiers, die Hausherren, Fabrikanten und Kaufleute u. s. w., all das war geteilt, wie die Kreise einer Scheibe, höchstens daß einzelne Ausnahmen auf der Linie standen und bald zu diesem, bald zu jenem Abschnitt gerechnet werden mußten.

Der ganze Hochadel Österreichs, Ungarn eingeschlossen, residierte zur Winterszeit in Wien: Ungarn, Galizier, Kroaten, Siebenbürger, Böhmen und Mähren. Die Reichsten besaßen hier Paläste, in denen sie wohnten und glänzende Feste gaben. Einige sammelten Kunstwerke von Wert und legten Bildergalerieen an, wie die Fürsten Lichtenstein und Esterhazy, die Grafen Harrach, Czernin und Schönborn. Oft nannte ein Kavalier mehrere Prachthäuser, die zumeist in den stillen Straßen unweit der Burg, damals dem Westen der inneren Stadt, standen, sein eigen und verlebte die schönen Wochen des Frühjahrs, ehe er sich nach seinen Gütern begab, in einem Gartenpalais der Vorstadt, des Praters oder eines rasch mittelst Wagen zu erreichenden Ortes, wie Hütteldorf, Währing, Döbling und Hietzing. Der Adel war an Wien gefesselt durch den Hof, die Freuden der Residenz, der Zentralstadt des ganzen Reiches, und manchmal auch durch seine Bankiers.

Die glänzendsten, allgemein zugänglichen Feste bildeten die Praterfahrten am Ostermontag und 1. Mai; in ihnen drückte sich der Zug ins Freie, welcher der Wiener Bevölkerung eigen ist, voll aus. Das Erwachen des Frühlings, das erste Grün, wurde am zweiten Ostertage begrüßt, den ersten Blüten im Beginne des Mai zugejubelt. Schneeglöckchen und Veilchen wurden aufgesucht nach dem Auferstehungstage und der Anbruch des Wonnemonates fand in der Regel die reichbelaubten, frischgrünen Kastanienbäume der Hauptallee des Praters mit weißroten Blüten besteckt.

Die zwei Hauptpraterfahrten waren echte Volksfeste, alles nahm daran teil. Man ließ sich sehen, sah, bewunderte, freute sich. Es erstickte nichts Gemachtes die Freude im Keim, es war hergebracht, es mußte so sein, das galt als Glaubenssatz. Das Volk stellte sich zu Seiten der Hauptallee auf und harrte. Es kamen die großen Herren und schönen Damen in hoch auf Federn schwebenden, geschlossenen, wappengeschmückten Karossen. Die prächtigen, reichgeschirrten Pferde wurden vom hohen Bocke aus, den der reiche Überthan lang herabfallend deckte, gelenkt. Der Kutscher trug auf der Puderperücke ein kleines Hütchen, während auf dem Trittbrette rückwärts zwei Diener in der Galalivree des Hauses standen, kerzengerade, fest auf den Beinen, sich an den Riemen haltend. Das Volk bewunderte, besprach und gab seinem Entzücken, wenn ein Prachtwagen herankam, lauten

Ausdruck. Man kannte alle Vornehmen und deren Farben. — Am 1. Mai ging es nicht so feierlich, dafür fröhlicher zu. Da wurde nur der Frühling gefeiert: es war alles offen, die Natur, die Wagen und die Heiterkeit, Musik erstickte des Morgens schon den Vogelsang im Prater, dann rannten die Läufer der Herrschaften um die Wette, zu Mittag zog man nach den Auen und in die Buschenschenken, später füllte sich die Hauptallee; der Hof speiste im Kaisergarten des Praters, und man blickte, sich drängend, durch die Lücken des Zaunes oder lauschte der Tafelmusik. Später kam Equipage auf Equipage, Fiaker nach Fiaker, fast kein unschönes Gefährt; man hielt etwas auf sich, auf Wagen und Roß und auf den Kutscher. Allmählich wurde der Prater voll, dann überfüllt, die Pferde konnten nur im Schritt vorwärts kommen und zeitweise auch das nicht. Es trat Stauung ein, die Wagen standen wie ein Eisstoß bis zum Stephansplatz.

Die Praterfahrten im Frühlinge dauerten bis zu Pfingsten. Im Mai fuhr man vor dem Speisen, später nach dem Diner, das früher eingenommen wurde, um nach der Fahrt sich sofort in das „Kärnthnerthor-Theater“, wo in jedem Frühjahre „italienische Stagione“ stattfand, zu begeben. Da blühte es in den Logen von hellen, blumengeschmückten Kleidern, als ob man den Garten mitgebracht hätte, und dazu trillerten, in Todesqualen, lebensfrohe, oft recht wohlbeleibte Italienerinnen. Die Praterfahrten boten täglich das Bild unbekümmerten, sorglos heiteren, glänzenden Lebens. Reichtum zu genießen, das hatte die Gesellschaft vereint, und die kindlichfrohe Art, in der es geschah, ließ den bösen Neid der Armen nicht aufkommen. Die Großen des Reiches, geboren und auferzogen in dem Elemente des Luxus, festwurzelnd mit ihrem Besitze in unermeßlichem Grund und Boden, hatten keine Ahnung, daß jemals der Ernst des Lebens an sie herantreten könne. Ihnen gehörte, zwar nicht die Welt, aber doch ein oft recht beträchtlicher Teil des Landes, dessen Bewohner die Feldarbeit besorgen oder den Zehent der Früchte abgeben mußten. So ungetrübt wie in Österreich vor dem Jahre 1848 wurde selten zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande das Leben voll und sorglos genossen und zwar in allen Schichten der Besitzenden und Erwerbenden. Eine Art von Sonnenglanz strahlte von den Gesichtern, Heiterkeit war der Regent aller Jahre, man atmete Wonne, und wenn der vergnügte Tag verflossen war, suchte man sein Lager auf und entschlief lächelnd in der Hoffnung auf die Freuden des folgenden.

Der österreichische Hochadel hielt sich enge in seinen Gesellschaftskreisen. Zwar ließ er sich manchmal zu Bürgerkreisen herab, wenn ihm eine reizende Frau oder ein schönes Mädchen gefiel. Die Fürstin oder die Gräfin aber machten nie einen Schritt nach abwärts, wenigstens erfuhr man es nicht. Die Damen herrschten im Salon und dieser blieb allen verschlossen, die nicht zum Hochadel gehörten. Vor Jahrzehnten noch pflegten große Herren die Musik in ihren Palästen. Haydn, Mozart, Beethoven ließen Quartette

und Sonaten oft zuerst in den Wiener Salons aufführen, und die Widmungsblätter der Noten bilden ein Ehrenverzeichnis der Musikfreunde. Damals sah man darauf, daß nicht nur Blumen, sondern auch Geistesblüten den Empfangsraum zierten. In dem letzten Jahrzehnte vor 1848 hörte man die Klänge guter Kammermusik fast gar nicht mehr in Wiener Palästen. Auch gegen Litteratur und Kunst verhielt sich der Hochadel, abwehrend wäre zu viel gesagt, aber doch ohne regen Anteil. Daß man Schriftsteller oder Künstler in den Salon geladen hätte, ist uns nicht bekannt und doch gehörten drei Dichter selbst dem Adel an: Graf Anton Auersperg, Freiherr Münch-Bellinghausen und Freiherr v. Zedlitz. Einer, Graf Auersperg, stand sogar an der Spitze der geistigen Bewegung in Österreich. Die beiden ersteren Dichter hielten sich aber fern von dem geselligen Verkehr des Hochadels und schufen sich ihre Umgebung. Man kann von einem reichen, anregenden und mannigfach fördernden Salonleben des Wiener Adels, wie ein solches in Paris bis zum Ausgange des zweiten Kaiserreiches blühte, kaum sprechen. Indessen gab es einzelne Wiener Häuser, welche einen Weltruf besaßen. Ruhiger war das Geistesleben anderer vornehmer Kreise. Als ob der Quietismus des Salons nicht voll genügt hätte, wandten sie sich einer Art von litterarischem Trianonspiele zu. Sie verbrachten nur den Herbst in Ischl, denn damals galten noch die Alpen im Sommer des Regens wegen, der nie ausbleibt, für unbewohnbar. Die Bewunderung der Natur übertrugen sie auf die Bewohner des Hochlandes und schwelgten den Winter über in der Erinnerung an Zitherklang und Jodlergesang. Für diese ländliche Stimmung, die hier und da heute noch sich ungebundener Sprache bedienende Vertreter besitzt, fanden sich der Poet und seine Muse in Alexander Baumann und Mathilde Wildauer. Ersterer, bemittelt und auch als Beamter nicht ohne Einkommen, spielte vortrefflich Zither, schrieb nette Gedichte und witzige Prosa im Dialekte, setzte seine Liedertexte in Musik und besang echt und gar nicht schlecht die Herrlichkeit der alpinen Natur, wie man heute sagt, die die Alpen zierenden Sennerinnen, Jäger, Wilddiebe, Holzknechte und gemütlichen alten Hüttenbesitzer. Anmut und Tugend waren nur im Hochgebirge zu finden, man teilte die Schöpfung in Flachland und Alpengebiet und so mußte die Ischler Luft nach Wien zur Verbesserung der Moral und Salonatmosphäre, als eine Art von moralischem Nadelduft. Zuerst spielte und sang Baumann allein nach den Diners, zu welchen er geladen wurde, stets als Gleicher unter Gleichen, dann fand er sich mit Mathilde Wildauer, der schönen blonden Hofburgschauspielerin zusammen, entdeckte ihre Stimme und ihren reizenden Dialekt, dem sie in Ischl und Aussee den echtesten oberländischen Klang gegeben hatte, und sie sangen Duette. Die Krönung dieser Kunst war Baumanns: „Das Versprechen hinterm Herd“. Nun war mit einem Drama der Gipfel erstiegen und nach langjährigem Wandern im Dienste der Wohlthätigkeit von einem Vorstadttheater zum andern erzwangen Mathilde Wildauer durch

die ganz außerordentliche künstlerisch veredelte Naturtreue in Wort und Gesang und Baumann durch seine Beliebtheit bei aller Welt die Aufführung des Singspieles im Burgtheater. „Denn auf der Alm, da giebt's kein Leid!" Dem „Verschwender" Ferdinand Raimunds blieb dieses Theater bis heute verschlossen.

Die Friedensstille und Leichtlebigkeit, welche in den vornehmsten Kreisen herrschte, umfloß, scheinbar, auch den niederen Adel und Bürgerstand, die Beamten, Geldmänner, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Schriftsteller. Das gesellige Leben war in allen diesen Kreisen rege und angenehm. Fast jeder Bemittelte führte offenes Haus. Es war leicht, in Wiener Familien Zutritt zu erhalten, für Einheimische und Fremde. Die Bekannten unserer Bekannten sind uns willkommen. Das war Grundsatz. Wer in Wien besaß, der gab jenem, dem es fehlte, oft Nahrung, Wohnung und Geld. Wie viele später zu Macht und Ansehen gelangte Männer sind auf den Stufen der Wiener Gutmütigkeit und Freigebigkeit emporgestiegen. Aber nicht bloß jene Männer, welche einst selbst unbemittelte Studenten gewesen, hatten ein Herz für den armen, aber begabten Nachwuchs, sondern auch Leute aus dem Mittelstande, Kaufherren und Fabrikanten, die wie alle Wiener große Achtung vor der Wissenschaft hatten, nahmen gerne Strebende in ihr Haus auf.

Die Beamtenschaft Wiens hielt viel auf sich und wurde hoch gehalten. Damals hatte eine Einnahme, welche heute fast als gering gelten würde, großen Wert. Der Gulden war eine Summe, und ein Hofrat mit einem Einkommen von 4—5000 Gulden ein großer Herr. Er lebte danach, benahm sich aber auch danach. Es waren die Ausgangsjahre jener Zeiten, in denen die große Kaiserin sagen konnte, sie besolde deshalb einen Hofrat so hoch, damit er standesgemäß leben und eine Equipage halten könne. Die Hofräte konnten aber auch noch vor dem Jahre 1848 Roß und Wagen ihr eigen nennen und bei Gunkel, dem ersten Schneider Wiens, Kleider anfertigen lassen, die ihrer aufrechten Haltung durch fein anschmiegende Formen eine gewisse Vornehmheit verliehen. Im Mittelpunkte der Stadt wohnend, genoß Gunkel einen weitverbreiteten Ruf; er gehörte zu den Wiener Antonios, einer Art Patriziern, die hochehrbar, vermögend, würdig und nicht ohne Unternehmungsgeist, einen Stolz darin setzten, durch Güte ihrer Erzeugnisse zu glänzen.

In den Vorstädten allerdings war der Reichtum des Bürgertums, der Fabrikanten, seit längerer Zeit empfindlich gesunken. Das Zollsystem, welches fremde Waren nahezu ausschloß, hatte wesentlich dazu beigetragen, daß sich gewisse Industrieen in Wien rasch entwickelten und die Fabrikanten bereicherten. Arme Arbeiter wurden reiche Fabriksherren durch Erzeugung von Samt und Seide, Shawls, besonders aber Seidenbändern. Es gab manchen intelligenten und sparsamen Mann in der großen Reihe dieser Fabrikanten. Die erste Generation hielt auf Einfachheit; gewöhnt an die

Arbeit der eigenen Hände und des eigenen Kopfes, stellte sie geringe Ansprüche an das Leben; aber schon die Söhne und Töchter wuchsen zur Üppigkeit, zum Hange nach Wohlleben auf. Und sie waren ja reich, die Wiener Fabrikanten, warum sollten deren Kinder nicht genießen, was ihnen Freude machte! Das eine Seidenkleid, die Goldhaube, die sechs Reihen Kropfperlen um den Hals, mit einer Diamantenschließe befestigt, das Um und Auf von Glanz und Schmuck einer alten Wiener Bürgersfrau, genügte den Töchtern der Fabrikanten der Wiener Vorstädte Neubau, Mariahilf und Schottenfeld nicht. Waren sie doch zwischen Bergen von Samt und Seide in der Fabrik aufgewachsen, am Sonntag mit den Werkpferden nach dem Prater gefahren. Die Söhne ließen es sich genügen, in der Fabrik hier und da aufzutauchen und nachzusehen. Den größten Teil des Vormittags, des Nachmittags und des Abends verbrachten sie aber in Kaffee- und Gasthäusern, im Tanzsaal und im Theater. Das waren die Kavaliere der außerstädtischen Lebenskreise. Das ging so fort, bis eines Tages die Gesetzgebung des Staates geändert wurde und mit einem Schlage die Modestoff-Industrie die Konkurrenz des Auslandes nicht ertragen konnte. Statt sich anderen Produktionszweigen zuzuwenden, arbeiteten die Fabrikanten in gewohnter Art weiter, solange es ging, solange sie noch etwas zuzusetzen hatten vom Erworbenen und Ersparten, von Häusern, Villen, Gütern, dem Vermögen in der Kasse, dem Sparpfennig in der Büchse. Sie harrten eigensinnig oder unfähig zu rascher Wendung am Webstuhle, über den die Zeit hinweggegangen war, aus und klagten alle und alles an, nur nicht die eigene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit.

Die Welt des Geldreichtums war damals noch wie heute eine Welt für sich. Weder der Hochadel und die Diplomatie, noch die höheren Beamten suchten und fanden in den Salons der Bankiers Zutritt. Nur ab und zu glänzte ein hoher Adeliger, der mit dem Herrn des Hauses im Geschäftsverkehre stand oder durch den Zauber der Frau festgebannt war, durch seine Anwesenheit. Und an solchen Frauen hat es der Finanzwelt Wiens nie gefehlt. Geist und Anmut zierte aber allerdings nur wenige dieser Frauen, wie die Fries, Arnstein, Pereira, Esveles, Wertheimstein, welche noch die Sprechweise und Geistesart der Herz und Rahel-Varnhagen in Berlin bewahrt hatten. In diese Kreise fanden einzelne Schriftsteller Zutritt, wenn sie entweder dem Adel angehörten oder wenn sie zur geistigen Anregung und Unterhaltung in beliebter Form ihren Teil beitragen konnten, wie Castelli und Baumann, oder wenn man wie an Bauernfeld die böse Zunge fürchtete.

Vereinigt konnte man fast alle Kreise, welche in dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit eine glänzende Rolle spielten, wie bereits erwähnt, im Prater sehen und in der italienischen Oper. Die letztere bot damals in Wien das Beste, was man hören und sehen konnte. Wien hatte eine Frühlings-Stagione von drei Monaten. Es hörte die Malibran und die

Pasta, die Grisi und Persiani, Lablache und Tamburini, Rubini und Poggi, es sah die Tänzerinnen Marie Taglioni, Cerito und die anmutsvolle Tochter Wiens, den holdesten Sprößling des ehemaligen Wiener Balletts, Fanny Elßler, welche Gentz in goethischer Prosa liebevoll feierte. Rossini, Bellini, schließlich Donizetti schrieben Opern für Wien. Jährlich wurde ein neues Werk des eben in der Mode stehenden italienischen Komponisten aufgeführt. Die Wiener waren in der Oper fast zu Italienern geworden, und als Musik galt damals hauptsächlich nur die italienische. Der deutsche Ton war in den höheren Gesellschaftsschichten fast völlig verklungen, gänzlich aus der Mode gekommen. Die sinnliche Musik stimmte zu dem rein sinnlichen Leben der vornehmen Gesellschaft Wiens.

Einen größeren Abstand als jenen, der während der italienischen Saison in Wien zwischen dem Opernhause und der Bühne in der Leopoldstadt bestand, kann man sich nicht vorstellen. Dort das Ausländische, hier das örtlich Städtische, dort die dem Wohlklange der Stimme, der italienischen Melodie und der Unnatur des damaligen musikalischen Dramas ausschließlich geweihte Stätte, hier in dem alten, finsteren, unbequemen Hause der wienerische Humor und der Scherz, der in gerader Linie von der Stegreif-Komödie und dem Hanswurste abstammte. Obwohl das Volksstück durch den Zauberring Raimund'scher Poesie hindurchgegangen war, ließ es nur geringe Spuren solch künstlerischen Einflusses wahrnehmen, ja, es schien zu der Form der vorraimundschen Wiener Posse zurückgekehrt zu sein. Ein Band gab es indessen, das vom Kärthnerthor-Theater zu jenem in der Leopoldstadt reichte. Die Volksbühne hielt der italienischen Oper den Spiegel vor und zeigte im Zerrbilde die Einseitigkeit und Manieriertheit der welschen Oper in Wort, Gesang und Spiel. Johann Nestroy hieß der Satiriker, welcher faunartig im Leopoldstädter Theater herrschte, im ehemaligen Kasperltheater Wiens. Nestroy war der Nachfolger Raimunds, aber dessen entschiedener Gegensatz. An die Zauberhülle der Raimundschen Stücke anfänglich anknüpfend, brannte Nestroys ätzende Laune die Form bald durch und seine Gestalten grinsten, wenn sie lachten. Er schuf gleichsam die Satyrspiele zu den Dichtungen des großen Wiener Volkspoeten.

Das Theater war in der Zeit vor 1848 und eine Zeitlang nach diesem denkwürdigen Jahre das Forum der Donaustadt. Einzig und allein hier durfte die Gesellschaft Wiens, als Körper vereinigt, offen und frei ihre Meinung äußern, ihren Willen kundgeben, Lob und Tadel ungestraft austeilen. Im Theater allein konnte das Volk das Recht der Gedankenfreiheit üben, da hatte es gelernt, sich zu fühlen, da machte es von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch. Im Theater wurde Wien mit dem Vereins- und Versammlungsrecht bekannt.

Fühlte sich die Gesellschaft in den Wiener Theatern als solche in ihrer Kraft und Macht, so war Bäuerles Theaterzeitung so recht eigentlich das

Organ der Wiener Plaudersucht jener Tage. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, die neue Rolle einer beliebten Schauspielerin, ein Virtuos, der gefällig spielte oder interessant aussah, die Stadtneuigkeit unpolitischer Natur und vor allem der leider bis auf den heutigen Tag in Wien so sehr gepflegte, Privatangelegenheiten betreffende Theaterklatsch beschäftigten die Gesellschaft in den Kaffeehäusern und Salons über alle Maßen. Die Gesellschaft Wiens sollte sich um nichts anderes bekümmern, das wurde gewünscht, und man hatte es dahin gebracht, daß über nichts anderes gesprochen wurde, als was der flüchtige Tag brachte und nahm. Nur mußte die Besprechung der Theaterangelegenheiten sich in engen Grenzen halten, da die Zensur darüber wachte, daß die Schwächen der Künstler nicht zu stark bloßgestellt wurden.

In ähnlicher Art, in gleichem Geist und Ton unterhielten sich die geselligen Vereine. Berühmt war damals eine Vereinigung von Schriftstellern, Künstlern und aufgeweckten Männern der Gesellschaft, welche sich „Supiritum" nannte. Es ging lustig und toll zu in jenen Kreisen. Humor und Witz flatterten über den dampfenden Punschgläsern. Wer von fremden Berühmtheiten nach Wien kam, versäumte es nicht, sich zu bemühen, in das „Supiritum", früher genannt die „Ludlamshöhle", wo die Schellenkappe auf den Häuptern der geistigen Führer Wiens thronte, eingeführt zu werden, und in den Reiseberichten manch bedeutenden Mannes erklang das Loblied des scharfen Salzes der Wiener humoristischen Küche. Die Maler und Bildhauer feierten ihre festlichen Zusammenkünfte im „Blauen Strauß" in der Kothgasse auf der Laimgrube unter Führung der Professoren van der Nüll und Siccardsburg, den Erbauern des Wiener Opernhauses und den Vorläufern der Wiedergeburt der Wiener Baukunst und der Kleinkünste. Jene lebenslustigen Wiener, welche keinen Zutritt in diese Kreise genossen, füllten die Gast- und Kaffeehäuser, besonders den „Sperl". Das Sperllokal in der Leopoldstadt besaß einen europäischen Ruf. Wenn ein Fremder in Wien eintraf, so lautete das erste Ersuchen an den Lohndiener des Gasthauses, nach dem Sperl geführt zu werden. Dort sah man wienerische Art und Unart, wie man will. Man sah dort den echten Wiener Walzer tanzen, und das war in der That ein Vergnügen, das man heute, wo französische Art zu walzen in Wien angenommen wurde, nicht mehr genießt. Man walzte nicht, man raste und hielt sich doch gewandt, anmutig und schön. „Das Leben ein Tanz" lautet der Titel eines Straußschen Walzers und das Leben ein Tanz und ein Spiel, das war wirklich die Auffassung vieler Wiener jener Zeit.

Bei jungem, perlendem Wein und trefflicher Küche ertönten in den vornehmen Hotels wie in den unzähligen kleineren Gasthäusern im Lerchenfeld, Hernals und Nußdorf die Gesänge des heiteren Wein- und Waldviertels unter dem Wienerwalde, der weiteren Heimat des Wieners, von schneidiger, anreizender Musik begleitet. Der erste Jauchzer, den sich vor

Jahrhunderten von Berg zu Berg der junge Bauernsohn und die schmucke Schnitterin zusendeten, er ist der Grundton dessen, was sich so kunstreich zum Wiener Liede und zum Wiener Walzer ausgebildet. Er mag bajuvarischen Ursprungs sein, aber zu der schönen, reinen Kunstform wie in Wien hat er es nirgendwo gebracht. Die Ländler, welche die Wiener Musikanten Wild und Gruber, Pamer und Hummel, die ersten Walzerquartettisten, in rauchigen, unscheinbaren Gasthäusern gespielt, wurden von ihren Nachfolgern Johann Lanner und Johann Strauß, die anfänglich vereint wirkten, sich später aber als gleichberechtigte Künstler trennten und auf eigene Füße stellten, zu Walzern erweitert und die Art beflügelt. Strauß, der Dämonische, und Lanner, der Elegische, haben den Wiener Walzer zur kleinen Symphonie der Heiterkeit und Schönheit erhoben. Diese Wiener Musik erschien allerorten, stimmte alle Geister und beflügelte alle Schritte, sie überschüttete wie mit einem Notenregen das Wiener Leben und begrub unter diesem Tonfalle das Denken, erstickte im Keime das Handeln des Mannes. Wien tanzte und war politisch ruhig.

Die Wiener Gesellschaft bestand aber keineswegs bloß aus Elementen, welche sich sorglos dem Vergnügen hingaben; es gab zahlreiche Kreise, denen Bestrebungen zur Erreichung der geistigen Güter gemeinsam waren. Unter der trügerischen Hülle des Lebensgenusses, welche viele Fremde täuschte, lebten breite Schichten der politisch Wissenden, der Lernenden, Anregenden nnd Strebenden. Hierzu gehörten der juridisch-politische Leseverein, der Gewerbeverein u. m. a. Gewerbsleute, welche sich gegenseitig unterstützten und förderten, Advokaten und Professoren, welche zusammenkamen, um Fachzeitschriften zu lesen und wissenschaftliche Bücher aus der anfänglich kleinen, aber rasch zu Bedeutung herangewachsenen Bibliothek zu entlehnen, wer konnte solchen Bestrebungen einen gewissen Grad von Harmlosigkeit absprechen? Und doch wurde späterhin von dem Gewerbevereine durch Beschwerden und Bittschriften der Baum herbeigeschaft, um die unschränkte Regierungsform aus den Angeln zu heben, und der juridisch-politische Leseverein ist die Geburtsstätte liberaler Minister geworden. Ebenso war die Universität Wiens voll des neuen Geistes. Man ehrte die Professoren, von welchen man mit einiger Sicherheit annahm, daß sie sich den neuen Ideen zugewendet, und geißelte jene, welche alt und veraltet nicht mit der Neuzeit gleichen Schritt gehalten hatten. Aus den Reihen der ersteren, deren Vorlesungen stark besucht waren, gingen scharfsinnige Juristen, Lehrer und Staatsmänner hervor. In der Juristen-Fakultät war der beliebteste Professor vor dem Jahre 1848 Dr. Heye, ein noch junger Mann mit sprechenden großen Augen und einer Beredsamkeit, die zu erwärmen und zu begeistern verstand. Die Wiener medizinische Fakultät glänzte weit hinaus gleich einem Leuchtturme. Ihr Ruhm stand fest in Europa. Männer wie Rokitansky, Skoda und Hyrtl hielten den Namen Wiens aufrecht, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, was dieses auf dem Gebiete ernsten

Forschens, strenger Wissenschaft vermag. Fortschritt predigte auch alles im Polytechnikum. Durch die neuen Erfindungen wurde der Nutzen in das klare Licht gestellt, welchen die Welt aus dem nie rastenden Denken und Sinnen der Forscher zieht. Österreich war nicht zurückgeblieben in der Technik und Mechanik, ja es hatte einen Überschuß an großen Lehrern und gab Karmarsch und Redtenbacher an Deutschland ab. Es brachte auch Ressel, den Erfinder der Schiffsschraube, hervor, dessen Gestalt in einem technisch wenig gelungenen, vorzeitig schwarz gewordenen Erzbilde in dem dürftigen Garten vor der technischen Hochschule trauert.

Von den Männern, welche die Versammlung der niederösterreichischen Landstände bildeten, war der Kampf um das Recht nie völlig aufgegeben worden. So sehr auch ihr Wirkungskreis eingeengt blieb, verstanden sie es doch zu sprechen und von sich sprechen zu machen. Sie hatten das Recht, sich zu amtlichen Sitzungen zu versammeln und nahmen sich die Freiheit, Vorberatungen und Nachberatungen zu halten, heraus. Diese waren bedeutungsvoller, verheißungsvoller als die Vorlagen der Regierung. Und den Gedanken und Gefühlen, welchen man im Bureau nicht Worte leihen durfte, gab man des Abends im Salon Ausdruck. Hier herrschte schöne Gastlichkeit und edler Josefinismus. Dichter und Schriftsteller bildeten die Zierden dieser Kreise und waren ob mannigfacher Anregung und Förderung geistvoll-anmutigen Frauen und edlen Männern zum Dank verpflichtet. Noch weiter gingen die Schriftsteller. Diese ließen Korrespondenzen in auswärtigen Blättern und ihre Bücher zensurfrei im Auslande erscheinen. Die bedruckten Blätter flatterten auf Umwegen über die Grenze und wurden eifrig gelesen. Die Wirkung, welche Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ auf jugendliche Gemüter hervorbrachte, wird heute kaum mehr völlig begriffen werden. Wie eine Offenbarung trug man das Buch verborgen bei sich, zog es, wenn man sich unbeachtet sah, hervor, las mit flammenden Wangen und Augen, las wieder, bei Tag und bei Nacht, lernte die Gedichte auswendig, schrieb sie ab, teilte dieselben den Freunden mit. Kurandas „Grenzboten“, die vielgenannten grünen Hefte, wurden gierig gelesen von denen, welche in deren Besitz gelangten, und solchen, denen sie leiheweise überlassen worden waren. Und welches Fest war es, wenn einer oder der andere der im Auslande lebenden und schreibenden Österreicher nach Wien kam und man das Glück hatte, in den Kreis zugelassen zu werden, der sich um ihn versammelte. Namhafte Dichter, wie Gutzkow, Laube und Kühne, Mitglieder des jungen Deutschlands, wurden, wenn sie nach Wien kamen, vielfach aufgesucht und angestaunt. Es hielt sich der für einen Jünger von einiger Bedeutung, den diese Männer ihres Umgangs würdigten.

All die Kreise, welche wir geschildert, hatten ihre Vertretung bei ersten Vorstellungen von Stücken im Hofburgtheater; fast alle hervorragendsten Männer, welche wir genannt, wohnten diesen Aufführungen bei. Das

Burgtheater was das Forum Wiens. Hier durfte man offen seiner Gesinnung Ausdruck geben, durch Zustimmung oder Zurückweisung der vorgeführten Werke, durch Beifalls- oder Mißfallsbezeugungen. Es geschah dies nicht roh, nicht gewaltthätig, denn man brachte litterarische Bildung und gute Lebensart mit; aber die Zustände hatten eine solche Spannung der Geister hervorgerufen, der langjährige Druck eine so große Meisterschaft im aufmerksamen Hören und Sehen, im Auffangen jeder Anspielung, im Erhaschen der Bedeutung jedes doppelsinnigen Wortes herbeigeführt, daß ein leises Murmeln, welches durch das Haus ging, ein leichtes Zischen, das die Lippen kaum bewegte, über die Gesinnung der Versammlung keinen Zweifel ließen. Trotzdem in den Logen der hohe Adel fast vollzählig anwesend war, welcher das Burgtheater seit jeher, trotz Kotzebue und Genossen, als die höhere Bildungsschule der heranwachsenden Jugend, besonders der Komtessen, betrachtete, gaben doch in diesem Hause die Beamtenwelt, das Bürgertum und die Studenten den Ton an. Die vornehmen Kreise hielten sich, wie stets, verpflichtet, ihrem Wesen gemäß, Zurückhaltung zur Schau zu tragen und überließen die freie Kundgebung der Meinung dem fortschrittlich eingreifenden Elemente.

Der litterarische Wortführer jener Zeit war Eduard v. Bauernfeld. Er hat das Wiener Lustspiel auf den Bahnen, die Schröder und Kotzebue vorgezeichnet, weitergeführt. Bauernfeld begann mit harmlosen Bildern aus der Wiener Gesellschaft, schilderte die bürgerlichen und romantischen Zeitgenossen, die Bankiers Müller und die kleinen Beamten, die vornehmen Lebemänner und verschmitzten Diener. Er begann, sachte, hier und da ein ätzendes Wort in das Publikum zu werfen, wagte sich dann weiter vor, bis er gegen das Ende der vierziger Jahre die politische Anschauung seiner Zeitgenossen den Gestalten auf der Bühne in den Mund legte. Bauernfeld kannte und beherrschte sein Publikum vollständig und hielt die Zeit für reif, um das Lustspiel „Großjährig“, dessen Hauptperson einen Österreicher darstellte, zu schreiben. Man ließ es aufführen, nachdem allerlei gestrichen worden war. Der Rest schien ungefährlich, die Hälfte wirkte aber voll; es war ja noch genug übrig geblieben. Bauernfeld gab dem liberalen Teile der Wiener Gesellschaft, welcher sich zu einer Art Verein zusammengethan hatte, das Losungswort.

Großjährig! Das war das Wort, welches mitten in die Herzen der Bevölkerung Wiens traf. Großjährig, das sind wir, und wir wollen zeigen, daß wir es sind! Von da an war Wien wirklich großjährig geworden, entschlossen, den Besitz, der ihm bisher streitig gemacht worden war, anzutreten und sich dem übermäßigen Drucke der Vormundschaft, der auf ihm lastete, zu entziehen.

So keimten und wuchsen die liberalen Ideen und wurden in ganz Österreich verbreitet. Geflügelte Worte und scharfe Witze flogen wie Pfeile in der Luft. Ja selbst die Musik machte sich zum Verbreiter der nationalen

und freiheitlichen Bestrebungen. Der neu gegründete Wiener Männergesangverein sang in dem „Walde, der hoch oben aufgebaut war“, bei Dornbach, des Böhmen Kaliwoda „Deutsches Lied“, man zog ihm nach, wie dem Spielmanne von Hameln, jubelte ihm zu und murmelte, müde zurückgekehrt, des Nachts noch auf seinem schlechten Lager: „So klinge fort, du deutsches Lied!“ —

Das Jahr 1848, die große Wende in dem Völkerleben Österreichs, war auch entscheidend für die Umwandlung der Gesellschaft Wiens. Wie eine Theaterdekoration verschwand fast die ganze Lebewelt der Hauptstadt des Reiches, und andere Kreise der Gesellschaft traten, wie aus einer Versenkung, an die Oberfläche. Durch die revolutionäre Bewegung wurde die feudale Aristokratie, welche bis dahin ihren Reichtum in den Mauern der Residenz in glanzvoller Weise ausgebreitet hatte, verscheucht. Die großen Besitzer von Grund und Boden hatten sich zurückgezogen, der bewegliche Besitz trat in den Vordergrund. Wien war eine Neuriß-Stadt geworden.

Die Umwandlung der Gesellschaft vollzog sich nicht von einem Tage zum andern; sie trat allmählich ein. Es konnte auch nicht anders sein. Die großen Herren, welche durch die Aufhebung der Robot empfindlich getroffen wurden, hatten mit ihren geminderten Einkünften zu rechnen und ihre Lebensweise danach einzurichten. Sie mußten den Ausfall in ihrem Einkommen durch den Ertrag erhöhter landwirtschaftlicher Thätigkeit und jenen von Industriezweigen verschiedener Art wettzumachen suchen. Das erforderte große Anlagesummen; aber auch eigene Thätigkeit, eigene Arbeit, zum mindesten das Bemühen, Männer von Talent und Arbeitskraft zu gewinnen, welche die neuen Gründungen durchzuführen imstande waren. Das erforderte ferner Selbstbeaufsichtigung der Landwirtschaft und Industrie und die Folge davon war verlängerter Aufenthalt auf den Gütern und Abkürzung des vergnüglichen Lebens in der Residenz. Die Wirren in Ungarn, die Ereignisse in Italien hatten überdies den Adel der transleithanischen Länder und die Mailänder Kaufleute bewogen, Wien zu verlassen, und dieses bot, wegen des der Revolution folgenden Belagerungszustandes, auch für solche keinen anziehenden Aufenthalt, welche sich sonst aus politischen Gründen nicht von der Hauptstadt entfernt hätten. Die Lücken, welche in die Gesellschaft Wiens gerissen worden waren, traten klaffend hervor; denn langsamer als das Werk der Zerstörung geht das Werk des Aufbaues vor sich; langsamer als der Verlust, das Erwerben und Ansammeln.

Durch den Versuch, die geschichtlichen Rechte der verschiedenen Königreiche und Länder zu beseitigen und aus denselben, mit Einschluß der früher gesonderten Länder der Stephanskrone, ein einheitliches Gesamt-Österreich zu gestalten, dessen Mittelpunkt Wien sein sollte, trat letzteres in eine veränderte Stellung. Alles politische und geistige Leben vereinigte sich in der Hauptstadt. Zur Hebung und Verallgemeinerung der Bildung wurden die Lehr- und Bildungsstätten reformiert und vermehrt, Wissenschaften und

Künste mehr wie je gepflegt. Von Wien, dem Hauptstapelplatze der Industrie, des Handels und Verkehrs, wurde ein Netz von Eisenbahnen angelegt, welches strahlenförmig die Schienenwege bis in die entlegensten Teile des Reiches führte. Zur Förderung der Thatkraft des Bürgertums erhielt Wien in allen das Gemeindewesen berührenden Angelegenheiten das vollste Selbstbestimmungsrecht. Dadurch, daß allen Staatsbürgern gleiche Rechte eingeräumt wurden, erhielten auch die Juden die gleiche Stellung mit den übrigen Gemeindemitgliedern, sie konnten ungehindert Grund und Boden erwerben, Handel und Gewerbe betreiben. Der Adel in Wien hingegen verlor viel von seiner früheren Bedeutung, und es trat das Bürgertum in seinen verschiedenen Schichten mehr in den Vordergrund. Bestand das Bürgertum ehemals vorwiegend aus dem Hausbesitze und den günstigen Gewerben, so kamen durch die Assoziation des Großkapitals, die Ausbildung der Großindustrie, die Bildung neuer Geld- und Kreditinstitute und die Ausbreitung der Luxus- und Baugewerbe in dasselbe neue Elemente, und nach der Einführung der Gewerbefreiheit vergrößerte sich durch das Zuströmen Fremder zwar die Zahl der Kleingewerbetreibenden, aber in demselben Maße verringerte sich deren Wohlstand, und er geriet durch die Fortschritte und die Ausbreitung der Fabriksindustrie oft in harte Bedrängnis. So wie das Bürgertum hatte der Beamtenstand infolge der Umgestaltung der Staatsverwaltung auf modernen Grundlagen an Ausdehnung zugenommen und bildete einen beträchtlichen Faktor in dem gesellschaftlichen Leben.

Wien selbst mit seinen alten Bastionen und Stadtgräben, welche die innere Stadt von den Vorstädten abschlossen, wurde zu klein für die rasch zunehmende Bevölkerung. Es trat eine bedenkliche Wohnungsnot ein, welche zur sozialen Not stieg, und damit das Bedürfnis zur Erweiterung der inneren Stadt. Aus der alten Festung mit den engen Gassen war eine offene, freundliche und bequeme Stadt geworden. Deutlicher konnte sich die Umwandlung der Gesellschaft nicht aussprechen als in der Art und Weise der Neubauten. Während in dem alten Teile der Stadt der Hochadel in seinen ehrwürdigen Palästen blieb, breiteten sich auf der Ringstraße die reichen Bürger und die noch reicheren jüdischen Bankiers aus. Letztere setzten einen Stolz darein, Prunkhäuser für sich und überdies Zinshäuser zu bauen; sie ließen ihre Bauten von ersten Künstlern errichten, gleichsam um zu zeigen: hier sind wir, hier bleiben wir, hier ist es schön, hier wollen wir unsere Paläste bauen. Ihr neues Recht, Grund und Boden besitzen zu dürfen, glänzte jetzt förmlich in Prachtausgabe, mit reichem Goldschmuck, in der Auslage. Der Segen des neuerwachenden Kunstsinnes erfüllte auch das Innere dieser Gebäude. Manche wurden nicht nur prunkvoll, sondern auch künstlerisch schön ausgestattet. Hansen und Carl Rahl schmückten einen Prachtsaal im Palais Todesco, der bis heute noch kaum übertroffen worden ist, mit goldenen Decken- und prachtvollen Wandgemälden. Was

Wien und das Ausland an Produkten der Kunst und Kunstindustrie hervorzuzaubern vermochten, das wurde aufgestapelt in den Sälen und Zimmern der mittlerweile zu Finanzbaronen erhöhten Bankiers.

Das Selbstgefühl des neuen, reichen Bürgertums zeigte sich aber noch in anderen charakteristischen Erscheinungen. Die Geldwelt Wiens saß in dem Theater, in den Logen, fuhr in glänzenden Karossen in den Prater, baute Villen und Sommerpaläste in Baden und Vöslau bei Wien, in Hietzing und Mödling, in dem schmalen Wienthale, an den Seen Oberösterreichs und in den Thälern Tirols; sie kaufte große Herrschaften in Österreich, Ungarn und Galizien; die Bankiers wurden Großgrundbesitzer, kurz, wo ehedem der Geburtsadel geherrscht hatte, gab jetzt der Geldadel zumeist den Ton an. In den Salons der Finanzwelt erschienen die Minister, die Diplomaten und anderen hohen Würdenträger. Graf Beust war der Mittelpunkt der Soireen, welche die Geldmänner veranstalteten. Von dem alten österreichischen Adel waren nur solche Mitglieder in diesen Salons zu sehen, welche sich an den zahlreichen volkswirtschaftlichen Gründungen beteiligt hatten oder selbst unternehmende Gründer geworden waren. Dagegen sah man dort gerne und oft Gelehrte, Professoren, Dichter, Künstler, Schauspieler und Sänger.

Selbst das politische Parteileben rief in den leitenden Kreisen der Wiener Gesellschaft keine allzugroße Trennung hervor. Liberal war ein Teil des deutschen Hochadels, liberal die Bureaukratie, der Geldadel und das Bürgertum. Instinktiv fühlten diese heraus, daß mit den Ideen des Liberalismus und des zentralistischen Systems der Glanz und das Emporblühen der Reichshauptstadt unzertrennbar verbunden ist. Von mächtigem Einflusse war hierbei die politische Tagespresse, die seit dem Jahr 1848 einen großen Aufschwung genommen hatte. Die öffentliche Meinung war jene der Zeitungen. Das Publikum sprach nach, was es gelesen.

Außerordentlich belebend für den Geist der Gesellschaft war die Freigebung der Wissenschaft, die Reform der Hochschule und die Gründung der Akademie der Wissenschaften. Auf allen Gebieten regte sich ein rascher Forschungseifer, und eine Reihe von Gelehrten trat in Wettbewerb mit den Fortschritten der deutschen Wissenschaft. Die Ergebnisse der Gelehrsamkeit wurden Gemeingut weiterer Kreise und wirkten zugleich befruchtend auf den Unterricht. Aber auch die bildenden Künste traten in neue Bahnen, deren Vertreter errangen sich durch ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst, der Malerei und Bildnerei eine geachtete Stellung in den weitesten Kreisen und wirkten veredelnd auf die Schöpfungen des Kunstgewerbes.

Das Burgtheater war nicht mehr wie vor dem Jahre 1848 das Umundauf der hauptstädtischen Gesellschaft; es hatte an politischer Bedeutung verloren, dafür war es besser geworden als Kunstinstitut und damals weitaus die beste Bühne in Deutschland. Es dankte dies zwei deutschen Schriftstellern von Bedeutung, zwei Bühnenmännern seltener Art: Heinrich Laube und, nach ihm, Franz von Dingelstedt. Beide erwarben sich aber noch

andere Verdienste um die Wiener Gesellschaft, indem sie in ihren Salons wöchentlich nur die gesuchtesten Vertreter der Litteratur versammelten. So wie das Burgtheater war auch die Volksbühne in andere Bahnen getreten, welche damit aber auch viel von ihrer Eigentümlichkeit eingebüßt hatte. Sie konnte sich der Einwirkung des Tages nicht entziehen. Was damals die ganze Welt beschäftigte, der Widerhall der Straße und der Vereine, deren Schlagworte und politische Ausfälle blieben ihr nicht fremd und damit ging der innere Gehalt der Stücke verloren. Zuletzt wurde sie fast vollständig verdrängt durch die französische Operette, bis Anzengruber derselben wieder eine edlere Richtung zu geben versuchte.

Das Wiener Leben blühte und gedieh bis zum Jahre 1873 durch den ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung, dessen Krönung die Weltausstellung war. Die riesige Rotunde des Ausstellungspalastes wölbte sich wie ein Triumphdach über das Schönste, was Europa, was Wien hervorgebracht; durch den Übermut und die Waghalsigkeit der industriellen Kreise und der mit ihnen verbundenen Börsenhelden konnte aber die furchtbare volkswirtschaftliche Krise mit ihren verheerenden Wirkungen in allen Schichten des Bürgertums nicht ausbleiben. So wurde die Ausstellungsrotunde zu einer Art von Trauerdenkmal jener Tage, während welcher das reiche Wien arm geworden ist.

Wien konnte sich um so schwerer von dem harten Schlage erholen, als die Folgen der Zweiteilung des Reiches, die nationalen Kämpfe immer fühlbarer wurden und in den Hauptstädten der Provinzen sich ein eigenes politisches und soziales Leben entwickelte, welches dem Mittelpunkte des Reiches viele reiche, treibende und schaffende Elemente entzogen hatte. Trotz aller politischen und volkswirtschaftlichen Hindernisse wird Wien aber immer die von der Natur mitten in das Herz Europas gestellte Großstadt sein, die an dem Ufer eines großen Stromes gelegen, von einer aufgeweckten, lebhaften Bevölkerung voll Talent und Freisinn bewohnt, zeitweise, wie es manchmal den Anschein hat, in ihrer Entwickelung stille steht, aber bald wieder, gleichsam aus dem Schlafe erwachend, zu neuem, kräftigem Leben sich aufschwingt.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig.

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend verfaßt von A. W. Grube.

7. Auflage. 2 Teile. Mit 4 Stahlstich-Bildnissen ɪc.

gr. 8. 45¼ Bogen. Brosch. 7 M., eleg. in 1 Band geb. 8,50 M.

Bei diesem Werke ist der pädagogische Zweck mit die Hauptsache. Es bietet abgerundete Biographieen von Männern der Wissenschaft und Kunst, der Politik und des Krieges. Zwar besitzen wir in unserer Litteratur vortreffliche Biographieen der berühmtesten Persönlichkeiten, aber diese entweder so weitschichtig, daß ihr Studium sehr zeitraubend und ihre Beschaffung äußerst kostspielig ist, oder so skizzenhaft, daß ihre Lektüre sich erfolglos erweist. Der Herr Verfasser hat — überzeugt von dem hohen Werte und bildenden und belehrenden Einflusse, den die Lektüre von Biographieen auf die Jugend ausübt — hier die rechte Mitte getroffen, indem er mit pädagogischem Takte stets das für die Jugend Bedeutsamste auswählte und auf wahre Bereicherung des Wissens, auf Bildung des Herzens und Erweckung idealer Bestrebungen bei der Jugend einzuwirken suchte, — und zwar dies alles in lebendigster und ansprechendster Darstellung.

Charakterbilder aus der Geschichte und Sage

für einen propädeutischen Geschichtsunterricht herausgegeben von A. W. Grube.

30. Aufl., 3 Teile, mit 4 Stahlstichen.

gr. 8. 63¾ Bogen. Brosch. 9 M., eleg. in 1 Band geb. 10,50 M.

I. Teil: Die vorchristliche Zeit. Mit dem Bildnisse Alexanders des Großen und einer Ansicht des Forum romanum. 15½ Bog. Brosch. 2,70 M.
II. Teil: Das Mittelalter. Mit dem Bildnisse Karls des Großen. 19¼ Bogen. Brosch. 3 M.
III. Teil: Die neue Zeit. Mit dem Bildnisse Friedrichs des Großen und einer Zeittafel. 29 Bog. Brosch. 3,30 M.

Grubes pädagogisch-schriftstellerische Eigenschaften: feiner Takt, das Rechte und dem Bedürfnis Entsprechende zu treffen, große Gewandtheit, es gut und anziehend auszuprägen, und durch seine Darstellung nicht bloß die Phantasie, sondern den ganzen Menschen zu beschäftigen, sind unstreitig am glänzendsten in seinen „Geschichtsbildern“ hervorgetreten, weshalb diese auch gerade bei der Lehrerschaft hoher Anerkennung und dauernder Empfehlung in den Kreisen der heranwachsenden Jugend sich zu erfreuen gehabt haben. Die von dem Buche bis jetzt erschienenen 30 starken Auflagen bestätigen dies in überzeugendster Weise.

Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte.

Von Albert Richter.

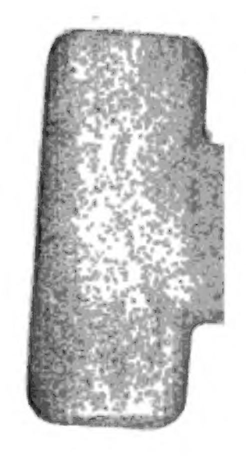
2., vermehrte Auflage. 2 Teile. Mit 1 allegorischen Titelbilde und 100 Holzschnitten im Text.

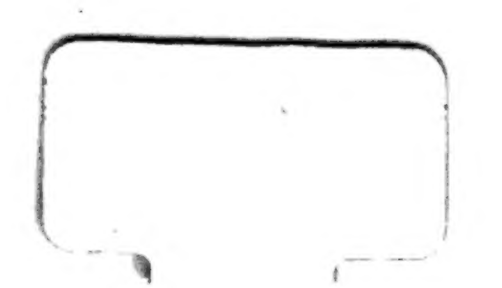
gr. 8. 66½ Bogen. Brosch. 10 M., eleg. in 1 Band geb. 11,50 M.

Dieses Werk — ein Seitenstück zu Grubes (politischen) Geschichtsbildern —, welches einen vollständigen Überblick über alle Gebiete deutscher Kultur zu geben versucht und das materielle wie das geistige Leben des Volkes in anschaulich gehaltenen, mit reichem Detail ausgestatteten Bildern vor die Augen der Leser führt, darf Anspruch auf das lebhafteste Interesse bei der reiferen Jugend in höheren Schulen, wie überhaupt in allen Kreisen der Gebildeten erheben. Vor allem steht aber zu hoffen, daß die deutsche Lehrerschaft den von ihr ausgesprochenen Wunsch nach einem Buche, daß die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen auf dem Gebiete der deutschen Kulturgeschichte in volkstümlicher Sprache zusammenfaßt und sich solchergestalt zur Belebung des geschichtlichen Unterrichts vorzüglich verwerten läßt, in dem Richterschen Werke voll befriedigt findet. — Die 2. Auflage ist durch ein umfängliches Sachregister bereichert worden.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google